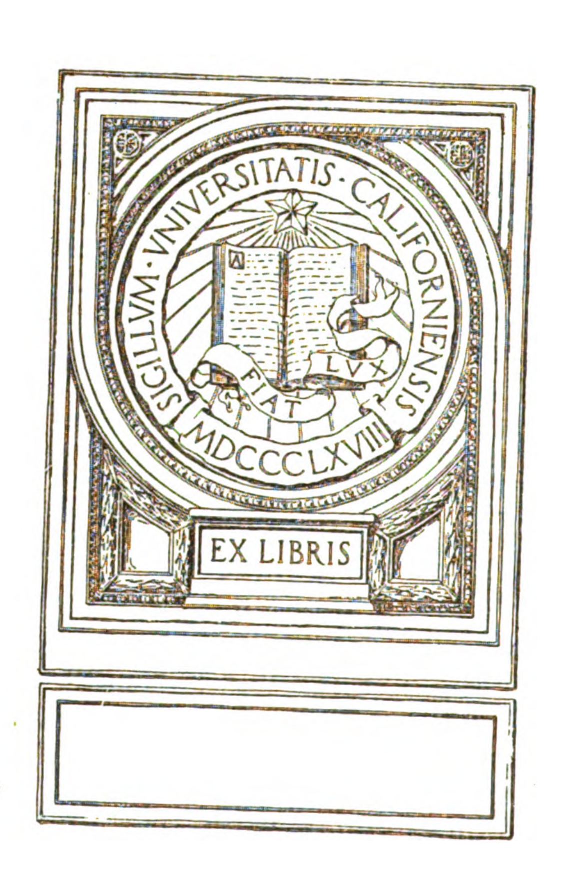

UC-NRLF
B 3 914 653


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CCIII

(April — Mai — Juni 1925)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

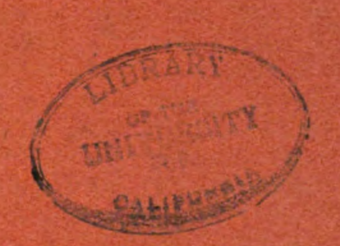
Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertunddritten Bande (April—Mai—Juni 1925)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang April 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“
begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder unmittelbar vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Geistige Überbrückung sozialer Gegensätze

Von

Adolf Helbok

Der große Aufschwung im geistigen Leben der deutschen Nation, den der Humanismus brachte, verband sich mit dem Entstehen einer Kluft, die sich zwischen den Kreisen der Gebildeten und der Masse des ungebildeten Volkes allmählich auftat. Wenn auch von den Zeitgenossen nicht beachtet, so war dieses Ereignis doch ein ständig mehr wirkendes, und es war um so schlimmer, als es die bisherige geistige Einheit störte. Die führenden geistigen Kreise waren sich dieser betrüblichen Tatsache am wenigsten bewußt und schwelgten in dem Genusse der großen Welt, die ihnen der Zeitgeist erschlossen. Die Wissenschaften nahmen von dort an einen ungeahnten Aufschwung, der dann ganz gewaltigen Umfang gewann, als die beschreibenden Naturwissenschaften jene Wendung nahmen, die ihnen den Ruf der exakten Wissenschaften eintrug. Nun häuften sich Beobachtungen von Einzeltatsachen in Masse nebeneinander auf, bald wurde es nicht mehr möglich, daß ein einzelner all das Untersuchungswerte in den verschiedenen Gebieten überschauen konnte. Was früher *einer* machte, wurde das Arbeitsfeld vieler Hände. Das Wort Arbeitsteilung wurde ein Schlagwort der Zeit, und bald war es nötig, sich auf ein Einzelgebiet einzustellen, wollte man mit schöpferischer Kraft an die Kernfragen eines Wissensgebietes herankommen. So entstand jenes Spezialistentum, das anfangs wohl das gesamte Wissen eines Faches auf ein Einzelfeld, eben das Fachgebiet des Spezialisten, zu projizieren vermochte, heute aber den Blick über das engere Gebiet hinaus selten mehr zu lenken vermag.

Daraus entstanden insbesondere zwei weitgehende Schädigungen im Bildungsleben der Nation. Zunächst kann man nicht in Abrede stellen, daß die ungeheure Zersplitterung im heutigen wissenschaftlichen Betriebe und die damit verbundene, ins Ungemessene gehende Arbeitsteilung den Geist der Wissenschaftlichkeit zu gefährden beginnt. Sieht doch der Jurist z. B. in allen Dingen nur das Juridische, der Naturwissenschaftler überall nur Gesetzmäßigkeiten der Natur, und so alle andern.

Man darf sich nicht wundern, wenn dieser Zustand geistiger Absperrung gegeneinander, vor allem unter der Einwirkung der überlieferten Lehrpläne, auch auf die Schule übergreift, wo die Bildungsstoffe meist derart zerrissen werden, daß ihre eigentliche bildende Wirkung in vielen Fällen aufgehoben wird. Denn im

Kopfe des Schülers liegt Vorstellungsmasse neben Vorstellungsmasse unverbunden nebeneinander. Die eine gehört dem Lateinprofessor, die andere dem Historiker. Schneidet dieser in der Geschichtsstunde Fragen der Geologie an, so empfindet man dies als unbefugten Eingriff in überlieferte Rechte und als Überschreitung allgemein zugestandener Grenzen. Es kann so weit gehen, daß im Schüler alle Verbindungen geistiger Bahnen versagen, wenn bei einer Prüfung derartige Grenzüberschreitungen versucht werden.

In solcher Unverbundenheit liegt eine böse Ursache der Unfruchtbarkeit des Wissens. Denn dieses Wissen besteht eben, was wohl kaum bestritten werden kann, aus starren leblosen Massen, die gleichgültig nebeneinander liegen. Durch solche scharfe Trennung wird aber schon in der Schule jene Trägheit förmlich erzogen, die davor zurückschreckt, selbst aus den verschiedenen Elementen des Wissens geistige Werte zu schaffen. Von einem kleinen Kreise geistig Regsamer abgesehen, bemühen sich daher die meisten nach Abschluß der Schule alles zu vergessen, da sie ihr Wissen als Gedächtnisballast ansehen, den man beim Sprung ins Leben besser abwirft. Es hat eben die Forschung immer nur Einzelrelationen zwischen den Erscheinungen gesucht, damit ein gewaltiges Wissen aufgehäuft, aber versäumt, das einigende Band um all dies Wissen zu schlingen. Es fehlt mit einem Worte die Totalität des Wissens.

Und daraus entstand ein weiteres Übel: die Wissenschaft verlor den Zusammenhang zum Leben. Sie frägt durch ihre Theorien, durch ihre Begriffe und Gesetze nicht nach dem tatsächlichen Gegebensein der Erscheinungen an einem bestimmten Orte oder zu einer bestimmten Zeit, sondern die Wissenschaft begnügt sich damit, festzustellen, was unter dieser oder jener Bedingung eintritt. Wo alle diese Bedingungen in der Wirklichkeit tatsächlich gegeben sind, kümmert sie weniger.

Wir sehen also, eine abstrakte Fächertrennung richtet Mauern zwischen den Wissenschaften selbst auf und eine abstrakte Fragenbeantwortung baut an einer chinesischen Mauer zwischen Wissenschaft und Leben. Die Kluft des Humanismus zwischen Bildung und Unbildung wurde damit zu einer Kluft zwischen Wissenschaft und Volk. Und damit hörte diese Wissenschaft auf, Führerin im Leben zu sein. Und das Unglück ist um so größer, als die Wissenschaft in ihren Erfolgen kaum je glänzender als heute dastand.

Es ist kein Zweifel, es mußte so kommen, die Wissenschaft ging den Weg, den sie im Interesse einer großen Entwicklung naturgemäß gehen mußte. Aber eben heute steht — in seiner Not — das tiefstveranlagte Volk der Erde, das Volk, das mehr als andere geistige und seelische Kämpfe ausgekämpft, das immer mehr auf den Inhalt als auf die Form der Dinge ging — vor den Toren der Wissenschaft und verlangt, daß sie ihm Führer sei. Verlangt Antwort auf die Fragen, die auf ihm lasten. Auf einmal sind wir, innerlich geläutert durch Jahre der Not, darauf gekommen, daß uns Bildung nicht eine Fassade, sondern tägliches Erlebnis — Glaube sein müsse!

Die Bildungsnot unseres Volkes ist kein Schlagwort! Wer in diesem Volke als Bildner oder als Forscher wandelt, findet immer wieder suchende Köpfe voll innerer Spannung, findet ernstes Fragen nach fernen Dingen und staunt gelegentlich über die Tiefe der Probleme, denen ein einfacher Dorfhandwerker oft ein ganzes Leben lang und oft ganz unverstanden nachhängt. Mit der rationalistischen Richtung der modernen Wissenschaft, die sicher in vielen Dingen Hellig-

keit brachte, ein Licht, daß wir heute nicht mehr missen könnten, ist eben vieles untergegangen: der Glaube des alten Volkes, der sein Wissen, seine Bildung war. Ich meine nicht den kirchlichen Glauben, sondern jenen, mit dem das alte Volk sein Verhältnis zu den Dingen seiner Umwelt regelte. Jene Wissenschaft, durch die es Heilung bei Krankheit suchte, die sein Rechtsleben regelte, die soziale Frage löste, sein Verhältnis zur Natur, zur Welt in geklärte Bahnen führte. Jene Wissenschaft, die heute die Volkskunde unter den Begriffen der Volksheilmittel, der Sitte und Bräuche, des Aberglaubens erforscht. Diese Wissenschaft nahm aber einst im Volke eine so souveräne Stellung ein, wie nie mehr eine Wissenschaft seit den Tagen des Humanismus, denn sie flocht um alle Stände, den Bauern, den Städter und den Gelehrten, ein einigendes Band. Das waren die schönsten Zeiten unserer Nation!

Und heute? Ein Zusammenbruch jener alten Bildung auf allen Linien! Selbst der Bauer, jene Volksschicht, die am spätesten empfangend am spätesten abgibt, warf diese alte Volksbildung spöttelnd über Bord. Es ist ja kein Unglück, daß es geschah, denn dieser Glaube ist, wie wir einsehen lernten, ein Aberglaube gewesen. Und wir wissen heute zum Glücke besser Bescheid über die Dinge um uns. Das Unglück aber ist, daß in der großen Masse des Volkes an Stelle dieser alten erledigten Bildung eine gähnende Öde ist.

Aber das Unglück ist noch größer, weil im Volke ein förmlicher Gegensatz vorhanden ist, der bis zur gegenseitigen Verständnislosigkeit führte. Dem Bauern erscheint der Professor als ungeschickter Mensch, den man zu nichts brauchen kann. Hat man nicht in den letzten Jahren den Wert des Schwerarbeiters über den des geistigen gestellt? Ich denke da nicht bloß an das bekannte Verhältnis der Gehälter und Löhne zueinander, ich möchte nur an jenen Standpunkt des Bauern erinnern, der von einem, der zu Bauernarbeit ungeeignet ist, sagt, er gäbe am besten einen Lehrer ab. Und wie erscheint dem Akademiker der Bauer? Oft genug als dummes Vieh, ohne tiefere Artung.

Wir brauchen also, wir alle, eine lebendige Bildung, und zwar eine solche, die den Bauern, Arbeiter, Handwerker, Unternehmer, Akademiker und den Gelehrten vereinigt und zu umfassen vermag. In der Tat nahm der gewaltige Entwicklungsgang der Wissenschaft der letzten Jahrzehnte bereits eine Richtung, die alle diese Hoffnungen zu erfüllen verspricht. Denn es naht das Ziel, das einst ins Auge gefaßt, über den vielen, sich entgegenstellenden Bergen, fast aus dem Auge verloren ging: die Klärung unseres Verhältnisses zur Umwelt, die Beantwortung der Fragen, die auf den Menschen aus den täglichen Kreisen seines Lebens einstürmen.

Neben den alten Wissenschaften nämlich, die den besonderen Ort und die besondere Zeit, in der ihre Objekte auftreten, nicht in ihren Interessenkreis ziehen, also abstrakte sind, tritt heute eine kleine Gruppe neuer Wissenschaften. Ihnen erscheinen die Gegenstände ausdrücklich in ihrer räumlichen und zeitlichen Bestimmung. So faßt die Geographie immer konkrete Teile der Erdoberfläche ins Auge. Und dies geschieht in fortschreitend wachsender Umfassung aller Wissenschaften, von der Geologie bis zur Kulturgeschichte. Und die Geologie selbst faßt die räumlich-zeitlichen Besonderheiten der Erde ins Auge und findet wachsende Beziehungen zu naturwissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Belangen. Es ist kein Zufall, daß die Heimatkunde auf ihrem bisherigen Werdegang, zunächst im Schulbetriebe,

enge mit der Geographie verbunden war und das Wort Landeskunde heute immer noch mehr geographisch genommen wird, obwohl man unter Landeskunde auch eine geschichtliche, sprachliche, rassische u. a. verstehen könnte.

Wissenschaftlich genommen ist Heimatkunde die Kenntnis aller jener Bindungen, in denen sich der Mensch gegenüber der Natur und dem Geistigen seiner Umwelt in bezug auf einen bestimmten Fleck Erde befindet, der sein Geburtsort oder wenigstens sein ständiger Wohnort ist. Wer sich in diesem Sinne mit seiner Umwelt auseinandersetzt, der gelangt von der heimatlichen Naturkunde stufenweise durch die nächstfolgend darauf aufbauenden Wissenschaften zu einer heimatlichen Kulturgeschichte. Dann kann ihm alles, Wirtschaft, Technik, Kunst, Gesellschaft, Staat und Weltanschauung, aus *einem* Wurzelstock des Geistigem hervorwachsen. Liegt hier nicht eine Vermählung aller Wissenschaften auf dem Boden der Heimat vor? Ist dies nicht die geforderte Totalität des Wissens? Wenn wir dies an all den vielen Stoffen, welche die Heimat als Anschauungsmaterial darbietet, erläutern, so wird Heimatkunde zu jenem Bildungsmittel, in dem sich alles geistige Leben vereinigt und von dem aus der Geist des Menschen radial in alle Welt blicken kann. Die Heimatschule kann auf diesem Wege jenen Totalitätssinn in uns entwickeln, der uns aus der Katerstimmung intellektueller Zersetzung der Gegenwart wenigstens zu einem wesentlichen Teile herauszuführen vermag.

Für die Schule handelt es sich nur darum, daß man ihr die nötige Einrichtung gebe. Die Unterstufe wird an der Heimatkunde die ersten Grundlagen einer abgeschlossenen, lebendig organischen Bildung schaffen, die zu Assoziationen vom Einzelnen aufs Ganze führt. Der lediglich bei dieser Schule bleibende Mensch wird mit dem Wachsen seiner Lebens- und Berufskreise in der Lage sein, seine Bildung durch eigenschöpferische Beobachtung zu erweitern.

Was er einst als Bildungsgut erworben hat, wird durch die ständige Einwirkung jener Umwelt, die einst Erläuterungsmittel seines Lehrers war, lebendig in ihm erhalten. Es ist nur eine Frage der Lehrerbildung, inwiefern die Lehrerschaft der Unterschule es vermögen wird, aus der Heimatkunde einen auf das Ganze führenden Unterricht aufzubauen. Die Mittelschule wird hier natürlich einen weiteren Kreis ziehen. Sie wird wie bisher die Einwirkungen der fremden Kulturen beachten müssen, aber stärker als bisher ins Auge zu fassen haben, welche Gestalt unser Volk in der Welt gewonnen. Neben die Kenntnisse der Grundrißanlage des griechischen Tempels und der römischen Villa wird die des deutschen Bauernhauses mit mindestens gleicher Berechtigung zu treten haben. Die deutsche Volkskunde wird Lehrgegenstand der Mittelschule werden müssen, während die Hochschulen alle die aus ihr hervorgehenden Akademiker an einer Lehrkanzel für deutsche Volkskunde in irgend einer Form vorbeiführen müssen. Denn Kenntnis des deutschen Volkes werden sie alle, die Theologen, die Juristen, die Mediziner und die Philosophen, grundlegend nur aus der deutschen Volkskunde gewinnen können. Deutsche Volkskunde als Lehrfach für sich aber auch als die Grundlage, aus welcher der Unterricht in deutscher Sprache, Geschichte, Geographie (soweit er sich auf gesamtdeutschem Boden bewegt) und Zeichnen erteilt wird, soll in den heranwachsenden künftigen Akademikern jene innere Grundlage schaffen, die sie befähigt, neben ihren juridischen, medizinischen, theologischen u. a. Studien die tieferen Probleme wissenschaftlicher Volkskunde zu erfassen. Wer einigermaßen auf die Wichtigkeit der Volkskunde für das berufliche Leben aller Akademiker eingestellt ist, wird diese Forderung als

ganz selbstverständlich betrachten. Leider ist bei den herrschenden Lehrplänen der Mittelschulen und bei der strengen Scheidung der Wissensgebiete an der Hochschule nicht einmal jeder Germanist oder Historiker über das Wesen der deutschen Volkskunde unterrichtet. Kein geringerer als Eugen Mogk [1]) hat einmal darauf hingewiesen, daß sich unsere Rechtspflege immer mehr vom Rechtsbewußtsein unseres Volkes entferne, und Ludwig Thoma [2]), gewiß ein guter Kenner des bayrischen Volkes, hat in den Jahren seiner Rechtspraxis feststellen müssen, daß unsere Rechtspflege allzu fremd der inneren Artung unseres Volkes gegenüber steht.

Allerdings, solange an der Hochschule die heutige Abgrenzung herrscht, wird der Jurist nicht erkennen können, was an der philosophischen Fakultät für ihn Wertvolles gelehrt wird. Und ebensolange werden aus der Hochschule jene akademisch Gebildeten hervorgehen, die, lediglich mit beruflichem Fachwissen ausgestattet, oft kaum einen größeren geistigen Gesichtskreis besitzen als ein intelligenter Handwerker.

In einem Bildungswesen, das aus engerer Heimatkunde und allgemeiner deutscher Volkskunde aufgebaut ist, stellen die einzelnen Individuen konzentrische Kreise verschiedener Größe, jedoch gleichen Bewußtseinsinhaltes dar, wobei jeder Kreis noch einen kleineren Kreis beruflichen Wissens in sich trägt. Eine solche Bildung wird uns aber die Kraft des organischen Denkens geben! Denn diese hebt sich über die leblose Trennung nach bloßer Begriffsystematik und vermag sich an den tausend Fäden der Lebensbeziehungen zu einer Weltkenntnis emporzutasten, in deren Grundsätzen sich alle Glieder der Nation gleichstehen.

Das Ergebnis wäre also ein erlebbares Wissen, das, im organischen Zusammenhang stehend, ein organisches Wachstum hat. Ferner ein eigentlicher Bildungsstoff aller Volkskreise, deren gesellschaftliche Pole sich nicht mehr wie heute durch die Bildungswelt, sondern den Wissensgrad voneinander unterscheiden würden. Geistig genommen würde damit unser Volk eine homogene Masse, ohne die gefährlichen inneren Spannungen, unter denen wir heute leben. Ein Volk gleichartiger Stromdurchlässigkeit, einem umfassenden Staatsgedanken empfänglicher als heute!

Und damit wäre die Kluft, die uns seit dem Humanismus von unzähligen Rissen begleitet innerlich schied, überbrückt. Wir erlebten die Rückkehr zu den alten Zeiten geschlossener Volksgemeinschaft, aber geklärterer Anschauung von den Dingen der Umwelt. Durch uns alle ginge der beglückende Strom der Zusammengehörigkeit, der die Glieder einer also gearteten Familie familienstolz macht. Das Bewußtsein des kleinen Mannes, sich eins fühlen zu dürfen mit dem Größten und des Größten Fähigkeit, im Kleinen seinen jüngeren Bruder zu sehen, müßte doch zu innerer Einigung führen. Und innere Einigkeit räumte für das seelische Auge jene Hindernisse weg, die den Blick auf den unermeßlichen Reichtum unseres Volkes bisher hemmten. Damit wird jeder von uns, er sei klein oder groß, in Bildungsdingen am Reichtum der nationalen Güter schwelgen können, die Heimat- und Volkskunde vor uns enthüllen.

1) Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung d. Gegenwart, Hessische Blätter f. Volkskurse 1903.

2) Erinnerungen in Gesammelte Werke. Albert Langen, München 1922, Bd. 1, S. 111.

Vielleicht wendet jemand ein, daß gerade das Gegenteil möglich ist, daß die Einstellung der breiten Masse des Volkes auf den geistigen Kreis der Heimat engherzige Sondertümelei geistig füttere. Daß eine schließlich doch nicht zu verhindernde berufliche Unzulänglichkeit der Lehrerschaft versagen werde, wenn es gilt, die Heimat zum Anschauungsmittel einer Weltbildung zu machen.

Vielleicht läßt sich dieser Einwand am besten vom Standpunkte jenes Faches widerlegen, das als Erziehungsgebiet staatsbürgerlicher Richtung schlechtweg gilt, der Geschichte.

Nicht mehr wie in Rankes Tagen betrachtet man heute vorwiegend weltgeschichtliche Zusammenhänge, sondern man ist wie in der Biologie, die von der Betrachtung der Zelle als konstituierender Einheit des Organismus ausgeht, vor allen jenen Problemen des nationalen Lebens zugewandt, deren Lösung sich durch ein Eindringen in die einfachsten Kräfte des geschichtlichen Lebens erhoffen läßt. So ist der Rankesche Universalismus, einst Voraussetzung der Ideenlehre, nicht mehr genügend. Auf der anderen Seite aber ist der Unterbau der einfach konstituierenden geschichtlichen Elemente doch schon soweit gediehen, daß jener Universalismus in neuer, nunmehr aber innerlich kernfester Gestalt, aufleben kann. Zunächst aber nötigt dies auf längere Zeit hinaus zur Stellungnahme zum Probleme unserer nationalen Geschichte, die nun faßbarer geworden, und so ist eine neue Zeit nationaler Geschichtsschreibung gerade durch die Heimatgeschichte eingeleitet. Die zusammenfassende, aufs Ganze führende Tendenz derselben wird ja durch die heutigen Ereignisse des deutschen Volkes gewaltig gefördert, eine Tatsache, auf die täglich hingewiesen wird.

Diese Zeit nationaler Geschichtschreibung schreitet aber durch die sich täglich stärker verschlingenden Bahnen technischer, wirtschaftlicher und politischer Beziehungen der Weltvölker einer neuen Periode der Universalgeschichte entgegen, in der die Nationen nicht mehr als Objekte, sondern als Subjekte innerlich abgerundeter Gestalt erscheinen. Versumpfung des Einzelnen droht aber als Zeiterscheinung entweder in Perioden des Mangels an größeren Linien oder in Zeiten allzu verstiegener Weltideen. Das erstere erlebten wir im Krähwinkel des deutschen Bürgers des 18. Jahrhunderts, das letztere in seiner überspannten Weltduselei im Zeitalter Napoleons.

Unser Volk hat seit dem 16. Jahrhundert die Schrecknisse einer Glaubensspaltung erlebt. Was dies ist, verstehen wir heute mehr denn je, seit wir den hohen Wert des Glaubens täglich mehr erkennen. Seine tiefe Veranlagung hat dieses Volk zu heißem Streite um Glaubensdinge geführt, wahrlich kein schlechtes Zeichen eines Volkes; andere, sich besser „dünkende“ Völker erhitzten sich nie um derlei Dinge. Aber nicht genug damit! Schon wieder kämpft es einen schweren Kampf, den des sozialen Problems. Achten wir darauf, daß die Risse, die sich da neuerdings vor uns auftun, nicht zu einer neuen Kluft in unserem Volkskörper führen!

Geben wir dem verwundeten Herzen den Balsam einigender heimattreuer Bildung! Dann wird die deutsche Erde ihre oft bewährte wunderbare Kraft neuerlich und am glänzendsten beweisen.

Die Grundlagen der russischen Kultur

Von

Dmytro Donzow

Das Problem, dem ich diesen Artikel widmen will, kann man kurz das Problem Rußlands nennen: Rußlands in seiner kulturpolitischen Gesamtheit. Niemals war dieses Problem so aktuell, so furchtbar aktuell, wie gerade heute. Dieses Problem war bisher nur eine Zukunftsgefahr, eine interessante Scharade für schwatzende Theoretiker, aber keine brennende Tagesfrage. Der russische Orient und der europäische Okzident waren bisher getrennt durch eine hohe, von Jahrhunderten errichtete, scheinbar unerschütterliche Mauer. Auf der einen Seite eine unbestimmte, wenn auch vielleicht interessante Welt des Chaos — auf der anderen der Höhepunkt dessen, was der Gedanke und die Arbeit des Menschen, seiner geschichtlichen Sendung bewußt, erleuchtet durch den Glanz großer historischer Traditionen, abgeschlossen in einem seit dem Untergang Roms seinesgleichen nicht kennenden Universalismus, der Welt geschenkt hat: Europa, das die entlegensten Winkel der fremden Kontinente wie eine Sonne erleuchtet.

Für dieses Europa ist nicht nur Rußland, sondern die ganze Welt mit allen ihren Erdteilen ein Planetensystem, dessen Zentrum, dessen Sonne es selbst ist! Seit Anfang des 20. Jahrhunderts begann sich dieses Bild zu verändern. Es entsprach eher den Wünschen derer, die es bewunderten, als der wirklichen Lage der Dinge. Nebelhaft, oft kindlich naiv sind die Ansichten der ersten Slawophilen über den „verfaulten“ Westen und den regenerierenden Einfluß der russischen Kultur — und doch offenbarten sie eine Tatsache von ungeheurer Bedeutung. Diese Ideen verkündeten, daß Rußland nicht mehr geneigt ist, in das europäische Planetensystem einbezogen zu werden; daß das ursprüngliche Chaos im Osten bereit ist, sein eigenes Zentrum eines neuen, noch unbekannten Systems herauszukristallisieren, eines Systems, das nicht nur volle Gleichberechtigung für sich beansprucht, sondern auch eine Anziehungskraft außerhalb der russischen Welt auszuüben bestrebt ist. Diese Anziehungskraft, die noch vor zwanzig Jahren ein mehr oder weniger witziger Einfall einiger Schwärmer war, ist vor unseren Augen zur furchtbaren Wirklichkeit geworden. Seit Tolstoi und Gorki, seit 1905 und besonders seit den Märztagen 1917 ist diese Wirklichkeit wie ein Schatten über Europa gefallen, über dieses, in seiner unvergleichlichen Zivilisation einst so selbstsichere Europa.

Rußlands Schatten machte sich überall bemerkbar. Überall wurden Einflüsse geltend, die vom einst so verachteten Osten ausgingen. Einmal äußerten sie sich in der Bewunderung vor den heroischen Gestalten der russischen Terroristen, vor den sklavischen Helden einer sklavischen Zeit. Dann in der Begeisterung für

das soziale Evangelium Tolstois, das mit seinem alttestamentarischen Pathos der kabaret-parlamentarischen Zivilisation des Westens so sehr imponierte; oder in Bewunderung der verbrecherischen Methoden der zarischen Diplomatie, der Streiche russischer Magnaten in Ouchy oder Ostende oder ihrer dämonischen Gefährtinnen (wie die Gräfin Tarnawska), den ständigen Figuren der chronique scandaleuse der großen Welt, oder endlich in der Begeisterung für den gutsitzenden Frack und die diplomatische Kunst des Herrn Tschitscherin in Genua.

Allerdings, in diesem Chaos von Eindrücken, Begriffen und Gefühlen, die so plötzlich Europa überfluteten, gab es kein System, keine Proportion, und vor allem: keinen Stil. Die verschiedenartigen Elemente der russischen Kultur paßten oft so gut zueinander, wie etwa das Moskauer „Handelshaus", ein kolossales modernes Gebäude, zu der neben ihm stehenden Kathedrale des Heil. Wassili, diesem geschmacklosen Erzeugnis des byzantinisch-mittelalterlich-moskauer Kirchenstiles. Aber — gerade dieses verlieh den russischen Einflüssen einen Zug von Originalität, einen die Nerven anstachelnden Reiz. Man interessierte sich für Rußland, wie die gelangweilten Leserinnen der „Vie Parisienne" sich für die Senegalesen interessierten. Das dem Geiste des Traditionalismus huldigende Europa reizte dieses Widerspruchsvolle, dieses Unbestimmte, dieses beständige Schwanken zwischen entgegengesetzten Polen, das für die russische Seele so charakteristisch ist. Dem Westen imponierte die Kraft, die zwar noch nichts Bestimmtes hatte hervorbringen, nichts formulieren können, über der aber — wie es schien — wie über dem vorweltlichen Chaos, der Geist Gottes schwebte, in dessen schöpferischer Hand unzählige Möglichkeiten und Formen verborgen sind.

Alles, was dort in Europa Regel ist — Arbeit, Pflicht, moralische Zucht — ist hier eine Ausnahme; alles, was dort Ausnahme — ist hier die Regel, in diesem wunderbaren Lande, wo ein Volk, das 80 Prozent Analphabeten zählt, ein Weltreich begründete; wo die radikalsten Theorien mit der barbarischsten Wirklichkeit friedlich zusammenhausten, wo perverse Mönche in den zarischen Gemächern herrschten, wo der Zar Papst und der Papst Zar war; in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten und unmöglichen Begrenzungen jeglicher Freiheit . . .

Alles dieses lockte das seit Jahrhunderten in feste Form gezwängte Hirn des Europäers wie unklare Erinnerungen an seine eigene ferne Kindheit. Aus der furchtbaren Moskauer Kakophonie glaubte er halbvergessene, einst bekannte Töne herauszuhören. Fand er nicht in der russischen Literatur den herben Humor Cervantes' und die plebejische Ausgelassenheit des Dekameron? In den hysterischen Ausrufen des Weisen von Jasnaja Poljana — die rasenden Strafpredigten Savonarolas? In Rasputin — die königlichen Narren Shakespeares? Im russischen Sektenwesen — die religiösen Bewegungen des Mittelalters, im revoutionären Terror — die Zeit Macchiavells und Ravaillacs? — Ein längst vergessenes, von der Poesie vergangener Tage verklärtes Zeitalter schien in einer großen Kultur des Ostens wieder zu erstehen, wie einst auf den Trümmern Roms die Zivilisation des modernen Europa.

Die Revolution von 1917 vergrößerte noch die Bewunderung, die man für Rußland in Europa hegte. Rußland war doch das Land, wo man am impulsivsten lebte, wo „ungeheure Probleme" gestellt und gelöst, und „größere Losungen" verkündet wurden! Der Umstand, daß es in Rußland keine so deutlich voneinander geschiedenen Klassen gab wie im Westen, daß hier bis auf den heutigen Tag keine politisch vorherrschende Klasse existierte, sondern bloß eine regierende Bürokratie, verlieh der Zentralgewalt den Anschein einer Macht, die über den Klassen, unbeeinflußt von ihnen dastand und zur Zeit Alexanders II. ebenso wie zur Zeit Lenins die „Armen" gegen die „Reichen" schützte.

Im Westen, mit seiner tief eingewurzelten Tradition, paßt man sich bei jedem Umbau den ehernen Gesetzen der Entwicklung an. Rußland kennt keine Gesetze. Dort träumte man von einem plötzlichen Sprung aus dem Reich der Knute ins Reich der absoluten Freiheit; dort brauchte 2 mal 2 nicht wie im „verfaulten" Westen 4, sondern konnte auch 5 oder 20 sein! Was Wunder, daß diese ungestüme Waghalsigkeit noch vor kurzem nicht nur Millionen Arbeitern in Europa, sondern auch solchen Geistern wie Anatole France, Barbusse, Romain Rolland oder MacDonald so sehr imponierte? Was Wunder, daß gerade heutzutage, zur Zeit der Krise der westeuropäischen Kultur, „des Untergangs des Abendlandes" und des allgemeinen Sehnens nach erlösenden Ideen — das Problem des Russentums ungeheure Aktualität gewinnt?

Wie stellen wir uns zu diesem Problem? Wie ist sein kulturell-sozialer Wert einzuschätzen? Wo sind die Wurzeln zu finden, die sein Wesen bestimmen?

Die Unbegrenztheit seines Landes, die Unerschöpflichkeit seiner natürlichen Reichtümer und seines Menschenreservoirs — dies ist der erste (geographische) Faktor, dessen Einfluß auf die russische Kultur von entscheidender Bedeutung war. Die Gebundenheit und Rechtlosigkeit des Einzelnen und der Stände — der zweite (politische), die schwache Differenzierung des Einzelnen von der Gruppe und der Gruppe von der Gesellschaft, des Subjekts von der Substanz, die Strukturlosigkeit des Volksorganismus — der dritte (soziale) Faktor. Auf diese drei Faktoren kann das ganze verschiedenartige Chaos von seltsamen Stimmungen, Überzeugungen und Ansichten der moskowitischen Massenseele zurückgeführt werden.

Ich beginne mit dem sozialen Faktor.

Charakteristisch für alle primitiven Gemeinwesen ist die Tatsache, daß ihre Mitglieder weder faktisch, noch in ihrem Bewußtsein sich von der Gesamtheit emanzipiert haben. Oder, um mit Hegel zu sprechen: „Das Moment der Subjektivität, das Sich in Sich Reflektieren des einzelnen Willens gegen die Substanz als die ihn verzerrende Macht oder das Gesetztsein dieser Macht als seiner eigenen Wesenheit, in der er sich frei weiß, ist hier noch nicht vorhanden.". An Stelle der inneren Überzeugung herrscht dort eine Herdenvernunft, ähnlich dem Instinkt der Bienen: eine Ordnung, in welcher der Einzelne und die Masse zu einer unzertrennlichen Gesamtheit verschmelzen, in der es für die gesunde Entwicklung des Individuums keinen Platz gibt.

So liegen die Dinge in Rußland.

Das Gemeinwesen hat sich dort nicht in verschiedene, scharf voneinander getrennte Klassen gesondert; das Land ist nicht unter Einzelbesitzer aufgeteilt worden. Die ganze soziale Struktur Rußlands war höchst primitiv und chaotisch. Eine ganze Reihe von Einrichtungen lastete seit Jahrhunderten über jedem russischen Bürger, über jeder Gruppe, wie die „Obschina" (Dorfgemeinde), die „Krugowaja poruka" (allgemeine Steuerhaftbarkeit), die orthodoxe Kirche und die, zuerst zaristische, und nachher bolschewistische, Selbstherrschaft. Einrichtungen, die im Gegensatz zu den freien Gebräuchen im Westen wie eine Kette die Gedanken und das Gewissen des Einzelnen festhielten und festhalten und ihn zu einem „zoon politikon" in der vulgärsten Bedeutung dieses Wortes herabwürdigten: nicht zu einem Gemeinschaftsgeschöpf, sondern zu einem Gemeinschaftstier, das in allen seinen Handlungen gewohnt ist, sich nicht vom eigenen Willen, sondern nur vom Instinkt der Menge leiten zu lassen. Das Allgemeine enthält hier alle Bestimmungen, das Subjekt war das schlechthin Bestimmte.

Die erste Folge hiervon ist die furchtbare Intoleranz des Russen gegen Alles, was sich gegen das Allgemeine, gegen das herrschende Dogma dieser oder jener

Gruppe auflehnt, was sich von ihm abscheidet. Besonders erschreckend ist diese Intoleranz der Russen fremden Nationalitäten gegenüber. Dostojewski haßt die Deutschen mit der ganzen Inbrunst seiner großen Seele, ebenso die Polen, die alle bei ihm entweder Verbrecher oder Hochstabler sind („Brüder Karamasoff"), Turgenief und Arzybascheff machen sich lustig über die Ukrainer; Puschkin über die Franzosen („Ewgenij Onegin", „Dubrowskij") usw. Der Grund dieser Fremdenfeindschaft ist die oben erwähnte völlige Unfähigkeit, die Daseinsberechtigung dessen anzuerkennen, der vom allgemein anerkannten Typus irgendwie abweicht.

Die Abneigung gegen Alles, was nicht der Schablone entspricht, was der Wut der Gleichmacherei entrinnen will, das ist die eine Seite der russischen Psyche; die andere ist die Idealisierung der Gesamtheit, der amorphen Masse, des Pöbels, als des Trägers der höheren Wahrheit. Die Menge ist alles, der Einzelne nichts. Während das alte Rom den Begriff „Civis Romanus" hervorbrachte, der in veränderter Form bis auf den heutigen Tag in Europa lebendig geblieben ist, hat Rußland nur den Begriff des „Russischen Menschen" zustande gebracht (das Wort „Rußkij", der Russe, ist im Russischen Adjektiv, kein Substantiv), durch den nicht die Rechte, sondern die Pflichten des Einzelnen, die Zugehörigkeit des Teiles zur Gesamtheit zum Ausdruck gelangen.

Dieses neue Absolutum, das ich die Gesamtheit, die Russen „Volk" (Narod) nennen, besitzt schon seinen Kultus und seine Priester. Der Begriff „Volk" hat in Rußland einen spezifischen mystischen Sinn bekommen. Das „Volk" in seinen niedrigsten Instinkten und Bedürfnissen ist dort zum Maß aller Dinge und Tugenden geworden. Der Dienst für dieses „Volk" wurde zum höchsten Glück, das an die religiöse Ekstase grenzte. Wer die Stunden vor der ersten Revolution erlebt hat, wird die ganze moralische Last, den moralischen Terror der Priester der neuen Religion empfunden haben. Die hartnäckigsten unter ihnen waren eben die Revolutionäre. Jede Erscheinung eines Individualismus wurde von diesen Kreisen verurteilt. Ehrgeiz war eine Sünde, jede ästhetische Neigung, jeder Eifer für die Erreichung besonderer Ziele ein Verbrechen, das soziale, sogar nur moralische Sich-Erheben über die Masse etwas ganz Unzulässiges. Wissenschaft, Kunst, Theater und Literatur wurden mit der stumpfen Einbildung des mittelalterlichen Mönches verworfen, sofern sie nicht in irgendeiner Weise dem „Volk" dienten und sein Leiden verherrlichten. Eine Propaganda in Versen trat an die Stelle der Dichtung, soziale Motive wurden ihr Inhalt. Man vertiefte sich in die Produkte talentloser Versemacher, in denen der russische Muschik und nachher der Proletarier als Träger der „neuen Wahrheit" verherrlicht und besungen wurden.

Der oberste Priester, eine Art Pontifex Maximus dieses Kultus, war Graf Leo Tolstoi. Er lehnte die Wissenschaft ab, weil sie nicht lehrt, wie man Brot für das Volk formt und knetet. Aus demselben Grunde verwarf er die Kunst, in der er nur die Fähigkeit erblickte, entweder „sehr schnell die Beine zu drehen", oder „sehr schnell die Saiten oder Klaviertasten anzuschlagen", oder die Begabung, „jeden Satz in jeder Weise umzuwenden". Er verwarf die Ästhetik, weil für ihn der Begriff der Schönheit etwas Aristokratisches in sich hatte. Die Verneinung alles dessen, was nicht unmittelbar den materiellen Bedürfnissen der Menge dient, was ihrem Geschmack widerspricht, wird zuweilen beim Moskowiter einfach zur Karikatur — vor allem der jedem Russen eingeborene Abscheu aller konventionellen Formen und primitivsten Anforderungen der Ästhetik (Bastschuhe und die Bluse Tolstois). Diese Formen wurden als solche, die zur Kultur des Einzelnen gehören und ihn über die Menge emporheben, verspottet und verworfen.

Umgekehrt wird jede äußere Anpassung an das „Volk" (ungeschnittene Haare, grobe Manieren) vom Russen mit Vorliebe wie eine notwendige Zeremonie

befolgt, die dem Kultus gebührt, der den Einzelnen mit dem höheren Wesen des Volkes vereinigt. Solche Stimmungen sind nicht eine Ausnahme, sondern sie ziehen sich durch die gesamte russische Literatur, deren Held in der Regel ein Bauer oder Barfüßling ist. Die Apotheose der Unkultur ist das Thema der meisten russischen Schriftsteller. „Wir", charakterisiert Dostojewski in seinen „Dämonen" diese Stimmung: „haben uns allzusehr mit unseren Bäuerlein beeilt, wir haben sie zur Mode gemacht, und eine ganze Abteilung unserer Literatur trug sich mehrere Jahre mit ihnen, wie mit einer neu entdeckten Kostbarkeit herum", und weiter: „wir haben lausige Bauernköpfe mit Lorbeerzweigen bekränzt". Mit diesen nicht ganz höflichen Worten kennzeichnet Dostojewski genial jenes Bacchanal der Pöbelvergötterung, jene Idealisierung des Primitiven, die noch heute die russische Intelligenz beherrschen. Diese Idealisierung finden wir schon bei Aksakoff, in seiner sentimentalen Verherrlichung des patriarchalischen Frondienstes. Ähnliche Gedanken finden wir bei Dostojewski, der die Rettung der Intelligenz im religiösen Mystizismus der Masse sucht. Noch weiter gingen die sogenannten „60 er". Sie wollten nicht den Bauern zum Niveau ihrer Intelligenz emporheben, sondern selbst zu ihm herabsinken und sich von seinem Geist durchdringen lassen. In den uralten Vorurteilen und dem groben Aberglauben der Bauern erblickten sie einen ganzen Schatz nachahmenswerter sozialer Ideale. Der bäuerliche Stand mit seiner Unterwerfung des Einzelwillens unter die Bedürfnisse der Dorfgemeinschaft wurde zum ideellen Wegweiser für die ganze Zukunft Rußlands. Slatowratskij verneint scharf die kulturelle Sendung der Intelligenz, sofern sie den „Mir" nach ihrem Geschmack umzugestalten sucht. Er ruft zum Dienst des „Mir". Jeder Versuch des Einzelnen, sich über diesen „Mir" zu erheben, ist ein Verrat am Volke. Der Einzelne muß in der Masse verschwinden, sich auflösen, ertrinken.

Eine Verherrlichung der primitiven Instinkte der dunklen Masse finden wir auch beim größten russischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, bei Gorki, der ein Jahrzehnt lang die ganze russische Intelligenz gezwungen hat, vor den ideellen Vätern des Bolschewismus, vor seinen Barfüßlern, zu knien. An Stelle des Bauers hat die bolschewistische Poesie, nebst dem Arbeiter, den Lumpenproletarier und Prostituierte gestellt.

Dieser Verherrlichung der Masse entspricht die unbedingte Verneinung jeder individuellen Tat. Hierfür gab es keinen Raum in der patriarchalischen Kultur der Moskowiter. Den Typus einer starken Persönlichkeit, die sich aktiv in das umgebende Leben einmischt, hat die russische Literatur nicht gestaltet. Und wenn die unglücklichen Autoren auch mit Gewalt solche Typen darstellen wollten, so entstanden nur Karikaturen (wie Stolz in „Oblomow"). Gewöhnlich sind aber solche starke Individualisten entweder nicht Russen (der Bulgare in Turgenieffs „Am Vorabend", die Kaukasier in den Dichtungen Lermontows, die Zigeuner Puschkins, die ukrainischen Freiheitshelden des Dekabristen Rylejews) oder sie gehen im ungleichen Kampf mit der allmächtigen Gesamtheit zugrunde, wie Wiera im „Abgrund" (von Gontscharow), Anna Karenina, Raskolnikof oder Dimitri Karamasoff.

Bei Tolstoi artet diese Verneinung des Individualismus in Haß gegen die Intelligenz als solche und gegen alle diejenigen aus, die durch ihre soziale Stellung und die Arbeit ihres Gehirns sich über die Masse zu erheben erdreisten: gegen die Advokaten, Ärzte, Geistlichen, und vor allem gegen die „Herren". Für ihre Darstellung geizt Tolstoi in seinen Romanen und Novellen nicht mit den dunkelsten Farben. Der Grundzug seines Wesens ist das Mißtrauen gegen die Persönlichkeit, die Leugnung jeder menschlichen Fähigkeit, mit eigenen Kräften etwas mehr zu erreichen. In der Menge, in ihren Ansichten und Neigungen erblickt er die

Offenbarung jener Wahrheit, der man dienen soll. Die Weisheit liegt nicht in der Wissenschaft, sondern im halbbewußten Gefühl des Massenmenschen. Ihm soll man folgen, ohne es lenken zu wollen, denn der Mensch ist nur dann stark, wenn ihn die Woge der Masse trägt. Dies ist der Grund, weshalb alle seine Helden, die der eigenen Kraft vertrauen und sich über die Menge erheben wollen, alle diese Wronski, Dolochoff, Fürst Andrej, Napoleon, untergehen. Umgekehrt gehen die passiven Naturen, welche die einfache Wahrheit und das Geheimnis des großen „Ich" der Masse erkannt haben, alle diese Pierres, Platon Karatajefs, Kutusoffs, als Sieger aus dem Lebenskampfe hervor, indem sie alle Sympathien des Autors auf ihrer Seite haben. Überhaupt sind die Helden Tolstois eine Verneinung des Heldentums selbst, des Prinzips einer Aktivität als solcher. An ihrem Beispiel „beweist" Tolstoi die Zwecklosigkeit und Ohnmacht jeder bewußten Tat. Sich in den Gang der Ereignisse einzumischen, sie und die Masse zu lenken, ist eine Illusion, die Tolstoi so sarkastisch und so unintelligent bei Napoleon verlacht.

Diese Tolstoische Verneinung des Individualismus läuft auf seine grundsätzliche Leugnung jeder Bedeutung des Intellektes für das Leben heraus. Die Eindrücke des Fürsten Andrej am Vorabend der Schlacht von Borodino schildernd, schreibt Tolstoi (Krieg und Frieden): „Nach diesem Zusammentreffen mit Kutusoff kehrte Andrej zu seinem Regiment zurück, beruhigt über den Gang der Dinge und über den, dem sie anvertraut waren. Je mehr er in diesem Greise (Kutusoff), in dem an Stelle des Verstandes nur die Fähigkeit zurückgeblieben war, den Gang der Ereignisse zu betrachten, die Abwesenheit alles Persönlichen wahrnahm, desto beruhigter war er darüber, daß alles so geschehen würde, wie es sollte. Bei ihm wird nichts Eigenes sein, er wird nichts hinzudenken, nichts unternehmen, dachte Fürst Andrej. Er begreift, daß es etwas Stärkeres und Bedeutenderes gibt, als sein Wollen — das ist der unentrinnbare Gang der Ereignisse."

Über Benningsen, den Kutusoff entgegengesetzten Typus, äußert sich Tolstoi folgendermaßen: „Er bemühte sich, alles möglichst gut zu machen, er überlegte Alles, aber gerade aus diesem Grunde taugte er nichts. Er taugt jetzt gerade deshalb nichts, weil er sich Alles sehr gründlich und genau, wie es einem Deutschen geziemt, überlegt." Ein ähnliches Urteil wird über Pfuhl und Weiroter und andere Generäle der großen Epoche gefällt, die sich mit ihrer Intelligenz in den Gang der Ereignisse einzumischen bemühten. Dies ist für Tolstoi, der nur den Instinkt der Masse anerkennt, natürlich ein Verbrechen.

Doch man muß nicht denken, daß diese Ideen speziell Tolstoische sind. Das, was bei Tolstoi Roman ist, war bei den Slawophilen Theorie. Aksakoff tadelt die europäische Geschichte dafür, daß ihr „die römische Kultur mit ihrem Geist des Rationalismus zugrunde liege. In ihr entwickelte sich, dank dem einseitigen Rationalismus, nicht der Geist der Allgemeinheit, sondern der Geist der persönlichen Absonderung." Dieser „Absonderung", dieser durch die Logik des den Moskowitern unbekannten Römischen Rechtes großgezogenen „Vernünftigkeit" erklären sowohl die Slawophilen, wie auch Tolstoi den Krieg. Im Namen des Herdenverstandes der kulturlosen Masse!

Die Verherrlichung der Gesamtheit führte, wie wir sehen, bis zur Verneinung alles dessen, was sich in materieller und geistiger Hinsicht über der Menge erhebt. Aber den Russen war auch dies zu wenig! Sie gingen noch einen Schritt weiter und setzten den letzten Punkt aufs „i". Sie erklärten auch alle dem deu Krieg, was sich moralisch über die Masse zu erheben wagte. Es war nicht gerecht, gut zu speisen, während andere vor Hunger sterben; manche begannen sich Gewissensbisse darüber zu machen, daß sie die Klügeren, Gesunderen, die Moralischeren waren. Sie schämten sich, daß sie weder Syphilis, noch Tuberkeln hatten,

daß sie lesen und Musik verstehen konnten. Derjenige, der dem Volke bis zu Ende dienen will, muß sich in jeder Hinsicht dem Volke gleichstellen.

Daß diese Stimmungen nicht die Stimmungen einiger Degenerierter sind, sieht man daraus, daß sie von Zeit zu Zeit in der russischen Literatur auftauchen. Das deutlichste Bild dieser menschlichen Ausartung gibt uns L. Andrejefs „Finsternis", wo der Held, ein Student, der sich in einem Freudenhaus betrunken hat, zu dem Schluß gelangt, daß man „sich schämen müsse, gut zu sein", während die Masse bis zum Halse in moralischer Verderbnis versunken ist. Er entschließt sich, zum moralischen Niveau seiner neuen Genossinnen herabzusteigen. Dies ist die Szene:

„Da" — er schüttelte seine Hände — „da halte ich mein Leben in den Händen, — seht Ihr?"

„Wir sehen. Weiter!"

„Es war prachtvoll, mein Leben! Es war rein und herrlich, mein Leben. Es war, wißt Ihr, wie die schönen Vasen aus Porphyr. Und da — seht! Ich werfe es" — und er senkte fast stöhnend die Hände, und seine Augen wandten sich zur Erde, als wenn dort wirklich etwas Zartes, in Stücke Zerschlagenes läge — „das herrliche, menschliche Leben". Zertretet es, Mädchen, zertretet es, das kein Stückchen übrig bleibt!" und er stampfte mit den Füßen. Und dann erhebt er einen Pokal „auf Alle von der Geburt an Blinden. Sehende, reißen wir uns die Augen aus, denn es ist für uns Sehende eine Schande auf Blindgeborene zu blicken. Wenn wir mit unserer kleinen Laterne die Finsternis nicht erhellen können, so löschen wir die Lichter und treten Alle in die Finsternis ein! Wenn es kein Paradies für Alle gibt, so will auch ich es nicht haben! Das ist schon kein Paradies, Mädchen, sondern ganz einfach eine Schweinerei. Trinken wir, Mädchen, darauf, daß alle Lichter ausgelöscht werden! Ein Hoch der Finsternis!"

Die Männer der französischen Revolution würden sich sicher dreimal in ihren Gräbern umdrehen, wenn sie eine solche Auslegung ihrer großen Losung „Egalité" hören würden. Indessen ist diese Interpretation typisch russisch.

Die 60 er begannen damit, daß sie die Überlegenheit einer sozialen Weltordnung der Massen proklamierten. Tolstoi erhob sich auf eine höhere Stufe, indem er die geistige Suprematie des Masseninstinktes über die Intelligenz des Einzelnen verkündete. Ihm sekundierten die Slavophilen, indem sie den Grundsatz der „Vernünftigkeit" bekämpften. Andrejef tat den letzten Schritt, indem er den früheren Geboten der russischen Philosophie: „Fort mit der Bourgeoisie! Fort mit der Intelligenz!" ein Drittes: „Fort mit der Moral!" hinzufügte. Alles, was sich über der Masse erhebt, muß mit Gewalt in den formlosen Sumpf der Verehrer der einen großen Gottheit — der Gesamtheit — zurückgestoßen werden.

Auf diese „Andrejewerei" lenkte einst auch Dostojewski seine Aufmerksamkeit, nur heißt sie bei ihm „Schigalowerei". In seinen „Dämonen" sagt Werchowenskij von der Geheimgesellschaft Schigalofs, im typisch abgerissenen Stil Dostojewskis: „Alle sind Sklaven und in der Sklaverei gleich. Im äußersten Fall Verleumdung und Totschlag, aber die Hauptsache ist die Gleichheit. Als Erstes sinkt das Niveau der Bildung, der Wissenschaft und der Künste. Die Höhe der Wissenschaften und der Künste sind nur den höchsten Begabungen zugänglich, und diese höchsten Begabungen sind nicht notwendig! Die höchsten Begabungen sind immer despotisch und haben immer mehr geschadet als genützt. Sie werden verjagt oder hingerichtet. Cicero wird die Zunge abgeschnitten, Kopernikus werden die Augen ausgestoßen, Shakespeare wird gesteinigt, das ist die Schigalowerei! Die Sklaven müssen einander gleich sein: ohne Despotismus hat es noch keine Freiheit, keine Gleichheit gegeben, in der Herde muß aber Gleichheit herrschen. Die Bildung

ist nicht notwendig, genug von der Wissenschaft! Der Bildungstrieb ist schon eine aristokratische Neigung. Ein wenig Familie und Liebe — und schon ist der Wunsch nach Eigentum da. Wir ersticken den Wunsch. Wir lassen die Trunkenheit los, den Verrat, unerhörte Laster, wir erwürgen jedes Genie in seiner Kindheit. Alles auf einen Generalnenner — volle Gleichheit!"

Diese Tirade ist vielleicht in der Form ein wenig chaotisch, wie es oft bei Dostojewski vorkommt, aber wie Alles bei ihm enthält sie eine tiefe Wahrheit. Es mag nur jeder Leser diese Schigalowerei mit den Theorien Tolstois und Gorkis einerseits und mit der Praxis des Bolschewismus, der die Intelligenz und die individuelle Moral verdammt, andererseits vergleichen, und er wird mir dann Recht geben, daß dieser Feldzug gegen den Individualismus nicht das Ergebnis einer Trunkenheit, sondern eine Massen-Erscheinung des russischen geistigen Lebens ist. Als man von den Taten der Bolschewisten las, von der Sozialisierung der Frauen, der Auflösung der Gerichte, der Schließung der Universitäten, der Hetze gegen die bürgerliche Kunst, mußte man an die „Macht der Erde" Uspenskis, an „Was ist die Kunst?" Tolstois und die „Finsternis" Andrejefs denken.

Vollstrecker und Ideologen! Praktiker und Theoretiker!

Diese Idiosynkrasie der Moskauer Psyche macht den Russen zu einer ganz besonderen „species" unter den europäischen Völkern, die mit ihnen nichts gemein hat. In seinem Buch über Rußland schreibt Prof. Masaryk, sonst ein großer Freund Rußlands: „Ich kenne ein gutes Stück der zivilisierten Welt, aber Rußland ... Obgleich ich Slave bin, hat mich die Reise nach Rußland mehr in Erstaunen gesetzt, als der Besuch irgendeines anderen Landes. England, Amerika haben mich nicht überrascht, sogar die allermodernsten Erscheinungen in ihrem Leben erschienen mir nur als eine natürliche Evolution dessen, was ich bei mir zu Hause gesehen hatte." Vor Rußland steht aber der tschechische Verehrer des großen Slavenstaates hilflos wie ein Europäer vor irgendeinem buddhistischen Tempel, wie vor etwas völlig Fremdem, das seine Sinne weder aufnehmen wollen noch können.

Ich kenne kein charakteristischeres Beispiel in der russischen Literatur, das so deutlich moskowitische Anschauung über das Verhältnis von Subjekt und Substanz spiegelt, als eine Szene aus der „Auferstehung" von Tolstoi. Tolstoi schildert am Ostersonntag eine Szene in der Dorfkirche, wo die durch den feierlichen Augenblick erregte Katja den Osterkuß mit einem Bauern tauscht, dessen Gesicht ohne Nase die Spuren einer ekelhaften Krankheit trägt. Bei mir hat diese Szene, in der der Verfasser ein Muster von schönster christlicher Tat geben wollte, nur Abscheu hervorgerufen. Beim russischen Leser wird sie gewiß, entsprechend der Absicht des Verfassers, eine entgegengesetzte Empfindung auslösen, als Symbol des mystischen Aufgehens des Subjektes in der Masse, jener mystischen „Vereinigung" des Einzelnen mit der Substanz, die, wie Vereinigung mit dem Leib und Blut Christi, das höchste Lebensziel des durchschnittlichen Moskowiters ist.

Es ist charakteristisch, daß diese Erhebung des Gesetzes der Masse zum Regulator des individuellen und des öffentlichen Lebens im Kopf des Russen nicht auf die Grenzen Rußlands beschränkt wird. Nach der heiligsten Überzeugung jedes Moskowiters wird die Gesamtheit, d. h. die russische Gesamtheit der ganzen Welt die Lebensgesetze diktieren. Die Idee des russischen Messianismus, an der sowohl Herzen, Bakunin, als auch die offiziellen Ideologen des Zarismus und die Slavophilen krankten, ihr sind auch die Kadetten, die Liberalen und vor allem die Bolschewisten unterworfen. Die einen träumten von einer geistigen Regeneration des Westens durch Rußland, die anderen von einer politischen Gesundung der verschiedenen „kranken Männer" Europas, ohne zu erkennen, daß diese Kranken im

Vergleich zu ihren ungebetenen Ärzten ganz gesund waren; die Dritten glaubten, daß Rußland mit seinen 80% Analphabeten dazu ausersehen sei, den Triumph der sozialen Gerechtigkeit in Deutschland, Frankreich, England und Amerika zu beschleunigen.

Es würde zu weit führen, dieselben Erscheinungen auch auf anderen Gebieten der russischen Kultur nachzuweisen. Jeder, der Rußland aufmerksam studiert hat, wird wohl bemerkt haben, daß dieselbe Gebundenheit des Einzelnen und seiner freien Energien sich u. a. auch im orthodoxen Ritus, in der Passivität der Gläubigen während des Gottesdienstes zeigt. Analoges finden wir auch in der russischen Heiligenmalerei. In den „Umrissen der russischen Kulturgeschichte" von P. Miljukoff lesen wir, daß „der Stoglaw" die Maler der Heiligenbilder zu einer Art Zunft zusammenschließt und den erfahrenen Malern befiehlt, nur nach den alten Heiligenbildern zu malen, und nicht nach eigenem Gutdünken und eigenen Ideen die Gottheit darzustellen."

„Alles auf einen Generalnenner!"

Wenn wir alle Formen des russischen kulturellen Lebens — die Politik, die Kirche, die geistige Kultur — unter die Lupe nehmen wollten, würden wir sicher überall denselben Geist des versteinerten Zentralismus, den Geist des primitiven Kollektivismus, der Vergewaltigung des Individuums wiederfinden.

Diese Undifferenziertheit, dieses Aneinander-Gleichen kommt sogar physisch im Typus des Moskowiters zum Ausdruck. Nicht von eigenen, sondern nur von vorgeschriebenen Zielen gelenkt, gleicht der Einzelne in Rußland schon äußerlich eher einem Kinde, als dem zielbewußten, seiner eigenen Kraft und dem eigenen Verstande von Kindheit an überlassenen und zur Selbständigkeit erzogenen Bürger des Westens. „Der Moskowiter", sagt Tschaadajeff, „hat keine Physiognomie." Und im „Oblomoff" lesen wir, daß sich sein Antlitz durch eine „gänzliche Abwesenheit jeder bestimmten Idee, jeder Konzentrierung der Gesichtszüge auszeichnete".

Die universelle Stellung der Gesamtheit im sozialen und geistigen Leben Rußlands ist nur einer der Faktoren, welche die russische Mentalität beeinflußt haben. Ein anderer Faktor ist die Gebundenheit und Rechtlosigkeit des Einzelnen, sowie auch der sozialen Klassen und Stände, die das neue Rußland als Erbe vom alten Moskau übernommen hat. Wir brauchen hier nicht auf die Gründe dieser die Erscheinung einzugehen — es genügt, sie festzustellen. Während sich im Westen Stände schon am Anfang der Geschichte selbst organisieren (die Zünfte der Handwerker, Selbstverwaltung der Städte, die Unabhängigkeit des Klerus, Feudalismus, frühzeitige Aufhebung der Leibeigenschaft), wurden sie in Rußland gewissermaßen vom Staate selbst organisiert. In der „Geschichte der Stände in Rußland" vom bekannten Moskauer Gelehrten Prof. Kljutschewski lesen wir: „In anderen Ländern kennen wir staatliche Ordnungen, die auf den Rechten und Pflichten der Stände, oder auf den Rechten ohne die entsprechenden Pflichten beruhen . . . Die politische Ordnung im Moskowitischen Staat gründete sich nur auf ständischen Pflichten, die nicht mit Rechten verknüpft waren." Die Kirche war nur ein Werkzeug in den Händen der zentralen Macht (die Revolution hat in dieser Beziehung nichts geändert). Die Bauernschaft wurde von der Leibeigenschaft erst im vorigen Jahrhundert (1863) befreit. Einen „dritten Stand" hat es in Rußland bis vor kurzem fast nicht gegeben. Die Städte hatten keine Selbstverwaltung, ein Feudalismus hat sich nicht entwickelt, der Adel war nur scheinbar frei. Er erhielt einige Privilegien, aber nur solche privater, nicht öffentlich-rechtlicher, korporativer Natur, wie das Recht des „Seelenbesitzes", der Freiheit vor körperlichen Strafen usw. Sehr beschränkte korporative Rechte erhielt er erst am Ende des 18. Jahrhunderts. Das freie Arbeiter-Gewerkschaftswesen hat keine Zeit gehabt —

zwischen dem Wanken der zaristischen und der Befestigung der bolschewistischen Oligarchie — sich zu entwickeln.

Diese Sklaverei, das Fehlen jeder Selbständigkeit der Stände, hatten für die geistige Kultur Rußlands die verhängnisvollsten Folgen. Diese Folgen waren: erstens, ein äußerst unentwickeltes Gefühl für Recht und Pflicht, mit allen sich daraus ergebenden seltsamen Theorien und Gewohnheiten, und zweitens, die Theorie und Praxis des Anarchismus: von oben und von unten.

Beginnen wir mit dem ersteren. Die Normen für das menschliche Verhalten kann man einteilen in solche, die nur der einen Seite etwas befehlen (imperare), wie z. B.: „Liebe Deinen Nächsten!" Von diesen Normen läßt sich kein Recht für eine andere Seite ableiten. Andere Normen befehlen nicht nur der einen Seite, sondern geben auch der anderen, was dieser zukommt (alii attributum), als ihr Recht, das sie von der ersteren zu fordern hat, z. B. das Gesetz, die Schulden zu bezahlen. Die Normen der ersten Kategorie, die rein imperativen, umfassen u. a. die Normen der Moral, die anderen, imperativ-attributiven, sind Normen des Rechtes, die der einen Seite das geben, wozu die andere verpflichtet wird. Für das öffentliche Leben ist es eine Frage von ungeheurer Bedeutung, welche Normen im gegebenen Gemeinwesen vorherrschen. Stellen wir uns z. B. vor, daß die Pflicht des Herrschers, sich mit den Vertretern des Volkes zu beraten; oder die Beschlüsse des Parlaments zu bestätigen, oder die Pflicht der Fabrikbesitzer, ihre Arbeiter gegen Unglücksfälle zu versichern — daß diese Pflichten nur fakultative, die entsprechenden Normen nur imperative wären, so daß ihre Erfüllung nicht verlangt werden darf. In diesem Fall bildet sich die rechtliche Psyche eines Volkes ganz anders aus, als wenn die Normen einen imperativ-attributiven Charakter hätten, mit dem vollen Bewußtsein der Berechtigten, was sie von den hierzu Verpflichteten verlangen können. Dort, wo der überwiegende Teil der Bestimmungen, welche die gegenseitigen Beziehungen regeln, als rechtliche, imperativ-attributive Normen aufgefaßt werden (und so ist es im Westen), dort ruft ihre Verletzung einen scharfen Protest der Interessierten, einen spontanen Ausbruch des gekränkten Rechtsgefühls hervor („Empörung"). Umgekehrt, wo rein moralische, imperative Normen verletzt werden, deren Einhalten oder Nichteinhalten ganz dem guten Willen des „Verpflichteten" überlassen bleibt, dort wird dieser Ausbruch entweder gar nicht, oder nicht mit solcher Wucht stattfinden. Man kann sich nicht über einen ausbleibenden Gnadenakt entrüsten: er kann eintreten, ich kann ihn ersehnen, aber rechtlich kommt er mir nicht zu. In einem Gemeinwesen mit überwiegend imperativer Psyche gibt es weder für den Fortschritt des Einzelnen noch den der Gesamtheit eine gesunde Unterlage. Eine solche passive Gemeinschaft ist der beste Nährboden für jede Vergewaltigung, für jede Despotie. Und eben ein solches Gemeinwesen ist Rußland!

Die primitive menschliche Gemeinschaft wird durch Gefühls-Instinkte zusammengehalten. Langsam treten als Regulator des öffentlichen Lebens Gewohnheit und die Vorschriften der Moral hervor. Und nur auf der höchsten Stufe der Gemeinschafts-Entwicklung beginnt das Recht zu herrschen. Rußland, als Gesamtheit genommen, ist bis jetzt auf der zweiten Stufe dieser Leiter stehen geblieben. Dort, wo der Einzelne und die Klassen, wo das Gemeinwesen rechtlos ist, auf einem solchen Boden konnte nicht das Gefühl für das Recht, die starke Rechts-Ideologie des Europäers aufwachsen. Dort konnte nur eine unausgeprägte, rein imperative Psyche primitiver Gruppen sich entwickeln. In Rußland, wie in jedem primitiven Gemeinwesen, herrscht ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Regierung und Volk (der Bolschewismus hat auch in dieser Hinsicht alles beim alten gelassen), und

zwischen den Ständen. Die Herrschaft des Rechtes und der Kreis seiner Wirksamkeit ist sehr beschränkt, denn 80% der Bevölkerung wurden durch das Gewohnheitsrecht regiert, das keine enge Umgrenzung weder des Rechtes der einen, noch der Pflichten der anderen zuließ. In Rußland haben eine Menge Normen, die in Europa schon längst zu Rechts-Normen geworden sind (z. B. religiöse und persönliche Freiheit, das Freizügigkeitsrecht, besonders der Bauern), einen rein imperativen Charakter. Und die wichtigsten dieser Normen sind ganz bewußt zur Bedeutung eines erwünschten Regulators des sozialen Lebens emporgehoben worden.

Deshalb verwirft K. Aksakoff das „westliche" Prinzip der Mehrheit, als einen auf „Vergewaltigung" beruhenden Grundsatz! Er befürwortet das Prinzip der „freiwilligen" Einstimmigkeit. Höchstens eine nur beratende legislative Versammlung (auch das Ideal des Bolschewismus!). Der Festsetzung von beiderseitigen Rechten und Pflichten zieht er die wechselnde Laune des Herrschers vor.

Den Slavophilen folgten, wie schon erwähnt, ganze literarische Schulen, wie die 60er und 70er. Stellten erstere rein imperative Normen für das politische Leben auf, so proklamierten letztere ihre universale Bedeutung in sozialer Hinsicht. Der „Mir" mit seinem primitiven Gewohnheitsrecht war für sie ein Ideal eines sozialen Gemeinschaftslebens. Die Ideologie der ganzen russischen Literatur des 19. Jahrhunderts, die Ideologie des „reuigen Edelmanns", des Dienstes für den „ärmeren Bruder", der (moralischen) „Pflichterfüllung gegenüber dem Volk" gründete sich auf demselben Fundament, auf dem Bekenntnis, daß die Emanzipation der unteren Schichten nicht ihr Recht, sondern nur eine moralische Pflicht der höheren sei.

Diesem organischen Defekt — der schwach entwickelten rechtlichen Psyche — verdanken die Moskowiter eine ganze Reihe geistiger Gewohnheiten und moralischer Theorien, wie die Tolstoische Apologie der „Untätigkeit" (Njedjelanje) oder der Kultus des Leidens (luxury of pity von Spencer). Nur im Schmerz fühlt der Russe, daß er ein Subjekt ist. In Rußland ist der Einzelne in jeder Lebensäußerung gebunden. Infolge des mangelnden Rechtsgefühls an die Verteidigung eines Rechts nicht gewöhnt, kann sich sein „Ich" nur in Schmerz offenbaren. Deshalb wird dort das Leiden zum Kultus, dem man sich mit Genuß, fast mit sexualer Wollust, auf den Sektierer-Versammlungen, in Klöstern, in den Gefängnissen und selbst am Galgen hingibt. Diese Wollust am Leiden und Klagen findet man auch in entnervenden russischen Volks- und Salonliedern, den sog. „russischen Romanzen". Dieser pathologische Genuß des Leidens grenzt fast an eine Verneinung des Lebens selbst. Was vom Europäer mit großem Unbehagen als ein Muß auf dem Lebensweg getragen wird, das wird für den Moskowiter zum eigentlichen Selbstzweck des Lebens. Statt eines tätigen Sich-Einmischen ins Leben, befürwortet die Philosophie des Russen die Passivität eines Rechtlosen.

Die Rechtlosigkeit des Einzelnen und der Gruppe der Allgemeinheit gegenüber ist auch der Grund für die fehlende Selbstdisziplin, die uns beim Moskowiter so sehr verletzt. Das lange korporative Leben des Westeuropäers entwickelte bei ihm die Gewohnheit zur Arbeit und zur Selbstverwaltung, eine von Jahrhunderten vorgeschriebene Taktik des Alltages und feste Grundsätze über Gut und Böse, eine moralische Disziplin ohne äußeren Zwang. Nichts derartiges in Rußland! Dort gab es lediglich eine Ansammlung der Einzelnen mit einem von oben vorgeschriebenen Ziel. Eine aus fiskalischen Gründen angeordnete „Dorfgemeinde", vom Staate ins Leben gerufene Stände, eine vom Staate organisierte geistliche Hierarchie. Das Sich-Eins-Fühlen mit der Gesamtheit aus innerer Über-

zeugung fehlte dem Russen. Er gehorchte nur automatisch den Befehlen von oben. Deshalb hat es bis zu letzter Zeit beim Russen kein Vaterlandsgefühl gegeben. Die Einzelnen gingen gehorsam dorthin, wohin sie geführt wurden. Ohne Führer, der eigenen Kraft und „Überzeugung" überlassen, verirrten sie sich wie die Schafe ohne den Leithammel.

„Sobald der russische Mensch" — schreibt Dostojewski — „aus seinem gewohnten ihm durch Staat und Gesetz vorgeschriebenen Geleise herausgeschleudert wird, weiß er nicht, was er tun soll. Im Geleise ist alles klar: Einnahmen, Rang, Stellung, Equipage, Visiten, Dienst, Frau — aber kaum, daß etwas geschieht: was bin ich? Ein vom Wind getriebenes Blatt."

Der Zusammenbruch der russischen Armee nach Ausbruch der Revolution, oder besser gesagt, nach Verschwinden des Zaren, ist die deutlichste Illustration dieses Merkmales des Moskowiters: der mangelnden inneren moralischen Zucht. Rußland kannte nur einen festen äußeren Pol: das war der Zar. Als es ihn nicht mehr gab, riß sich alles los und wirbelte umher im wilden, zügellosen Kankan, der die „große russische Revolution" genannt wurde — bis zum Augenblick, da den Thron des weißen der rote Zar bestieg.

Das Fehlen jeder auf gegenseitigen Rechten und Pflichten aufgebauten Beziehungen zwischen Ich und Wir erzeugte die eigenartige Psyche des Russen, die ich „Hasard-Psyche" nennen möchte. Der Hasard ist die zweite in der sozialen und politischen Sklaverei großgezogene Natur des Russen. Den Sklaven schützt nichts vor den Launen seines Herrn; seine Arbeit wird dort nicht rechtlich geschützt. Weshalb soll man da umsichtig sein? Wozu irgendwelche Pläne berechnen? und nach irgendwelchen Zielen streben? Ist es nicht möglich, daß auch der genialste Plan von oben durch ein Wort des Herrn mit den Füßen umgeworfen wird? Ist es unter solchen Umständen nicht besser, sich an die Roulette, statt an den Arbeitstisch zu setzen? „Meiner Meinung nach", schreibt Dostojewski im ‚Spieler', „ist die Roulette nur für den Russen geschaffen worden. Im Katechismus der Tugenden und Verdienste des zivilisierten westeuropäischen Menschen gilt die Fähigkeit, ein Kapital zu erwerben, fast als Haupttugend. Aber der Russe ist nicht nur nicht fähig, ein Kapital zu erwerben, sondern er verschleudert es auch in widerlicher Weise. Nichtsdestoweniger brauchen auch wir Russen das Geld, und deshalb sind wir sehr froh und begierig nach solchen Mitteln, wie der Roulette, durch die man plötzlich, ohne zu arbeiten, reich werden kann, was für uns sehr verlockend ist."

Dies mag paradox erscheinen, und doch lassen sich auch die anarchistischen Neigungen des Russen auf dieselben Quellen: die Gebundenheit der Klassen und das fehlende Rechtsgefühl des Moskowiters, dem seine Untätigkeit entspringt, zurückführen. In Wirklichkeit ist dies gar nicht paradox. In einem Gemeinwesen mit unentwickeltem Rechts- und Pflichtgefühl kann die Freiheit nicht anders verstanden werden, als Freiheit von allen Vorschriften der Gesamtheit, als völlige Verneinung aller ihrer Einrichtungen und Verordnungen. Und dies eben ist Anarchie.

Ohne Kenntnis des praktischen Lebens hat der Russe jedes Gefühl für die Wirklichkeit, jede Perspektive verloren. Statt dessen hat er sich den Begriff des politischen und sozialen Maximalismus angeeignet. Großgezogen in den Traditionen der orthodoxen Kirche, kennt die Seele des Russen nicht das Purgatorium der Katholiken. Sie kennt nur: entweder das Paradies oder die Hölle. Entweder Demut und Abstinenz, oder Anarchie, Alles oder Nichts.

Die psychologische Genesis des anarchistischen Prinzips in Rußland gibt derselbe Dostojewski: „Der Aufseher wundert sich zuweilen", lesen wir in den ‚Aufzeichnungen aus dem Toten Haus', „daß irgendein Arrestant mehrere Jahre ganz

friedlich vor sich her gelebt hat, und plötzlich, als wenn er vom Teufel besessen wäre, beginnt er zu trinken, zu toben und zuweilen sogar ein Kriminalverbrechen zu riskieren; und dabei ist vielleicht der ganze Grund dieses plötzlichen Ausbruchs bei einem Menschen, von dem man ihn am allerwenigsten hätte erwarten können, ein verzweifelter, krampfhafter Drang, seine Persönlichkeit zu äußern. Die instinktive Verzweiflung über sich selbst, der Wunsch, sich, seine erniedrigte Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, der sich plötzlich einstellt und sich bis zur Bosheit, Raserei, Wahnsinn, Anfall und Krämpfen steigert. Fast jede Äußerung der Persönlichkeit wird beim Arrestanten für ein Verbrechen gehalten, und daher ist es ihm gleich, ob er sich im Großen oder im Kleinen äußern soll. Trinken — dann schon gründlich trinken, wagen, dann schon Alles wagen!"

Der russische Bürger unterscheidet sich kaum in dieser Hinsicht vom Arrestanten. Auch ihm ist die geringste Äußerung seiner selbst untersagt. Wenn der Russe noch kürzlich (auch jetzt!) für die Unterstützung der Hungernden nach Sibirien zur Zwangsarbeit verschickt wurde, so war es kein Wunder, wenn es ihm ganz gleich wurde, diese Hilfe zu erweisen oder unter die Equipage eines Ministers Bomben zu werfen. Der Anarchismus war und ist nirgends so stark vertreten wie in Rußland. Vor allem theoretisch (Krapotkin, Bakunin, Machajew, Borowoj, Tolstoi), dann auch praktisch (Nihilisten, Sozialisten, Revolutinäre, Bolschewisten). Nicht nur die Negation dieses oder jenes politischen Systems, sondern einer ganzen Reihe kultureller Einrichtungen, Negation der Kultur, pure Zerstörungswut!

Uns wundern daher nicht folgende Worte Dostojewskis: „Sie (die Europäer) sehen in uns eher Barbaren, die sich in Europa umhertreiben und sich darüber freuen, daß man irgend etwas zerstören kann, nur um etwas zu zerstören, zum Vergnügen, nur um zu sehen, wie alles dies zusammenstürzen wird, wie eine Horde Wilder, wie die Hunnen, die bereit waren, das alte Rom zu überfluten und die Heiligtümer zu zerstören, ohne jeden Begriff, welche Schätze sie zerstören."

Beim *dritten Faktor*, der die Entwicklung der russischen Psyche beeinflußt hat, dem ethnographisch-geographischen, halten wir uns nur kurz auf. Rußland ist ein Land der ungehobenen Schätze, des unausgeschöpften Menschen-Reservoirs und des grenzenlosen Raumes. Auf die Bildung der russischen Seele hat dies eben so starken Einfluß ausgeübt, wie die politische Sklaverei und die soziale Undifferenziertheit und Strukturlosigkeit. Dies ist der Grund für die furchtbare Mißachtung der Zeit, der menschlichen Arbeit und überhaupt der Menschen in Rußland, wie auch die absolute Unfähigkeit, sich über den kommenden Tag zu sorgen. Eine Stunde spielt in Rußland keine Rolle. Der Russe braucht mit ihr nicht sparsam umzugehen, da seine reiche Natur ihm jeden Verlust ersetzt. Auch menschliche Arbeit und Menschenmaterial braucht der Russe nicht zu schonen. Für den „verfaulten Westen" mögen zwei oder drei Regimenter ein Unterschied sein. Der Russe kann das Feld mit 100 000 Mann bedecken, und morgen an ihrer Stelle 200 000 haben. Die Taktik Brussilofs ist keine Ausnahme, sondern typisch für den Moskowiter.

Noch weniger weiß der Russe, was eine sparsame Ausnützung der Energie ist, ein Maximum von Erfolg beim Minimum von Anstrengung zu erreichen. Nur in Europa muß der Mensch einen jeden seiner Schritte berechnen: nur dort hat die Natur den Menschen so geizig mit Land bedacht, daß die geringste Abweichung vom einmal gewählten Wege ihn in den Abgrund zu stürzen droht. In Rußland gibt es genug Land, und selbst die halsbrecherischsten Salto Mortales haben dort selten ein fatales Ende. Mit Sekunden rechnen, den Erfolg eines Unternehmens darauf begründen, dem Gegner um 10 Sekunden zuvorzukommen, die mathematische Berechnung aller „für" und „gegen", die Genauigkeit und Aus-

dauer der Maschine — alle diese Merkmale, mit denen das zivilisierte Europa steht und fällt, sind für den Russen unverständlich und höchst unsympathisch. Von hier aus erklärt sich das Chaotische aller seiner Unternehmungen, die mangelnde Ausdauer, das ständige Hin- und Herschwanken zwischen übertriebener Energie und gänzlicher Apathie, zwischen Arbeit und Verzweiflung, die geistige, politische und moralische Liederlichkeit. Eigenschaften, die vom sozialen Gesichtspunkt aus für jeden Fortschritt der Gesamtheit tödlich sind.

Das Weite der russischen Erde, die Unerschöpflichkeit ihrer Reichtümer und ihres Menschenmaterials sind für Rußland zu einem Fluch geworden, der es dem Lande unmöglich gemacht hat, aus dem Stadium des primitiven Gemeinwesens herauszugelangen.

Dies ist die russische Kultur, das Ergebnis dreier Faktoren, die Kultur der sozialen Undifferenziertheit, der geknechteten Stände, die Kultur des Chaos. Diese auf patriarchalischen Traditionen und der Verneinung des Individualismus beruhende Kultur ist für Europa der Tod. Die völlige Aufhebung des in seine subjektive Freiheit reflektierenden „Ich" durch die Gesamtheit, der Kultus dieser Gesamtheit, die alle Bestimmungen in sich enthält, der Kultus Nirwanas, die Knechtung des Gedankens, die Erhebung rein imperativer Normen und des Instinktes der Masse zum Regulator des öffentlichen Lebens, die antisoziale Propaganda der Selbsterniedrigung, die Predigt des Anarchismus, der „revolutinären" Gleichmacherei unter einem Despoten — alles dies sind Elemente, die man nicht anders bezeichnen kann, als Elemente einer primitiven, für uns zersetzenden Kultur. Der ganze Fortschritt der Welt vollzieht sich durch die Auswahl der am meisten Geeigneten. Aber diese Auswahl ist nur dann möglich, wenn die gegebene Gattung Millionen verschiedener Formen, verschiedener Individualitäten hervorbringt, aus denen sich Mutter Natur die besten Exemplare aussucht . . . Ohne diese Massenproduktion und die Verschiedenheit der einzelnen Exemplare ist kein Fortschritt denkbar.

In Rußland geht dieser Prozeß langsam von statten, denn die Differenzierung der Einzelnen wird hier aufgehalten. Deshalb müssen wir uns von dieser Kultur des Stillstandes lossagen, die, nach dem Westen verpflanzt, die abendländische Kultur in ihrer Entwicklung um 1000 Jahre zurückwerfen würde.

Diese Aufgabe müssen wir uns in ihrer ganzen Unbedingtheit stellen. Unser Feind ist nicht das politische System. Unser Feind ist der russische Geist, der sich sowohl im Zarismus als im Liberalismus und Bolschewismus offenbart. In seinem vielgelesenen Buche schreibt Spengler: „Im Ethischen des Abendlandes ist alles Richtung, Machtanspruch, gewollte Wirkung in die Ferne. In diesem Punkte sind Luther und Nietzsche, Päpste und Darwinisten, Sozialisten und Jesuiten einander völlig gleich." Und nichts davon ist im Ethischen Rußland, weder im passiven Anarchismus Tolstois, noch im aktiven Anarchismus Lenins. Die europäische Zivilisation liegt im Fieber. Ob sie an dieser Krankheit „untergehen" wird, wissen wir nicht, wir wissen aber, daß wenn Europa genesen soll, so sicher nicht durch ein erlösendes Wort aus Rußland.

Am Ende sei mir gestattet ein paar Worte über mein Land, die Ukraine, zu sagen, das, wenn auch verstümmelt, doch ein Stückchen desselben Europa ist: nicht der äußerste Westen des Orients, sondern der äußerste Osten des Okzidents. Man möge sich in Europa erinnern, daß, solange diese Ukraine auch politisch dem Okzidente angehörte, der russische Messianismus für den letzteren nur ein Ammenmärchen war.

Kann man dies auch heute behaupten?

Soziologie und Geschichte

Akademische Antrittsrede

von

Georg Mentz

Die Historiker haben es oft erleben müssen, daß die Vertreter anderer Wissenschaften sie darüber belehren wollten, was eigentlich ihre Aufgabe sei, oder daß sie gar die Selbständigkeit ihres Arbeitsgebietes bestritten und es dem ihrigen einordnen wollten. Lange Zeit konnte die Geschichte als Magd der Theologie angesehen werden. Einzelne Philologen haben sie einfach als Teil der Philologie betrachtet. Philosophen wie Schopenhauer, Naturforscher wie Dubois-Reymond haben ihr ihren wissenschaftlichen Charakter bestritten und gemeint, daß sie erst zur Wissenschaft erhoben werden müsse. Vor allem aber sind es in den letzten hundert Jahren die Vertreter der Soziologie gewesen, die sich solche Übergriffe erlaubt haben.

Schon Auguste Comte, den man als Begründer der Soziologie zu betrachten pflegt und der ja jedenfalls derjenige gewesen ist, der ihr ihren etwas barbarischen Namen gegeben hat, war auf die Geschichte schlecht zu sprechen. Er erklärte, daß sie weit davon entfernt sei, wahre Wissenschaft zu sein, daß sie nur ein unzusammenhängendes Konglomerat von Tatsachen liefere. Herbert Spencer urteilte nicht günstiger, und auch noch moderne Soziologen, besonders in Westeuropa und Amerika haben der Geschichte nicht nur den Namen Wissenschaft abgesprochen, sondern sogar behauptet, daß sie ohne Bedeutung sei. Sie haben das, was die Historiker tun, für unnötig erklärt. Diese sind ihnen bloße Sammler, die man auf andern Gebieten nicht für Gelehrte zu halten pflege.

Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus. Es ist nicht zu verwundern, daß es an Gegenhieben gegen solche Angriffe nicht gefehlt hat. Heinrich von Treitschke widmete schon 1859 seine Habilitationsschrift dem Nachweise, daß eine Gesellschaftslehre, wie Lorenz vom Stein und Robert v. Mohl sie begründen wollten, unmöglich sei. Johann Gustav Droysen und Ottokar Lorenz verteidigten die Geschichte unter anderm auch gegen die Übergriffe der Soziologen. Von Philosophen schloß Dilthey sich ihnen an, indem er die Unmöglichkeit einer Wissenschaft der Soziologie zu beweisen suchte. Der witzige Alfred Dove pflegte, wie Below uns erzählt, die Soziologie als „Wortmaskenverleihinstitut" zu bezeichnen. Georg v. Below selbst hat sich noch in den letzten Jahren in verschiedenen Aufsätzen bemüht, zu beweisen, daß eine besondere Wissenschaft der Soziologie teils unmöglich, teils unnötig sei und daß das, was die Soziologen wollen, schon lange und besser von den Vertretern anderer Wissenschaften getan sei.

Ich muß gestehen, daß mir die Abneigung des Historikers gegen die Soziologie durchaus nicht fern liegt; ich habe mich dabei aber nie recht wohl gefühlt. Ich wußte, daß es in allen Kulturländern soziologische Gesellschaften gibt, daß zahlreiche Zeitschriften sich fast ausschließlich mit soziologischen Problemen beschäftigen, daß gewiß schon reichlich ein Dutzend Systeme der Soziologie vorhanden sind, daß nicht nur Dilettanten oder unklare Köpfe, sondern auch viele anerkannte Gelehrte, Philosophen und Nationalökonomen, Juristen und Theologen, ja sogar Historiker sich dem Studium der Soziologie gewidmet haben. Sollten sie sich alle an etwas Unnötigem oder Unmöglichem abmühen, leeres Stroh dreschen, Dinge, die schon von anderen besser getan sind, in schlechterer Weise wiederholen? Das schien mir doch etwas unwahrscheinlich.

Aus diesem Zwiespalt in mir selbst entstand der Wunsch, mich einmal etwas genauer mit der Soziologie, speziell unter Berücksichtigung ihres Verhältnisses zur Geschichte, zu beschäftigen, und daraus ging der Plan hervor, das Problem „Soziologie und Geschichte" zum Gegenstande dieser Vorlesung zu machen.

Sobald wir diesem Problem näher treten wollen, stoßen wir nun allerdings auf eine eigentümliche Schwierigkeit. Wir müssen unzweifelhaft zunächst wissen, was Soziologie ist. Fragen wir die Soziologen, so erhalten wir fast so viel Antworten, wie es Soziologen gibt. In einem 1907 erschienenen italienischem Werke, werden bereits 39 verschiedene Definitionen behandelt. Seitdem sind noch eine ganze Reihe weitere hinzugekommen. Es ist unmöglich, daß wir sie alle hier berücksichtigen. Es wäre vermessen, wenn wir eine von ihnen herausgreifen und sie für die richtige erklären wollten. Der einzig gangbare Weg wird der sein, daß wir sie sichten, solche, die ganz vereinzelt dastehen, offenbare Irrwege oder veraltet sind, ausscheiden, daß wir ferner Nuancen der Auffassung unberücksichtigt lassen und aus den übrigbleibenden vor allem das hervorzuheben suchen, was ihnen gemeinsam ist, wobei wir unsere kritischen Bedenken gegen einzelne dieser Auffassungen zunächst zurückstellen.

Wir werden dann etwa zu dem Ergebnis kommen, daß die Soziologie eine theoretische und systematische Wissenschaft ist, eine Wissenschaft, die es mit dem Allgemeinen und dem sich Wiederholenden und nicht mit dem Besonderen und Einmaligen zu tun hat, endlich daß sie eine Gesetzeswissenschaft ist, die Gesetze oder mindestens Regeln zu finden hofft. Auseinander aber gehen die Meinungen über das Objekt ihres Studiums. Für die einen ist es die Gesellschaft als solche, das Ganze der Gesellschaft; die Soziologie untersucht die Beziehungen und Wechselwirkungen der das Ganze der menschlichen Gesellschaft umfassenden Erscheinungen. Was die einzelnen Sozialwissenschaften aus technischen Gründen isolieren müssen, sucht sie in synthetischer Untersuchung wieder zu vereinigen und so die Prinzipien zu finden, die für das Leben der Gesellschaft maßgebend sind. Die Gesellschaft wird dabei der Menschheit gleichgesetzt oder der gesitteten Völkerwelt oder aufgefaßt als Inbegriff der tatsächlichen Formen menschlichen Zusammenlebens, um nur einige Deutungen zu geben.

Für andere ist das Objekt der Soziologie nicht so sehr das Ganze der menschlichen Gesellschaft, als die einzelnen gesellschaftlichen Erscheinungen, die ja auch den Gegenstand der einzelnen Sozialwissenschaften bilden. Die Soziologie hat die Aufgabe, diese Begriffe zu klären. Sie wird dadurch zur Erkenntnistheorie jener Einzelwissenschaften, zu ihrer Prinzipienlehre. Doch sind diese Soziologen mit der bloßen Begriffsbildung nicht zufrieden; sie hoffen zur Aufdeckung von Gesetzmäßigkeiten und zur Theorie des sozialen Prozesses zu gelangen.

Manche wollen aus der Fülle der sozialen Erscheinungen gewisse Gruppen als das eigentliche Objekt der Soziologie herausnehmen, sei es die Institutionen

der menschlichen Gesellschaft, ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit, sei es die Zustände.

Andre wieder glauben, daß die Soziologie von dem Inhalt der sozialen Erscheinungen absehen solle und könne und sich ausschließlich mit ihrer Form, mit den Formen der Vergesellschaftung, den Formen des Gemeinschaftshandelns der Menschen zu beschäftigen habe. Sie suchen in analytischem Verfahren auf die letzten Elemente des gesellschaftlichen Lebens zurückzugehen. Es ist das eine Richtung, die in Deutschland von Simmel begründet worden ist und heute vor allem von v. Wiese, der ihr den Namen Beziehungslehre gegeben hat, und von Vierkandt gepflegt wird.

Manche Soziologen suchen auch mehrere dieser Ansichten zu vereinigen, indem sie verschiedene Arten von Soziologie unterscheiden: allgemeine und spezielle, theoretische und praktische, reine oder formale und angewandte. Für unsere Erörterungen ist das gleichgültig. Für uns kommt es darauf an, das Verhältnis dieser verschiedenen Arten von Soziologie zur Geschichte zu bestimmen, zunächst also ihre Arbeitsgebiete abzugrenzen.

Doch jetzt wird der Soziologe wahrscheinlich rufen: Halt! Du hast die Mannigfaltigkeit der Meinungen über den Begriff Soziologie getadelt. Ist denn die Geschichte ein so eindeutiger Begriff, daß er gar keiner Erklärung bedarf? Wir werden zugeben müssen, daß auch hierüber Meinungsverschiedenheiten bestehen, wenn auch wohl die Unklarheit nicht so groß ist, wie bei der Soziologie. Wir verstehen unter Geschichte bekanntlich sowohl das, was geschehen ist, wie die Wissenschaft von diesem Geschehenen. Da ist wohl unmittelbar klar, daß wir es bei unserer Untersuchung mit der Geschichte im zweiten Sinne zu tun haben. Auch von ihr gibt es nun allerdings verschiedene Auffassungen, so daß man wohl von Geschichte im engeren Sinne und von Geschichte im weiteren Sinne sprechen kann. Jene ist die politische Geschichte, die nur mit den Geschehnissen zu tun haben will, die sich auf das Leben der Staaten und deren gegenseitige Verhältnisse beziehen. Auch wenn man der Ansicht ist, daß sie das Arbeitsgebiet des eigentlichen Historikers, des Historikers κατ' ἐξοχήν ist, wird man, wenn man eine Grenzabsteckung zwischen Geschichte und Soziologie vornehmen will, den Begriff der Geschichte nicht auf dies Spezialgebiet beschränken können. Man wird sie vielmehr auffassen müssen als die Wissenschaft, die über sämtliche Kulturbetätigungen der Menschen berichtet und sie genetisch zu erklären sucht.

Versuchen wir nun die Geschichte in diesem Sinne abzugrenzen gegen die Soziologie, so scheint das zunächst eine sehr einfache Sache, denn sie ist keine theoretische und systematische, sondern eine deskriptive Wissenschaft, sie hat es nicht mit dem Allgemeinen und sich Wiederholenden, sondern mit dem Besonderen, dem Einmaligen zu tun, sie ist endlich keine Gesetzes-, sondern eine Ereigniswissenschaft. Es genügt deshalb wohl auch, wenn wir Identifizierungen beider Wissenschaften, die darauf beruhen, daß die Geschichte zur Soziologie und damit erst zur Wissenschaft gemacht werden soll, kurzerhand zurückweisen, als auf einer falschen Auffassung der Aufgaben der Geschichte beruhend.

Aber damit sind doch nicht alle Schwierigkeiten gelöst, besonders in Anbetracht der Mannigfaltigkeit der Auffassungen der Soziologie. Es gibt zwar Gebiete, die unbestreitbar dem Historiker gehören und auf die kein Soziologe Anspruch erheben wird: das Individuelle, das Biographische, aber der Historiker wird sich nicht darauf beschränken lassen. Wenn nun etwa die Institutionen oder das Gemeinschaftshandeln der Menschen, ihre Wechselbeziehungen, alle sozialen Erscheinungen und wie es immer ausgedrückt werden mag, für die Soziologie in Anspruch genommen werden, so wird das doch Bedenken bei dem Historiker er-

regen. Es ist doch für ihn nicht gut möglich, sich nur mit dem Individuellen zu beschäftigen. Gewiß darf man ja den Begriff des Individuellen nicht zu eng fassen; nicht nur die individuellen Menschen, auch die individuellen Völker, die individuellen Staaten, Kirchen, Kulturen usw. sind Gegenstand der Geschichte. Damit haben wir aber zum Teil schon Institutionen und soziale Erscheinungen genannt. Wird der Historiker Soziologe, sobald er sich mit ihnen beschäftigt? Der Unterschied liegt wohl in der Art der Beschäftigung. Den Historiker interessiert auch hierbei der einzelne Fall. Er erforscht die Entstehung der einzelnen Institution und verfolgt ihre Entwicklung; er wird auch andere ähnliche Institutionen zum Vergleich heranziehen, soweit das zum Verständnis nötig ist. Dieser Vergleich ist ihm aber nicht Selbstzweck wie dem Soziologen. Diesem werden bei dem Vergleich zweier Institutionen gerade die Übereinstimmungen am wichtigsten sein, weil sie ihm vielleicht ermöglichen, Gesetzmäßigkeiten festzustellen. Den Historiker interessieren die Übereinstimmungen, wenn er daraus auf Entlehnungen schließen kann, mindestens ebensoviel aber sind ihm die Abweichungen wert.

Das gilt auch von allen anderen sozialen Erscheinungen, all den verschiedenen Gesellschaftsbildungen und Gruppen von Menschen, die der Soziologe zum Gegenstand seiner Forschung macht. Er sucht überall das Übereinstimmende, um zu höheren Einheiten, zu Typen, zu Gesetzen zu gelangen. Der Historiker verspricht sich davon nicht viel. Ihn interessieren nicht die Wiederholungen, sondern die Aufeinanderfolge, das Hervorgehen des einen aus dem anderen, wobei ja auch er vielleicht gelegentlich gewisse Regelmäßigkeiten feststellen wird.

Es scheint mir also eine unklare Ausdrucksweise zu sein, wenn man die Institutionen zum Gegenstande der Soziologie machen will. Man müßte sagen: die Theorie der Institutionen, die Theorie des sozialen Prozesses usw.

Auch wenn Wilhelm Wundt die Zustände dem Soziologen zuteilt, die Ereignisse, die zu den Zuständen geführt haben, dem Historiker, gewissermaßen das Nebeneinander dem Soziologen, das Nacheinander dem Historiker, so ist das schwer durchführbar. Der Historiker wird sich die Schilderung von Zuständen nicht ganz nehmen lassen können. Eine Geschichte der Reformation, die nicht davon ausgeht, die Zustände vor dem Auftreten Luthers zu schildern, ist nicht gut denkbar. Oder man denke an die Wirtschaftsgeschichte, die Sittengeschichte, die Kulturgeschichte. Auf allen diesen Gebieten wird der Historiker nicht ohne Berücksichtigung des Zuständlichen auskommen können. Wie will man überhaupt Veränderungen feststellen, ohne von irgendeinem Bestehenden, einem Zustande auszugehen. Auch das Zuständliche interessiert den Geschichtsforscher allerdings nicht an sich, als Typus, sondern zu einer bestimmten Zeit. Von Wert wäre es für ihn auch, wenn er etwa gleiche Zustände gleichzeitig bei verschiedenen Völkern feststellen könnte. Sache des Historikers ist, wie Xenopol es ausgedrückt hat, das Individuelle in der Zeit, im Raum auch das Allgemeine, ja das Universelle.

Die Art der Soziologie, die nur die Formen der menschlichen Vergesellschaftung zum Gegenstand ihres Studiums macht, die sog. Beziehungslehre, wird nicht so leicht in Kompetenzkonflikte mit der Geschichte kommen. Immerhin scheint mir Vierkandt etwas weit zu gehen, wenn er die Erforschung des Zusammenwirkens der einzelnen Faktoren eines historischen Vorganges wie des bestehenden Bedürfnisses, der führenden Individuen, des Einflusses anderer Kulturgüter, desjenigen der Größe und Kleinheit der beteiligten Gruppen der Soziologie zuweist. Es ist das eine ähnliche Auffassung, wie wenn man alle Massenbetätigungen, Massenhandlungen als Sache der Soziologie betrachtet oder mit Georg von Mayr das Studium der gegenseitigen Beeinflussung der Gesellschaftsgebilde und der Gesellschaftsangehörigen, also etwa des Einzelnen und seines Milieus. Es hat

gewiß eine Zeit gegeben, wo sich die Geschichte ausschließlich mit den Taten der Einzelnen, mit den großen Männern beschäftigte. Sie hat es aber schon lange als ihre Aufgabe erkannt, gerade auf die Wechselwirkung von Masse und Individuum, zwischen dem Einzelnen und seiner Zeit zu achten. Sie hat, was Below wohl mit Recht hervorhebt, dazu gar nicht erst des Anstoßes der Soziologie bedurft, wenn man auch ruhig zugeben kann, daß die Angriffe von dieser Seite nicht ohne Einfluß gewesen sein werden.

Ich würde meinen, daß auch bei der Untersuchung des Zusammenwirkens der verschiedenen Faktoren und des Einflusses der Massen der einzelne Fall Sache des Historikers, die Aufstellung von Regeln die des Soziologen ist. Dieser vergleicht die kritisch gesichteten Tatsachen, um festzustellen, was überall in der Geschichte gleich ist, um das Allgemeine in der Folge der einzelnen Ereignisse, in der Verschiedenheit der Individuen und der Völker zu entdecken. Die Soziologie versucht den Rhythmus sozialer Funktionen festzustellen, den parallelen Aufbau gewisser sozialer Institutionen bei verschiedenen Völkern von annähernd gleicher Kulturstufe. Sie bildet nach Max Weber Typen und zwar Idealtypen und sucht generelle Regeln des Geschehens. Auch Massenbewegungen interessieren sie, soweit sie typisch sind, sie hat ihre Theorie zu finden, also z. B. die Theorie der Panik, des religiösen Wahnsinns u. dgl., während den Historiker der einzelne Fall interessiert.

Als eine Unsitte erscheint es mir auch, wenn manche überall von Soziologie sprechen, wo von sozialen Erscheinungen die Rede ist. Wenn etwa untersucht wird, ob die leitenden Ideen eines Rechtssystems von seinem sozialen Untergrunde her verstanden werden können, ob dieser soziale Untergrund ein bestimmtes Rechtssystem postuliert, so halte ich das für eine rechtshistorische Untersuchung und nicht für eine soziologische. Wird eine Kunst, ein Stil aus der sozialen Struktur einer Zeit verständlich gemacht, so ist auch das eine historische Untersuchung, ja selbst, wenn für eine Reihe von Kulturen die Zusammenhänge von Religion und Wirtschaft festgestellt werden, so ist das noch eine historische Arbeit. Erst wenn auf Grund des Studiums verschiedener Religionen allgemeine religiöse Typen aufgestellt werden, würde ich von Religionssoziologie sprechen. Bezeichnet man jene ersten Forschungen auch schon als Soziologie, so wird einem Teile dessen, was bisher die Historiker getan haben, ein anderer Name gegeben, und es wird dann kaum mehr möglich sein, feste Grenzen zwischen Soziologie und Geschichte zu ziehen.

Eine beständige innige Berührung beider Wissenschaften wird ja allerdings nicht zu vermeiden sein; oft werden die Gegenstände ihrer Forschungen übereinstimmen, aber die Gesichtspunkte, unter denen sie sie betrachten, weichen voneinander ab. Ein Unterschied liegt auch darin, daß der Soziologe von der Gegenwart ausgeht, sie vor allem begreifen will, der Historiker dagegen vom Vergangenen, das ihm dann allenfalls dazu dient, die Gegenwart zu erklären.

Und sollten sich hier und da wirklich die Grenzen nicht ganz streng ziehen lassen, so ist das ja schließlich auch kein großes Unglück. Beide Wissenschaften werden sich ja doch gegenseitig unterstützen müssen. Wir kommen damit zu den letzten beiden Fragen, die wir zu behandeln haben: *Was nützt die Geschichte der Soziologie und was die Soziologie der Geschichte?*

Will man es ganz kurz ausdrücken, so könnte man ja sagen, daß beide einander Hilfswissenschaften seien. Aber die Sache bedarf doch einer genaueren Feststellung. Viele Soziologen erkennen ja an, daß sie darauf angewiesen sind, daß die Historiker ihnen Material liefern, andere aber wollen nichts von einer Zusammenarbeit mit den Historikern wissen. Doch ist zunächst wohl das eine sicher, daß der Soziologe, soweit er historisches Material benutzt, Dokumente und Zeug-

nisse braucht, die der Geschichtsforscher ihm als Herausgeber liefert, z. B. verfassungsgeschichtliche, rechtsgeschichtliche, wirtschaftsgeschichtliche Quellen. Wie aber Germanisten und Juristen oft mit den Editionen der Historiker nicht zufrieden gewesen sind, weil diese das nicht berücksichtigten, worauf es ihnen am meisten ankam, so werden die Soziologen ähnliche Anlässe zur Klage haben. Bei manchen von ihnen ist die Entrüstung über „die ärgerlichen Vorurteile und schlechten Arbeitsgewohnheiten der Historiker" so groß, daß sie ganz auf deren Mitarbeit verzichten wollen. Das ist doch wohl zuweit gegangen. Mögen die Soziologen ihre Wünsche aussprechen, mögen sie Fragen stellen: die Historiker werden gewiß bereit sein, sie zu berücksichtigen, soweit es sich mit der Ökonomie ihrer Arbeit irgend vertragen wird. Denn bei Quelleneditionen sind ja gewisse Anforderungen der Vertreter von Nachbarwissenschaften sicher berechtigt, damit die ganze Arbeit nicht doppelt und dreifach gemacht werden muß.

Naiv aber ist es, wenn manche Soziologen auch die darstellenden historischen Werke tadeln, weil sie unablässig den Bericht von individuellen Taten hineinmischen in die Beschreibung der sozialen Erscheinungen und diese womöglich gar durch die individuellen Taten erklären. Denn das heißt dem Historiker einen Vorwurf daraus machen, daß er Historiker ist. Der Soziologe wird sich aus Geschichtswerken eben das für ihn Brauchbare heraussuchen müssen. Er wird dabei allerdings manche Enttäuschung erleben, denn die Art, wie er die Vergangenheit betrachtet, ist eine andere als die des Historikers. Dilthey hat einmal darauf hingewiesen, daß das Auge des Geschichtschreibers für die Teile des Tatbestandes, die in allen geschichtlichen Erscheinungen wiederkehren, die frische Empfänglichkeit verliere. Der Historiker wird also gewiß oft gerade das nicht beachten, worauf es dem Soziologen ankommt. Dieser wird daher doch selbst auf die Quellen zurückgehen, die Arbeit selbst machen müssen. Im wesentlichen wird die Geschichte für ihn Materialsammlung sein.

Wie weit nützt nun umgekehrt die Soziologie dem Historiker? Insoweit als Klärung der Begriffe ihre Aufgabe ist, als Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften wird sie unzweifelhaft für den Historiker von einem gewissen Nutzen sein. Die Soziologie hat ferner besonders energisch auf die Wichtigkeit der Allgemeinbegriffe, der Massenerscheinungen, des Milieus u. dgl. hingewiesen und tut es fortwährend. Der Historiker wird dadurch davor behütet, zu sehr am Individuellen zu haften. Auch die Einzelarbeit des Soziologen wird manche Aufklärung über historische Vorgänge bringen können. Manches wird vielleicht durch sie Erklärung finden, was bisher ungeklärt bleiben mußte. Die Vergleiche und Analogien des Soziologen werden heuristisch von Wert sein, können Lücken unserer Kenntnis ausfüllen helfen. Eine so eingehende und besonnene Behandlung der Arten und Eigenschaften der Gruppen, der Kollektivphänomene, wie sie jetzt z. B. Vierkandt in seiner Gesellschaftslehre geboten hat, wird sicher auch den Historiker manches lehren können. Seine Erörterungen über die Instinkte und Triebe der Menschen, die für das Gesellschaftsleben wichtig sind, des Instinkts der Unterordnung z. B. oder des Kampftriebs, der Nachahmung oder der Ausdruckstätigkeit können zur Motivierung menschlicher Handlungen manches beitragen.

Zu viel darf man allerdings nicht erwarten. Die soziologische Methode sucht zu Verallgemeinerungen und Gesetzmäßigkeiten zu gelangen durch Hervorhebung des an verschiedenen Erscheinungen Gemeinsamen. Sie ist geneigt dann einheitliche Bezeichnungen für das Übereinstimmende zu verwenden. Die Frage ist, ob die so gefundenen Begriffe historischen Wert haben. Sicher ist ja die Kenntnis des Allgemeinen nötig, um das Individuelle in seiner Einzigartigkeit abschätzen, es in seiner Einmaligkeit richtig bewerten zu können. Ein Besonderes kann

nur begriffen werden als eigentümliche Verbindung allgemeiner Begriffe oder aus seinem Abstand von einem reinen Typus. Diese Begriffe und Typen hätte die Soziologie für die Geschichte zu geben. Es kommt nun aber auf große Vorsicht bei allen solchen Verallgemeinerungen, Vergleichungen usw. an, denn es handelt sich immer um menschliche, also sehr komplexe Dinge. Wenn man z. B. gleichartige Institutionen bei verschiedenen Völkern gleich benennt, so besteht die Gefahr, daß die Übereinstimmung dadurch zu stark betont wird, während in Wirklichkeit die betreffende Institution bei jedem Volke anders ist. Die Gleichheit kann oft nur behauptet werden, wenn man alles für die Erkenntnis Wesentliche abstreift.[1]) Durch den gleichen Namen werden die Unterschiede verwischt. Simmel gesteht selbst: „Eine prinzipielle Wissenschaft von den Formen der Gesellschaft muß Begriffe und Begriffszusammenhänge in einer Reinheit und abstrakten Geschlossenheit hinstellen, wie sie in den historischen Verwirklichungen dieser Inhalte niemals auftreten."

Als Beispiel verweist er auf die Einherrschaft des Sultans, die des englischen Königs zur Zeit Wilhelms des Eroberers und die des römischen Kaisers. Sie sind alle sehr verschieden, ebenso das „Nivellement" der Untertanen, das ihnen entspricht. „Das Motiv dieser Korrelation zwischen Einherrschaft und Nivellement aber ist in ihnen gemeinsam lebendig, die grenzenlose Verschiedenheit der unmittelbaren materialen Erscheinungen gibt dennoch der gleichsam idealen Linie Raum, mit der jene Korrelation, in ihrer Reinheit und Gleichmäßigkeit freilich ein wissenschaftlich abstraktes Gebilde, in sie eingezeichnet ist."

Eine solche Feststellung mag für den Soziologen wertvoll sein, dem Historiker ist kaum damit gedient. Prüfen wir aber noch an einigen größeren Beispielen die Brauchbarkeit der soziologischen Methode für den Historiker. Fragen wir uns etwa, welchen Wert für diesen die Max Webersche Unterscheidung dreier reinen Typen legitimer Herrschaft: der legalen, der traditionalen und der charismatischen hat. Weber gesteht selbst, daß keiner der drei historisch wirklich rein vorzukommen pflege, meint aber, daß die soziologische Typologie der empirisch-historischen Arbeit doch den nicht zu unterschätzenden Vorteil biete, daß sie im Einzelfall an einer Herrschaftsform angeben könne, was charismatisch, erbcharismatisch, amtscharismatisch, patriarchalisch, bürokratisch, ständisch usw. sei oder sich diesem Typus nähere und daß sie dabei mit leidlich eindeutigen Begriffen arbeite. Der politische Historiker wird von solchen Untersuchungen wohl etwa ebenso viel Gewinn haben, wie er von der aristotelischen Einteilung der Staatsformen gehabt hat. Eine gewisse Klärung der Begriffe wird damit verbunden sein, die hier und da das Verständnis erleichtern wird, aber doch auch die Gefahr, daß die Schematisierung das Verständnis erschwert, indem die Unterschiede innerhalb derselben Kategorie zu wenig beachtet werden. So sind z. B. die verschiedenen Formen charismatischer Herrschaft, der Christus so gut wie Napoleon, Cromwell wie Lenin angehören würden, so verschiedenartig, daß ihre Unterordnung unter einen Begriff nicht ohne eine gewisse Gefahr ist.

Mehrfach sind Versuche gemacht worden, die Revolution soziologisch zu behandeln. Dieser Aufgabe ist z. B. ein Buch eines französischen Soziologen Bauer, Essai sur les révolutions gewidmet. Vieles, was er findet, erscheint uns recht trivial, so wenn er z. B. feststellt, daß Uneinigkeit der verschiedenen staatlichen Faktoren der Revolution sehr zu gute kommt oder daß die Verfügung über die bewaffnete Macht von ausschlaggebender Bedeutung ist und daß wiederum die Stärke dieser bewaffneten Macht abhängig ist von ihrer Zahl, ihren Hilfsmitteln

1) Vgl. Singer im Weltwirtschaftlichen Archiv XVI, S. 258.

und besonders von der Qualität der Truppen. Wo sich der Verfasser weniger in Allgemeinheiten bewegt und Wahrheiten findet, die nicht so allbekannt sind, wird ihre Gewißheit sofort zweifelhafter. So wenn er immer wieder die große Bedeutung hervorhebt, die die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einer bestimmten Gruppe oder Klasse, zu einem bestimmten Berufe habe. Davon hängt es ab, ob er mit der Lage zufrieden ist oder nicht, ob er sich also der Partei der Neuerer anschließt oder denen, die am Alten festhalten. Der Erfolg der Revolution ist ferner abhängig davon, daß die revolutionären Bestrebungen das Interesse einer Kollektivität, einer Klasse finden, daß ein Klassengeist sich bildet. Das ist alles nicht unrichtig, aber zu einseitig betont. Der Historiker wird die Ausnahmen nicht vernachlässigen dürfen, ja sie werden ihm oft als das Wichtigste erscheinen. Immerhin ist es gut, auf jene Regeln zu achten. Man wird da manches lernen können.

Im Jahre 1922 hat sich auch der deutsche Soziologentag in Jena mit der Soziologie der Revolution beschäftigt. Dabei hat sich dann allerdings auch wieder gezeigt, daß die Soziologen recht wenig darüber einig sind, was eigentlich ihre Aufgabe einem solchen Vorgang gegenüber ist. So konnte etwa Adler in der Diskussion behaupten, daß die Auseinandersetzungen des Hauptreferenten v. Wiese überhaupt keine Soziologie gewesen seien. Manche Ansichten, die aufgestellt wurden, waren sicher recht hypothetisch. Wenn z. B. v. Wiese darlegte, daß in jeder erfolgreichen Revolution die Stellung zur Freiheit und Gesellschaft in drei Stadien fortschreite: Anfangs handelt es sich um einen Befreiungsakt; Beseitigung von Privilegien und damit der alten Gesellschaftsordnung; im zweiten Stadium vergesellschaften sich die liberalen Emanzipationsbestrebungen; im letzten erklärt eine oft winzige Minderheit: die Gesellschaft bin ich. Immer ist das Schlußergebnis die Diktatur einer Minderheit, die sich mit Gewaltmitteln an der Spitze behauptet. Oder wenn Ludo Moritz Hartmann sechs Phasen der Revolution von der Vorbereitung bis zur Konterrevolution aufstellte. Der Historiker wird ja zugeben, daß es oft so gewesen ist, aber niemals, daß es nicht auch anders sein könne. Hartmann gibt das auch selbst gleich zu. Darum werden auch diese soziologischen Untersuchungen uns nicht erlauben, die Zukunft bestimmt vorher zu berechnen und auch nicht Lücken unserer Kenntnis der Vergangenheit mit Sicherheit zu ergänzen. Ganz unnütz werden sie doch nicht sein. Manche Beobachtungen über revolutionäre Vorgänge und den Verlauf von Revolutionen, die auch die Historiker schon gemacht haben, werden auf eine breitere Grundlage gestellt, manches wird begrifflich schärfer gefaßt, manche anregenden Fragen werden gestellt.

So kommen wir immer wieder zu dem Ergebnis, daß der Historiker von der soziologischen Betrachtungsweise manchen Gewinn haben kann, daß sie ihn vielfach zur Nachprüfung seiner bisherigen Auffassungen veranlassen wird. Im ganzen aber ist die Fragestellung so verschieden, daß beide Wissenschaften nebeneinander hergehen werden, sich berührend, sich befruchtend. Es wird nicht nötig sein, daß sie sich bekämpfen, wenn beide sich ihrer Grenzen bewußt bleiben. Die Historiker werden auch den Soziologen die Hand reichen und sich die Ergebnisse ihrer Arbeit gern zunutze machen, wenn jene ihnen erlauben, nach ihrer Art weiter zu leben und die Vergangenheit nicht als Material für die Gewinnung von Formeln und Typen, sondern in ihrem Werden, d. h. historisch zu betrachten.

Gesichter

Von

Hans Friedrich Blunck

Es war sonst nicht viel Besonderes an diesem Dierk Pape. Er war in einer Deichkathe von ordentlichen Eltern geboren, groß und gesund gewachsen, und hatte bis in die Jahre der eigenen Wege nicht mehr noch minder verübt als andere Jungens auch.

Danach stand es eine Zeitlang bedenklich um ihn. Obschon er äußerlich ein Bursch mit gutem Willen schien, gab er dem Trinken nach, ja, was noch schlimmer war, man merkte ihm oft in vorgerückter Stunde eine in jenen Schiffer- und Fischerkreisen nicht erlaubte Schwermut an. Man riet eine Weile hin und her, was er wohl für einer würde, dann urteilte man, er tauge nicht dafür, über See zu fahren. Er fand auch schließlich nach verschiedenen Versuchen bei der Eisenbahn ständige Arbeit. Es gefiel ihm da auch am besten. Alles war pünktlich und geordnet eingerichtet, man brauchte bloß die Stunden inne zu halten und seine Pflicht zu tun, da lief das Leben ohne große Entschlüsse ab.

Die Leute schüttelten mitunter noch den Kopf über Dierk Pape. Ein Kerl, wie er, baumstark, mit schmuckem, lachendem Gesicht, wenn er in der Frühe, den Beutel mit Werkzeug und die klappernde Blechflasche über der Schulter, die kleine glatte Nebelstraße zum Bahnhof lief, just so einer hätte Kap Horn hundertmal übersegeln können. Statt dessen begnügte er sich mit dem bescheidenen Lohn des Staatsarbeiters. Man begriff dergleichen schwer unter den jungen Männern der Küste, die wie man sagt, schon mit dem Kopf nach See zu geboren werden. Endlich schoben die einen es auf das frühe Trinken, die andern auf das junge Weib, das Pape geheiratet hatte, und das ihn nicht losließ. Es war eine Bauerntochter von den Inseln, die einmal bei einer großen Sturmflut im Heuboden hatte hängen müssen. Seitdem hatte sie die Wetterangst, vielleicht hatte sie Dierk angesteckt.

Ob nun diese oder jene mit ihrer Meinung recht hatten, weiß ich selbst nicht bestimmt, aber ich will nicht ausschließen, daß damals schon ein Keim jenes seltsamen, fast kindhaften Wesens in Dierk Pape ruhte, das sich später entwickelt hat.

Als der Mann schon drei, vier Kinder hatte und seine Arbeitsgenossen, die zumeist Eingewanderte von der Geest waren, vom ewigen Werktag den Kopf schon müde hängen ließen, begann man sich in den Schenken zu wundern, wie Pape doch immer der gleiche blieb. Man sah ein, daß er Woche um Woche

seinen halben Lohn vertrank — gut, daß das Weib einiges von ihren Eltern hatte — man wußte von vielen Nächten, wo er allen andern voran bis in die Frühe gezecht hatte, aber es tat seinem Gesicht nichts an, er blieb aussehen wie ein junger Zwanziger. Die Weiber schauten sich noch immer um, wenn er in die Tür trat, und wenn er aus seiner Verschlossenheit aufbrach, wenn sich die Stunde des Redens in ihm öffnete, hatten ihn alle gern, Fischer und Arbeiter, so leuchtend konnte er erzählen, so gut wußte er um das bessere Dasein der Menschen Bescheid, das bald kommen würde. Heilig war es ihm darum, das merkten sie und lachten wenig zu seinen trunkenen Worten. Mitten in seiner Rede aber konnte Pape dann abbrechen, etwas Kindliches wiegte sich in ihm auf und ließ ihn stocken, er kam auf eine weiche Geschichte von einem Vogel, den er gelockt hatte oder auf ein trauriges Wort seines Kindes. Mitunter war da auch, halb verschämt, ein Satz von einer Frau, die einmal seinen Weg gekreuzt hatte. Dann spitzten die Leute wieder die Ohren und wollten mehr hören, aber er verschloß sich rasch.

Es war aber etwas Richtiges daran, und wenn Dierk auch nicht viel darüber von sich gab, man reimte es sich aus diesem und jenem Wort zusammen. Zuerst lachte man über ihn. Das war bis zu jener Nacht, wo der harmlose lange Kerl einmal sein Messer in den Tisch gerannt und gefragt hatte, wer etwas auf die Fremde sagen und mit ihm anbinden wollte. Seitdem rückten die Männer von ihm ab, wenn er auf seine Andeutungen verfiel, schmauchten und gröhlten und redeten wieder von Lohn und Fischfang. Dierk Pape aber zog an seinem Pfeifenkopf, blinzelte ins Licht und mußte seine Träume zu Ende denken, bis er sich von selbst wieder zu den andern setzte und dröhnend oder lauter als vorher in ihre trunkenen Gespräche einfiel. Es war übrigens immer das gleiche, was er in solchen Augenblicken von neuem übersann, eine Erinnerung, wie er draußen auf einem Kommando die Schmalspur abgegangen war, am Rand der großen Stadt, wo die Parks der Reichen liegen. Eine wunderschöne Frau hatte am Gitter gestanden und ihm zugeschaut, bis er sich nicht mehr hatte halten können und wissen mußte, ob sie aus Fleisch und Blut oder ein Gespenst sei. Wahrhaftig, Dierk Pape war zu ihr gegangen und was nun kam, wird wohl nie mehr deutlich werden, die Erinnerung Dierk Papes breitet da ihr Morgenrot darüber aus. Sie hatten miteinander gesprochen, lange oder kurze Zeit, das weiß er selbst nicht mehr. Jetzt, wenn der Mann mit dem Traumgesicht sich vergißt und der Morgen in der Schenke graut, spricht er wohl einmal mit jemanden ein paar halb verständliche Worte: „Sieh, da merkte ich, das war keine wie unsereins. Und da bin ich niedergefallen. Weißt Du, wie das ist, wenn man vor den Überirdischen niederfällt?"

Der ihm gegenüber starrt ihn dann meist mit gläsernen Augen an. Der Wirt schläft in der Ecke, und der Frost kommt zu den kalten Fenstern hinein. Es ist gut, daß niemand Dierk Pape versteht.

Der Mann ist ja auch längst wieder in seinem Dorf am Meer, und die Zeit geht rasch. Die, welche mit ihm aufwuchsen, sehen über ihn hinweg. Die sind wettererprobte Fischer, Steuerleute oder Händler und dünken sich viel mehr als er. Zuweilen hält ihn einer an: „Halloh, was machst Du, Dierk?" Und mancher fragt dann: „Sag mal, Du wirst ja wohl niemals älter, bist immer noch ein Jungkerl geblieben?"

Sie reden untereinander, Dierk Pape kann saufen, so viel er will. Der ist

fest gegen das Älterwerden. „Ich will dir sagen, das hat ihm die witte Fru gegeben — na, Du hast wohl gehört?"

Die Leute schmunzeln bei den Worten und sehen ihm nach, sie meinen es nicht arg, aber es ist gut, daß der Mann es nicht hört.

Dabei ist doch gewiß etwas Wahres daran. Einmal nämlich, als sie einen Tag früh Teepunsch zu trinken begonnen hatten, und am hellen Sommernachmittag schon ziemlich lärmend und laut schwatzend von einem Krug zum andern über die Straße wechselten, sahen sie, und es sind fünf, sechs Mann dabei gewesen, wie eine Frau, die sie nicht kannten, ihren Weg entlang kam. Eine Fremde war es, niemand hatte sie bislang in der Stadt gesehen. Und eine Sonderbare war es gewiß auch, ganz leuchtendes sandhelles Haar hatte sie und so wunderlich große Augen, schier, als ging es bei ihr nicht mit rechten Dingen zu. Sie ging langsam bei den Schwatzenden vorbei, so daß sie alle schweigen und stehen bleiben und sie ansehen mußten. Und die Frau schaute — war's nicht, als schritt sie ohne den Boden zu berühren? — schaute im Vorbeigehen lange und eindringlich auf Dierk und auf ihn allein, daß jeder merkte, es ging etwas zwischen den beiden von einem zum andern.

Der Sommerabend war warm und bräunlich vom fernen Lichtuntergang. Der Lärm des Tages war schon verebbt, halblaut und blaß war die Straße, gespensterhaft, wenn man seinen eigenen Schrei nicht hörte.

Die Leute suchten in die Schenke zu drängen.

„War das nicht Dierk seine weiße Frau? spottete jemand. Einer meinte rasch, er hätte sie schon gesehen, und der Kröger wußte, eine Fremde habe nach den Eisenbahnarbeitern gefragt. Da wollten sie von ihm selbst hören, aber ohne daß sie es gemerkt hatten, war der Mann von ihnen gegangen. Schade, etwas neugierig waren sie, wie er nach solchem Spuk aussähe. Die Straße war jedoch leer. Unter den letzten Häusern tappte einer entlang, dem die Stirn brannte vor Furcht und Scham und halbtrunkenen Bildern, die eins um das andere durch seine Gedanken aufflammten. „Witte Fru" stöhnte er. Aber er kehrte nicht zurück, um zu erfahren, ob sein Gespenst Wahrheit sei. „Witte Fru" stotterte er, lehnte sich gegen eine Mauer und faltete die Hände zum Beten.

Wie rasch die Zeit doch läuft! Die Kinder werden größer, die Männer älter, nur Dierk Pape tun die Jahre nichts an. Er hat etwas von der weißen Frau — eine holdselige sei sie, einmal in hundert Jahren kommt sie, wissen die alten Mütter am Seedeich. Daß es doch grade dieser trunkene Lästerer sein mußte, dem sie begegnete! So viele harte ernste Männer hat die kleine Stadt. Warum soll dieser nun jung und die andern alt bleiben?

Die Klugen lachen natürlich über solchen Unsinn. Die witte Fru Gode? Ein Kinderspuk! Und wenn sie es wäre, sie würde nicht zu Dierk Pape gehen. Sieh, seine eigenen Kinder weichen ihm auf der Straße aus, sie fürchten sich vor ihm. Und sein Weib schließt ihn aus, alle wissen, daß er eine halbe Nacht vor ihrer Tür gelärmt hat. Ein Trunkenbold ist er. Aber er hat ein Teufelszeug, sich zu halten, daß niemand ihm sein Leben ansieht.

Selbst die Frau, die ihn hassen will, muß ihn lieb haben, wenn es mit hellen Augen aus ihm aufströmt, wenn er jäh aus seiner Verschlossenheit aufsieht und ihr von einem Erlebnis erzählt, das gestern oder neulich war. Dann kann ein Jubel über seinem Gesicht liegen, die winzigen Fältchen um seine Augen spielen und lachen

mit. Ach, was ist es doch für ein Mann, daß er der beste und schlimmste zugleich sein muß.

Die Zeit läuft Schritt um Schritt, Jahr um Jahr. Einmal wie Pape wieder ein paar Tage auf Kommando hat arbeiten müssen, kommt er gleich einem Bekehrten zurück. An einem Vorfrühlingstag ist es gewesen, daß er sich auf seinem Weg verirrte. Die Heide da drüben, wo er stand, war von Wacholder und jungen, springenden Birken übersät, da konnte man sich wohl versehen.

Aber das Seltsame ist: Wie des Mannes Augen wohl mehr in den jungen Himmel, als über die Wegschwellen irren, hat auf einmal ein spiegelblanker See vor ihm gelegen, in den die Bäume tief niederhängen. Und dann ist drüben eine Burg oder ein Schloß aus den Ästen gewachsen, eine riesige Treppe, die zum Tor hinaufführt, ist wie aus der Erde aufgestanden, — „hörst Du zu, Weib? Und auf der halben Treppe stand eine Frau, ganz fern war sie und doch wie zum Greifen nah, weißt Du, wer das war?"

Der Sohn ist aufgestanden, er hat die Tür hinter sich zugeschlagen; er glaubt, der Vater kommt aus dem Krug. Aber die Frau merkt, es ist Dierk Pape ernst, da er es ihr erzählt, seine Augen sind weit offen, wie die eines Bekenners. Sein Mund lacht, stolz und schauernd von dem Glück seines Gesichts.

„Ist das denn wahr, Mann?"

„Es ist so gewiß, wie ich hier vor dir sitze! Aus der Erde ist das Haus aufgewachsen oder aus dem gläsernen Wasser. Ich hatte es vorher nicht gesehen, auf einmal stand es vor mir und ich sah die Frau" — die weiße Frau möchte er sagen, aber er fürchtet sich vor einem ungläubigen Lächeln.

Und mit der Furcht davor kommt die Befangenheit; sein Blick erlischt, der Mann redet noch etwas Undeutliches vor sich hin, geht in die Schlafstube und wirft sich aufs Lager. Vor seinen Augen tanzt noch der See, die witte Fru Gode will hinüber, aber er erreicht sie nicht. Was wollte sie zu ihm sagen? Ach, ein Geheimnis vom Kommenden wird es gewesen sein. Er ist nur zu schlecht, sie darf nicht zu ihm. Vielleicht weiß sie auch, daß seine Kinder vor ihm aus der Tür gehen, und daß sein Weib viel Leid zu tragen hat. Aber da ist sie bei ihm, und sie ist sehr freundlich zu ihm, fast liebevoll tut sie heut. Ja, Dierk weiß, sein Weib muß wohl gemerkt haben, daß er die Wahrheit sprach. „So viel Blumen, oh, bis hoch zur Tür hinauf stand alles voll Blumen, und der Himmel war blau und die Sonne schien, — ich hätte wohl zu ihr kommen sollen, aber vielleicht wußte sie, wie schlecht ich bin."

Danach kam eine lange leere Zeit; der Mann irrte Sonntags in die weite Marsch, stieg zum Heidrand hinauf und wartete. Oder er ging allein weit ins Watt hinaus. Da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, soll einmal eine Burg wachsen, wißt ihr das? Man muß nur warten können. Mitunter scheint sie in der Sonne, aber sie ist fern und man kann sie vor der Flut nicht mehr erreichen, auch Dierk Pape nicht.

Jahr geht um Jahr, und die Zeit wird wieder bildervoller und geheimnisreicher. Den Menschen wird dieser Dierk unheimlich, kaum daß er sich verändert, obschon er sein Weib hat begraben müssen und die Kinder längst ihren eigenen Weg gingen. Ist er denn unsterblich? Er hält niemand bei sich. Keiner mag mit dem Halbirren zusammen sein; er redet im Wachen mit einer Frau, die er in der Ferne durch Mauern und Nebel hindurch zu sehen vermag.

Die klugen Leute wissen jetzt, wer er ist. Ein ungefährlicher Narr, ein Spökenkieker, ein Übersichtiger. Einige aber sagen, dieser alte Bahnarbeiter wisse in Wirklichkeit mehr als andere Menschen. Er habe die Gabe, die witte Fru zu rufen. Und wie er sein Häuschen in der Stadt verkauft hat, weil sie ihn auf der Bahn nicht mehr gebrauchen können, kommen einige heimlich zu ihm und wollen sich's zunutze machen. Denn die witte Fru Gode weiß vom Wetter mehr als die Irdischen, sie hilft auch den Kreißenden, die sie anrufen. Und was noch sonderbarer ist, sie soll von dem Gerechten wissen, der dereinstmals über das Land herrschen wird.

„Was weißt Du davon, Dierk?"

„Ich weiß nichts, aber die Leute sagen, daß er von der witten Fru kommen soll."

„Weißt Du nicht, wann er kommt? Sieh, es ist eine Zeit, daß wir Menschen fast umkommen müssen."

„Nein, ich weiß es nicht."

Ein kleiner Acker liegt vorm Haus. Mitunter kommt der Sohn zu Dierk Pape und hilft ihm. Dann sprechen sie auch von der Mutter und der Junge hat viel Vorwürfe im Herzen, aber er bezwingt sie. Er muß ja an sich halten, wenn er die Augen des Vaters sieht, die heute dunkel wie Kohle und morgen hell gleich Tau in der Sonne blinken können. Wie ein ganz Lauterer, Reiner sieht er aus, wie ist es möglich, daß er schlecht gegen die Tote war!

Einmal kommen auch seine Töchter. Sie sind große, stattliche Frauen und haben selbst wieder viel Lust und Leid am Leben. Gut, daß der Alte hier keine Schenke in der Nähe hat. Es gefällt ihnen ganz gut in diesem Sonnengarten, sie stillen die Kleinen und beschwichtigen die großen Kinder. Ja, sie ziehen sogar mit Körben, Kartoffeln und Blumen ab. Aber was sie wünschten, ein Wort von den Seltsamkeiten zu hören, die man über dies Haus murmelt, bleibt ihnen versagt. Ihre Männer werden sie auslachen, und alle Nachbarinnen werden mit der Haube wippen. Nicht einmal die eigenen Töchter werden aus dem Alten klug. —

Dierk Pape hackt den Boden. Das Wetter ist warm, es wird Zeit, den Acker für den Winter umzubrechen.

Langsam geht die Arbeit vor sich. Wenn der Mann den Kopf hebt, sieht er die weite, grüne Marsch durch Baum und Büsche, fern vom großen Seedeich umrahmt. Nach Osten zu liegt ein dunkler Streif, das ist die Geest. Da irgendwo oder noch weit dahinter hat einmal die Burg gelegen, die er gesehen hat. Der Mann biegt die Büsche ein wenig zur Seite, er kann jetzt grade an der Vogelkoje vorbei auf den weißen Landfall sehen, der die Heidwand darstellt. Ob er nicht einmal wieder hinübergeht?

Er hat die Hacke vorgestellt und stützt sich darauf. Über die Ebene liegt Hof an Hof gespreitet, dunkle Inseln in der grünen Marsch. Dahinter kommt die Einsamkeit, wo sie wohnt, die in den Neumondnächten an seinem Hause vorbeiwandert, jeden Neumond, bis zu dem Tag, wo sie ihn einmal mitten im Hellen zur letzten Stunde ruft.

Dierk denkt jetzt gern daran, eine wohlige, müdfromme Vorstellung erfüllt ihn, wenn er sich's ausmalt. Ihr Knecht, der letzte arme Knecht möchte er um sie sein. Dafür will er auch keine andere Seligkeit, nichts als dieser dienen möchte er, irgendwo, wo sie ihn dienen heißt. Dann mag sichs weisen, ob es sich erfüllt, was die Menschen vom Gerechten sagen, es berührt ihn kaum mehr.

Der Mann neigt den Kopf und läßt die Büsche zurückfahren. Müde, still und müde ist er oft. Hat er seine Zeit nicht längst erfüllt?

Ein Schritt auf dem Gartensteg, ein Mann in dunkler Jacke kommt auf ihn zu. Das ist der Pastor, was will der doch hier? Sicher haben ihn Fromme wieder aufgehetzt und hergeschickt. Aber der grauköpfige Prediger, der auch längst die Jahre des Eifers überschritten hat, fragt nur nach den Bienen und nach den Vogelzügen zur Nacht, lauter Sachen, die Dierk gleich beantworten kann. Sonderbar, es sind Sachen, die der Pastor gut wissen müßte. Aber vielleicht fragt er nur so, um ins Reden zu kommen. Und schon fängt er von anderem an.

„Erzähl mir doch auch mal, Dierk, was hast Du für Gesichter gehabt? Die Leute reden so viel davon?“

„Was die Leute so reden!“ knurrte der Alte und nimmt den Spaten auf.

„Sie soll den Gerechten bringen, hast Du zu ihnen gesagt.“ Der Pastor tut sehr freundlich, fast etwas mitleidig, das kann Dierk Pape nicht vertragen, er schweigt sich aus.

Der andere wartet eine Weile, er meint, dieser ist krank, und er möchte ihm doch gern helfen.

„Denk einmal nach, Dierk, hast Du das nicht gesagt, oder hast Du vielleicht geträumt, als Du es sagtest?“

Der Alte lächelt listig, wußte er doch, worauf der Pastor hinauswollte.

„Ich hab gewiß nicht geträumt. Aber vor Leuten, die schon über alles Bescheid wissen, tut die Frau sich nicht auf.“ Er kann doch recht bissig sein, der Dierk Pape.

„Wie sah sie denn aus?“

„Sie war gewiß keine Irdische, Herr Pastor.“

„Wie oft ist sie zu Dir gekommen? — die witte Fru, so nennst Du sie doch!“

Aber der Alte hackt schon wieder die Erde durch, und der Landprediger weiß, er hat bei diesem nichts mehr zu schaffen.

Da, wie er sich schon abwenden will, sieht er selbst weit drüben eine einsame Frau zum Deich gehen. Sein Blick bleibt an ihr haften, er kennt sie nicht. Seltsam, denkt er und schüttelt den Kopf. Vielleicht ist es die Sünde dieser Stunde, oder ein Gespenst, das doch die Nähe des Alten mit sich bringt. Verrückt, denkt der Pastor, und will lachen. Sein Blick muß der Wandelnden folgen, sie schaut deutlich herüber, eine lange Weile, bis sie hinter einem fernen Hof einsinkt, dem Seedeich zu.

Ein Seufzen oder Lachen neben dem Pastor, ja auch der Alte hat die Fremde gesehen. Sein Rücken ist gebückter als sonst, alt ist er, man sieht es ihm jetzt an. Nur seine Augen sind die gleichen, da sie sich groß, geheimnisvoll auf den Prediger richten. Seine Hand hebt sich halb dahin, wo man die Fremde sah, sie fährt zur Brust zurück. Es ist, als wollte er von sich reden, aber die Worte versinken wieder in ihm.

„Sprich!“ drängt der Pastor.

Dierk Papes Augen gehen im Kreis, wie ein Abschiednehmen, das ihm doch nicht schwer wird. Die Hacke ist seinen Händen entglitten, was soll die Hacke noch?

„Bist Du krank, Dierk, was hast Du doch?“

Da hebt sich der Mann noch einmal, ein Wort fällt ins andere. „Die Welt wird brausen und donnern,“ keucht er — „und die da ging, wird mit ihrem Kind zu den Letzten kommen.“ Das Haupt sinkt ihm auf die Brust. „Und wem sie winkt, der soll sie loben.“

Der Prediger sieht scharf betreten an dem alten Mann vorbei. „Du träumst wieder, Dierk!" Und listig befangen, ein wenig sehnsüchtig: „Für wen sprichst Du? Ist es nicht Sünde, was Du sagst?"

Aber der andere hat einen Blick, als sei er fast über diese Erde hinaus. Er hebt die Hand noch einmal zum Seedeich, dann wendet er sich langsam, murmelt einen Gruß und schreitet mit großen grauen Augen den Weg zur Hütte, sehr mühsam, als habe er diesen Leib bald nicht mehr vonnöten.

Und sorgsam rüstet Dierk Pape sein Lager. Mag Gott es kurz sein lassen! Dann legt er sich nieder, faltet die Hände und wartet fromm des Zeichens, das ihn am hellen Tage überkam.

Der gottlose Maler Johannes Torrentius

Ein Ketzer- und Hexenprozeß des siebzehnten Jahrhunderts

Erforscht von

Abraham Bredius[1]

Auf Deutsch nacherzählt von

Franz Dülberg

Der abenteuernde und von abenteuerlichen Schicksalen verfolgte Maler, von dem wir hier handeln wollen, hieß Johannes Symoonis, also der Sohn des Simon, van der Beeck. Das einfache „vom Bache" seines Zunamens übersteigerte er später, das Bächlein in einen rasenden Gebirgsstrom verwandelnd, nach einer damals schon in Abnahme geratenden Renaissancesitte, in das prächtig dröhnende Torrentius. Er verdient weniger durch seine heute sehr seltenen Gemälde unsere

1) Am 18. April feiert Abraham Bredius, wie eine Begegnung des letzten November es erhoffen läßt, in tatkräftiger Jugendlichkeit seinen siebzigsten Geburtstag. Vor zehn Jahren wurde der sechzigste durch eine zweibändige Festschrift beurkundet, zu der sich als Mitarbeiter alles eingefunden hatte, was in Holland auf dem Gebiete der Erforschung heimischer Kunst- und Kulturwerte Rang und Namen erworben hat. Jetzt tritt der Jubilar selber in die Bresche und schenkt der Kunstwelt seine — bei Scheltema & Holkema in Amsterdam als großangelegtes Prachtwerk erscheinende — abschließende Darstellung des großen menschenliebenden Humoristen und untadeligen Leidener Malers Jan Steen. Unübersehbar ist die Fülle der Einzeltatsachen zur Kenntnis der großen Meister des holländischen siebzehnten Jahrhunderts, zur Ermittlung tüchtiger, aber in Vergessenheit geratener Maler der großen Zeit, die Bredius in unermüdlichem Archivstudium zusammengebracht und in Zeitschriften sowie in einem eigenen unentbehrlichen Sammelwerk vereinigt hat. Niemals hat Bredius, der seinem Vaterlande und den über die ganze Welt verbreiteten Freunden der Kulturtatsache Holland mit eigenen großen Vermögensopfern wichtige Werke Rembrandts und anderer großer Meister gerettet hat, über der bunten Chronikeinzelheit den großen Rhythmus weltgeschichtlicher Kunstentfaltung vergessen. Seine Grundbegabung, die wegen einer in jungen Jahren hemmenden, aber später rasch überwundenen Nervenerkrankung nicht berufsbestimmend wurde, ist die musikalische. Der Herausgeber würde sich freuen, wenn dies in seiner Nacherzählung von Bredius, gestaltschaffendem Urkundenbild deutlich würde.

Teilnahme, als dadurch, daß er eine geschichtliche, wenngleich hinter dem Volksbuch verspätete Eulenspiegelgestalt ist. Er bekommt einen, wenn auch nicht ganz reinen heroischen Zug, indem er als entschlossener Freidenker im kalvinischen Holland der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auftritt und der Held eines nach dem Norden verpflanzten langwierigen Inquisitionsprozesses wird. Drei Männer, deren Bild noch heute klar vor uns steht, der Staatsmann und Dichter Constantijn Huyghens, der als Schwiegervater des Großen Kurfürsten auch der deutschen Geschichte zugehörige Statthalter Friedrich Heinrich und der kunstsinnige und lebensfrohe später so unglückliche König Karl der Erste von England haben ihm eingehende Aufmerksamkeit gewidmet. Der Monarch, dessen Züge durch van Dycks Louvrebild unsterblich geworden sind, befreite unseren Maler nach fast dreijährigem Martyrium, aber ihm waren die Schwingen gebrochen und gleich Hutten mit der Morgengabe der Neuen Welt an die Alte gesegnet, starb der hochstrebende Spaßmacher eines kläglich verlöschenden Endes.

Jetzt laßt uns hören, was ein Menschenalter der Befragung aus Archiven und Chroniken über diesen Mann ergeben hat, in dem wir vielleicht den ersten konsequenten Naturalisten zu erblicken haben, der die Hilfsmittel mechanischer Spiegelung als eine Art Vorläufer der heutigen Photographie in den Dienst seiner Malkunst stellte.

Zwölf Jahre jünger als Rubens, siebzehn Jahre älter als Rembrandt, wurde unser Jan Symonszoon 1589 in Amsterdam geboren, als Sohn sehr ungleicher Eltern. Während sein Vater, der später nach Köln auswanderte und dort das Gewerbe eines Kürschners ausübte, im Jahre 1595 die zweifelhafte Ehre genoß, als erster Insasse das neuerbaute Zuchthaus Amsterdams einzuweihen, hat seine Mutter stets in rührender Treue an dem begabten Sohn gehangen und noch in ihren letzten Lebenstagen dem vom Dasein und durch eigene Schuld Verbrauchten ein Heim bereitet.

Wer der Lehrer des Künstlers, der sehr bald als Schilderer unbeseelter Dinge alle Zeitgenossen hinter sich ließ, gewesen ist, erfahren wir nicht; immerhin waren schon hundert Jahre verflossen, seitdem der halb eingedeutschte Venezianer Jacopo de' Barbari seine an einem Brett hängende Jagdbeute — jetzt in der Münchener Pinakothek — mit verblüffender Lebenswahrheit festgehalten hatte. Wir nähern uns mit Torrentius' Jugendjahren auch bereits der in der Wiedergabe von Metallgeräten und geflochtenen Körben schwer überbietbaren Illusionsmalerei Gerard Dous. Desto mehr erfahren wir von der wohl allzufrüh, von dem Dreiundzwanzigjährigen, mit der nur ein Jahr jüngeren Neeltge van Camp (Cornelia vom Felde) geschlossenen Ehe. Es scheint in dieser bereits nach einigen Jahren zu Szenen gekommen zu sein, wie der Pinsel eines Jan Miense Molenaar oder Adriaen Brouwer sie so gern verewigte: der zärtliche Gatte schleudert die Eheliebste, noch dazu in Gegenwart der Schwiegermutter, gegen eine eisenbeschlagene Kiste und jagt die Arme unter Beihilfe seiner eigenen Mutter ohne Hut in die kalte Novembernacht. Ein halbes Jahr später aber beteuert der wankelmütige Meister, er werde der freundlichen Seele einen Sack voll Geld schenken, die ihm wieder zu seiner Frau verhelfen wolle. Und als dann Torrentius als berühmter Ketzer und Gotteslästerer gefangen saß, erbat und erhielt die lammesgeduldige Neeltge die Erlaubnis, vierzehn Tage und Nächte bei dem Gemahl verbringen zu dürfen, zweifellos ein humaner Zug der damaligen Gefängnispraxis, der mit mancher ihrer blutigen Roheiten versöhnen mag.

Das Aufsehen, das die erstaunliche Kunstfertigkeit des Mannes erregte, zugleich aber auch die Schaumschlägerei, ohne die er offenbar nicht auszukommen meinte, spiegeln sich in einer merkwürdigen Stelle der lateinisch geschriebenen Auf-

zeichnungen wider, in denen der vielseitige Constantijn Huyghens in den Jahren 1627 und 1628 seine Beobachtungen über verschiedene Maler seiner Zeit niederlegte. Da Huyghens als einer der ersten Rembrandts überragende Fähigkeiten erkannt hat, kann sein Zeugnis als vollwichtig gelten. Der vornehme und gelehrte Kunstfreund sagt unter anderem:

„Meiner Meinung nach ist er in der Wiedergabe unbeseelter Dinge ein Wundermann; nicht leicht wird Einer aufstehen, der Gläser, Zinn, irdenes Geschirr und Dinge aus Eisen so beinahe durchscheinend, als seien sie unter dem Zauber seines Pinsels entstanden, auf eine bis heute vor unmöglich geltende Weise und doch mit einer solchen hochbegabten Genauigkeit und Zierlichkeit darstellen kann. Der unsäglich große Beifall, den diese Arbeiten bei der großen Menge fanden, erregte den Neid meines alten Freundes Jacob de Gheyn; der eifersüchtige Alte bot dem neuen Apelles einen Wettstreit an. Mit dem Aufgebot aller Kräfte malte er noch am Ende seines Lebens ein Werk, das den Vergleich mit den Zaubereien des Torrentius aushalten sollte. Ich habe nun zwar die Arbeiten beider Maler noch nie nebeneinander gesehen, trotzdem zögere ich kaum zu erklären, daß man in de Gheyns Werk nichts finden kann, was ein Kenner nicht nach Manier und künstlerischer Arbeitsweise erklären könnte — wogegen Torrentius alle Zweifler und Forscher mattsetzt: bis heute suchen sie vergeblich herauszubekommen, auf welche verwegene Weise er Farben, Öl und, wenn die Götter es wollen, auch Pinsel anwendet."

Torrentius forderte offenbar die Meinung heraus, daß es in seiner Kunst nicht mit rechten Dingen zugehe, denn Huyghens fährt unverzüglich und nicht ohne Ironie fort:

„Entweder hat er selbst als schlauer Heuchler gesagt, oder zahlreiche unwissende Anhänger haben gedankenlos das Gerede wiederholt, die Farben brächten, von seiner göttlichen Hand gerieben, irgendwelche musikalische oder harmonische Tonfolgen hervor. Mit demselben Wahrheitssinn, der gewisse Philosophen auszeichnet, erzählen sie, daß der große Herr — so wird der fromme Betrüger nämlich von seinen Verehrern genannt und angeredet — durch göttliche Eingebung die bisher ihm völlig unbekannt gewesene Gabe der Kunst empfangen habe."

Auf die offenbare Einseitigkeit der auf ruhende Gegenstände beschränkten Begabung des Malers macht der scharfsichtige Denker ausdrücklich aufmerksam:

„Diese Eingebung muß freilich mangelhaft gewesen sein und den Kern des Geheimnisses nicht erreicht haben. Torrentius ist nämlich so schändlich ungeschickt im Malen von Menschen und anderen lebenden Geschöpfen, daß die besten Kenner seine Arbeiten kaum eines Blickes würdigen, trotzdem andere für ihn die Verehrung in Anspruch nehmen, die man den allerersten Künstlern entgegenbringt."

Huyghens ist augenscheinlich durch das Marktschreierische des Mannes gegen ihn eingenommen, denn er fügt vornehm ablehnend hinzu:

„Was das Leben und die Sitten des Mannes anbetrifft, so brauche ich nicht als römischer Sittenrichter aufzutreten."

Als ein fünfzig Jahre späterer, aber durchaus glaubwürdiger Zeuge meldet sich unser Landsmann Joachim von Sandrart, der in seiner Jugend das Glück hatte, keinen Geringeren als Rubens auf dessen Reise durch Holland zu führen. Er berichtet 1675 in seiner „Teutschen Academie", daß Torrentius durch die Kunst seiner Rede und Erscheinung einen gewaltigen Anhang unter vornehmen und reichen Leuten gewonnen hatte, die ihn mit allem, was er nur irgend begehrte, versorgten. So sei er „in Überfluß geraten", und habe „heimliche Zusammenkünfte" gehalten, „worinnen von ehrbaren Leuten nicht viel Gutes geredet worden,

weil alles dem libertiner Leben und Glauben gleich gesehen, weswegen er für einen Verführer des Volkes angegeben worden".

Nach diesem Schlaglicht auf den Ketzerprozeß unseres Helden bietet uns Sandrart eine sehr willkommene Charakteristik seiner Kunst: Torrentius habe sich „meistens auf kleine Arbeit gelegt, und darein übereinander liegende offene und geschlossene Bücher, Sand-Uhren, Feder, Dinten, auf Tischen stehende Geschirr und Blumen, Teppich, Vorhäng und ander Gezeug dermaßen fleißig, sauber, glatt und stark gemahlt, daß fast die Natur selbst hierinnen seiner Kunst zu weichen Ursach gehabt".

Also die deutliche Schilderung eines Illusionsmalers, eines Vorläufers der Kalf, Huysum, Pieter Claesz und van Streeck, den eine Welt von der rein auf den Farbenakkord gestellten Stillebenmalerei unserer Tage trennt!

Auch den inneren Zwiespalt in der Kunst des Meisters deutet der alte Biograph sehr glücklich an seine Kunst habe ihre Triumphe in „stillstehenden Sachen" gefeiert — außerdem habe er „nackende Weibsbilder" gemalt, ebenso ungeschickt wie liederlich, die von Henkershand verbrannt worden seien.

Neben der verblüffenden Naturtreue seiner Stilleben wird nun noch in einer anderen gleichzeitigen Quelle, einem Briefe des Kupferst chers Michel le Blon an den Schwedischen Gesandten im Haag vom Jahre 1635 die erstaunliche Durchführung hervorgehoben, die es unmöglich mache, irgendetwas von der Arbeitsweise des Künstlers zu erraten: es sei, als ob die Malerei auf der Tafel gewachsen, oder wie ein Hauch darauf gekommen sei.

Wir erraten also einen Künstler, der leblose Gegenstände durch ein kompliziertes System von Spiegelungen, das etwa auf der Verfahrensweise der neu erfundenen Camera obscura aufgebaut war, mit spitzestem Pinsel in dünnem Farbenauftrag peinlich genau kopierte und durch eine dicke Glasur alle Spuren seiner Handarbeit verwischte. Da es ihn reizte, sein Schaffen mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben, so brüstete er sich gern damit, daß er keine Farben und Pinsel wie andere Maler gebrauche, sondern seine Tafeln einfach auf den Boden lege, worauf die Farben sich unter harmonischen Klängen zusammenfügten. Woran so viel wahr gewesen sein mag, daß er unter einem Spiegelbild die darzustellenden Gegenstände Stückchen für Stückchen auf die Malfläche übertrug und daß die unter der Lackschicht sich zusammenziehenden und verdunstenden Farben seltsame Geräusche von sich gegeben haben mögen. Seine Aufschneiderei wurde ihm von den eifernden Prozeßgegnern nur allzu bereitwillig geglaubt und als Teufelswerk angekreidet.

Über die Vorwürfe dieser schon so früh geheimnisumsponnenen Bilder unterrichten uns mit aller gewünschten Ausführlichkeit zwei Inventare, deren eines von der gestrengen Haarlemer Obrigkeit gleich nach der Verhaftung des „gottlosen Malers" aufgestellt wurde, während das andere dem stets regen Interesse, das die englische Krone Torrentius entgegenbrachte, sein Entstehen verdankt. Kannen, Gläser, Tabakpfeifen, Zügel und Fesseln, dann auch Laterneneffekte, eine ausdrücklich als leidenschaftlich ausdrucksvoll gerühmte büßende Magdalena, Totenschädel und Bücher, wie sie in malerischer Anordnung als Darstellungen der Eitelkeit alles Irdischen, sogenannte Vanitates, üblich zu werden begannen, aber auch nackte Figuren, von denen man noch das Harmloseste sagte, wenn man sie als „in der Manier von Adam und Eva gehalten" bezeichnete, (a woman pissing in a man's care) — das sind die sehr verschiedenartigen Darstellungen, die in den alten Listen an uns vorüberziehen.

Dem König Karl I. glaubten Höflinge durch das Geschenk von Werken des holländischen Wundermannes eine besondere Aufmerksamkeit zu erweisen;

in seinem Nachlaß waren sowohl Stilleben — deren eines, eine im Aufbau unerfreuliche, aber sehr exakt gemalte „Allegorie der Mäßigkeit", vor einigen Jahren den Heimweg ins Amsterdamer Ryksmuseum fand — sowie auch vom Rücken gesehene und vor Spiegeln stehende nackte Frauen von Torrentius vertreten; diese Aktbilder müssen der Beschreibung nach den Werken des in seiner Kunst vermutlich ebenso sinnlichen, im Leben aber klügeren und geordneteren Deutschen Hans Baldung Grien ähnlich gesehen haben.

Auch Sachen, die man heute Vexierbilder nennen würde, gingen aus der geheimnisvollen Werkstatt hervor: die Schauermär erhielt sich von Torrentius' Bildnis eines respektablen Predigers, das, wenn man den Rahmen etwas zur Seite schob, sich in eine ausgelassene „echt cyprische" Bordellszene, die übrigens sehr schön und natürlich gemalt gewesen sei, fortgesetzt hätte.

Die vielleicht nicht grundlose Spottlust des durch seine Erfolge verwöhnten Mannes machte indessen nicht bei den „Dienern des Wortes" halt; Torrentius war bereits als junger Mensch in der ersten Hälfte seiner zwanziger Jahre zugleich verwegen und geschmacklos genug, in das Fenster des von ihm in Amsterdam bewohnten Hauses eine gewaltige Bibel zu stellen, welche die Inschrift trug: „Das Buch der Stumpfsinnigen oder der Narren."

Diese renommistische Sucht, anderen die eigene Meinung aufdrängen zu wollen, vereinigte sich mit einer in Bürgerkreisen stets verletzenden Prachtliebe. Der Junker Übermut klapperte bei jeder Gelegenheit mit den „goldenen doppelten Reitern", die er lose in seiner Tasche sitzen hatte, trug Unterkleider von rotem Satin, ein goldgesticktes Wams und kostbaren schwarzen mit seltenem Pelz gefütterten Mantel, ja, er hielt, gleich als wolle er es dem Chevalier Rubens gleichtun, ein Reitpferd.

Auch als er später in Haarlem wohnte, kam er, wie wir aus einer im Jahre des Westfälischen Friedens erschienenen Beschreibung dieser Stadt erfahren, stets gestiefelt, gespornt und in Samt gekleidet auf den Markt und erteilte mit Gönnermiene seinen getreuen Mitbürgern Audienz. Er wußte Mädchen und Frauen aus den angesehensten Häusern zu bestimmen, daß sie in seinen vier Wänden aus- und eingingen, was auch die Gatten und Väter in ihrem Zorn anstellen mochten. Er verkehrte in den großen Familien und gab täglich Gastereien, bei denen er auf die Lehren Epikurs schwor und Himmel und Hölle als Bagatellen behandelte. Trotz aller Verschwendung sah man ihn nie in Geldverlegenheit. Huyghens ist es wieder, der uns aus der Sünden Maienblüte des Künstlers berichtet, wie er selbst beim Barbier nur mit einem Kreis begeisterter Anhänger zu erscheinen pflegte, die sich um die Ehre drängten, die verschiedenen Verschönerungsgerätschaften halten zu dürfen, und den Handwerkerssohn mit den Titeln des höchsten Adels anredeten.

Der persönliche Zauber, der von Torrentius ausging, muß sehr groß gewesen sein. Ein ehemaliger Bürgermeister von Haarlem, der auf Grund recht ungünstiger Gerüchte über den Umgang seiner Söhne mit dem Maler sich entschloß, diesen aufzusuchen, geriet dermaßen in den Bann des Vielgewandten, daß er nicht nur diesen, sondern auch dessen Hauswirt samt Familie sich als Hausbesuch einlud und auch später nicht müde wurde, den Verstand und Weitblick des Mannes zu preisen.

Die schwärmerische Anhängerschaft steigerte sich, wie wir von Huyghens weiterhin erfahren, bis zur Sektenbildung. Torrentius scheint, wenn wir diesem Zeugnis vertrauen dürfen, eine mehr als freie Lebensführung in ein System gebracht und eine Art Gottesdienst der Gottlosigkeit ins Leben gerufen zu haben; einzelne Verehrer starben mit dem Namen „Torrentius" auf den Lippen.

Die Diener der Religion witterten mit gutem Grund unlauteren Wettbewerb und suchten nach Zeugnissen wider den weltlichen Propheten. Ein Alkmaarer Prediger weiß im Dezember 1627 dem Haarlemer Amtsbruder aus früheren Beobachtungen nur die „Laster" des Wein- und Biertrinkens, Rauchens, Trick-Track-Spielens sowie einige Äußerungen geringen Glaubens an die — — Hölle zu berichten. Wenn Torrentius wirklich gesagt hat, man brauche doch ziemlich viel Brennstoff, um ein Fegefeuer zu unterhalten, und ein Maler habe einmal einem Abt erwidert, man könne die Teufel erst dann nach dem Leben darstellen, wenn man sie gesehen habe, so passen solche Äußerungen, die an der reichen Phantastik der alten holländischen Malerei vorbeigehen, sehr gut zu dem Geistesleben eines Mannes, der beinahe die Photographie erfunden hätte!

Schon im Juni 1625 verdichteten sich die Anklagen gegen den Künstler dahin, daß er für ein Haupt der von Paris aus sich verbreitenden Sekte der „Rosenkreuzer" erklärt wurde: der höchste Gerichtshof Hollands ermahnte die Haarlemer Obrigkeit, unter diesen Gesichtspunkten ein wachsames Auge auf Torrentius zu haben. Man suchte nun, ehe man öffentlich gegen den „Ketzer" vorging, insgeheim beeidigte Aussagen gegen ihn zu sammeln. Der Wirt zum „vergoldeten Falken", wo Torrentius und sein Gastfreund Coppens manchen harten Taler verzehrt hatten, wurde mit strengem Verhör in die Enge getrieben; außer dem Zugeständnis, daß der Maler merkwürdige Ansichten über die Dreieinigkeit und das Leiden Christi habe, und daß er gewiß manche Nacht in lustiger Gesellschaft beim Becher verbringe, war aus dem einfachen Manne nichts herauszulocken.

Angesehene Leute, die Torrentius früher porträtiert hatte, warnten ihre Verwandten ausdrücklich vor dem Umgang mit diesem Freigeist, seine Religion sei „Mein Geist begehrt Euer Fleisch". Außer solchen hingeworfenen Brocken eines platten Materialismus wird das rohe Wesen, das er gegen seine Frau an den Tag gelegt habe, und die Gefängnisstrafe seines Vaters! gegen ihn ins Feld geführt.

Nachdem im April 1627 der Statthalter Friedrich Heinrich über die gegen Torrentius als einem Verführer der Jugend vorliegenden Anschuldigungen Bericht eingefordert hatte, kam es am 30. August desselben Jahres endlich zur Verhaftung. Die Dienerschaft des Hauses, wo Torrentius bei Freunden zu wohnen pflegte, wurde gegen ihn aufgeboten: der einfältige friesische Knecht muß über das Aus- und Eingehen der Schwester des Hausherrn und ihrer Freundinnen die gewichtigsten Aussagen machen. Gern wollen wir es dem ehrlichen Evert Jellekes glauben, daß Torrentius, wenn er mit ihm als Schildknappen nach dem Haag oder nach Amsterdam ging, im Hause zum „Kasuar" oder in Seitengäßchen der Kalverstraat „junge Frauenspersonen auf seinen Schoß nahm und betastete": in solchen Szenen, wie sie Dirk Hals und Palamedes uns zu Dutzenden aufbewahrt haben, spielte wohl mancher Zeitgenosse mit, ohne daß ihm deswegen der Prozeß gemacht wurde. Unappetitlich werden seine Angaben, wenn er von den „Nachtküßlein" zu berichten weiß, die im Hause des reichen Coppens von dessen weiblichen Verwandten mit dem vergötterten Maler ausgetauscht wurden, wenn Elschen Coppens es entgelten muß, daß sie nicht nur ihres Bruders, sondern auch des ständigen Logiergastes Bett macht, und wenn dieses Bett selber zum Ankläger wird, alldieweil es gelegentlich mit einem Brett erweitert wurde. Heftiger aber als alle diese fleischlichen Sünden kreiden die Richter es an, daß einer der Saufgesellen einen Toast auf Seine Majestät den Teufel ausbrachte!

Weniger Belastendes vermag die gleichfalls einvernommene Hausmagd beizubringen; eine der Damen habe ihr Vermögen vergeudet, und beim Essen von Leckereien, beim Spiel mit hohen Trümpfen und bei Rauchgelagen vergehe den

Herrschaften und dem Schwarm der Besucher der Tag. Wer irgendwann in einem Gasthaus das zweifelhafte Glück gehabt hatte, Zimmernachbar des renommistischen Malers und seiner Zechbande zu werden, konnte jetzt vor Gericht seinen lang aufgespeicherten Ärger abladen. So konnte ein biederer Leidener, ein Herr van Swieten, bekunden, Torrentius und seine „Rosenkreuzer" hätten unter erschröcklichem Lärm zuerst auf die Gesundheit des Statthalters, dann auf die unseres Herrn und Heilands und endlich auf die des Teufels getrunken — was in dieser Zusammenstellung sich jedenfalls nur wie plumper Übermut, keineswegs wie heroischer Gottestrotz ausnimmt.

Überall in der Umgegend müssen die wilden Saufgesellen ganze Nächte verjubiliert haben: die Künstlerkneipe des Landschaftsmalers Arnold Elsevier in Leiden hatte von Torrentius und Coppens allein 485 Gulden zu bekommen, die aber als sicher eingehende Schuld gebucht standen.

In einer dieser Wirtschaften, die in Delft lag und nicht zu Unrecht „Die Schlange" (Het Serpent) hieß, vermochte man die schon bejahrten Inhaber, Lambert Schapenburch, auch das „Schäfchen" genannt, und seine Frau, zu stark belastenden Aussagen gegen den Künstler zu bestimmen, der sich offenbar sehr gerne reden hörte. Torrentius scheint dort in der Tat die Heilige Schrift einen Maulkorb genannt zu haben, mit dem man die Menschen in Zaum zu halten suche. Der scharfe aber nüchterne Denker war von Schöpfungsgeschichte und Sündenfall wenig überzeugt: wie sei es denkbar, daß Adam und Eva, sozusagen Fabrikate Gottes, diesen durch ihren Ungehorsam so in Zorn bringen konnten, daß die Menschheit noch bis auf den heutigen Tag darunter leiden müsse! Weder die Sintflut noch Abrahams Opfer, das ihm wohl als zu unmenschlich und dadurch wenig verdienstlich erschien, fanden Gnade vor den Augen des angetrunkenen Kritikers, der schließlich den ziemlich plumpen logischen Schnitzer beging, den auferstandenen und den Jüngern zu Emmaus erscheinenden Christus sich in der Nacktheit des Kreuzestodes vorzustellen, und hieraus eine lächerliche Unschicklichkeit seines Anblickes zu folgern — wobei er gänzlich vergaß, daß Christus bei der Grablegung ja wieder bekleidet worden war!

Den Religionsfrevel ergänzte die tüchtige Wirtin noch durch eine zweideutige Liebesgeschichte, bei welcher der Maler der Tochter einer Hebamme zuerst allerlei Zuckerwerk durchs Fenster warf, und nachher nicht ohne Schadenfreude auf die Schwängerung des weinenden Mädchens hinwies.

Etwas vermindert wird der Wert aller dieser Versicherungen immerhin dadurch, daß Wirt und Wirtin später auf Betreiben der Anhänger des Angeklagten erklärten, die Haarlemer Obrigkeit sei in Begleitung von zwei rechtgläubigen Pastoren bei ihnen gewesen und habe ihnen zur größeren Bequemlichkeit die von ihnen erwarteten Aussagen gleich schriftlich mitgebracht.

Als Steigerung und Würze der ketzerischen Äußerungen mußte die schwarze Zauberkunst dem Verfolgten nachgewiesen werden. In diesem Punkte trat ein schon bejahrter Theologe, Doktor Jacob Hogenheym, der aber anscheinend in seiner Laufbahn mehrmals Schiffbruch erlitten hatte, als Belastungszeuge auf: Man wird gut tun, sich zu erinnern daß in dieser Zeit die ersten Faustbücher und Wierus' Schrift „de praestigiis daemonum" erschienen waren. Spöttische, weit zurückliegende Äußerungen des Malers über das persönliche Vertrauensverhältnis des Menschen zu seinem Gott und über das Geheimnis der Doppelnatur des Heilands, ein Brief, in welchem Torrentius mit geflissentlicher Geheimnistuerei den Gerüchten entgegentritt, als bediene er sich beim Malen besonderer verborgener Kunstgriffe, bilden den Auftakt zu recht seltsamen Erzählungen, die den Teufelsbund des Schwarzkünstlers dartun sollen. Ein verschmitzt blickender Knabe grüßt

im Haarlemer Wald den Meister mit verdächtiger Untertänigkeit, dieser sagt bestimmt von einem lustwandelnden Paar aus, daß beide kurz zuvor miteinander geschlechtlichen Verkehr gepflogen hätten, er hat ein unerklärliches Interesse daran, fremde Hühner mit einem Hahn zu versorgen, und er empfängt natürlich des Nachts gespenstischen, nur dem Ohr, aber nicht dem Auge wahrnehmbaren Besuch. Einige heftige, vermutlich auf erotische Gründe zurückgehende Auftritte, die sich zwischen Torrentius und einem früheren Dienstmädchen der Familie Hogenheym abgespielt haben, werden in allzubereitwilliger Erinnerung zu gegenseitigen Bezichtigungen des Teufelsbundes.

Offenbar war es eine Schwäche des Vielseitigen, mit seiner Menschenkenntnis zu prunken: wenn er über einen hübschen armen Jungen und über einige Schöne der Stadt emphatisch versicherte, daß ihr Lebenswandel nicht der beste sei, so bedurfte es vermutlich keiner geheimnisvollen Einflüsterungen, um ihm die Grundlagen dieser Urteile zuzutragen.

Besonders wurde Torrentius wieder die Geheimnistuerei angekreidet, mit der er das Technische seiner Malweise vor den Leuten zu verbergen strebte. Es mag sich hierbei wirklich um ein paar optische oder chemische Kunstgriffe gehandelt haben, deren Rezept er mit ins Grab genommen hat; besonders scheint Torrentius auch mit einer leicht entzündlichen, feuergefährlichen Lackfarbe gearbeitet zu haben. Seine anatomisch durchsichtige Darstellung Adams und Evas kann, Jahrzehnte nach dem Atlas des Vesalius, schwerlich Hexerei genannt werden.

Aus ebenfalls geistlicher, diesmal katholischer Quelle, wurde die Beschuldigung marktschreierischer Wunderheilungen und der Sektenbildung geschöpft: ob die beiden Priester, deren freundschaftlich um die Zulassung einer Gewissenserforschung an Torrentius gerichteter Brief jetzt gegen ihn ausgebeutet wurde, nicht vielleicht in der Hauptsache es auf eine Rückführung des angesehenen katholisch getauften Malers in den Schoß ihrer Kirche abgesehen hatten?

Von allen Lastern, denen Torrentius ergeben war, rächte sich am schlimmsten die Renommisterei: So mußte ein Mitglied der bekannten durch Franz Hals unsterblich gewordenen Familie van Beresteyn jetzt gegen ihn auftreten und berichten, der Maler habe sich gegen ihn im Gasthaus zum Hufeisen im Haag verschworen, er habe alle leichten Frauen von Leiden, Amsterdam und dem Haag unter seiner Botmäßigkeit, er sei im Besitz einer Salva guardia des Prinzen-Statthalters, er brauche nur zu winken, dann kämen selbst um Mitternacht Ratsherren zu seinem Dienst gelaufen. Am Tage nach der Zecherei sei Torrentius mit ihm, Beresteyn und anderen Herren nach dem berüchtigten Hause zum Kasuar gezogen und habe von einer der herbeieilenden dienstwilligen Schönen behauptet, sie sei eine natürliche Tochter des verstorbenen Statthalters, also wohl Moritzens von Nassau! Ebendort wollte er am selben Abend für seine Gäste eine Mahlzeit veranstalten, zu welcher ein Dutzend Frauen und Töchter aus ratsherrlichen Familien kommen würden — mit diesen könnten die Herren dann die Nacht fröhlich verbringen! Von Vergehen gegen die Religion weiß Beresteyn indessen nur zu berichten, daß der Künstler das sechste Gebot für ziemlich unverbindlich erklärt und die Eigenschaft der Heiligen Schrift als Gotteswort in Zweifel gezogen habe.

Torrentius' Verteidigung war, die Herren hätten genau gewußt, in was für ein Haus er sie führen wollte, auch habe er es sich mit Essen, Trinken und allerhand geselligen Scherzen wohl sein lassen, aber nicht, wie es gemeiniglich an solchen Orten geschehe, „einige Unkeuschheit" getrieben. Vielmehr habe er nur in seiner Eigenschaft als Maler sehen wollen, ob dort „Frauenspersonen seien, schön von Gliedern und Leib, um, wenn er dieses so erfände, die Mädchen dazu zu bewegen, daß sie einige ihrer nackten Glieder zeigen sollten, um abgezeichnet zu werden," da-

mit er diese darauf in Gemälden nach Gelegenheit zur Anwendung bringen könne: eine Erklärung, die man dem offenbar sklavisch am Modell klebenden Realisten mit einem gewissen lächelnden Vorbehalt glauben kann.

Freilich, daß er in stattlicher Kutsche einmal aus dem kurzweiligen Haus in Gesellschaft einiger Insassinnen dieses Liebestempels hinausgefahren und abends wieder dorthin „zum Zechen“ zurückgekehrt sei, konnte der mehr als lebenslustige Künstler wohl nicht leugnen; ebenso mag es wohl mit seinen Besuchen bei Töchtern der Freude im Gasthaus zur Schwanenburg vor dem Haarlemer Tor in Amsterdam und bei einer schönen Engländerin, die in einem wenig tugendhaften Seitenpfad der Kalverstraat wohnte, seine Richtigkeit gehabt haben. Es gehörte aber in dieser Zeit die ganze Gehässigkeit eines über den Freigeist empörten Pfaffentums dazu, um Torrentius aus solchem „Brauch, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung“, einen Strick zu drehen. Man vergesse nicht, ein wie großer Prozentsatz der in unseren Galerien harmlos als „Lustige Gesellschaft“, „Herr und Dame“, „Tanzvergnügen“ ausgestellten Meisterwerke der großen holländischen Maler sich der nüchternen wissenschaftlichen Betrachtung als zweifellose Bordellszenen verraten!

Freilich, der Wüstling sollte in dem Effektgemälde der Anklage nur die krasse Wirkung des Gottesleugners verstärken. So wurde noch ein Delfter Prediger, Dionysius Spranchhuysen, bemüht, dem der Student Jacobus van der Aa gestanden hatte, Torrentius habe ihn — wiederum in einem Wirtshaus, das in diesem Falle in Leyden stand und den schönen Namen „zum Regenbogen“ führte — nach seiner Meinung über das Dasein Gottes, der Engel und der Hölle examiniert und ihn weidlich ausgelacht, als die Antworten des jungen Mannes mit den biblischen Dogmen genau übereinstimmten. Wie könnten denn, so habe der übermütige Maler ausgerufen, die Seelen der Verdammten vom Orte des Sterbens hinab in die Hölle fahren, da es doch unter unseren Füßen „nichts anderes gebe, als den Erdenkloß, der aus Land und Wasser besteht“ — gewiß eine Argumentation, die an vernünftelnder Plattheit nichts zu wünschen übrig läßt, aber in einer Zeit, wo man die Höllenstrafen als ein wichtiges Volkserziehungsmittel betrachtete, einen Wutan all bei weltlicher und geistlicher Obrigkeit hervorrufen konnte! Wenig half es, daß der erst 21jährige Schüler des verunglückten Mephisto ausdrücklich vor dem Notar erklärte, er könne sich nicht der mindesten gotteslästerlichen Rede oder Handlung seines damaligen Zechkumpans erinnern und daß auch der Angeklagte selbst den ganzen Vorfall ableugnete.

Mit ergreifender Anhänglichkeit und Zähigkeit setzte während dieser schonungslosen Verhörsprozeduren die Mutter des Verhafteten alle Hebel an, um die Stellung der Belastungszeugen zu erschüttern und um entlastende Aussagen zu Protokoll zu bringen. Hatte sie schon in einer Eingabe, in der sie den Ruin des eigenen Vermögens und mehrerer weiblicher Verwandter als drohende Folge der langen Haft des anscheinend auch sehr geschäftskundigen Sohnes hinstellte, auf die zweifelhaften moralischen Eigenschaften des grauen Eiferers Doktor Hogenheym hingewiesen, so ist es auch ihrem Werben zu verdanken, wenn der junge Delfter Maler Christian van Couwenberch (= Kaltenberg) und sein Vater im November 1627 eidesstattlich versichern, in sechsjährigem Verkehr niemals von Torrentius „einige gotteslästerliche Worte über Gott oder unsern Seligmacher Jesus Christus“ gehört zu haben. Ja, es fanden sich selbst Zeugen, die auszusagen wußten, daß der redegewandte Maler bei Gelegenheit auch die Sache der Rechtgläubigkeit mit fulminanten Worten verteidigen konnte: so habe er an einem geistlichen Liederdichter namens Camphuysen kein gutes Haar gelassen, weil dieser der Socinianischen Lehre zuneigte und nicht annehmen wollte, „daß Christus von

Ewigkeit her Gott gewesen sei" — man kann nun freilich ein Dogma, dem man innerlich fern steht, mit einem Brustton der Überzeugung verteidigen, aus dem nur die allerfeinsten und vertrautesten unter den Zuhörern die jubelnde Ironie des Redners heraus spüren! —

Sogar die Sitte des Tischgebets scheint Torrentius, der wohl mitunter auch ein Politiker sein konnte, mit einer gewissen absichtsvollen Betontheit in Herbergen befolgt zu haben; Fremden, die ihn darauf verwundert ansprachen, und ihn fragten, wie er, als offenkundiger Atheist — ein ziemlich frühes Vorkommen des Wortes! — zu solchen Gebetshandlungen komme, pflegte er entrüstet zu erwidern, er könne nicht allen Lügnern den Mund stopfen.

Der sehr bewegliche Sänger hätte wohl verschiedene Register in seiner Kehle; ein ganzer Trupp von Zeugen beschwor, immer auf Bitten der betriebsamen, geängstigten Mutter, Torrentius habe ausdrücklich und wiederholentlich erklärt, sein Glaube sei, daß Christus unser einziger Seligmacher sei, und daß die Menschen, um Gnade von Gott zu erlangen, „nichts Besseres tun könnten, als zu trachten, wie sie der Lehre und dem Lebensbeispiel von Jesus Christus nachfolgen"; leider muß es dann wohl im Falle unseres Malers recht sehr beim Trachten geblieben sein, da die Evangelien von einem regelmäßigen Verkehr unseres Herrn und Heilands in „Kasuarherbergen" kaum zu berichten wissen.

Die Verhöre zeigten Torrentius in dem nicht immer einwandfreien Licht eines eifrigen Bekenners, der es entrüstet ableugnet, jemals an der herrschenden Religion gerüttelt zu haben. Ja, er will sich selbst vom Katholizismus, in dem er bis zu seinem 26. Jahre aufgewachsen sei, auf Grund eigener Prüfung der Schrift zur protestantischen Lehre durchgerungen haben; nur aus andächtiger Wißbegierde habe er gefragt: „Wer ist Gott, hast du ihn gesehen?" Ein häßlicher Zug, den wir nur halb mit der Angst des Angeklagten entschuldigen können, ist es, wenn er herabsetzende Äußerungen über die Gottheit Christi einigen Juden, mit denen er verkehrte, in die Schuhe schiebt und seiner Verwunderung darüber Ausdruck gibt, daß man diese Juden „dulde". Mit der platt freidenkerischen Rede die Bibel sei ein Sammelsurium, das irgendein Tor oder Mönch vor 300 Jahren zusammengeschrieben habe, will er nur die in der Bibel nicht enthaltenen Lehren seines ursprünglichen Bekenntnisses getroffen haben. Auch streitet er entschieden ab, Himmel und Hölle nur in einem vergnügten und lustigen oder in Armut und Verborgenheit verbrachten diesseitigen Leben haben finden zu können; vielmehr habe er nur behauptet, einige Leute ließen sich viel zu sehr an ihren irdischen Angelegenheiten hängen und würden also nur hienieden ihr Himmelreich haben, andere, von Gott besonders Begnadete, führten ein glückliches Leben auf Erden, ohne darum auf die ewige Seligkeit verzichten zu müssen, während viele Gottlose schon auf Erden sich selbst durch ihre Sünden die ärgsten Geißelhiebe versetzten, ohne darum bei unbußfertigem Tode im Jenseits besser fortzukommen.

Geschickter und einleuchtender sind die Antworten, die den Vorwurf der Zauberei entkräften sollen; hier spürt man immerhin einen schwachen Tropfen echten Eulenspiegelgeistes. Wenn er gesagt habe, niemand könne ihm in seine Malerwerkstatt eindringen, auch wenn die Tür offen stehe, so will er damit auf die giftigen Dämpfe angespielt haben, die aus den Tiegeln, in denen seine Farben brodelten, in die Luft stiegen, und die ausreichten, jeden Neugierigen zu verjagen; müsse er doch selber, wenn er während der Farbenbereitung irgend etwas aus seinem Zimmer holen wolle, sich Nase und Ohren zustopfen! Auch den geheimnisvollen Hühnerhokuspokus erklärt er mit seinen farbenchemischen Experimenten: er habe einmal ein Ei mit Farben gefüllt und es zur gleichmäßigen tierischen Erwärmung drei Wochen lang einer Bruthenne untergelegt. — Jedenfalls läßt der

lackartige Glanz, die feine Vertriebenheit und die treffliche Erhaltung des einzigen auf uns gekommenen Bildes von der Hand des schicksalsreichen Meisters durchaus die Annahme zu, daß ein weit mehr wissenschaftlicher als künstlerischer Geist die Malerei hier wirklich aus dem Ei der Farbenherstellung heraus gründlichst betrieben habe.

Torrentius will weder gesagt haben, es sei keine Sünde, sich in Unkeuschheit und Ehebruch zu ergehen, noch daß er alle galanten Frauen der großen Städte sich zinspflichtig gemacht habe und auf die schwärmerische Anbetung der Ratsherrengattinen zählen könne! In dem verhängnisvollen „Gasthaus zur Schlange" in Delft will er zwar gewohnt, aber niemals auch nur an solche Reden gedacht haben, wie der Student Jacob van der Aa sie ihm in den Mund legte.

Man wollte offenbar den hartnäckig Leugnenden, der sich durch sein Auftreten zahlreiche Feinde gemacht hatte und durch seine Freigeisterei eine Gefahr für die öffentliche Ordnung schien, mit aller Gewalt zum Bekenntnis bringen. Ein wenig schlug doch den Gerichtsherren das Gewissen beim Entschluß zum äußersten M ttel — der Folterung. Es mußte also ein Teil der Verantwortung auf fremde Schultern abgeladen werden, und so holte man denn den schriftlichen Rat der gelehrtesten Advokaten aus dem Haag ein. Und wirklich konnte am 23. November 1627 ein Gutachten der Herren Vermeren, van der Goes, de Glarges-van Strijen, de Wael und Boortens erstattet werden, worin zu lesen stand, in Fällen der Gotteslästerung und „schmeckender gräulicher Gottlosigkeit" genüge die Erklärung eines Zeugen, daß er Lästerungen gehört habe, um die Tortur als zulässig erscheinen zu lassen. Ausdrücklich wurde erklärt, daß das ausschweifende und regellose Leben des Angeklagten bei dieser Entscheidung erschwerend mit ins Gewicht falle.

Die Folterung selbst dürfte am 29. Dezember desselben Jahres stattgefunden haben; nach einer am 5. Februar 1628 von ansehnlichen Leuten, bei denen Neugier oder Anteilnahme die Scheu vor einem Gespräch mit dem Scharfrichter besiegt hatte, abgegebenen Erklärung scheinen selbst dem diensteifrigen und erfahrenen „Meister Gerrit" Bedenken über den harten Grad der von ihm verlangten Tortur gekommen zu sein. Es handelte sich augenscheinlich um eine Bearbeitung der Kniekehlen mit einem fest zugeschraubten Waffeleisen und um ein Auszerren und Strecken der Gelenke, wobei an den Füßen Gewichte angebracht und die Hände auf dem Rücken festgebunden waren. Der Scharfrichter selbst will eine mildere und „bequemere" Art der Peinigung „mit Kasserollen und Scheiben" vorgeschlagen haben, die Obrigkeit aber in der Gestalt des hochadligen Schultheißen von Haarlem, Cornelis van Teylingen, kommandierte noch zwei Henkersknechte zu den beiden hinzu, die schon am Werke waren. Auch diesmal war von dem Halbtoten, dem die Gelenke auseinanderrissen, nichts anderes zu erpressen, als der Seufzer: „Wenn irgend etwas passiert ist, dann geschah es als leere Rederei, von der ich selbst nichts mehr weiß!"

Nun schleppte man den Erschöpften vor die feierliche Versammlung der Herren Bürgermeister und Ratsherren. Noch einmal erdröhnen die Fragen: Also es ist keine Sünde, sein Leben in Unkeuschheit und Ehebruch zu verbringen? Alle leichten Frauen waren dir tributpflichtig? Du hast auf die Gesundheit des Teufels getrunken? Achselzuckend gefragt: Wer ist Gott, wer ist Christus? In Delft bei dem Wirt Schapenburch dem HERRN HERRN das Konzept verbessert?

Ganz gebrochen gesteht Torrentius nun ein, er habe die ihm vorgeworfenen Ausdrücke im lebhaften Ge'präch mit dem Deutschen Perbandt gebraucht, aber nicht zum Schaden Gottes. Er habe ähnliche Anschläge und Diskurse vorgebracht,

wie sie in den Fragen aufgezählt seien, und dabei gesagt, für die Ungläubigen schienen es Fabeln und Nichtigkeiten zu sein. Nicht aber habe er es in Verachtung der Person Christi und der Heiligen Schrift gesprochen. Dieses halbe Schuldbekenntnis vermochte er nicht mit eigener Hand zu unterzeichnen; noch am 25. Januar 1628, also beinahe einen Monat nach der Prozedur, war Torrentius so schwach und gelähmt, daß man ihn zu seiner Verurteilung auf Kissen in die „Blaue Kammer" tragen mußte. Die Gerichtssitzung, bei der man den Fall auf Grund des angeblichen Geständnisses in „außerordentlichem", also abgekürztem und aller ernsthaften Rechtsgarantien entbehrendem Verfahren behandelte, fand unter ungeheurem Zulauf statt; das Aufsehen war so groß, daß man eine Reimchronik des erstaunlichen Tages als Flugblatt erscheinen und nach zwei Jahren neu drucken lassen konnte. Aus dieser Schilderung ersehen wir, daß der Advokat des Verfemten, wahrscheinlich ein Meister Schoorel, den rühmenswerten Mut hatte, eine Abschrift des im wörtlichen Sinne erpreßten Geständnisses zu verlangen und gegen die ganze spanische Prozedur aufzutreten:

„Er sagte: Sie, die jetzt unser Land verwalten,
Haben Inquisition und Gewissenszwang
Vertrieben, und in geordnetem Gang
Wird Gerechtigkeit hier geübt und aufrechterhalten."

Der Anklagevertreter erwiderte kühl, die Außerordentlichkeit des Verbrechens rechtfertige das außerordentliche Verfahren; auch verlangte und erzielte er den Ausschluß der Öffentlichkeit, „da die öffentliche Verhandlung solcher Sachen dem Volk sehr schädlich sein würde". Dieses ward ungeduldig und belästigte die vornehmeren Zuschauer:

„Herr Ludwig von Nassau und seine Begleiter
Kamen des Wegs: doch es bahnten die Reiter
Mit Mühe sich nur einen Weg durch die Menge —
Die Schlechtesten machten das meiste Gedränge."

Der Antrag des Schultheißen, auf 31 Klagepunkte gegründet, erklärte für handgreiflich „nicht allein des Ge angenen sehr schlechte Aufführung, seinen unehrenhaften, leichtfertigen und anstößigen Lebenswandel, sondern auch und vornehmlich seine Gottlosigkeit, abscheuliche und grauenhafte Lästerung, gepaart mit erschrecklicher und sehr schädlicher Ketzerei". Hiermit sei das Majestätsverbrechen gegen Gott, also die ärgste aller Missetaten, gegeben, die nur durch den Feuertod oder zum mindesten durch eine andere Leibes- und Lebensstrafe gesühnt werden könne.

Das ging den Herren vom Gericht denn doch etwas zu weit. Sie verurteilten den Angeklagten „nur" dazu, „in der Zeit von 20 aufeinanderfolgenden Jahren eingeschlossen und festgehalten zu werden, an einem noch näher zu bestimmenden Platze". Außerdem wurde Torrentius in die Kosten der „Ergreifung, Haft und Gerichtsverhandlung" verurteilt.

Die Gegenströmung gegen dieses allzu schroffe und summarische Gerichtsverfahren machte sich schon sehr früh geltend: noch vor der Verhandlung hatten fünf von den sechs Haarlemer Advokaten, die ihr Gewissen mit der Verantwortung für die Folterprozedur belastet hatten, ein Schreiben nach Haarlem gerichtet, in welchem sie betonten, das Geständnis das Torrentius auf der Folterbank abgelegt hätte, reiche nicht aus, um gegen ihn in den Formen zu ve handeln, die nur bei einer völligen, durch den Angeklagten erfolgten Anerkennung der Schuld zulässig seien. Er müsse vielmehr „in seiner Verteidigung ordentlich gehört werden" und nur bei völliger Überführung des Beschuldigten könne die „kriminelle Verurteilung" erfolgen.

Auch der Statthalter Friedrich Heinrich selbst hatte auf ein, wahrscheinlich von Freunden des bedrängten Malers an ihn gerichtetes, Gesuch am 13. Januar 1628 den Haarlemer Gewaltigen geschrieben, ihm sei der Fall des Angeklagten zwar nicht näher bekannt, doch scheine dessen Eingabe immerhin soviel „einleuchtende Gründe“ zu enthalten, daß er, der Statthalter, es gern sehen würde, wenn die Herren dem Beschuldigten „so viel Vergünstigungen gewähren wollten, wie sie nach reiflicher Erwägung des Falles in Recht und Gewissen irgendwie tunlich finden würden“. Torrentius hatte „ordentliches“ Gerichtsverfahren und Entlassung gegen Kaution beantragt.

Zwei weitere Gesuche des Gepeinigten an den „Hof von Holland“ und an den „Hohen Rat“ sind uns erhalten. Er erklärt darin, allein auf die unwahrhaftigen Aussagen eines gewissen Wirts und einer Wirtin in Delft so rigoros gefoltert worden zu sein, daß er noch kein Glied rühren könne und mit großen Schmerzen und Qualen täglich verbunden werden müsse. Mit Recht nennt er die „außerordentliche“ Prozeßform „das Wegnehmen aller Verteidigungsmittel des Angeklagten ohne Ansehung der Tatsache, daß die ihm zur Last gelegten Handlungen von ihm bestritten und nur durch strenge Tortur zutage gefördert seien, welches Vorgehen im Streite liege mit Vernunft, Recht und Billigkeit.“ Ihm, der sich von Jugend auf in der edlen Malerkunst geübt, sich niemals eine Strafe zugezogen und sich auch stets von strafwürdigen Handlungen ferngehalten habe, „werde der Rechtsweg genommen und versperrt in einer Sache, die seinen Leib und sein Leben, Gut und Blut betreffe und in der er ohne jedes Eingeständnis eines Vergehens durch das Erleiden schwerer Folter sich als unschuldig erwiesen habe“.

Das Vorgehen der Haarlemer Obrigkeit verstoße gegen Sitte und Formen der Rechtspflege: da man ihm bei der Hauptverhandlung die Verteidigung durch einen Advokaten zubilligte, habe man stillschweigend zugegeben, daß sein angebliches Geständnis nach der Folterung nicht als Schuldbekenntnis gelten könne, indem nämlich bei einem Delikt wie dem ihm zur Last gelegten im Bekenntnisfalle die Verurteilung ohne weiteres zu erfolgen pflege.

Beide Eingaben die wie das ersterwähnte Gesuch nur auf die Eröffnung eines regelrechten Prozeßweges und die Ermöglichung gehöriger Verteidigung zielten, wurden, da das Haarlemer Gericht von vornherein durch Gegenberichte ihre mögliche Wirkung untergraben hatte, mit dem starren Worte „Nihil“ (Ablehnung ohne Angabe der Gründe), zurückgewiesen.

Als letzter Weg blieb ein erneutes Gnadengesuch an den Prinzen-Statthalter übrig, der sich in der ganzen Angelegenheit als ein aufgeklärter, im besten modernen Sinne verfassungsmäßig denkender Fürst erwiesen hat. Schon einmal hatte ja Friedrich Heinrich sein Verständnis für die Lage des zu hart gestraften Renommisten gezeigt. In der neuen Bittschrift des Malers lesen wir, daß er „im Zuchthaus von Haarlem“ untergebracht ist, wo seinen Freunden kein Zugang gewährt wird, er also nicht mit ihrer Hilfe seine frühere, ihm durch harte Tortur genommene Gesundheit wiedererlangen kann“. Er fleht also jetzt um Erlaß der Strafe oder zum mindesten um die Erlaubnis, außerhalb Haarlems an einem von dem Prinzen zu bestimmenden Orte leben und seine Kunst ausüben zu dürfen; nur so werde es ihm möglich sein, die außerordentlich großen Kosten seines Gefängnislebens abzubezahlen und seinen Lebensunterhalt notdürftig zu erwerben. Angesehene Leute, darunter ein früherer Bürgermeister, sind bereit, Bürgschaft dafür zu leisten, daß er diesen Internierungsort nicht verlassen werde.

Der Prinz entschloß sich zu sofortiger Befürwortung des Gesuches und gab den Haarlemer Herren am 31. August 1629 zu bedenken, der Verurteilte könne

doch ohne Schaden für die Ruhe der Stadt irgendwo in deren Umgebung oder anderswo wohnen und zugleich seiner Kunst dienen.

Die ausführliche, erst am 9. Oktober erteilte Antwort der Haarlemer Hochmögenden sucht zunächst den Oranier darauf festzulegen, daß er selbst für einen völligen Nachlaß der Strafe ja nicht eintreten wolle, und legt weiterhin dar, daß Torrentius es ja nicht eigentlich schlecht habe, daß er aber, freigelassen, sofort sein altes Treiben als Verführer der Jugend und Feind des rechten Glaubens wieder aufnehmen werde. Zwar könne man ihm den „ordnungswidrigen und in jeder Art schädlichen Empfang von Besuchen" nicht gestatten, aber der mit sonderbar zartem Ausdruck „Drinnenvater" genannte Kerkermeister sorge für ihn, wie es ein eigener Diener nicht besser könne, ein Arzt und ein Chirurg stünden jederzeit zur Hilfe bereit, seine Freunde und die Genossen seiner Verirrung versorgten ihn reichlich mit delikatem Essen, Brot, Eiern, Bier und Wein, sowie frischer Wäsche und Wolle, „weit über seinem angemaßten Stande". Nichts hindere ihn, seine Kunst auszuüben; nur scheine er selber dazu wenig Lust zu haben. Spuren der Folterung seien „nur" an einem seiner Beine zu bemerken, und da sei es seine eigene Schuld, da er sich hartnäckig gegen die ihm verordneten Einreibungen gewehrt habe. Nachdem drei gerichliche Instanzen, so schließt das wohl überlegte Schriftstück, den Delinquenten so fürchterlicher Ketzere und Lästerung schuldig befunden hätten, möge der durchlauchtige Fürst woh bedenken, daß die Freilassung des Häftlings nur eine Entwertung der Gerichtsbarkeit, eine Ermutigung der sich arg fortpflanzenden gräulichen Gottlosigkeit und erneute Beunruhigung der Stadt nach sich ziehen könne. Auch n der Verbannung werde Torrentius die Jugend verführen und viele Menschen um Gut, Ehre und Seligkeit bringen, weswegen der Prinz ehrfürchtig aber dringend gebeten werden müsse, das Gnadengesuch abzuschlagen.

Bei all dieser starren und hartnäckigen Unerbittlichkeit verdienen die Richter des gottlosen Malers kaum den Vorwurf hämischer und unnützer Quälerei. Wie schon erwähnt, beschlossen die Bürgermeister am 18. Juli, der „Hausfrau Torrentii" zu erlauben, ihrem Gatten „für höchstens 14 Tage im Werkhaus Gesellschaft zu leisten"; nur wurde dem „Drinnenvater" aufgegeben, sich durch Leibesvisitation davon zu vergewissern, daß Neeltge van Camp keine Werkzeuge bei sich führe, die zu einem Fluchtversuch dienen könnten. Eine vernünftige und humane Maßregel, die man heutigen Gefängnisverwaltungen zur Nachahmung empfehlen sollte! Ebenso wurden am 22. Januar 1629 drei Maler, an ihrer Spitze kein Geringerer als Franz Hals, beauftragt, die Zelle des Gefangenen daraufhin anzusehen, ob er dort seine Malkunst auszuüben imstande sei, und hierüber einen schriftlichen Bericht zu erstatten — leider ist dieses gewiß sehr interessante Gutachten uns nicht mehr erhalten. Auch das Besuchsverbot scheint gemildert worden zu sein; jedenfalls erging am 12. Februar die Bestimmung, Torrentius dürfe nicht mehr als eine Kanne Wein den Tag trinken, auch keinen in seiner Gesellschaft bei ihm zu trinken anhalten; bedürfe er aber mehr als einer Kanne am Tage, so müsse er dafür die städtische Weinsteuer bezahlen.

Die Freunde des merkwürdigen und offenbar einen zeitweilig bezwingenden Einfluß ausübenden Mannes ließen inzwischen nicht ab, die Haarlemer Obrigkeit mit Bittschriften und Aktenstücken zu bestürmen. So hatten besonders die beiden dem Malerpropheten ergebenen Bürgermeisterssöhne Nicolaes und Jan van der Laen am 23. Oktober 1628 eine lange notarielle Erklärung aufsetzen lassen, in der sie über die frommen und erbaulichen Gespräche berichten, die sie mit dem von der Tortur noch völlig gelähmten Gefangenen über alle ihm zur Last gelegten Anklagepunkte geführt hatten. Torrentius hatte hierbei zugegeben, „gegenwärtig keine Religion zu bekennen, aber als seine Überzeugung ausgesprochen, daß das refor-

mierte Bekenntnis am meisten mit der Heiligen Schrift übereinstimme. Da er sich aber für einen schwachen und sündigen Menschen halte, sei er bisher dem Tisch des Herrn ferngeblieben, „um sich nicht selber das Gericht zu essen und zu trinken“. Von Kindesbeinen habe er getrachtet, Gott nach Kräften zu dienen. Die Zeugen, die gegen ihn ausgesagt hätten, seien seine Feinde, von denen einige „vor kurzem getrachtet hätten, ihn mit Pistolen totzuschießen“. Mit ängstlichem Übereifer legte er ein ausführliches Bekenntnis zum Vater, Sohn und heiligen Geist und dann wieder zur heiligen Trinität oder Dreifaltigkeit“ ab, als der dem Angeklagten wenig freundlich gesinnte Bürgermeister Voocht ungeduldig wurde und ihn wieder in den Kerker abführen ließ. Dieser Gestrenge hatte schon vorher, gleich nach der Tortur, zu Torrentius gesagt: „Trotz Eures Leugnens wissen wir, daß Ihr nicht an Gott glaubt, daß Ihr Gott gelästert habt und die Heilige Schrift für Fabelwerk haltet“; auch hatte er schon während der Voruntersuchung den einen der beiden Unterzeichneten, den rechtskundigen Nicolaes van der Laen, hart angefahren, als dieser ihm sein Material über die offenkundige Befangenheit der Belastungszeugen unterbreiten wollte. Er war für keinerlei gute Gründe zu sprechen gewesen — er mußte eben die Tortur des Gottesleugners haben!

Mehr als zwei Jahre nach Folterung und Verurteilung erfolgte ein Schritt, der wegen der Person dessen, der ihn tat, auch von den stolzen Glaubenshütern Haarlems nicht leicht genommen werden konnte. Der König von England, dessen Vorliebe für einen „echten Torrentius“ wir eingangs bereits erwähnten, schrieb am 30. Mai 1630 von seinem Palast Westminster in bestmöglichem Französisch einen Brief an Friedrich Heinrich:

> „Wir haben davon gehört, daß ein gewisser Torrentius, Maler seines Zeichens, seit einigen Jahren in Haarlem gefangen gehalten wird nach Rechtsspruch wegen Entweihung oder Ärgernis, so er gegen die Ehre der Religion begangen. Glaubet mir, vielwerter Vetter, wir wünschen mit nichten, ihn gegen die Kraft besagten Urtels zu beschützen, um die Frist abzukürzen oder die Härte bemeldeter Pön zu mildern, die ihm nach unserm Dafürhalten für so ungewöhnlich Vergehen gerecht auferlegt ist. Trotzdem hat sein Ruf, im Fache seiner Kunst sich auszuzeichnen, die es doch schade wäre, im Gefängnis verloren oder zugrunde gehen zu lassen, uns zugleich mit der Freude, die wir an der Kostbarkeit seiner Werke empfunden, bewegt. So bitten wir Euch also liebevoll, da die Macht ihm Erleichterung zu schenken in Eurer Hand liegt, ihm als unsere Gunst seine Freilassung zu gewähren und ihn uns hierher zu schicken. Hier werden wir Sorge tragen, ihn wohl in den Schranken der Pflicht und der Ehrfurcht, die er der Religion schuldet, zu erhalten, um ihn bei uns in der Ausübung seiner Kunst zu verwenden. Dies schmeicheln wir uns um so leichter von Euch zu erwirken, als die Länge des Gefängnisses und andere von ihm erlittene Züchtigung wohl schon etwas der Gerechtigkeit zur Sühnung seiner Missetat Genüge getan haben sollten.“

Der Brief schließt mit der Versicherung, die Erfüllung des Wunsches hoch anrechnen und gern bei Gelegenheit durch eine Gegenleistung erwidern zu wollen.

Das Begleitschreiben, mit dem Friedrich Heinrich die Botschaft des Königs dem Haarlemer Magistrat übermittelte, ist wieder ein Beispiel mildester staatsmännischer und fürstlicher Weisheit. Es wäre doch eine sehr erhebliche und bedenkliche Sache, heißt es dort, wenn man Seiner Majestät in einer Angelegenheit solcher Art nicht entgegenkommen wolle. „Henry de Nassou“ rät dazu und „würde es gerne sehen, wenn die Edlen Herren sich Seiner Majestät in diesem Gesuch anbequemen wollten“; die letzte Entschließung aber stellt er der auf ihre Rechte eifersüchtigen Stadtobrigkeit anheim.

Zugleich schrieb der Staatssekretär des Königs, Viscount Dorchester, einen echt englischen Brief an den „Pensionär“ de Glarges. Dem Minister läge nichts ferner, „als einem so gottlosen Munde den Fürsprecher machen zu wollen“ — aber andererseits wäre es doch schrecklich, wenn ein so herrliches Talent zugrunde gehen oder durch die Ungunst seiner Unterbringung spurlos verschwinden sollte. Wegen seiner Gottlosigkeit verdiene Torrentius schwere Strafe und Haß, für seine Wissenschaft aber Barmherzigkeit. England werde schon dafür Sorge tragen, daß der Maler nach seiner Freilassung, für die sich de Glarges also mit allen Kräften einsetzen soll, nicht seine gottlose Zunge, sondern nur seine Kunst spielen lassen werde. Andernfalls könne sich der verhärtete Sünder darauf gefaßt machen, in England schwerer als in irgendein m andern Lande gestraft zu werden.

Noch energischere Töne schlägt der aus Rubens' Lebensgeschichte bekannte englische Geschäftsträger Sir Dudley Carleton in dem Schreiben an, mit dem er die Botschaft seines Ministers an de Glarges übermittelt. Zwar heißt es, die englische Majestät wünschte in der Frage der Freigabe des Gefangenen „beschenkt zu werden“; aber es folgt dann gleich die Warnung: „der König nimmt sich die Sache zu Herzen und erwartet nichts weniger von Euch, als sich eine Weigerung zu holen in einer Angelegenheit, die an sich so vernünftig und für Euch von so geringer Bedeutung ist.“ Durch die Richtung, die Seine Majestät gegen besagten Torrentius einzuhalten gewillt sei, wäre die zukünftige Religionsgefahr nicht größer, als wenn er in Haarlem als Gefangener bliebe. „Ihr solltet Euch unverzüglich bequemen und dem König willfährig sein, der beständig bei allen Gelegenheiten Euren Staat durch seine königliche Gunst verpflichtet und zwar in ohne Vergleich viel größeren Dingen.“

Gegen solche Gründe war bei der politischen Lage nicht viel auszurichten. Gewiß wurde am 25. Juni noch einmal mit Stimmenmehrheit beschlossen, bei der gegen den Statthalter ausgesprochenen ehrfurchtsvollen Weigerung zu bleiben, und dem Prinzen die Befürchtung unterbreitet, der englische König werde sich in den Erwartungen, die er von der Kunst des Gefangenen hege, getäuscht sehen, nachdem dieser trotz freier Zeit und guter Raumgelegenheit seit seiner Verurteilung nichts mehr gemalt habe! — Offenbar hatte die Tortur ihm die Flügel gründlich geknickt! Aber Mitte Juli bereits mußte der Haarlemer Bürgermeister Veer an seine Amtsgenossen einen Brief richten, in dem eigentlich nur mehr von den Garantien die Rede ist, die Carleton dafür zu geben bereit sei, daß Torrentius nirgends und nimmermehr in Holland Unheil anrichten könne. Das erste englische Tuchschiff soll ihn nach England bringen. Der Sträfling ist noch nicht von der ihm soeben, am 11. Juli 1630 durch den Statthalter zuteil gewordenen Begnadigung unterrichtet, da Carleton es einem der Anhänger des Malers abgeschlagen hat, das Dekret ihm ins Gefängnis bringen zu dürfen. In Haarlem oder in abgeschlossenem Raum in Delft soll Torrentius, „ohne hier in die Welt zu kommen oder Besuch zu empfangen“, die Abfahrt des Schiffes abwarten und die Rückkehr ihm auf ewig untersagt sein.

Der Wortlaut des Begnadigungserlasses betont, daß der Verurteilte ja nunmehr zweieinhalb Jahre die Wirkung der gegen ihn ausgesprochenen Strafe erlitten habe. Das Aktenstück verweilt dann bei dem sehr ernstlichen sowohl schriftlich wie mündlich dem Statthalter vorgetragenen Andringen des englischen Königs, hebt aber hervor, daß auch andere gute Gründe für den Statthalter mitbestimmend seien und er Gnade der Härte der Gerechtigkeit vorziehe. Der Kerkermeister erhält den unmißverständlichen Auftrag, Torrentius freizulassen, wohlgemerkt, nachdem dieser seine Kosten bezahlt haben würde. Unmittelbar hierauf soll der Gefängnisaufseher ihn dem englischen Gesandten übergeben; in den Provinzen, die dem

Statthalter unterstellt sind, dürfe sich aber Torrentius nie mehr blicken lassen.

„Man wundere sich über nichts! Wo die Blinden ans Fechten gehen, ist Niemand seines Lebens sicher, aber alles, was sein muß, geht seinen Gang, und wer am willigsten folgt, kommt noch am wenigsten zu schaden." Mit solchen und ähnlichen Tröstungen, wie er sie noch aus dem Gefängnis, am 29. März 1629 in einer Stammbucheintragung für den gelehrten und um die Erweckung heimischer Dichtung verdienten Petrus Scriverius niedergelegt hatte, wird der arme „Verbrecher gegen Gott" sich ein bißchen Seelenruhe in all den Wechselfällen haben erarbeiten wollen. Auch hatte er, wie ein langer Brief an einen vornehmen Gönner, Gabriel Vernat, beweist, sich in der Einsamkeit die Sprache und Redeweise seiner rechtgläubigen theologischen Gegner völlig angeeignet, er, der früher in Zeiten seines Glanzes einer Disputation klüglich ausgewichen war, die im Rotterdamer Hause der Vernats zwischen ihm und dem mißtrauischen glaubenseifrigen Johannes Beeckman veranstaltet werden sollte.

Immerhin war Torrentius als Sektenbildner hinreichend bekannt geworden, um in dem 1630 entstandenen Hochzeitscarmen eines echten schnörkelreichen und zugleich derben Barockdichters, Jan van der Veen, unter den dort mit prahlend zur Schau gestelltem Wissen aufgezählten Religionsstiftern genannt zu werden: Papst und Kardinal, Luther, Calvin, Menno und Arminius, Robert Robertson,

„Jan Taurens im Seufzerhaus
Und der Rosenkreuzer Graus"

mögen predigen, was und soviel sie wollen, die Liebe aber geht unveränderlich und unverbesserlich ihren Gang.

Dieser Spruch sollte in einem sehr trüben und irdischen Sinn das Schicksal bezeichnen, das des Vielverfolgten und nun endlich Befreiten in England harrte. Horace Walpole nennt ihn zwar in seinem Werk über die Maler der Zeit König Karls des Ersten, ist aber ziemlich wortkarg: Torrentius habe „mehr Ärgernis als Befriedigung erweckt" (giving more scandal than satisfaction) und sei darum wieder nach Amsterdam zurückgekehrt, wo er auch gestorben sei. So hatte der Haarlemer Magistrat doch recht behalten, wenn er die Befürchtung äußerte, der König werde nicht viel Freude an dem Maler erleben, für dessen Befreiung er sich so energisch einsetzte!

Zu den Nachwehen der wohl nur ungeschickt ausgeheilten Torturverletzungen und der langen Einzelhaft waren die Folgen des etwas zu stürmischen Freiheitsgenusses in England hinzugekommen. Gewiß selbstverschuldet, hatte das Übel, mit dessen Bezeichnung die Nationen einander ihre Freundschaft und Hochachtung zum Ausdruck bringen, den für eine Heldenrolle so wenig geeigneten Bachanten befallen, und die Kunst der Ärzte, die offenbar in anderthalb Jahrhunderten reichlicher Praxis noch nicht gelernt hatten, die offensichtlichen Fortschritte des mitleidlosen Zehrers und Verderbers einzudämmen, retteten den Armen nicht vor der Schande des bei Lebzeiten zerfallenden Gesichts.

Ein mißglückter Aristophanes des 17. Jahrhunderts, Mattheus Gansneb Tengnagel, ließ in dem Jahre, in dem Rembrandt seine Nachtwache vollendete, eine von Gemeinheiten und persönlichen Anrempelungen strotzende Posse „Fritz als Bräutigam" erscheinen (Frik in't Veurhuis), wo die zufriedene Rechtgläubigkeit hohnlachend losprustet:

„Die reine echte Lehre von Hans, des Simon Sohn, Corentius (sic) Seine Vortrefflichkeit soll mich küssen, da wo ich kein Gesicht habe. Hätten's ihn in Haarlem statt ihn mit dem Eisen zu kitzeln, fein in tausend Stücklein zerhauen,

so braucht' er nicht in England bei lebendem Leib zu verfaulen. Denn so sagt man fürwahr, daß ihm Kiefer und Gaumen aus dem Mund fallen!"

Dieses Wrack eines Menschen, der einst in den Häusern mit vergoldeten Ledertapeten aus- und eingegangen war und den Damen den Straußenfächer gehalten hatte, fand, nachdem inzwischen wohl der Bann stillschweigend aufgehoben war, den Weg in den Heimathafen. Die Mutter, seit zwei Jahren kränklich, war nach Amsterdam gezogen und widerrief am 15. September 1642 in Gegenwart des Sohns ein Testament, in dem sie eine alte Base aus der eigenen Verwandtschaft zur stattlich belohnten Nachlaßverwalterin eingesetzt hatte. Nein, jetzt ist die ledige Gertrud Hermanns vergessen, und der arme Junge, dem sie in England noch schlimmer mitgespielt haben als daheim, soll das Häuschen und was von gemünztem und ungemünztem Golde da ist, allein haben.

So ist jedenfalls di: bittere Armut, die der größte aller Maler Hollands und vielleicht der Welt voll auskosten mußte, diesem fleißigen und unbeständigem Prahlhans auch in seinem letzten Verfall erspart geblieben. Am 17. Februar 1644 wurde der Gottesleugner mit bürgerl:ch anständiger Zurüstung in Amsterdams Neuer Kirche bestattet. Sein Freund und Gönner Christian Coppens ist ungefähr um die gleiche Zeit in der Verbannung gestorben. Man hatte ihm nicht geglaubt, daß sein „Hoch lebe der Teufel!" einem — vielleicht wegen stechender Häßlichkeit so genannten — Vetter gegolt:n habe, eine nicht ganz luftige Ausrede, da ein Spitzname „Hans Duyvel" gerade im Jahre 1628 durch Urkunden belegt ist.

Eine Metallkanne mit schwer überbietbarer Ausschöpfung ihrer malerischen Werte, einen braunen Krug immerhin erstaunlich brav gemalt zu haben — das ist alles, was an nachmeßbarem Ruhm von einer so geräuschvollen und des weithin sichtbaren Schimmers nicht entbehrenden Ex:stenz übrig geblieben ist. Photographie, moderne Farbenchemie, vielleich selbst der Gott des heutigen täglichen Lebens, das Kino, mögen in unausgereiften Vorstellungen im Gehirn dieses ruhelosen Menschen aufgetaucht sein. Als Denker, als lebhafter Disputationsredner ist Torrentius gewiß kein Original, wohl aber mit seiner Predigt der Diesseitigkeit ebensosehr ein Zeitgenosse des Moliereschen Don Juan und ein Vordeuter auf Voltaire, Casanova und Cagliostro, wie er von den Stämmen der gewaltigen Volksfiguren Eulenspiegel und Faust seine beste Kraft saugt. Sein Schicksal eine recht lang hingezogene, zum Schluß nach reichlicher Spannung enttäuschende Anekdote, sein Kampf lange Zeit der eines gewandten Spötters, dann eines Ertrinkenden ohne irgendwelches stichfestes Heldentum. Bedenkenlos warf er, was sein Geist errungen hatte, als Ballast aus dem gefährdeten Schiff.

Kleine Züge lächelnder Offenherzigkeit, liebenswürdiger Hilfsbedürftigkeit umwittern noch heute seine Gestalt und geben ihr trotz aller Fehlbarkeit den Anschein warmen und sprechenden, die Jahrhunderte überdauernden Lebens.

Der Weißhaarige

Erzählung

von

Olav Duun[1]

Es war spät am Abend, aber der eine nach dem anderen bat den Anders, noch eine Geschichte zu erzählen. Er saß lange da und antwortete nicht, und das war ihnen ja nichts Ungewohntes. Bald schüttelt er den Kopf. Bald murmelt er etwas. — Nein, nicht diese, sagte er, die hat ein so böses Ende. Diese auch nicht, nein; niemand wird sie heutzutage verstehen. Oh nein, so ist es wohl: sie wollen etwas anderes haben; da ist nichts zu machen. Aber: Wenn sie eine Geschichte mit einer Lehre haben wollen, dann sollen sie diese haben" — er richtete sich auf, schlug sich auf das Knie und räusperte sich zum Sprechen.

Es wohnte ein Mann auf Lauvset in früheren Zeiten, der hieß Hans Jörnsa, er hatte ein Holzbein.

— Willst du uns denn wirklich von Mißgeburten und Krüppeln erzählen? sagte Aasel. Kannst du nicht etwas von richtigen Leuten erzählen?

— So-o? verzog Anders den Mund. Sind Krüppel etwa keine richtigen Leute? Sei du still, du bist ja noch ein Kind, so alt du bist. Es würde dir nichts schaden, wenn du auch solchen Leuten einen Gedanken schenken würdest, ab und zu. Eine Mißgeburt war er nicht, der Hans Jörnsa, er ist nicht mit dem Holzbein zur Welt gekommen, er hat seinen Fuß damals verloren, als er im Ausland war, im Kriegsdienst. Ein' bresthafter Mann ist doch auch ein Mann.

Hans Jörnsa war reich, im Vergleich zu den anderen im Kirchspiel. Darum sah er sich auch wohl vor, ehe er sich verheiratete. Damals war er über die Vierzig. Die, die er sich zur Frau ausgesucht hatte, war noch jung, aber sie stammte von angesehenen Leuten, von Haaberg hier, von den alten Leuten auf dem Hof; sie hieß Daaret. Schön war sie auch, und stolz und tüchtig in allem, was sie tat, darauf sah er sehr. Die Leute wünschten ihm und ihr Glück. Und sie lebten gut miteinander. — Niemand wußte es anders, als daß sie ihren Mann gern hatte, denn Hans Jörnsa war ja ein Staatskerl — ich rede nicht von dem Holzbein, denn das hinderte ihn nicht viel — und dann zog er sich besser an als die anderen, das hatte

1) Aus dem Norwegischen übertragen von J. Sandmeier.

er gelernt, als er fort war, und das konnte er sich leisten. Pfarrer und Lehnsmann, und was sonst noch an angesehenen Männern da war, gingen immer zu ihm hin und begrüßten ihn, wenn er zum Thing oder zur Messe kam. Er war im übrigen einer, der seine Meinung einem jeden sagte, wenn es notwendig war.

Auf Daaret war er stolz. Sie ist das Beste, was ich auf dem Hof habe, pflegte er zu sagen. Aber die Zeit verging, und Kinder bekamen sie nicht; es vergingen fünf Jahre. Hans Jörnsa ließ sich niemals etwas anmerken. Die Leute bedauerten ihn; denn ein kinderloser Ehemann zu sein, das war hart in jener Zeit, das war eine Schande und eine Strafe. Einige lachten dann und wann, aber niemals so, daß er es sehen konnte: er ist ein alter Geltling, sagten sie. Hans Jörnsa wußte trotzdem darum und sprach mit manchem darüber und lachte. Er lachte ein wenig zu laut, fanden sie. Es mußte ihn doch nicht wenig kränken, wie es auch sein mochte. — Da sammelt sich viel Reichtum an, auf Lauvset, meinten sie; da gibt es keine Kinderschar, die ihn wieder auseinanderreißt.

Daaret sank immer mehr zusammen. Wer es wollte, konnte ihr ansehen, daß sie sichs zu Herzen nahm.

Dann kam ein Tag, an dem eine Freundin bei ihr saß, sie hieß Ane-Marta und war noch ein Mädchen; sie war vom Hof Segelsund östlich von Lauvset. Sie schwätzten das und jenes, wie die Frauen so tun. Das Mädchen wollte am liebsten über die Burschen reden, es gab ihrer so viele und sie waren alle miteinander gut und recht, aber sie wollte sie nicht haben; sie waren für sie nur wie Jungen. Aber was hielt Daaret denn von Tosten? War der nicht eher ein Mann?

— Was für ein Tosten? fragte Daaret; sie fragte so rasch.

— Der Tosten Brudalen, soviel ich weiß, sagte die andere. Ist nicht er ein schöner Bursche?

Da bemerkte sie, daß Daaret die Farbe gewechselt hatte und dasaß und sie starr ansah.

— Er ist aber zu schön für dich, sagte sie.

Ane-Marta lachte darüber, aber sie war erstaunt, wußte nicht, was sie sagen sollte; dann sagte sie ebenso rasch, daß er zu helles Haar habe; — man kann es schon fast weiß nennen, sagte sie, wie bei kleinen Kindern oder alten Männern.

— Du hast wohl gemeint, daß du ihn heute abend hier triffst? sagte Daaret, und nun klang es gar nicht sanft.

Tosten Brudalen war oft auf Lauvset und arbeitete dort, denn daheim auf Brudalen waren sie der erwachsenen Leute so viele, und diesen Tosten konnte Hans Jörnsa sehr gut leiden; — er ist vom rechten Schlag, pflegte er zu sagen.

Nein, Ane-Marta hatte keinen solchen Gedanken gehabt, als sie hierher kam, das konnte sie versichern — sie stand gleich danach auf und nahm Abschied, sie mochte nicht mehr länger bleiben, und sie war auch nicht mehr gern gesehen in der Stube.

Aber Daaret ging mit ihr hinaus, begleitete sie durch den Wald, denn es war ein ganz besonders schöner Abend und Sommerszeit. Sie setzten sich jede auf einen Stein am Wegrande. Da sagte Daaret:

— Du kannst den Tosten meinetwegen gerne haben.

— So, deinetwegen? meinte Ane-Marta. Wo du doch verheiratet bist? sagte sie.

Daaret antwortete, sie wisse wohl, daß sie verheiratet sei, daran brauche die andere sie nicht zu erinnern. — Aber du siehst doch, wie es bei uns steht, daß ich kein Kind bekomme, sagte sie. Und das ist nicht meine Schuld, ich kann das unmöglich glauben. Aber trotzdem gibt man mir die Schuld, ich bringe vor dem ganzen Kirchspiel Schande über meinen Mann.

Daaret beugte sich vor und weinte in ihre Hände.

Ane-Marta war entsetzt. Man sprach damals wenig über so etwas, und geschah es doch manchmal, dann mußte man lachen, während man es sagte. Doch sie machte sich hart und erwiderte:

— Aber du darfst nicht den Tosten verführen, und wenn du einem auch noch so leid tun kannst.

— Nein, ich darf es nicht, sagte Daaret. Und ich werde es auch nicht tun. Ich muß lieber tragen, was mir auferlegt ist; ich muß meine Strafe auf mich nehmen. Denn das will ich dir erzählen, Ane-Marta, daß Tosten und ich einander von Anfang an gern hatten. Es war der Reichtum, der mich hierher gelockt hat, das sehe ich jetzt erst, ich will nicht Vater und Mutter die Schuld geben. Jetzt wird es bestraft. Aber ich weiß nicht: ich meine, ich habe das Recht alles zu tun, was ich will. Denn ich weiß ja nicht, wie Hans Jörnsa lebte, damals, als er fort war. Ich habe allerhand darüber gehört; ich habe sogar gehört, daß sie dadurch kinderlos werden. Soll ich für sein schlechtes Leben büßen? Ich tu es nicht, hörst du! — sie rief es so laut, daß es im Wald hallte.

Ane-Marta erzählte später, daß sie auf dem Stein, auf dem sie saß, gleichsam festwuchs. Als sie aufstand, war sie sprachlos und fühlte sich wie zerschlagen. Sie legte die Hand auf Daarets Kopf, sie war sichs kaum bewußt; sie wußte nichts zu sagen.

— Es wäre am besten, wenn du den Tosten bekämst, sagte Daaret. Wenn ich ihn dir auch nicht gönne, so glaub' ich doch, daß mich das vor dem Schlimmsten bewahren würde. Ich fürchte mich vor mir selber! rief sie.

— Nein, antwortete Ane-Marta. Jetzt nehm ich den Tosten nicht, und wenn ich ihn auch bekommen könnte.

Damit trennten sie sich.

Daaret wollte den gleichen Weg heimwärtsgehen, aber als sie an die Stelle kam, wo der Weg nach Brudalen abzweigt, schlug sie den ein. Es war eine Art Richtweg, aber er war nicht gut, oft gar nicht gangbar, so aufgeweicht war er. Wer diesen Weg ging, mußte in Brudalen etwas zu tun haben, anders konnte man es nicht auslegen. Daaret kehrte zweimal um, aber es ging doch nicht anders zu, als daß sie am Brudalenhof vorüberkam. Ane-Marta war zurückgegangen und ihr nachgeschlichen, denn sie war sehr bekümmert. Sie sah das Ganze.

In Brudalen wurde Daaret hineingebeten, als sie dort anlangte, es kamen dort so selten Leute vorbei. Und einen Auftrag hatte sie auch, wenn es darauf ankam, sie hatten Arbeit für Tosten auf Lauvset, ihr Mann mutete sich doch zu viel zu. Als sie gehen wollte, sagte der Bauer, es sei am besten, wenn einer der Burschen mit ihr über die Furt im Flusse ginge, denn das sei kein guter Weg für Frauensleute. Da war es Tosten, der sie begleiten mußte, er, der fast ein Knecht auf Lauvset war; daran war nichts Besonderes.

Die Steine in der Furt lagen weit auseinander, und der Fluß ging hoch nach dem Regenwetter, es war so ein starker Regen niedergegangen. Außerdem begann

es dunkel zu werden. Es gab keinen anderen Rat, er trug sie hinüber. Als er sie zu Boden lassen mußte, wollte sie ihn nicht loßlassen. Sie weinte und lachte zu gleicher Zeit.

— Laß uns Vernunft haben, wie es auch sei, sagte Tosten.

— Dann hast du mich niemals lieb gehabt! sagte sie.

— Das hab ich, sagte er. Es ist mir gar manchen Tag schwer gefallen auf Lauvset zu sein.

— Dann hast du wenig Verstand im Kopf, sagte sie.

— Du kannst von mir halten, was du willst, antwortete er. Aber ich kenne deinen Mann. Wäre das nicht der Fall, da läge die Sache anders. Da stünde ich schwerlich so da.

Er brachte sie auf den richtigen Weg und dort wünschte er gute Nacht und ging wieder heimwärts.

Ane-Marta kam seit der Zeit öfters nach Lauvset, sie konnte nicht fernbleiben von dort, und zwischen ihr und Daaret war stets so viel Unausgesprochenes. Eines Abends, gegen Ende des Winters, sagte Daaret:

— Was wird jetzt aus dir und Tosten?

Ane-Marta sagte, es würde nichts daraus. — Ich werde ihn dir ganz gewiß nicht fortnehmen, sagte sie. Er schaut mich nicht mehr an, fügte sie hinzu.

Daaret lachte und sagte: — So verkehrt kann es gehen! Einmal hatte ich die Arme um seinen Hals und da wollte er gar nichts von mir wissen. Jetzt hasse ich ihn, und jetzt ist er hinter mir her, daß ich fast keine Ruhe vor ihm finde. Ich habe meinem Mann gesagt, daß ich es am liebsten sähe, wenn Tosten nie mehr hierher käme. Aber er ist blind wie ein Stein, er sagte nur, dem Tosten solle niemand etwas Schlechtes nachsagen.

Und dann erzählte Daaret, wie es um sie stand: daß sie nicht mehr mit Schande bedeckt durch die Welt gehen müsse, sie sei schon lange in der Hoffnung. — Und wenn ich auch in Gedanken gesündigt habe, so ist doch Hans Jörnsa der Vater, sagte sie. Das Glück hat es besser mit mir gemeint als der Verstand, sagte sie.

— Jetzt hast du mich froh gemacht, Daaret, antwortete Ane-Marta. Wer war denn das da draußen? sagte sie auf einmal und schaute zum Fenster hin.

— Ist der Hans heimgekommen? fragte Daaret, ihre Stimme klang freudig.

Sie saßen allein in der Stube. Der Mann war mit dem Fuhrwerk unterwegs und die Magd war im Stall. Es brannte nur ein kleiner Kerzenstummel auf dem Tisch. Und jemand war am Fenster vorbeigegangen und trat ein. Es war nicht Hans. Er stand in der Tür und grüßte und nahm die Mütze ab. Alles, was sie von ihm sahen, war das helle Haar, das im Dunkeln noch heller wurde. Es war Tosten. — Erschreckt nicht über mich, sagte er.

Daaret stieß einen kleinen Schrei aus und blieb steif sitzen. Ane-Marta raffte sich auf und hieß ihn gehen, er habe hier nichts zu suchen. — Und er ging. Es dauerte einige Zeit, bis Daaret sich wieder gefaßt hatte.

— Hast du etwas so Schauerliches gesehen, wie diese weißen Haare! sagte sie. Wie ein vom Kirchhof Auferstandener! sagte sie.

— — — Als der Frühling kam, verlobte Ane-Marta sich mit Tosten. Nicht lange danach bekamen die Leute auf Lauvset einen Sohn. Er hatte langes, schimmernd weißes Haar. Niemand sagte etwas darüber, man wollte bei einem kleinen Kind nicht auf so etwas achten; aber der Knabe bekam weißes Haar, und das,

trotzdem beide Eltern dunkel waren und es keinen einzigen weißhaarigen Menschen in ihren Sippen gab. Daaret sagte kein Wort darüber, außer zu Ane-Marta. — Du weißt, er hat mich so erschreckt, an dem Abend, als er herkam, sagte sie; und Ane-Marta beruhigte sich damit, daß dies die Ursache sei; sie hatte früher schon Ähnliches gehört. Sie fühlte, daß Daaret die Wahrheit sprach. Hans Jörnsa wunderte sich im Anfang ein wenig über diesen weißen Schopf, aber dann erinnerte er sich, daß einer seiner Brüder als kleines Kind weiße Haare gehabt hatte, er war trotzdem später ziemlich dunkel geworden.

Aber die Leute im Kirchspiel redeten ihr Teil darüber. Sie fanden, daß das Haar doch reichlich hell sei; und ab und zu bekam Daaret ein kleines Wort darüber zu hören. Sie ließ sich nie anmerken, daß sie erriet, auf was sie ausspielten, aber sie wurde immer blasser und magerer. Schließlich wurde sie bettlägerig. Ane-Marta kam und war bei ihr. Hans Jörnsa war immer noch blind wie ein Stein.

Da sagte eines Abends Daaret geradeheraus zu ihm, er stand an ihrem Bett:

— Du gehst so schwermütig herum, sehe ich.

— Das ist kein Wunder, wenn alles so ist, wie es ist, antwortete er.

— Ja, sagte sie, ich hätte früher mit dir reden sollen. Aber ich weiß nicht, wie ich anfangen soll und nicht, wie ich aufhören soll. Ich weiß, daß ich Strafe verdient habe, und daß ich sie jetzt bekommen habe. Aber daß sie auch dich treffen sollte, das ist es, was so schwer zu ertragen ist. Das macht mich ganz wirr.

Hans Jörnsa blinzelte nur mit den Augen; aber Daaret achtete das nicht, sie fuhr fort:

— Du sollst wissen und glauben, was wahr ist, Hans, daß du der Vater von dem Buben bist, der Tosten ist mir mit so etwas nicht zunahe gekommen. Es ist nur in Gedanken, daß ich gesündigt habe; und deswegen habe ich schon genug gelitten, allein. Denn es hätte geschehen können. Ich glaubte, daß wir nie Kinder bekommen würden, es dauerte so lange.

Ane-Marta mußte ständig bei Daaret sein, also war sie auch in dieser Stunde dabei. Sie erzählte, sie würde nie vergessen, was für einen starren Blick Hans Jörnsas Augen bekamen. Er stand da und stierte Daaret an, aber es war unsicher, ob er etwas sah. Dann endlich faßte er sich und da erkannte er es, wie es war, und mehr als das.

— So so, ja, so ist es, sagte er. Er war nahe daran, umzufallen, der große starke Mensch. — Ich sehe, daß du mir nicht viel zugetraut hast, in letzter Zeit, sagte er. So hast dus getrieben!

— Du glaubst mir doch wohl? rief Daaret. Du glaubst mir doch wohl jetzt, da ich dir alles eingestanden habe?

— Soll ich dir glauben? sagte er; er lachte beinahe. Hältst du mich auch noch für so dumm? sagte er.

Er drehte sich um und ging hinaus. Daaret stierte die ganze Nacht zur Decke hinauf, es ging um Verstand und Leben. Aber am Morgen war sie frischer, als sie seit langer Zeit gewesen war. — Ob sie denn aufstehen wolle? fragte Ane-Marta sie.

— Ja, er glaubt mir nicht, sagte sie.

Sie stand auf, es konnte gar nicht anders sein; sie hielt sich die ganze Zeit auf den Beinen. — Er muß mir glauben! sagte sie immer wieder. Im übrigen ging sie wie im Traum umher. Am schlimmsten war es mit dem Kind. Sie jammerte laut,

wenn sie es an die Brust legen mußte. — Es muß etwas geschehen! sagte sie. Sie ging Hans überallhin nach und sagte das, so daß sie ihn fast vom Hof vertrieb. Antwortete er ihr, so geschah es nur kurz und hart, die gleichen Worte: — Du brauchst aus grauen Schafen keine weißen Ziegen machen, — so hat man früher gesagt.

Ane-Marta redete mit ihm; andere Leute redeten mit ihm. Immer die gleiche Antwort. Und dann fügte er gerne hinzu, er glaube, daß bald das ganze Kirchspiel mit zwei Zungen in einem Maul rede. Das erzählten sie sich noch lange Zeit nachher.

Daaret war stark im Glauben. Sie trug es in sich, sie würde es ihm noch beweisen, daß sie die Wahrheit gesagt hatte. Der Herrgott mußte ihr zu Hilfe kommen, wenn es kein anderer tat. Sonst hatte sie keinen Gedanken mehr. Sie antwortete wie jeder andere Mensch, wenn man mit ihr redete, war aber gleich wieder bei ihren Gedanken, schüttelte den Kopf und blickte vor sich hin. — Aber mir glaubt er nicht, sagte sie. Sonst wäre alles anders. — Du mußt dir das aus dem Kopf schlagen, sagten sie zu ihr. — Ja, wenn ich das erduldet habe, was ich muß, dann wendet sich wohl alles, antwortete sie. Es kommt schon noch der Tag, an dem ich ihm beweisen kann, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Und wirklich kam ihr der Zufall zu Hilfe. Hans Jörnsa bekam die Gicht und mußte zu Bett liegen. Sie fiel seinen ganzen Körper so an, daß er sich auf Knien und Ellbogen im Bett aufstemmte. Am schlimmsten war es im Fuß, — er hatte nur einen, wie gesagt. Lange Zeit konnte er nicht darauf stehen.

Von Trost oder Hilfe wollte er nichts wissen, und am wenigsten von Daaret — so war er nicht; er lag da und biß die Zähne zusammen und schwieg, oder er jammerte leise, wenn er sich allein glaubte. Eines Abends kommt sie trotzdem an sein Bett, legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht mit ihm.

— Jetzt werde ich dir helfen, ob du nun Hilfe von mir haben willst oder nicht, sagte sie. Du wirst nie wieder gesund, wenn du nicht geweihte Erde auf deinen Fuß auflegst, ich habe mit Leuten gesprochen, die das verstehen. Ich geh' noch diese Nacht fort.

Er sah sie wirklich an; er war so in Not. — Glaubst du denn, daß das helfen wird? fragte er.

— Ja, das sagen sie und sie glauben es voll und fest, sagte Daaret.

— Das ist eine böse Arbeit und ein gewagter Gang, klagte er.

— Den werde ich gehen, antwortete sie. Und dann glaubst du mir wohl, Hans? fragte sie.

— Das weiß ich nicht, antwortete er.

— Wenn ich dorthin gehe, muß ich rein von aller Lüge sein; das weißt du, sagte sie.

— Ich will dir glauben, wenn ich gesund werde, sagte er. Und fügte dann hinzu: Dann erst weiß ich, daß du dort gewesen bist.

Daaret weinte, mehr vermochte sie nicht. Sie sagte, daß sie gehen würde, und wenn die Nacht auch noch einmal so schwarz und die Sünde, daß sie das tat, noch einmal so groß wäre.

Es war im Spätherbst und Neumond. Die Luft war unheimlich still. Daaret wartete, bis die Leute schlafen gegangen waren, denn sie durfte niemand unterwegs begegnen. Sie war bleich vor Erregung, als sie sich auf den Weg machte, und Hans war nahe daran sie zurückzuhalten, aber er brachte kein Wort hervor; es mußte so geschehen, wie sie wollte, sagte er später. Sie lächelte ihm von der Tür aus zu.

Es war weit von Lauvset zur Kirche damals, und der Weg führte meist über schwarzes Land. Sie war lange fort. Hans Jörnsa verkam beinah vor Angst um sie. Glaubte fast, sie würde nicht mehr wiederkommen.

Als Daaret wieder in der Stube stand, war es weit über Mitternacht. Es war da nicht mehr viel übrig von ihr. Sie konnte nicht reden, und ihr Gesicht war unkenntlich, sie taumelte zum Wasserbottich und trank eine ganze Schöpfkelle kaltes Wasser. Aber unter dem Umhang hatte sie einen Beutel voll Erde.

— Jetzt bin ich dort gewesen, sagte sie endlich. Und jetzt soll die Probe kommen, sagte sie.

Ihre Augen leuchteten und schimmerten. Sie legte schwarze kalte Erde auf sein krankes Knie und aufwärts auf den Schenkel und abwärts auf das Bein, und band Tücher darum.

— Das ist von dem Grab des alten Haabergbauern, sagte sie. Er bekam es übrigens reichlich erstattet von mir, ich hab' ihm Erde und vieles andere gegeben.

— Hast du etwas gesehen? fragte er. Hast du etwas Arges gesehen? fragte er.

— Es war alles miteinander arg heute Nacht, antwortete sie. Hätte keiner den Weg gehen können mit einer Lüge vor unserm Herrgott.

— Aber du bist so sonderbar, kommt mir vor? — er sah sie mißtrauisch an.

Da war sie nahe daran umzusinken. — Ach so, du glaubst mir immer noch nicht, sagte sie.

Er bat sie, zu Bett zu gehen, denn sie schwitze so, daß ihr die Perlen auf der Stirn standen, und bleich und kalt war sie, daß sie zitterte und bebte. Sie legte sich in den Kleidern auf die Bank. Nach einiger Zeit war sie eingeschlafen; aber sie hatte einen schweren unruhigen Schlaf. Hans Jörnsa stand auf, ging durch die Stube und deckte sie besser zu. Er tat es, erzählte er, er dachte nicht einmal daran, wie sonderbar es war, daß er gehen konnte. Er selber konnte nicht schlafen; es war keine kleine Sache dazuliegen und geweihte Erde auf der bloßen Haut zu haben. Er glaubte allerlei Unwesen draußen zu vernehmen, und die Erde sog an seinem ganzen Körper; sie sog ihm förmlich das Mark aus den Knochen. Dem Fuß zuliebe hätte er nie eine ganze Nacht so ausgehalten, aber um Daarets willen mußte er es tun, meinte er. Er war nicht mehr viel wert, als der Tag anbrach.

Trotzdem war er dann eingeschlafen, als Daaret über ihn gebeugt dastand.

— Wie geht es dir? fragte sie.

Er versuchte den Fuß zu rühren, dann sagte er: — Ja wirklich, ich meine, es ist etwas besser.

Ob es nicht schmerze, wenn er den Fuß bewege? Wenn er das oder das tue? fragte sie.

Nein, es war ganz unglaublich: der Fuß war nicht wieder zu erkennen.

— Glaubst du mir dann jetzt? rief sie.

— Ich muß dir jetzt wohl glauben, antwortete Hans Jörnsa.

Er solle nun aufstehen und mit dem Fuß auftreten! bat sie. Und das mußte er tun. Er ging durch die Stube. Er ging hinaus und um das Haus herum. Er fühlte keinen Schmerz im Fuß.

— Wahrhaftig, jetzt bin ich gesund, ja, sagte er. So lange es eben anhält, fügte er hinzu.

— Es hält dein ganzes Leben lang an, Hans! rief sie. Sie war so froh, sie

weinte und lachte zu gleicher Zeit, sie wußte nicht, was sie sagte oder tat. — Ich wußte doch, daß ich zum Schluß gewinnen würde! lachte sie. Ich wußte doch, daß du deinen Buben noch gern haben würdest!

Hans Jörnsa redete seiner Frau mehrere Male gut zu, sie solle es ruhiger tragen, denn jetzt glaube er es ihr und es solle jetzt vergessen sein. Aber sie war nicht mehr bei Sinnen. Im Laufe des Tages wurde es so schlimm mit ihr, daß man sie zu Bett bringen mußte, und als die Nacht kam, mußte man sie binden. Sie hatte den Verstand verloren. Bald lachte sie laut und redete von dem Mann, den sie gekauft habe, es sei ein großer und kostbarer Mann, und bald weinte sie und bat, sie sollten nicht kommen, sie wolle es nie wieder tun. — Siehst du die Kirche! sagte sie. Siehst du das Grab, wie es offen zum Himmel starrt? Hörst du ihn droben am Hang! Hörst du ihn nicht? So trieb sie es weiter. Sie entsetzte alle, die in die Stube kamen.

Hans Jörnsa wurde es bang zumute. Es griff ihn so an, daß er bald nur noch sein eigener Schatten war. Endlich, eines Tages nahm er sich vor, einen Versuch zu machen, und da wußte er sich keinen besseren Rat als nach Sandbakken zu fahren, wo Tosten und Ane-Marta wohnten, sie waren jetzt verheiratet und hatten sich einen Hof gekauft. Sie erkannten ihn kaum, als er eintrat. Er sprach mit Tosten unter vier Augen. Er sah ihn an und sagte:

— Es steht schlecht bei uns daheim, wie du vielleicht gehört hast. Und jetzt sollst du mir antworten wie ein Ehrenmann und ein Mann: Bin ich zu hart gegen sie gewesen?

— Das bist du, Hans Jörnsa. Du hast dich getäuscht, sagte Tosten.

— Du sagst also, daß ich der Vater von unserem Buben bin? — er blickte Tosten starr an.

— Da du fragst, so will ich antworten, sagte Tosten. Daaret und ich haben in dieser Art so wenig miteinander zu schaffen, wie nur irgend jemand. Und für die Gedanken soll man einen Menschen nicht strafen, das weißt du, Hans Jörnsa, so gut wie andere Leute. Denn sonst wäre die Welt voll Strafen, sagte er. Trotzdem muß man dafür büßen, fügte er hinzu.

Da richtete Hans Jörnsa sich auf und sagte:

— Hab großen Dank für deine Worte, Tosten! Ich wußte es schon, ehe ich hierher kam, daß ich mich da getäuscht hatte. Warum bin ich nicht früher zu dir gekommen! sagte er.

— Das wundert mich nicht, sagte Tosten.

— Aber was rätst du mir jetzt? fragte Hans Jörnsa.

Tosten dachte genau nach; dann sagte er:

— Guter Rat ist teuer wie immer. Früher hättest du einen haben können, aber da hättest du ihn nicht angewandt.

— Aber du hast doch Daaret besser gekannt als ich? sagte Hans.

— Wenn du denkst wie ich, sagte Tosten, dann fragen wir die Ane-Marta, was wir tun sollen. Sie hat sie gekannt.

So taten sie, und Ane-Marta, sie sagte, daß sie beide mit Hans Jörnsa zu ihm heimgehen wollten, dann, glaube sie, würde sich das Übrige von selbst finden. Auf dem Weg erzählte er von der Erde, die Daaret geholt hatte.

— Ich weiß es schon, sagte Ane-Marta. Gerade daran hab ich auch gedacht. Die soll euch noch einmal helfen.

Sie traten alle drei in die Stube ein, wo Daaret auf dem Bett saß. Sie war jetzt ruhig, das war sie von Zeit zu Zeit, aber es machte nicht den Eindruck, als ob sie sie erkenne. Da sagte Ane-Marta:

— Hier kommen wir mit deinem Mann. Er ist bei uns gewesen und hat uns erzählt, daß er dir glaubt. Er hat mit meinem Mann gesprochen, er weiß jetzt alles. Hörst du, was ich sage, Daaret?

— Ja, ich höre dich schon, du sitzt oben auf dem Berg und lachst häßlich über mich, sagte sie. Aber ich fürchte mich nicht, wenn es auch so dunkel ist, denn das Gute habe ich an mir, daß ich niemand mehr fürchte. Ich habe die Erde bezahlt. Ich habe gewonnen! Ich habe gewonnen!

— Ane-Marta ergriff ihre Hände und sagte: — Jetzt soll der Hans, dein Mann, auf den Kirchhof gehen und die Erde zurückgeben, die du geliehen hast. Das wird ein mühsamer Weg für ihn, der nur ein Bein hat. Und es ist eine schwarze Nacht.

Da stand Daaret auf und blickte sich in der Stube um. Sie fragten, wonach sie sich umschaue.

— Ich weiß nicht, wo mein Überzeug hingekommen ist? fragte sie. Ja, was sie denn damit wollte?

— Ich muß mit ihm gehen, antwortete sie.

Sie suchte ihre Sachen hervor und zum Schluß die Jacke und das Umschlagtuch; sie nahm den Beutel mit der Erde. Die anderen warteten, so daß ihnen der Schweiß ausbrach, denn jetzt mußte etwas geschehen. Sie ging hin und nahm Hans bei der Hand und wollte gehen. Und auf einmal: Als sie auf dem Gang standen, blickte sie von einem zum anderen und erkannte sie wieder. Sie sah den Beutel an und sie sah ihren Mann an. Sie lächelte verwundert und sagte:

— Ist es wirklich wahr, bin ich mit dem Beutel da fortgewesen?

Ja, es sei wahr.

— Ja, ich erinnere mich jetzt, sagte sie. Und du bist gesund geworden, Hans? Und jetzt ist es überstanden, und jetzt glaubst du mir? fragte sie.

— Ja, und jetzt sollst du mir glauben! sagte Hans Jörnsa.

Noch einen Augenblick stand sie da und sah sie an. Dann brach sie in Weinen aus. Sie ließen ihr Zeit dazu. Manches mußte heraus.

— Soll ich das wirklich glauben? sagte sie, sie sah die andern wieder an. Und nach und nach wurde ihr Gesicht immer heller und sie sagte: — Aber dann haben wir ja heute Nacht nichts auf dem Kirchhof zu suchen — wir können doch nicht von unserem Buben fortgehen? Und die Erde, die haben sie mir gegeben; wir haben getauscht und sind wett geworden.

Sie mußten ihr darin recht geben. Ane-Marta brachte sie wieder zu Bett, und da schlief sie sich gesund.

Hans Jörnsa war nicht eher zufrieden, als bis er mit der Erde von dem Grab des alten Haaberg auf dem Kirchhof gewesen war, denn von dem hieß es, daß er zu seiner Zeit ein streitbarer Mann gewesen war. — Wenn alles übrige so ist, wie es sein soll, dann soll auch das nicht mehr im Wege stehen, sagte er. Eines Tages machte er sich nach dem Friedhof auf und ging hinein und leerte den Beutel auf den Grabhügel aus, so daß niemand es sah. — Und Dank dazu, von der Daaret und mir! sagte er. Nun war alles so, wie es sein sollte. Sie lebten glücklich und lange miteinander und bekamen viele Kinder; aber keines mehr mit hellen Haaren.

— — — Und die Lehre ist die, Aasel, und ihr anderen auch, daß man sich vor einem Weißhaarigen in acht nehmen soll, wenn man nicht selbst blond und hell ist und wenn man einen geheiratet hat, der dunkel ist, lachte Anders. Ja, und man könnte daraus auch lernen, daß in alten Zeiten die Gedanken nicht zollfrei waren, fügte er hinzu.

Friedrich der Große als Leser und Bücherfreund

Von

Bogdan Krieger

Als dem Hüter und Bewahrer der Büchersammlung der Hohenzollern mag es mir verstattet sein, über ihren in biographischer, literargeschichtlicher und bibliophiler Hinsicht wertvollsten Bestandteil, über die Bibliotheken Friedrichs des Großen, und über das Verhältnis des Königs zu seinen Büchern einiges zu sagen. Es gibt nicht viele Fürstlichkeiten und bedeutende Männer, die wie Preußens Großer König in dieser Hinsicht monographisch behandelt werden können. Denn nur wenigen wurden in gleicher Weise wie ihm die Bücher „die besten Freunde" ihres Lebens und bieten daher unter Anwendung des Sprichwortes: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist", eine unmittelbare, klar fließende Quelle für die Erfassung seiner Wesensart. Der Mann, der in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges von sich sagte: „Aujourd'hui j'ai bien lu et je suis content comme un roi", kann wohl als der Bücherkönig κατ' ἐξοχήν bezeichnet werden. Dieses Wort rechtfertigt es, ihn unter dem Gesichtspunkt seiner literarischen Neigungen und Betätigungen einer besonderen Betrachtung zu unterziehen. Keineswegs läßt sich die Variante des Buffonschen Wortes „Le style c'est l'homme", die in der Form „La bibliothèque c'est l'homme" unerwiesen auf Friedrich den Großen zurückgeführt wird, auf alle Büchereien und alle Besitzer von Bibliotheken anwenden. Viele Bibliotheken sind ererbt, in allmählicher Geschlechterfolge zustande gekommen und daher nicht Gradmesser des Kulturstandes und des literarischen Geschmackes einzelner Persönlichkeiten, andere dienen — heute mehr denn je — dekorativen Zwecken; ihre Bestimmung beschränkt sich darauf, Bücherschränke in ansehnlicher Weise zu füllen. Ganz besonders wird man bei Bibliotheken von regierenden Fürstlichkeiten vorsichtig sein müssen in ihrer Bewertung für die Beurteilung der Persönlichkeit. Denn in ihrer Büchersammlung findet vieles Aufnahme, was mit ihrer Wesenheit und Interessensphäre nichts zu tun hat. Solche Bibliotheken werden leicht zu Sammelstellen für allerlei Werke, die der betreffende Regent aus diesem oder jenem Grunde von den Behörden seines Landes, von Körperschaften, auf Reisen oder von Autoren erhalten hat, die weniger ein Interesse für den von ihnen behandelten Gegenstand bei dem Fürsten voraussetzen als nach einer Allerhöchsten Auszeichnung lechzen. Das dem Besitzer Eigentümliche in solcher Bibliothek wird erdrückt durch die Masse des unabhängig von seiner eigenen Auswahl hinzugekommenen Bestandes. Anders liegen die Verhältnisse bei Friedrich dem Großen. Seine Bibliotheken sind durch-

aus als sein geistiges Eigentum anzusprechen, durchaus als ein Spiegelbild seines Geisteslebens aufzufassen. Was außerhalb seines Interessenkreises lag, hatte in seinen Bibliotheken kein Bürgerrecht. Als ein Professor Müller in Berlin dem König eine von ihm herausgegebene Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jahrhundert übersandte, schrieb er ihm mit beinahe verletzender Offenheit: „Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, deren Druck Ihr befördert habt . . . Meiner Ansicht sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen." Ganz so hart verfuhr der König mit den von ihm nicht gewollten und geschätzten Büchern nicht. Sie wurden der Staatsbibliothek überwiesen, der großen öffentlichen Bibliothek, die sein Urgroßvater, der Große Kurfürst, im Jahre 1661 begründet hatte. Ihren Grundstock bildeten dessen eigenen und die von seinen Vorfahren ererbten Bücher. Diese Entäußerung persönlichen Besitzes zugunsten der Allgemeinheit erklärt es, daß sich in der Bibliothek des Hohenzollernhauses nur vereinzelte ältere Bücher aus dem 17. und den vorhergehenden Jahrhunderten befinden.

Der Jugendunterricht Friedrichs des Großen war, wie das bei dem aller Wissenschaft abholden Vater nicht anders zu denken ist, weder umfassend noch tiefgründig. Er sollte sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und die Geschichte der letzten hundert Jahre beschränken. Jede Beschäftigung mit dem Lateinischen verbot der König. Im Französischen und Deutschen war das Ziel des Unterrichts eine kurze, elegante Ausdrucksweise. Da Friedrich Wilhelm I. seinem ältesten Sohne trotz seiner urdeutschen Wesensart sowohl eine französische Gouvernante, Frau von Rocoulle, die auch ihn betreut hatte, wie einen französischen Lehrer Duhan de Jandun gab, waren immerhin die Grundlagen für eine ordentliche Erziehung gegeben. Aber der junge Prinz hatte keine sonderliche Neigung zum Lernen. Er war leicht zerstreut und abgelenkt. Und so ist keineswegs nur der Schuld seines Vaters beizumessen, daß er nicht gründlich genug ausgebildet wurde und später nachholen mußte, was er in seiner Kindheit und frühesten Jugend versäumt hatte. „Ich laufe hinter der Zeit her, die ich so unbedacht in meiner Jugend verloren habe, und sammle nach Kräften einen Vorrat an Kenntnissen und Wahrheiten," schreibt Friedrich von Rheinsberg aus seinem Lehrer Duhan.

Neben diesem war es Friedrichs ältere Schwester Wilhelmine, die spätere Markgräfin von Bayreuth, die ihn zum Lesen anspornte. „Wissen Sie," fragte der König seinen Vorleser de Catt am 21. Mai 1758, „wem ich diesen Geschmack an den Studien, der mehr als alles andere den Reiz meines Lebens ausmacht, verdanke? Meiner Schwester Wilhelmine. Da sie sah, daß ich niemals den Versuch machte, mich zu beschäftigen und zu lesen, und daß ich nur Freude daran hatte umherzulaufen, sagte sie mir eines Tages: ‚Aber lieber Bruder, schämen Sie sich denn nicht, sich fortwährend herumzutreiben? Ich sehe Sie nie mit einem Buch in der Hand. Sie vernachlässigen Ihre Talente, und welche Rolle werden Sie spielen, wenn Sie einst zu einer solchen berufen werden?' Diese Ansprache und einige Tränen, die ihr folgten, rührten mich sehr, ich machte mich an die Lektüre, begann aber mit Romanen." Bei einer anderen Unterredung mit de Catt am 10. Oktober 1758, kurze Zeit vor dem Tode der schon kranken Schwester, berührt Friedrich noch einmal ihre Verdienste um seine geistige Ausbildung: „Sie hat mich zur Arbeit angeregt, sie ließ mich erkennen, daß jeder Mensch, jeder Prinz, besonders aber einer, der einmal zur Regierung berufen ist, sich rechtzeitig an die Arbeit gewöhnen muß, daß er alle seine Geistesgaben und Kräfte anwenden muß, um sich gediegene Kenntnisse zu erwerben, um sich mit ihrer Hilfe in den

Stand zu setzen, einst gut zu regieren." Der Prinz kam nun, wie Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, jeden Nachmittag zu ihr, und sie lasen dann zusammen. Sie versorgte ihn mit Büchern, die er in die Tasche steckte, wenn er in Wusterhausen auf die Jagd ging, oder wenn er nachts im Bett lesen wollte. Sein Vater hatte den strengen Befehl ausgegeben, ihn am Lesen zu hindern. „Ich mußte also meine Maßnahmen ergreifen," so erzählt er de Catt in demselben Gespräch, „um mich beim Lesen nicht ertappen zu lassen. Wenn mein Gouverneur, der General Fink, und mein Kammerdiener schliefen, kletterte ich über das Bett meines Kammerdieners und ging ganz ganz leise in ein anderes Zimmer, in dem am Kamin eine Nachtlampe stand. Bei dieser Lampe kauerte ich mich nieder und las den Peter von der Provence und andere Bücher, die meine Schwester und einige andere zuverlässige Leute mir verschafften. Diese nächtliche Lektüre hielt eine Weile lang an. Als aber der General eines Nachts Husten mußte, faßte er, da er mich nebenan nicht hörte, nach meinem Bett und rief, als er mich nicht fand: ,Mein Prinz, mein Prinz, wo seid Ihr?' Alles kam in Bewegung, ich hörte Geräusch, lief schnell in mein Bett und sagte, ich hätte ein Bedürfnis gehabt. Man glaubte mir, aber ich wagte es nicht wieder, mich auf solche Sachen einzulassen; es hätte gefährlich werden können." Der König kannte die Neigung seines Sohnes und schrieb ihm noch nach Küstrin (28. August 1731): „Du hast allezeit gesuchet Dich zu schonen und lieber ein französisch Buch, des bons mots oder ein Komödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet als den Dienst oder Fatiguen."

Allerdings besaß Friedrich schon als junger Prinz ohne Wissen seines Vaters eine Bibliothek von nicht unbeträchtlichem Umfang. Sie enthielt 3775 Bände. Vermutlich war sie von seinem Lehrer Duhan als ein Ganzes erworben worden und darf keineswegs als Ausdruck des literarischen Geschmacks und der Geistesrichtung des Prinzen aufgefaßt werden. Ein im Staatsarchiv noch vorhandenes Verzeichnis belehrt uns, daß Reallexika in französischer Sprache, französische und englische Zeitschriften und die Hauptwerke der französischen Literatur darin vorhanden waren. Daneben aber auch englische und italienische Bücher, die der Prinz gar nicht lesen konnte, weil ihm die beiden Sprachen fremd waren, und sehr viele mathematische, naturwissenschaftliche, theologische, moralische und mystische Schriften, die ganz außerhalb des geistigen Interessenkreises des nach eigenem Geständnis den Zerstreuungen des Lebens stark nachgehenden Prinzen lagen. Nach Friedrichs vergeblichem Fluchtversuch 1730 erfuhr der König von dem Vorhandensein dieser Bibliothek und ließ sie durch Vermittlung seines Residenten in Amsterdam verkaufen.

Von wesentlich anderer Beschaffenheit und Bedeutung für den Kronprinzen war die Bibliothek, die er sich in den Jahren 1736—1740 in Rheinsberg geschaffen hat. Studien und Lektüre waren damals, abgesehen von den dienstlichen Verpflichtungen als Kommandeur seines Regiments in Ruppin, der Inhalt seines Lebens. Der Zweck seiner Lektüre war nicht Unterhaltung, sondern die Erwerbung von Kenntnissen. „Wir haben," schrieb er an Suhm am 23. Oktober 1736, „unsere Beschäftigungen in zwei Klassen geteilt, die nützlichen und die angenehmen. Zu den ersteren rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen, die angenehmen sind die Musik, Darstellungen von Tragödien und Komödien und Maskeraden. Die ersteren überwiegen jedoch." Und später erzählte er seinem Vorleser de Catt: „Sie können sich von meinen Beschäftigungen in Rheinsberg keine Vorstellung machen; Tage und Nächte verbrachte ich beim Studieren." Um 4 Uhr stand der Kronprinz auf, arbeitete dann bis 10 Uhr, machte bis 12 Uhr Auszüge aus dem Gelesenen, nahm um 5 Uhr diese Arbeit wieder auf und setzte sie bis zum Abendessen fort, um das Tagewerk in den Nacht-

stunden zwischen 12 und 2 Uhr mit Lektüre abzuschließen. Den Versuch, sich des Schlafes ganz zu entwöhnen, mußte er nach vier Tagen wieder aufgeben. Er las bei gutem und schlechtem Wetter und fand, es sei ein besonderer Vorzug dieser Beschäftigung, daß sie von der Witterung unabhängig sei. Sein Aktionsradius — „la sphère de mon activité", sagt Friedrich — „erstreckt sich vom Schreibzimmer bis zur Bibliothek: die Reise sei nicht groß genug, um die Unbilden des Wetters zu verspüren". In seine Bücher vergraben, schreibt er an seinen Freund Camas am 12. Dezember 1737, könne er ihm über die letzten vier Monate keinen abwechslungsreichen Bericht geben. Er würde über jeder Seite einen Menschen finden mit der Nase über dem Buch, das er nur verlasse, um die Feder zu ergreifen. Man lebe in dieser lieben Einsamkeit mehr in einem Kloster als in der Welt. Wie sehr Friedrich von dem Gedanken durchdrungen war, daß nur in der geistigen Tätigkeit wahres Leben und wirkliches Glück beruhe, bringt er in einem Briefe an Grumbkow 1737 durch den Hinweis auf das Beispiel des Praefectus praetorio Sulpicius Similis zum Ausdruck, der unter Kaiser Kommodus im Alter von 60 Jahren vom Hofe verwiesen wurde und nach siebenjähriger, in der stillen Zurückgezogenheit eines Weisen verbrachter Verbannung in der Vorahnung seines baldigen Todes sich die Grabschrift erdachte: „Hier liegt, der sieben Jahre gelebt." „Die meine," schreibt Friedrich, „müßte ich so fassen: ‚Hier liegt, der ein Jahr gelebt.'" Er meint das erste Jahr seines Rheinsberger Aufenthalts. Philosophie und Geschichte, die klassischen Autoren des Altertums und die französische Literatur des 16., 17. und des Anfangs des 18. Jahrhunderts waren die Hauptgebiete seiner geistigen Tätigkeit. Da er die lateinische Sprache nicht beherrschte, mußte ihm Suhm die Philosophie Wolffs ins Französische übersetzen, und Newtons „Philosophiae naturalis principia mathematica" lernte er erst durch die französische Übersetzung der gelehrten Freundin Voltaires, der Marquise du Chatelet, kennen. Die weitere Bekanntschaft mit Newton vermittelte ihm sein Freund Algarotti, der den Newtonianismus für die Damen popularisierte. Auch bei der Lektüre der griechischen und römischen Klassiker mußte der König auf den Reiz des Originals verzichten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß der Hauptzweck dieser Lektüre für ihn der war, sich durch die Übersetzungen die Kenntnis der alten Kultur und Geschichte zu verschaffen und zweitens, daß die von französischen Klassikern herrührenden Übersetzungen sehr lesbar, klar und geschmackvoll waren. Die deutsche Literatur lag in seiner Jugendzeit noch im Argen. Daß er, vor die Wahl zwischen Gottsched und Voltaire gestellt, dem letzteren den Vorzug gab, werden wir ihm nicht verargen. Die geistigen Fähigkeiten seiner Landsleute verkannte er keineswegs. „Mangel an Geist," schrieb er 1737, „ist der Fehler der Deutschen nicht; der gesunde Menschenverstand ist ihnen zuteil geworden; ihre Eigenart ist der der Engländer verwandt. Die Deutschen sind arbeitsam und tief, aber ihre Bücher sind von einer erdrückenden Weitschweifigkeit. Könnte man meine Landsleute von ihrer Schwerfälligkeit heilen und eine etwas vertrautere Bekanntschaft zwischen ihnen und den Grazien vermitteln, so würde ich nicht daran verzweifeln, daß meine Nation noch große Männer hervorbringt." Dieses Urteil hat er sich bis ins Alter bewahrt. Noch 1775 schreibt er an Voltaire: „Zwei Dinge fehlen den Deutschen, die Sprache und der Geschmack." An Klopstock, Lessing, Wieland, an dem jungen Goethe ging er vorüber. Ebenso aber an allen neueren Erzeugnissen der französischen Literatur. Mit Voltaires Tod war der französische Parnaß für ihn verödet. Daß der König aber, wie der Singschwan sterbend in die Zukunft sieht, auch für die vaterländische Literatur eine Blütezeit kommen sah, bezeugen die schönen Worte am Schlusse seiner 1780, sechs Jahre vor seinem Tode erschienenen Schrift: „De la littérature

allemande“: „Wir werden auch unsere klassischen Schriftsteller bekommen; jeder wird sie lesen wollen; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsere guten Schriftsteller es dahin, daß unsere zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unserer Literatur nicht gekommen, aber sie nähern sich und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hineinkommen.“

Der Niederschlag der Rheinsberger Studien des Kronprinzen war seine Bibliothek. Sie war im Turmzimmer des ersten Stockwerks in dem von ihm bewohnten Südflügel des Schlosses untergebracht. Vorhanden ist sie nicht mehr. Trotzdem läßt sich ihr ehemaliger Bestand durch verschiedene Kriterien noch feststellen. Die Handhabe dazu bietet der Briefwechsel des Kronprinzen mit seinen Freunden, mit verschiedenen Schriftstellern, in erster Linie mit Voltaire, mit seinem ihm von diesem empfohlenen literarischen Agenten in Paris, Thieriot, ferner ein noch vorhandenes Verzeichnis von Büchern, die ihm sein Freund Major Buddenbrok für die Rheinsberger Bibliothek besorgt hat, und der von den Einbänden der übrigen Bibliotheken des Königs abweichende Einband der Bücher, die der Kronprinz für Rheinsberg angekauft hat und binden ließ. Während alle anderen Bücher in des Königs Bibliotheken in rotem Ziegenleder mit einer gewundenen Randleiste gebunden sind, haben die Rheinsberger Bücher einen hellbraunen Ziegenledereinband mit einer spitzenartigen Umrandung und Handvergoldung.

Wenn auch nicht alle, so finden wir doch die meisten der nach den obigen Merkmalen auf Rheinsberg zurückzuführenden Bücher in der Bibliothek von Sanssouci wieder, wohin der König die Rheinsberger Bibliothek nach Fertigstellung seines Lustschlosses im Jahre 1747 bringen ließ. So die Dichtungen Gressets, dessen komisches Epos Vert-Vert dem König so gefiel, daß er ihn zu einem Besuch in Rheinsberg einladen ließ. Der Dichter leistete dieser Einladung nicht Folge, begrüßte aber den König bei seiner Thronbesteigung mit einer Ode, durch die er das Geheimnis über den Dichter des Antimacchiavell lüftete. Der König schickte ihm einen poetischen Dank dafür. Das diesen begleitende Schreiben beginnt mit den Worten: „Si votre ode n'est pas ce qu'on appelle le langage des dieux, jamais aucun mortel ni le sut ni le parla.“ Gressets poetische Epistel „La Chartreuse“ liebte der König so, daß er sie später, im Winter 1759, während einer Fahrt zu einer militärischen Besprechung mit seinem Bruder Heinrich auswendig lernte und sie nach der Rückkehr seinem Vorleser de Catt hersagte. Bezeichnend für die Erquickung, die dem König ihm zusagende Lektüre bot, und für die Art seiner Kritik ist eine Äußerung zu de Catt vom 12. Mai 1758 über Gresset: „Quel aimable poète que ce Gresset, qu'il est élégant; c'est bien dommage qu'il présente trop souvent les mêmes idées, qu'il tourne et retourne, on dirait, qu'il ne peut les abandonner. Mais ce sont là des légers défauts aux prix des beautés dont ses poésies sont remplies. . . . En lisant cette Chartreuse j'éprouve un doux sentiment, j'apprécie mieux la scène de la vie et il me paraît, lorsque je le lis, que je suis plus content des autres et de moi.“ Unter den vielen Büchern Voltaires, die schon in der Rheinsberger Bibliothek vorhanden waren, ist besonders bemerkenswert die Tragödie „Herodes et Mariamne“ wegen des vom König und von Voltaire in ihrem schriftlichen Verkehr beliebten Tones ausgesuchter Höflichkeit. Sie lautet wörtlich: „Sire, cet ouvrage n'est pas le premier que j'ai l'honneur de présenter à votre majesté, daignez recevoir avec bonté ce nouvel hommage. Je suis né sujet du roy

de France, mon respect pour la vertu m'a rendu le vôtre. Je suis avec une vénération et une reconnaissance profonde de votre majesté le très humble et très obéissant serviteur Voltaire."

Weitere nachweisbar der Rheinsberger Bibliothek zugehörige Bücher sind die dramatischen Dichtungen von Corneille in sechs Bänden, eine Liviusausgabe in fünf Bänden, zwei Tacitusausgaben, die Aeneis von Vergil und ein Auszug aus Diodor über die Geschichte der Diadochen.

Großen Wert legte der König darauf, daß Thieriot die von ihm bestellten Autoren in guten und handlichen Ausgaben schickte. Folianten liebte er nicht. „Je hais les gros ouvrages," schreibt er am 25. Februar 1742 an Jordan. Sich in umfangreichen Folianten zu äußern, hält er für eine Geschmacklosigkeit deutscher Gelehrter. Als Beguelin, der Erzieher Friedrich Wilhelms II., 1774 ein Werk veröffentlichte, wollte es der König nur unter der Bedingung vorherbestellen, daß der Verfasser es in Oktavformat drucken ließe.

Bei den vielen Nachdrucken, die damals erschienen, war es von großer Wichtigkeit, authentische Ausgaben zu erhalten. Immer wieder ermahnt Friedrich seinen Agenten darauf zu achten. Am 5. April 1737 erbittet er den Fontenelle „de l'édition la plus correcte", und am 27. Januar des nächsten Jahres schreibt er an Thieriot: „J'ai reçu quelques traductions des auteurs classiques; j'attends avec impatience les autres, assuré que vous aurez soin d'en choisir les plus belles éditions."

Es wurde bereits erwähnt, daß die Rheinsberger Bücher den Grundstock der im Jahre 1747 nach Fertigstellung des Schlosses in Sanssoui geschaffenen Bibliothek bilden. Die verhältnismäßig große Anzahl von naturwissenschaftlichen und besonders physikalischen Werken, die diese Bibliothek aufweist, bezeugt den Rheinsberger Ursprung. Denn dort trieb der Kronprinz auf Anregung Voltaires und seiner Freundin, der Marquise du Chatelet, mehr diesen beiden zu Liebe als sich zur Freude, derartige Lektüre, die er später nicht wieder aufnahm. Ebensowenig hatte der Kronprinz für Mathematik etwas übrig. 1738 schrieb er an Voltaire, er fürchte diese Wissenschaft; „sie trocknet den Geist zu sehr aus und unser deutscher ist trocken genug." Dreißig gute Verse machten dem Publikum mehr Vergnügen als die ganze Berechnung der Ephemeriden, sagt der König in seiner für d'Alembert bestimmten Schrift: Réflexions sur les réflexions des géomètres sur la poésie. In der äußeren Form ist die Bibliothek in Sanssouci absichtlich so gestaltet, wie das Turmzimmer in Rheinsberg. In einem vom König eigenhändig entworfenen und mit Anmerkungen versehenen Grundriß des Schlosses hat er an der das runde Zimmer bezeichnenden Stelle eingetragen „come à Rheinsberg". Die Bibliothek enthält 2288 Bände.

Nicht halb so groß ist die älteste der Potsdamer Büchereien des Königs im Potsdamer Stadtschloß, das er neben Charlottenburg bis zur Erbauung von Sanssouci bewohnte. Sie steht jetzt in einem anderen Raum als früher, in zwei mit reichem Silberornament gezierten Rokokoschränken. Broschüren und Folianten sind in Wandschränken untergebracht.

Die jüngste der drei größeren Büchereien des Königs ist die des Neuen Palais, das er erst nach dem Siebenjährigen Kriege erbaute. Sie ist in einem schmalen, gangartigen Raum in dem vom König seit 1765 bewohnten südlichen Flügel des Schlosses aufgestellt und umfaßt etwas über 2000 Bände.

Außer den drei Potsdamer Bibliotheken hatte der König noch drei andere in Breslau, Berlin und Charlottenburg. Von diesen hat sich geschlossen nur die Breslauer erhalten. Auch hier finden wir die Lieblingsschriftsteller des Königs unter den klassischen Autoren, wie unter der französischen Literatur des 16. und

17. Jahrhunderts. Die Bibliothek umfaßt 713 Bände. Der Kastellan des Breslauer Schlosses hatte sie während der Belagerung Breslaus durch die Franzosen im Jahre 1806, in Kisten verpackt, im Keller verborgen. Sie wurde erst im Herbst 1813 wieder aufgestellt.

Die Bibliothek des Königs im Berl'ner Schloß hat sich nicht erhalten. Sein Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. ließ sie in seiner Bibliothek aufgehen, aus der ich sie auf Grund der für die Bücher des Königs charakteristischen Einbände, so gut es ging, rekonstruiert habe. Einen gleich bescheidenen Umfang wie die Berliner Bibliothek zeigt die heute noch vorhandene Charlottenburger Büchersammlung des Königs. Sie ist früher wesentlich umfangreicher und in sechs Schränken in einem eigenen Bibliothekzimmer des von Knobelsdorff erbauten Flügels des Charlottenburger Schlosses untergebracht gewesen. Der König hat in Charlottenburg nur in den ersten Jahren seiner Regierung während der Sommermonate gewohnt. Nach dem zweiten schlesischen Kriege wurde es von Potsdam als Sommerresidenz verdrängt. Der heutige kleine Bestand enthält auffallend viele naturwissenschaftliche Bücher, die ebenso wie die bereits oben erwähnten aus der Rheinsberger Zeit stammen. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Kronprinz sich damals viel mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigte und darüber so viel las, daß die Marquise du Chatelet wohl von seiner „Bibliothèque de physique" sprechen konnte. Darin befanden sich auch ihre Institutions de physique vom Jahre 1740 mit der eigenhändigen Widmung der Verfasserin: „Sapientiae amans sapienti offert." Noch vor der Beendigung des Buches hatte sie am 11. August 1740 an den König geschrieben: „J'ai le dessein de donner en français une philosophie entière dans le goût de celle de Wolff, mais avec une sauce française; je tâcherai de faire la sauce courte. Il me semble qu'un tel ouvrage nous manque. Ceux de Wolff rebuteraient la légèreté française par leur forme." Die Antwort des Königs in seinem Dankesbrief für die Zusendung des Buches ist nicht erhalten. Aber bezeichnend urteilt er darüber in einem Schreiben an seinen Freund Jordan vom 24. September desselben Jahres: „La Minerve vient de faire sa Physique; il y a du bon. C'est König[1]) qui lui a dicté son thème; elle l'a ajusté et orné par ci par là de quelque mot échappé à Voltaire à ses soupers. Le chapitre sur l'étendue est pitoyable, l'ordre de l'ouvrage ne vaut rien, il y a même de très-grosses fautes, car dans un endroit elle fait tourner les astres d'occident à orient. Enfin c'est une femme qui écrit et qui se mêle d'écrire au moment où elle commence ses études; car quatre ou cinq ans ne sont pas suffisants pour ces matières, et il ne faut prendre la plume qu'après avoir bien digéré ce qu'on a à dire et lorsqu'on se sent maître de sa matière. Mais lorsqu'on se mêle d'expliquer ce qu'on ne comprend pas soi-même, il semble voir un bégue qui veut enseigner l'usage de la parole à un muet." Dieser Kritik entsprechend wanderte das Buch in die Charlottenburger Bibliothek und wurde gewiß niemals wieder hervorgeholt.

Eine eigentliche Feldbibliothek hat der König nie besessen. Er nahm die Bücher aus seinen Bibliotheken nach Bedarf mit und ließ sich von seinen Freunden oder seinem Vorleser nachschicken, was ihm fehlte. Entbehren konnte er sie in den Kriegswirren ebensowenig wie in der Muße, die ihm die Friedensarbeit ließ. War ihm das Studium in Rheinsberg noch eine Abwechslung zwischen Nützlichem und Angenehmem, eine notwendige Ergänzung des Vergnügens und hieß es in der an Voltaire gerichteten „Epître" vom 26. April 1740: „Sur la nécessité de remplir le vide de l'âme par l'étude":

1) Deutscher Mathematiker und Schüler Wolffs.

„Mais pour associer l'utile à l'agréable,
Pour rendre le plaisir plus ferme et plus durable,
L'étude et le savoir nous prêtent leurs secours,
Ils allongent le fil de nos plus heureux jours ...,

so wurden ihm die Bücher im Felde, zumal wenn zu allen Sorgen noch häusliche Trauer kam, zum Trost. Sie dienten ihm zur Ablenkung. „Bücher, Tinte und Denken lassen einen nie im Stich, in welcher Lage man auch sei," schreibt er im Jahre 1742 aus Böhmen an Algarotti. „Sie sehen mich," an de Catt 1759, „ganz mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Ich brauche diese Ablenkung gegen die traurigen Gedanken, die mich erfüllen." „Jetzt muß ich lesen," zwei Jahre später an denselben aus dem Lager von Strehlen, „um meine Unruhe und meinen Schmerz, die mir überall hin folgen, einzuwiegen und einzuschläfern." Hätte er seine Bücher nicht, so fürchtet er, könne seine Hypochondrie leicht zu Geisteskrankheit ausarten. Nur selten versagt dieses Trostmittel. Dann mag er sich noch so sehr in seine Bücherschätze eingraben und seine Lieblingsschriftsteller hervorholen, „tout cela n'aide plus à rien; malgré mes lectures je ne saurais apaiser l'inquiétude de mon esprit; la crise dans laquelle je me trouve, dure trop longtemps. (An seinen Lehrer Duhan de Jandun am 13. Mai 1761.)

Ist die Unruhe zu groß und die Inanspruchnahme zu stark, dann allerdings sieht sich der König gezwungen, „faire divorce avec les muses." Das sind die Zeiten, in denen in seinen Unterhaltungen mit seinem Vorleser mehr die Rede ist von Märschen, Gefechten der Arrière-Garde und Schlachten als von Literatur und Philosophie. Aus solcher Stimmung heraus schreibt er am 5. Juli 1762 aus dem Lager von Bunzelwitz an de Catt, er solle ihm d'Alembert's Kritik über seine bereits erwähnten Réflexions sur les réflexions des géomètres sur la poésie nicht schicken, denn „le maréchal Daun me donne de l'occupation de reste; des montagnes, des défilés, des postes difficiles remplissement la petite capacité de mon cerveau; il y a pour nous d'autre moyen; Mars, et s'il se peut, la Victoire doivent nous ouvrir le chemin de la paix et alors les Muses et les Grâces auront leur tour." Schon im ersten schlesischen Kriege (30. August 1741) bestellt er in solchen Zeiten durch Jordan nur seine Komplimente an die Musen und vertröstet sie im übrigen auf das Wiedersehen im Winterquartier. Dort will er den Erzeugnissen der schönen Literatur wieder ein Rendez-vous geben; denn er denke nicht daran, die Beziehungen zu ihnen aufzugeben, wenn er sie auch einige Zeit habe zurücksetzen müssen. Auf den Ton eingehend verspricht ihm Jordan den Auftrag an die Musen auszurichten:

Le Roi, votre dieu tutélaire,
Ne regarde son ami Mars
Que qu' un ami nécessaire
Pour lequel il faut des égards.

Mais pour vous, filles du Parnasse,
Il vous caresse par plaisir;
Les amusements de loisir
Marchent avec lui sans cesse.

Und der König hält den Musen sein Versprechen. „Voyez combien j'ai lu aujourd'hui; jugez combien je lirai dans un temps de paix", sagt er am 8. September 1758 zu de Catt und im März des nächsten Jahres schreibt er an d'Argens, er lebe im Winterquartier zu Breslau wie ein Karthäusermönch, esse allein zu Mittag, verbringe seine Tage mit Lesen und esse nicht einmal zu Abend, und an

denselben im Winter 1761, ebenfalls aus Breslau, die Bücher, die er aus Berlin erhalten, seien ihm Trost zugleich und Unterhaltung, er lebe mit ihnen und verkehre sonst mit niemandem. In solchen Zeiten „gleiche sein Zelt mehr der Tonne eines Philosophen als die Tonne des Diogenes oder die Kammer des Leibniz". Nur nach den schönen und friedlichen Buchen von Rheinsberg und nach den prächtigen Linden Charlottenburgs empfindet er auch dann immer wieder schmerzliche Sehnsucht, und es bedurfte erst des Eindrucks eines Erfolges, wie nach der Schlacht bei Zorndorf, daß er zu de Catt scherzend sagen konnte: „Vous me voyez ici logé comme je le suis à Pose-dam[1]) avec mes livres, mes papiers et tout ce qu'il faut pour barbouiller; mes cartes font ma tenture et cette tenture-lá vaut mieux que celle de brocard."

In der Schlacht bei Soor am 30. September 1745 verlor der König mit seinem Handgepäck auch alle seine Bücher. „Je suis pillé totalement," schreibt er zwei Tage darauf an Duhan und bittet ihn, ihm vierzehn verschiedene Werke zu kaufen und binden zu lassen, darunter den Discours sur l'histoire universelle von Bossuet, die Tuskulanen und Catilinarien von Cicero, die philipp schen Reden des Demosthenes, eine fünfbändige Voltaire-Ausgabe, die Henriade von Voltaire u. a. „Faites-moi le plaisir, mon cher, de me trouver ces livres et de me les envoyer promptement; je crois, que vous trouverez cet assortiment dans la bibliothèque de mon cher Jordan." Dieser war wenige Monate vorher gestorben. Am 24. Oktober 1745 schreibt der König an Duhan, die Tränen seien ihm in die Augen gekommen, als er die Bücher seines lieben Jordan in die Hand bekommen habe. Er erwarb sie und überwies sie später der Bibliothek in Sanssouci, in der sie durch Jordans Bücherzeichen mit dem Aufdruck „C. S. Jordani et amicorum" kenntlich sind.

Friedrich der Große hat selbst kein Bücherzeichen besessen. Die Bücher der verschiedenen Bibliotheken wurden durch vergoldete Buchstabenaufdrucke auf den Vorderdeckeln der Bücher unterschieden. Die Bände in Sanssouci haben ein V, das auf die älteste Bezeichnung der Sommerresidenz, Vigne, das Schloß auf dem Weinberg, hinweist. Der Charakter des Weinberghauses kommt durch die weinfrohen Satyrn und Nymphen, Bacchanten und Bacchantinnen an der Vorderseite des Schlosses sowie durch mannigfache Embleme der Innenräume deutlich zum Ausdruck. Die Bücher des Stadtschlosses in Potsdam tragen ein P, die des Neuen Palais ein S, da dieses Schloß, als im Bereich des Parkes von Sanssouci liegend, „das Neue Palais von Sanssouci" genannt wurde. In Breslau haben nur wenige Bücher einen Buchstabenaufdruck, entweder ein B oder Br oder ein B in einer Kartusche, die Bücher der Berliner Bibliothek ein geschriebenes B. Nicht signiert sind die Charlottenburger Bücher. Diese Unterlassung bestätigt die Annahme, daß sie größtenteils den anderen Bibliotheken überwiesen wurden.

Über die Preise, die Friedrich der Große an seinen Berliner Buchhändler für Bücher zahlte, sind wir durch die im Archiv des Hohenzollernhauses aufbewahrten Schatullrechnungen unterrichtet. Für einen broschierten Band bezahlte er durchschnittlich einen Taler, so für die 10 Bände Vies des hommes illustres von Plutarch 10 Taler, für eine 7 bändige Voltaire-Ausgabe 7 Taler 12 Groschen, für einen Corneille in 12 Bänden 12 Taler usw. 2 Bände Boileau in 4° kosteten 11, das historische Lexikon von Moreri in 8 Foliobänden 40 Taler. Für die in 6 Quartbänden 1734 in Paris erschienene, von Boucher u. a. illustrierte Ausgabe von Molière zahlte der König gebunden 50 Taler. Jede der beiden Ausgaben, die er

1) Mit der gedehnten Aussprache von Potsdam ahmte der König den Marquis d'Argens nach, der den Namen nicht richtig aussprechen konnte.

von diesem Werk besaß, ist heute auf 3000 Mark zu schätzen. Die Generalpächter-Ausgabe der Contes et nouvelles von Lafontaine, 2 Bände 8°, so genannt, weil sie auf Kosten der Generalpächter hergestellt wurde, hat heute einen Wert von 2000 Mark. Sie ist viermal in den Bibliotheken des Königs vorhanden. Von desselben Verfassers Fables choisies, die der König siebenmal besaß, wurde ein besonders schönes Exemplar auf 3000 Mark, drei Exemplare von Corneille auf je 1200, zwei andere, ein Jahr später erschienene, auf je 1000 Mark, das Hauptwerk des berühmten französischen Kupferstechers Eisen, Les baisers von Dorat, auf 2500 Mark abgeschätzt.

Nicht minder kostbare Seltenheiten sind die architektonischen Werke in den Bibliotheken Friedrichs des Großen. Er erwarb sie nicht nur aus ästhetischen Gründen, aus Freude am schönen Buch, sondern vor allem, um sie als Unterlagen und Vorbilder für seine eigenen Bauten in Potsdam und Berlin zu nutzen. Es ist bekannt, daß er seinen auch künstlerisch stark von ihm abhängigen Baumeistern Fassaden aus den italienischen, französischen und englischen Illustrationswerken vorlegte und sie veranlaßte, sie selbst für die Bürgerhäuser in Potsdam und Berlin zu verwenden. Daß er dabei in den schlimmsten tektonischen Fehler, von außen nach innen zu bauen, verfiel, berührte ihn nicht. Es war ihm ganz gleichgültig, wie die Innenräume gestaltet wurden. Das Gefühl für ihren organischen Zusammenhang mit dem Aufriß fehlte ihm. Der äußere Eindruck war für ihn, der ein schönes Stadtbild schaffen wollte, entscheidend. In Potsdam sowohl als Unter den Linden und in der Leipziger Straße in Berlin faßte er auch mehrere Häuser unter einer Fassade zusammen. Und es wirkte dann recht eigentümlich, wie die Bürger in Auflehnung gegen den König, um ihre Anteile zu unterscheiden, sie verschiedenfarbig anstreichen ließen. Der König besaß von architektonischen Büchern unter anderen den Vitruv in der Ausgabe von Perrault, den Piranesi, Palladio, Blondel, Mariettes Architecture française. Letzteres Werk in einer vier- und in einer dreibändigen Ausgabe, die bei der Abschätzung der Bücher mit 3600 und 2400 Mark bewertet wurden.

Nicht den geringsten Wert der friderizianischen Bibliotheken stellen die Originalausgaben der eigenen Werke des Königs dar, die er in seiner Druckerei im Schloß mit der größten Sorgfalt und unter persönlicher Anteilnahme, unterstützt von seinem Sekretär Darget, herstellen ließ. Als Erscheinungsort tragen sie die Bezeichnung „au donjon du chateau", weil sie in der Druckerei des Königs in Berliner Schlosse gedruckt wurden. Der Umstand, daß die Auflage dieser nur zu Geschenken an ihm besonders nahestehende Verwandte und Freunde bestimmten Bücher eine ganz geringe war, erhöht ihren Wert wesentlich.

Über diese Ausgaben und im Zusammenhang damit über Friedrich den Großen als Schriftsteller zu sprechen, würde den Rahmen der mir gestellten Aufgabe und den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten.

Der Weg Johann Christian Günthers

Von

Max Tau

> Feuer, Mut und Kraft verrauchen,
> Und indem ich klüger bin,
> Zeit und Jugend recht zu brauchen,
> Bin ich wie ein Schatten hin.

Ein Wandern ist das Leben Johann Christian Günthers, und doch kein Eingehen in die Vollendung; ein Suchen, und doch kein Finden; ein Sehnen, und doch keine Erfüllung.

Wie eine Legende klingt es: im Garten des Vaterhauses ein betend Kind; mystische Schicksalsgebundenheit spricht aus gläubigem Gebete. Erhörung wird dem Knaben, der dürstet nach Wissen.

Häufen will er alle Erkenntnis in sich; Nächte durchwacht der forschende Geist; der Eltern Freude wird seine sonnenhell leuchtende Zukunft.

Groß ist seine Sehnsucht nach Erkenntnis; größer noch sein Drang nach Leben, nach Erleben. Die Fülle strömenden Lebens schwemmt Ideen und Theorien hinweg. Nichtig wird Wissenschaft, wertlos Stand und Würde.

Gegensätzliches klingt herauf: in der eigenen Brust sucht sich der Mensch sein Glück, nicht in äußeren Dingen. Sich selber finden, wird ihm Lebensziel. Ihm bald näher, bald fern schwankt er: Freiheitsdrang, Sehnsucht nach Genuß locken und winken. Das ewige Faustproblem: Hier Leben mit seiner Lust — hier seelische Vertiefung. Beide widerstreiten einander. Lust am Augenblick will keine Zukunft schauen; denn die Zukunft heißt: Sorgen. Reines Anschauen der Gegenwart setzt keinen Zweck. Erleben, Schauen, Deuten, Gestalten streift die Fessel des Berufs von sich — und schafft den künstlerischen Menschen.

Fremd geht der Künstler durch die Welt: was seine Zeitgenossen tadeln, schätzt er; er verwirft, was sie hoch werten.

Menschen, eingesponnen in kleine Sorgen, erfüllt von gemeinem Denken, begreifen ihn nicht. Nichtverstehen wird Verachtung, dunkles Fühlen des Überlegens zu Haß und Neid. Daß er anders ist als sie, können sie nicht verzeihen; daß er nicht mit ihnen tadelt oder lobt, lästert und segnet, ist seine Sünde.

Voll Liebe hat der Vater seine Schritte gelenkt; die Hoffnung jedes Vaters war in ihm, er werde dem Sohn eine bessere Zukunft bereiten, als die eigene war.

Nun ist Enttäuschung im Vater: eigenen Pfad geht des Sohnes Fuß; höher

steigt ihm der Flug der Gedanken. Im Kleinen, Engen haftet des Vaters Geist; zu lichtblauen Höhen hebt sich der Sohn. Vermessenheit ist dies.

Heitre, freie Reden, geneigt zu Spott, haben die anderen gereizt; offenes, stolzes Bekennen eigener Meinung erbittert die unwahren dunklen Geister. Zürnend suchen sie des Vaters Ohr. Mißtrauisch gegen den Sohn, der nicht sein will wie die Mehrheit, verhärtet sich das Vaterherz. Fremd wird ihm das eigene Kind. Es ist der anderen Greuel und Schrecknis. Sein Gottesglaube selbst ist unsicher, wähnt der Vater. Schicken muß sich der Mensch in die Welt, sich einfügen in die Reihe der Vielen. Der Künstler kann es nicht. Günther will es nicht. Dies bringt ihm den Vaterfluch.

Ein ganzes Leben büßt diese Schuld: daß er nicht so sein kann, wie die anderen ihn wünschen. Unendlich sein Leiden; das ist Künstlers Vorzug, daß er alle Freuden glutvoller genießt als andre; das ist Künstlers Verhängnis, daß er alle Leiden schmerzvoller empfindet als die Mitwelt.

Allzufein ist die Gemütsseite bei Günther, allzu empfindlich dem leisesten Hauche. Eine leidende Natur ist er, keine handelnde. Weiche Gefühlsklänge tönen aus seinem Wesen; Melodie aus dem Urquell seines Seins schwebt herauf: zu zart für dieses grobe, gefühllose Dasein, zu weich für des Tages drängende Härte.

Dies sein großer Widerspruch: Drang nach Leben und — Lebensferne; Sehnsucht nach der Tat — und träumendes Vorbeigehen am Dasein. Was er schaut, tönt aus seinem Herzen wieder — ein Lied; was er leidet, klagt eine zitternde Harfe.

Ein „Ich“ redet, unerhört für die Zeit; andere reden in leeren, abgegriffenen Worten, wie alle vor ihnen geredet haben. Günthers Laute spricht in eigener, neuer Melodie — redet nur von dem einen, einzigen Ich, das jubelt und klagt, das liebt und leidet.

Ein Lied der Liebe und des Leidens ist sein Leben. Liebe geht mit ihm auf seiner Bahn, dreifach gestaltet und doch nur einzig in einer Gestalt; zu einer Einzigen zieht es ihn — trotz der Wege, die abirrend von ihr führen. Episoden sind die zwei Seitenpfade der Liebe: jene eine einzige ist das Erleben, ist Erlebnis.

Aus seiner Liebe redet restlos sein Ich. Widerspruchsvoll in sich ist es gestaltet: Zweifel kämpfen mit seiner Liebe; ein Gefühl beherrscht ihn: Angst, zu verlieren, was er gewonnen, Angst, jenes düstre Erbteil seines Blutes; denn nichts scheint ihm sicher. Kann er festhalten, was er an sich gezogen hat?

Ist ihm die Liebe nah, fühlt er sich stark; in der Ferne kommt ihm die Schwäche, naht ihm angstvoll der Zweifel.

Wird ihm ein günstiger Augenblick geschenkt, so kostet er ihn aus; fern bleibt der Gedanke an Zukunft und Zukunftswollen. Ganz vom Augenblick erfüllt, mißt er ihm Ewigkeitsdauer bei; leicht geht sein Ich über Sorgen hinweg, die das Kommende ihm erregt.

Denn an dem, was kommt, vermag der Mensch nichts zu ändern. Es ist bestimmt seit Anfang des Lebens; alles ist Vorherbestimmung. Prädestination wird Grundstein des Denkens. Nur zweierlei bleibt dem Menschen: Ergebung in das Schicksal, das er geduldig hinnehmen und tragen muß — und Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Fatalistische Ergebenheit lähmt die Lebensenergie; Zukunftshoffnung wird narkotischer Trank, der Sorge und Verantwortung betäubt. Entwicklung zur

passiven Natur setzt ein. Schöne Bilder malt sich die Phantasie — nur um nicht handeln zu müssen.

Gern glaubt sie daran und täuscht sich selbst.

Der passive Mensch sucht Quell alles Irrtums und Mißlingens nicht bei sich, sondern bei den andern. Die Mitwelt, ihr Neid und Haß wird überschätzt; Bosheit und Tücke der Menschen verursachen jedes Unheil.

Selbstkritik fehlt Günther.

Sondernder Verstand ist schwach entwickelt. Gemütsleben überwuchert. In sich nur lebt der egozentrisch gerichtete Geist. Hineinfühlen in Menschen fällt ihm schwer. Daher die großen Irrtümer über andere, daher Mißverständnis, Haß, Feindschaft.

Die Hauptsache seines Lebensdranges ist die Liebe. Seine Liebessehnsucht ist ein Teil des Sehnens nach dem All.

Untergehen in einem großen Gefühl — möchte er — und kann es nicht: dies zu können, muß der Mensch sein eigenes Ich aufgeben können; muß er aufgehen können in dem geliebten Wesen; Günther, der egozentrische Geist, kann es nicht. Dies die Antipolarität seiner Gefühlswelt in ihm: angezogen — abgestoßen fällt er aus der Empfindung der innigsten Liebe in die des Zweifels; er selbst — zieht wohl an, doch er kann nicht festhalten oder — wird selber wieder fortgetrieben.

Wahre Liebe wird ihm zwar zum großen Erlebnis, aber nicht zur Erfüllung. Sie wandelt sich ihm in ein großes schmerzvolles Lied. Liebe kann auch sein inneres Sein nicht wandeln; er kann nicht untergehen in einer einzigen Empfindung, nicht aufgehen in der Geliebten; darum kann Liebe ihm das Wesen nicht umgestalten. Daher bei Günther aller Zwiespalt der Liebe und am Ende immer die Trennung.

Äußere Ereignisse wirken hierbei nicht ein; alles Erleben des Menschen fließt aus seinem Charakter: entweder wie er selber handelt oder wie er das ihm Entgegentretende gestaltet. Inneres gestaltet, das Äußere. Günthers Leben fließt aus seinem Wesen. Die Disharmonie seines Schicksals stammt aus dem Mißklang seiner seelischen Melodie.

Überkommenes Gut wird zu schwerer Erbschaft, die den Enkel belastet, nicht beglückt. In Günther lebt heitere Sinnenfreudigkeit; der Erde ist er entstiegen, zu der Erde ziehen ihn Begierden.

Neben dem Liede von der Liebe rauscht das Lied von der Erde, von der jubelnden Lebensfreude. Doch mitten hinein mischt sich ein düstrer Sang. Klingt es nicht wie das Schleifen einer Sense? Tönt es nicht wie das Klappern von Gebeinen?

Mitten durch das heitere Lebenslied klingt unterweltlich das Rauschen vom Tode. Immer neben dem Leben steht das Gespenst mit der Sense und treibt an zu hellerer Daseinsfreude, zum Auskosten der verrinnenden Zeit. Eine Zwangsvorstellung ist es, entstanden aus mystischer Verknüpfung.

Der Knabe fleht im Gebet Erfüllung seines Wissensdurstes herbei. Der Jüngling sieht neben dem Leben den Tod schreiten — in dunkler Ahnung, daß ihn früh das Schicksal fortrufen werde.

Mit Lebensspannung geladen ist der Organismus. Heftige Entladungen folgen. Ebenso heftig sind die Reaktionen. Denn fremd noch ist dem Jahrhundert die Aufklärung und jenes freie Denken, das alles natürliche Leben des Menschen adelt. In ihm ist noch der finster kirchliche Geist seines Elternhauses, seiner Zeit. Frevel ist hier noch die Natur, sündhaft alles Sinnenleben des Menschen.

Gegen das Fleisch erhebt sich in ihm die Stimme der Kirche und nennt ihn Sünder. In Reue und Zerknirschung kasteit sich der Geist, sich schuldig wähnend. Noch ist er unfrei. Durch den Glauben allein erhofft er sich Seligkeit. Festgefügte Formelsätze sind ihm Anker der Rettung. Aber — die Kirche wird ihm nicht Land der Heimat. Einen anderen Weg muß er suchen.

Die andere, die religiöse Spannung ist stärker noch als jene des Lebens. Sie sucht sich auszugleichen.

Nach einem anderen Gotte als dem der Gebote und Verbote, der Psalmen und des Bekenntnisses sucht Günther in sich.

Er findet den inneren Gott der Seele. Heißer, innerlicher Kampf bringt ihm die Gnade nahe, schafft ihm den mystischen Zustand der Gottesversenkung.

In diesem Augenblick ist für Günther das ewige Reich da. Er meint, es wäre wirkliche Ewigkeit. Es verrinnt ihm; wieder fassen ihn Zweifel. Er wendet sich zum Dogma; von ihm zurück zum Gott in seiner Brust. Verzweiflung faßt ihn; er kann Gott nie erreichen, so wähnt er. Stunden solcher Angst wechseln mit mystischer Gottesversenkung.

Gegen die religiöse Spannung erhebt sich die des Lebens. Zwischen Leben und Gott ist der Mensch jetzt gestellt.

Gleich starke, entgegengesetzt gerichtete Kräfte befehden sich. Der Dichter Günther ist Schauplatz des Kampfes.

Es kommt zu keinem Ausgleich. Aus beiden Spannungen könnte eine einzige starke gleichgerichtete Kraft entstehen.

In Günther entsteht sie nicht. Noch ist er in seiner Zeit, seine Zeit in ihm. Ihre Ketten kann er nicht abstreifen.

Die beiden feindlichen Spannungen zerrütten ihm das Innere.

Aus der Welt sucht Günther sich den Weg zu innerer Vergöttlichung und doch kann er ihn nicht bis zu Ende gehen.

Von göttlicher Gnade führt ihn ein anderer Weg immer wieder zurück in die Welt. Von der Welt zu seinem Selbst — von ihm in die Welt — wurde das Schicksal Günthers.

Günther, der Künstler, suchte den Weg zu seiner Seele und wurde immer wieder zurückgeworfen durch den Drang nach dem Leben.

Günther, der Liebende, strebte aufzugehen in dem geliebten Weibe, und konnte sich nicht in die Liebe verlieren, weil das „Ich" in ihm zu stark war.

Günther, der Gottsucher, rang nach der göttlichen Gnade, suchte aus der Welt den Weg zu Gott und konnte ihn nicht zu Ende gehen, weil die Welt in ihm noch zu mächtig war und ihn immer wieder zurückrief.

Günther, der Mensch, zerbrach an diesen inneren Disharmonien — unauflösbar für ihn, den noch allzu früh Geborenen.

Zuviel entgegengesetzte Spannungen waren in ihm geladen, ihnen war sein Organismus nicht gewachsen.

Symbol wurde der Tod hier: er konnte nicht mehr leben; die Spannung vernichtete ihn.

Ihn umschwebt jene Wehmut, die alle Unvollendeten beklagt; unvollendet im tiefsten Sinne ging er.

Ein Wandern war sein Leben und doch kein Eingehen in die Vollendung; ein Suchen und doch kein Finden; ein Sehnen und keine Erfüllung.

Die französische Literatur der Gegenwart

Das Theater

Die Leser der „Deutschen Rundschau" werden von mir nicht erwarten, daß ich sie über die dramatischen Erzeugnisse unterhalte, mit denen hauptsächlich die Pariser Bühnen ihr Dasein fristen; zumal das Theater heutzutage in den geistig lebendigen Kreisen von Paris kaum in Ansehen steht. Der liebenswürdige Romanschriftsteller Paul Morand sagte einmal bei einer Beschreibung des geistigen Verfalls, daß er vom Theater ausginge. . .

Darf von den Pariser Bühnen wirklich behauptet werden, daß sich ihre Besucher hauptsächlich nur aus Provinzlern und Durchreisenden zusammensetzen? Freilich, aber doch nur bis zu einem gewissen Grade, denn es gibt eben Theater und — Theater. Das wirkliche Theater, das den Gebildeten wesentliche Werte bietet, ist nicht das gleiche, das diesen Haufen aus aller Herren Länder anzieht . . . . . Und so wollen wir denn mit dem schlimmsten anfangen.

Die „Comédie-Française" scheint sich ein großes Ansehen außerhalb von Paris bewahrt zu haben, in der Stadt selbst verdient sie hauptsächlich Aufmerksamkeit durch die Reibereien der Schauspieler. Die Schauspieler der Comédie-Française nämlich sind alles Leute von großem Talent. Ein Unglück ist nur, daß sie davon vielleicht zuviel besitzen oder zum mindestens, daß sie sich einbilden, jeder sei daran reicher als alle die anderen zusammen.. Es sind Persönlichkeiten, große Persönlichkeiten. Jeder hat seine Gewohnheiten, ja oft seine Schrullen, die er erbarmungslos allen seinen Rollen aufzwängt, ohne Rücksicht auf die des Partners: Mit dem Erfolg, daß eine Aufführung der „Andromaque" von Racine leicht einen klassischen Pyrrhus mit einem romantischen Orest, einer realistischen Andromache und einer phantastischen Hermione zusammenbringen kann.

Ich, als Franzose, bin einigermaßen bedrückt, wenn ich mich gezwungen sehe, mit einer solchen Schärfe gegen eine Einrichtung aufzutreten, die jenseits der französischen Grenzen als die Vertreterin der französischen Kunst angesehen wird. Doch möchte ich vor allem, daß die gebildete deutsche Öffentlichkeit, an die ich mich wende, erfahre, wo die wahrhaft dramatischen Kräfte in Frankreich anzutreffen sind, und sie nicht dort suche, wo sie nicht zu finden sind.

Doch hat die Leitung der Comédie-Française immerhin einige Anstrengungen gemacht, sich zu verjüngen: So hat sie einige Stücke von dramatischen Dichtern erster Ordnung gespielt, wie Saint-Georges von Bouhélier, Edmond Sée, oder sie führte von Zeit zu Zeit einige Akte von Meister Porto-Riche auf. Aber es ist ein böses Verhängnis, daß ihre Stücke hier immer viel weniger gut aufgeführt wurden, als in den bescheideneren Theatern, die sie auch einfacher spielten. Einmal machte sich die Comédie-Française an einen Jungen heran und beschwor Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe auf die Bretter. Ich habe diesen Aufführungen nicht beigewohnt, die aus politischen Gründen tumultartig verlaufen sind. Doch auf den Seiten, die ich davon gelesen habe, konnte ich nur die abscheulichste Häufung von Binsenwahrheiten und anmaßendem Wortschwulst finden . . . . . Man kann sich ein Bild machen von dem passiven Widerstand, den ein Institut wie die Comédie-Française jemandem entgegensetzen kann, wenn man, nach dem, was ich eben gesagt habe, bedenkt, daß sie seit mehreren Jahren von einem Manne

geleitet wird, der einer der allerbemerkenswertesten Geister ist und gleichzeitig einer der vorzüglichsten dramatischen Dichter Frankreichs . . . Es scheint, als ob das persönliche Eingreifen von Gott-Vater unerläßlich sei, um die Comédie-Française zu erneuern.

Ein Beispiel nun, um damit zu Ende zu kommen: Die Leser der „Deutschen Rundschau", welche die französischen Zeitungen verfolgen, werden gesehen haben, daß vor kurzer Zeit ein kleiner Aufruhr in den Räumen der Comédie-Française sich ereignet hatte: der Hauptdarsteller wurde gehörig ausgepfiffen und gezwungen, die Bühne zu verlassen. Und wenn die Vorstellung nicht unterbrochen worden wäre, hätte die Hauptdarstellerin ein gleiches Schicksal ereilt. Gemeine Ränke gegen ehrenwerte Künstler — sagten die Freunde von der Presse. Nein, Empörung eines Publikums, dem endlich einmal die Geduld riß. Und als Ergebnis drängte der Minister zwei bedeutende Künstler zum Rücktritt.

* * *

Wenn die wesentlichen Kräfte des französischen Dramas nicht in der Comédie-Française zu suchen sind — in den Boulevard-Theatern findet man erst recht nichts davon. Das Stück, das heute an den Boulevard-Bühnen in Mode ist, ist die entartete Tochter berühmter Eltern, gezeugt von Porto-Riche und Henry Becque. Ich will heute nicht von Henry Becque und seinen Nachfolgern reden, sondern nur von der Schule Porto-Riches. Bekanntlich hat Porto-Riche als Rückwirkung gegen die Tradition von Alexander Dumas, dem Jüngeren, und Emile Augier ein psychologisches Theater gegründet, das ganz und gar auf einer tiefen Kenntnis des Menschenherzens und hauptsächlich der Liebe beruht. „Le Vieil Homme", der jetzt gerade schlecht und recht an der Comédie-Française gespielt wird, ist das Vorbild dieses beachtenswerten Theaters. Unglücklicherweise folgte auf Porto-Riche Henry Bataille und zu gleicher Zeit, da man in der Comédie-Française „Le Vieil Homme" sehen kann, kann man im „Vaudeville" an der „Tendresse" erkennen, was aus dem Theater der Liebe geworden ist. Ich bin aufs tiefste betrübt, daß ich in Henry Bataille nicht den dramatischen Dichter zu erblicken vermag, der gegenwärtig von den Pariser Blättern in den Himmel gehoben wird. Henry Bataille ist von Geburt aus mit einer guten Anlage zum Künstler und mit beachtlichem literarischen Können begabt. Jedermann, selbst seine Freunde, haben jedoch erkennen müssen, daß seine schönen Anlagen sich in eine Art Perversität verirrten, die ihn dazu führte, sich hauptsächlich mit den widrigsten Problemen der Liebe zu beschäftigen. Aber es wurde noch nicht genügend hervorgehoben, wie ihn der Drang nach einem Erfolg um jeden Preis zu einer Produktion führte, bei der alle Einzelheiten einzig darauf ausgehen, Situationen herbeizuführen, welche die Nerven der Zuschauer zu kitzeln vermögen und Rollen zusammenzuschreiben, die zwei oder drei geschickt ausgewählten Schauspielern die Mittel in die Hand geben, um diese Aufreizung der Gefühle hervorzurufen. Es liegt mir fern, zu behaupten, daß es Henry Bataille, wie andere Modeschriftsteller, darauf abgesehen hat, Rollen zu schreiben, die nur darauf berechnet sind, die Schauspieler glänzen zu lassen. Ich will nur sagen, daß in Stücken wie „Tendresse" augenscheinlich die Absicht vorliegt, der Hauptdarstellerin auch den Hauptteil der physiologischen Wirkung des Dramas auf das Publikum zuzuerteilen. Ich sagte eben, daß die gebildeten Kreise in Frankreich sich immer weniger um das kümmern, was in unsern großen Theatern gespielt wird. In Henry Batailles traurigen Stücken steckt wenigstens Begabung, aber bei den andern, was ist da noch zu finden? Die Stücke des Boulevard (ich meine die Stücke mit ernstem Verlauf) zeichnen sich durch eine gewisse Zahl immer gleichartiger Charaktere aus. Und dann spielen sie nur zwischen eleganten gutgekleideten Leuten. Das wirkliche Volk findet keinen Einlaß in diese Bühnen — wenn nicht gerade in der Form von Personen zweiten Grades, die ohne jedes Interesse sind. Die Stücke der Boulevards müssen sich unbedingt im Rahmen feiner Salons oder herrschaftlichen Parks oder besuchter Sommerfrischen abspielen. Sie sind gar nicht zu denken ohne einen Aufwand an schönen Toiletten. Die Gespräche müssen mit Witzen gespickt sein, unter denen es, nebenbei bemerkt, häufig sehr drollige gibt, die Rollen sind unweigerlich ganz für die Schauspieler zugeschnitten, die sich damit abgeben. Es handelt sich eben hauptsächlich darum, dem Publikum das aufregende Erlebnis einer ungewöhnlich glänzenden Gesellschaft zu geben. In meiner Jugend habe ich sagen hören, daß die Familien ihre Kinder in die Comédie-Française schickten, damit sie dort lernten, wie man sich in der Gesellschaft

unterhält. Heutzutage geht man ins „Vaudeville“, um zu erfahren, wie es in der Lebewelt zugeht. . . . . . Wer ist da noch erstaunt, daß das Theater unter diesen Verhältnissen von den Gebildeten wenig besucht wird?

Was die Stücke selbst anbetrifft, so sind es am häufigsten Ehebruchsgeschichten: Es handelt sich nur darum, einige mehr oder weniger neue Verknüpfungen von Umständen herbeizuführen. Jedoch liegt der eigentliche Charakter dieser Stücke in ihrem pseudologischen Aufbau. Ich will mich näher erklären: Es würde Unrecht, ja Böswilligkeit sein, diesen Stücken Mangel an Lebenswahrheit vorzuwerfen. Es ist unbestreitbar, sie besitzen echt menschliche Züge. Doch gehen sie einzig und allein darauf aus, eine gewisse Art von herkömmlichen Empfindungen anklingen zu lassen, die im Theaterbetriebe gebräuchlich geworden sind, die aber niemals im praktischen Leben von irgendeinem menschlichen Wesen erlebt worden sind. Diese hergebrachten Gefühle, die sie aus der Liebe, dem Ehrgeiz, aus der Rache und der Lüsternheit ableiten, sind wie eine Reihe von Vorbedingungen gegeben, und das Stück hat nur die Aufgabe, aus ihnen die Schlußfolgerung zu ziehen. Wie beim Kartenspiel, beim Billard oder beim Tennis gibt es hier „Spielregeln“. Und diese Spielregeln sind es, die ich mit Pseudo-Logik bezeichnet habe, und die den Ablauf der Handlung beherrschen müssen. So kommt es, daß man uns in eine künstliche Welt versetzt, die jedoch ihre eigenen Gesetze hat — Gesetze, die unendlich viel gebieterischer sind als die, welche das wirkliche Leben beherrschen.

Darf ich ein Beispiel anführen von der Art des Stoffes, wie er von unseren modernen Schauspieldichtern hauptsächlich behandelt wird? Es handelt sich um **Chifforton**, den man augenblicklich im Théâtre des Nouveautés aufführt:

Wir sind beim Grafen Jean de Paleyrac in Dordogne. Dieser Edelmann, der seine Frau früh verloren, und der die 50 bereits überschritten hat, macht von seiner Witwerschaft den besten Gebrauch. Er altert mit gutem Geschmack im Kreise seiner beiden Kinder: Seinem Sohn François im Alter von 30 Jahren, und seiner Tochter Jeannine, die gerade 23 Jahre alt geworden ist und nebenbei leidenschaftlich verliebt ist in einen netten jungen Menschen, der ihr mitten in der lieblichen Sommerzeit auf das Respektvollste und Leidenschaftlichste den Hof macht. Diese heimliche Idylle macht jedoch die Luft um das Schloß Paleyracs kaum heiterer. Die Gäste, die dort zahlreich sind, langweilen sich mit einer Beharrlichkeit, deren Folge eine vollständige Menschenscheu der Schloßinsassen zu werden droht. Man gähnt in alle Ecken, in alle Winkel hinein. Das wird so deutlich, daß sich der Hausherr, als er sich einmal über den Grad der Verzweiflung Rechenschaft ablegt, in dem sich seine Gäste befinden, den Gedanken bekommt, einen großen Vorstoß zu unternehmen. Er lädt Denis Larcay aufs Schloß, den Helden aller Feste, aller Vergnügen, den Tonangeber in der Mode, der es fertig brachte, sich nacheinander der Beinamen Rigoletto, Puck, Rigadin, Boum-Boum und schließlich Chout würdig zu erweisen. Herr Paleyrac, der durchaus kein Durchschnittsedelmann ist, hat Chout tatsächlich veranlaßt, nach Paleyrac zu kommen. Welcher Triumph! Ja, aber Chout kommt — von Fieberschauern geschüttelt, mit zusammengekniffenen Augen und gelber Hautfarbe und ist überglücklich, auf dem Schlosse den Professor Boucher anzutreffen, einen Meister der Chirurgie, von dem er sich augenblicklich untersuchen läßt. Der Arzt stellt eine schwere Entzündung der Gallenblase fest und damit die Notwendigkeit zu einem unverzüglichen operativen Eingriff. Hierzu wandelt man den Billardsaal in einen Operationssaal um, und Jeannine als erfahrene Krankenschwester nimmt wieder ihre alte Arbeit auf. Chout erscheint in langem Schlafrock und zittert erbärmlich und lächerlich. Er tritt in den anschließenden Saal ein, um sich unter das Messer des Professor Boucher zu begeben; man betäubt ihn, und unter der Einwirkung des Chloroforms hört ihn Jeannine und ihr Bruder durch die offene Tür hindurch phantasieren. Durch ein zusammenhangloses Gestammel hindurch lassen sich deutlich bestimmte Worte vernehmen. Gleichzeitig mit den beiden jungen Paleyracs erfahren wir, daß vor 24 Jahren Chout der glühende Liebhaber von Frau von Paleyrac gewesen ist, und daß Jeannine, die in ihrer Kindheit Chifforton genannt worden ist, seine Tochter ist!!

Hätte wohl Shakespeare aus einem solchen Thema ein gutes Stück gemacht? Dem Genie ist alles möglich, doch — unglücklicherweise haben wir keine Shakespeares.

Aber das ist leider noch nicht alles! Ein armseliger Geist muß unbedingt eine ebenso erbärmliche Sprache nach sich ziehen.

So ist es immer: Form und Gehalt sind gleichartig. Anders verhält es sich bei der gekünstelten Sprache von Alexander Dumas dem Jüngeren. Man muß wohl zugeben, daß Porto-Riche sich davor ungenügend bewahrt hatte. Der Fehler seiner bewunderungswürdigen Stücke dürfte der sein, die wahrhaft menschliche Sprache nicht gefunden zu haben, die ihnen zukommt. Man verstehe mich recht: es gibt zwei Arten zu schreiben: die stilisierte Schreibart, die der klassischen Meister, welche die wirkliche Sprechweise verdichtet und idealisiert haben: so schrieb Racine. Und dann gibt es die Sprechweise des Alltags, wie wir sie gebrauchen, die natürlich auch gedrängt sein kann, aber doch den Schein der Wirklichkeit bewahrt: So schreibt der große dramatische Dichter, auf den ich jetzt zu sprechen kommen werde: Charles Vildrac. Der Stil von Alexander Dumas dem Jüngeren und leider auch ein wenig von Porto-Riche ist weder das eine noch das andere. Und so ist auch die Sprache, die heutzutage in den Boulevard-Theatern gesprochen wird, jedoch mit dem erschwerenden Umstand, daß, um dem Gespräch einen angeblichen Schein der Wahrheit zu geben, Henry Bataille Ausdrücke hineinmengt, die niemand jemals auszusprechen wagen würde, Worte im Jargon und zuweilen Kraftausdrücke, die das brave Publikum ausrufen lassen: „Wie echt das ist!“

* * *

Man muß jedoch nicht glauben, daß kein Versuch gemacht worden ist, um diesen Übelständen abzuhelfen. Da gibt es zwar zunächst Schriftsteller, die erst gar nicht das große Drama nach Art von Henry Bataille zu verwirklichen trachten und die ihren Ehrgeiz auf liebenswürdige Lustspiele beschränken, womit sie vollen Erfolg ernten. Diese liebenswürdigen und leichtsinnigen Stücke werden meistens an Stätten aufgeführt, die man so mit „Kleinen Theatern“ bezeichnet. Im Théâtre Michel, Capucines, Daunou, im Potinière und Mathurins. Und wenn jemand einen Eindruck von dem Pariser Geist in der leichtesten und verführerischsten Form bekommen will, mußer dorthin gehen — natürlich nur bei sorgfältiger Auswahl, z. B. wenn der Theaterzettel den Namen von Ferdinand Nozière oder Romain Coolus trägt.

Es darf nicht vergessen werden, daß Witz und Späße nicht daran hindern, zu scharfen und tiefsinnigen Schlüssen zu gelangen. Es gibt Stücke von Ferdinand Nozière, die unter dem Mantel des Scherzes gewöhnlich viel gehaltvoller sind als diese anspruchsvollen Werke mit ihren sogenannten psychologischen Absichten.

Unter den ernsten Stücken wurden außerordentlich beachtliche Anstrengungen gemacht, um sich von dem allgemein Herkömmlichen freizumachen, wobei man jedoch ganz im festen Rahmen blieb. Da ist z. B. das Stück eines jungen Schriftstellers, „Le Talon d'Achille“ von Marcel Berger, das uns das Théâtre du Gymnase als Sondervorstellung bescherte, das jedoch auf den ersten Blick nicht gegen die übliche Form zu verstoßen scheint. Es handelt sich um einen großen Schriftsteller, der in die Politik eingetreten ist, um darin die Stelle eines Jaurès zu übernehmen und dessen Laufbahn durch eine elende Liebesgeschichte zerstört wurde. Und das spielt sich unter Menschen ab und in derselben Ausstattung, wie wir sie in den Boulevard-Theatern finden. Aber in diesem Falle ist es wirklich lohnend, den Menschenschlag näher kennen zu lernen: neben der Hauptperson werden Schattenfiguren entwickelt, die ebenso sorgfältig ausgearbeitet sind. Schließlich zielt die Sprache, ohne noch die schlichte Menschensprache zu sein, doch darauf hin und ist durchaus frei von der Schablone des Scheinliteratentums. Ich bin sehr strenge gewesen gegen die Darbietungen der großen Pariser Theater, daher freue ich mich um so mehr, einer jungen Begabung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Außerordentlich interessant sind endlich die Bemühungen eines Menschen, der als der berühmteste dramatische Dichter angesehen werden kann, der nach Porto-Riche lebt: Es ist Henri Bernstein. Alle Kritiken haben einwandfrei den Fortschritt jedes seiner Stücke den Vorhergehenden gegenüber festgestellt. Henri Bernstein hat mit dem angefangen, was man so Begebenheitsstücke nennt, d. h. bei denen man darauf ausgeht, größtenteils erhabene Situationen herbeizuführen und zu verflechten. Nach und nach ist er zu den sogenannten Charakterstücken übergegangen, d. h. zu Stücken, die sich bemühen, ebenso wie in den alten klassischen Werken eine Lösung des Knotens durch die Darlegung der Charaktereigenschaften der einzelnen Figuren herbeizuführen. Seinem letzten Werk, „La Galerie des Glaces“, wurde ein sehr großer Erfolg im Théâtre du Gymnase zuteil, ein Erfolg, der auch jetzt noch nicht nachgelassen hat im Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe. Eine oberflächliche Betrachtungweise würde sich vielleicht darauf beschränken, in „La

Galerie des Glaces" den modernen Rahmen festzustellen: Leute der großen Welt, elegante Ausstattung, feine Sitten, Ehebrüche, leidenschaftliche Verwicklungen. Alles das gibt es dort in der Tat, aber das Bemerkenswerte ist folgendes: nämlich, daß der Autor sich aufrichtig bemüht hat, in dem durchaus unerfreulichen Rahmen eine wirklich menschliche Handlung hineinzusetzen. Um die Wahrheit zu sagen: er wollte das Drama der Angst schreiben. Ich werde den Inhalt des Stückes wiedergeben:

Agnès Vasseur ist mit einem leichtsinnigen und betrügerischen Mann verheiratet, mit Lionel, den sie leidenschaftlich geliebt hat. Er hintergeht sie, und um sie hinters Licht zu führen, vertraut er sie einem gemeinsamen Freunde an, dem Maler Charles Bergé. Charles liebt Agnès und sie liebt ihn im geheimen, aber es sind beide verschlossene Seelen. Sie würden niemals ihre Schüchternheit aufgegeben haben, bis Agnès eines Tages die Kette ihres Schweigens durchbricht und Charles gegenüber behauptet, daß sie überzeugt sei, er liebe sie, und von diesem Augenblick an bemächtigt sich Charles' eine Ungewißheit. Aufgeregt und erschüttert kommt er doch sofort wieder zu sich. Er gehört nicht zu denen, die an sich glauben, noch an die Aufrichtigkeit der anderen. Er liebt Agnès, ja er liebt sie. Aber ist es auch sicher, daß es nicht nur Ärger, ja Eifersucht gewesen ist, die Agnes zu diesem Geständnis getrieben hat.

Im zweiten Akt sind Agnès, die im Begriffe ist, sich scheiden zu lassen, und Charles verlobt. Sie lieben sich nicht mehr. Trägt Agnes die Schuld daran? Sie ist ganz bereit, sich ihm hinzugeben, aber Charles zweifelt und zögert noch immer. Er bleibt davon überzeugt, daß sie ihn nicht liebt, daß sie den andern liebt, immer und ewig lieben wird. Er kommt dazu, sich zu fragen, ob er überhaupt geliebt werden kann. Für einen Augenblick glaubt man, er sei geheilt, aber da trifft Lionel unvermutet ein. Bei dem Dazwischentreten zwischen diese beiden Menschen gelingt es dem früheren Gatten, die Bangigkeit und die Zweifel im Herzen des zukünftigen Ehemannes wieder rege werden zu lassen. Sie wenden sich der eine gegen den anderen, und Charles ist ebenso unentschlossen wie vorher, als Agnès sie überrascht. Und es ist notwendig, daß Agnès einen neuen Kampf gegen das Übel aufnimmt. Es gelingt ihr, allerdings mit Mühe, Charles davon zu heilen. — Aber für wie lange?

Sie sind auf der Reise und gerade verheiratet. Alle Hirngespinste, welche die Zweifel in ihm rege werden ließen, sind verschwunden. Da erfährt Agnes, daß sich ihre vertraute Freundin Gertrude mit Lionel, ihrem ehemaligen Gatten, verheiraten wird. Sie ist erstaunt, wenn sie daran denkt, wie wenig Zuneigung sie bei beiden beobachtet hatte. Eifersucht? Nein, Überraschung, Enttäuschung. Aber Charles legt das nicht so aus. Es ist sofort eine Gelegenheit für ihn, um von neuem mißtrauisch zu werden.

Bald hören wir, daß Lionel mit dem Auto verunglückt ist. Die Erschütterung von Agnès hat Charles zur Verzweiflung gebracht. Seine Ruhe verläßt ihn: „In dem Augenblick, in dem ich erfahre, daß ich leidenschaftlich geliebt werde, werde ich mir dessen bewußt, wie wenig die Liebe ist". Ein anderer hätte sich ganz einfach beruhigt; er sieht in der maßvollen Erschütterung von Agnès nur einen Grund mehr zum Zweifel. Wird er genesen? Agnès heilt ihn schließlich doch noch. Ihre Zärtlichkeit bereitet die Genesung vor. Doch wir dürfen nicht glauben, daß es ohne Rückfälle abgeht, und Charles leidet noch immer.

Wenn ein Autor, der an Erfolge gewöhnt ist, sich daran macht, einen so spröden Stoff zu bearbeiten, so dürfte das allein genügen, um einen Willen zum Besseren anzuerkennen. Einige Kritiken haben ihm zum Vorwurf gemacht, daß er in Einzelheiten gewisse Zugeständnisse gemacht hat, um sich einen Erfolg zu sichern. Das ist eine Ungerechtigkeit. Die „Zugeständnisse" sind nicht vorhanden, oder zum wenigsten habe ich sie nicht erkennen können. Ich beurteile das Stück von Henri Bernstein mit wesentlich mehr Anerkennung seinen Absichten gegenüber und auch viel strenger. Es erschöpft doch nicht alle Möglichkeiten seiner künstlerischen Begabung. Die Angst, dieses Gefühl, das einen Menschen niemals sein Glück fassen läßt, kann sich in zwei Richtungen hin entwickeln: Wenn sie sich nur in kleinen alltäglichen Zwischenfällen auswirkt, muß sie komisch wirken, und bei einem Schriftsteller, der selbst von ihr befangen ist, muß es in ein Possenspiel ausarten. Wenn sie jedoch sich in den Tiefen der Seele auswirkt, muß sie unbedingt tragisch werden. Darin ist es mit der Angst ebenso wie mit der Eifersucht, die „Le Cocu Magnifique" von Cromelinck behandelt oder Othello. Gleichermaßen ist es mit dem Ehrgeiz bestellt, der „Ubu roi" und Macbeth beherrscht. Und das ist der Fehler Henri Bernsteins: Er

hat nur den Weg der Posse beschritten, als er die Angst von Grund auf behandeln wollte, aber er hätte zur Tragödie durchdringen müssen.

Ich kenne recht wohl die Gründe, aus denen er nicht wagte, bis dahin vorzudringen. Er wollte wirklich sein, wahr sein. Er hatte Angst, des Romantismus beschuldigt zu werden. Er sagte sich, daß im Leben die Dinge nicht durchaus in eine Katastrophe auslaufen müßten. Im Leben wickelte sich alles so ab, wie man in Paris zu sagen pflegt, d. h. die Menschen halten am Rande der Katastrophe ein, und die Ereignisse gehen ihren kleinen regelmäßigen Trott. Es ist jedoch die Frage, festzustellen, ob die Dinge in den großen Bühnenwerken nicht bis zur äußersten logischen Folgerung vorgetrieben werden dürfen. Shakespeare wollte nicht, daß Othello noch länger bürgerlich an der Seite der Desdemona dahinlebt und dabei noch weiter herumnörgelt. Und er wollte auch nicht, daß Macbeth den prophetischen Flüchen der Hexen entgehe. Das Stück, wie es Bernstein begonnen hat, mußte im Blute enden. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Bernstein Angst vor der Tragödie gehabt hat. Daß jedoch die Tragödie die nächste Stufe seiner Entwicklung ist: — es liegt in seiner Macht, das dem Boulevard-Publikum zu beweisen.

* * *

Neben diesen Versuchen, die unglücklicherweise sehr vereinzelt sind, um die herkömmliche Voreingenommenheit des Publikums zu durchbrechen und angesichts der unglaublichen Minderwertigkeit der meisten Boulevardstücke treten die wirklich dramatischen Kräfte in Paris in den Sondertheatern in dem, was man so „Freie Bühnen" nennt, in Erscheinung.

Den Anstoß dazu hat unser berühmter Antoine gegeben: Es sind wohl 40 Jahre her, als er ohne Mittel, aber mit dem seltensten Instinkt das „Théâtre Libre" gründete. Ihm folgte Lugnè-Poe, der seine Kräfte aus den Werken der Symbolisten zog, und der sich zum Vorkämpfer von Ibsen und Strindberg in Paris machte. Man hätte nur sehen müssen, mit welchem tief pathetischen Gefühlsaufwand er „Rosmersholm" spielte, und es lohnt sich heute, zu beobachten, mit welcher tiefen Innerlichkeit er die „Créanciers" spielt.

Endlich war es Gémier, der von dem Sondertheater aus die Richtung zur Leitung eines gewöhnlichen Theaters einschlug. Später am Copeau im „Vieux Colombier", der sich gegenwärtig in Schweigen hüllt, aber den Ruhm in Anspruch nehmen darf, unseren größten dramatischen Dichter der Gegenwart, Charles Vildrac, herausgebracht zu haben. Noch etwas später folgte Pitoeff, der sowohl als Schauspieler wie als Regisseur gleichermaßen bewundernswert ist, und eine ganze Anzahl fremder Stücke herausgebracht hat, unter den französischen Stücken solche von Lenormand. Unter den Freien Bühnen wäre noch das „Théâtre de la Grimace" zu erwähnen, das von Fernand Bastide gegründet wurde und zwei junge vielversprechende Dichter an die Öffentlichkeit gebracht hat, nämlich Fauré-Crémiet und Boussac de Saint-Marc. Ferner die Bühne des „Canard Sauvage," auf der Marcel Berger gespielt wird, von dem ich eben gesprochen habe, und der gegenwärtig großen Erfolg hat. Es wäre dann noch zu nennen die „Compagnie d'Auditions dramatiques" (Truppe de la Licorne), die im Théâtre Antoine mein „Mystère du dieu mort et ressuscité" zur Aufführung brachte. Endlich noch einen sehr bedeutenden Künstler von ungewöhnlicher Tiefe, Charles Dullin in „L'Atelier."

Der „Vieux Colombier" hatte tägliche Aufführungen in einem regulären Theater durchgeführt, wie es noch heute „L'Atelier" tut. Das gleiche ist der Fall beim „L'Oeuvre" das von Lugné-Poe geleitet wird. Die anderen Schauspielertruppen können nur unregelmäßige Vorstellungen geben. Sie sind jedoch alle grundlegend für die neuen Formen der Inszenierung gewesen, bei denen der Einfluß des modernen deutschen Theaters unbestreitbar ist. Ich kenne nicht genügend derartige Stücke, wie sie in Deutschland gespielt werden, noch habe ich überhaupt genügend deutschen Vorstellungen beigewohnt, um Einzelheiten geben zu können; im wesentlichen jedoch scheint mir dieser Einfluß vor allen Dingen in der Form zu liegen, in der die Dekoration und die Kostüme behandelt werden, und zwar nicht mehr als Nachahmungen der Wirklichkeit, sondern als ihre Synthese. Und darin besteht die Kluft, die die sogenannten freien Bühnen von den Boulevard-Theatern trennt, in denen die Schauspieler unbedingt zwischen echten Stilmöbeln spielen müssen. Aber die Synthese würde weniger Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie sich nur auf Fragen der Ausstattung beschränken würde, doch sie liegt im Geiste der Stücke selber, die meistens Wirklichkeit geben wollen, aber stilisierte Wirklichkeit.

Unter den dramatischen Dichtern, die in allerhöchstem Maße als Vertreter der gegen-

wärtigen Bewegung Aufmerksamkeit verdienen, nannte ich Charles Vildrac. Seinem Hauptwerk, „Le Paquebot Tenacity," wurde der anhaltendste Erfolg zuteil. Von gleichermaßen menschlicher Wärme, obgleich von der Öffentlichkeit weniger anerkannt, ist sein „Michel Auclair," vielleicht noch tiefer sein „Pélerin". In einer Form, die vorwiegend Prosa ist, findet man dort die größte menschliche Dichtkunst konzentriert.

Ich habe heute keinen Raum mehr und werde eine andere Gelegenheit abwarten, um vom „Théâtre de Lenormand" zu sprechen und von einigen anderen einflußreichen dramatischen Dichtern und will damit schließen, die Aufmerksamkeit der gebildeten deutschen Kreise auf die Möglichkeiten zu lenken, die durch die „Phantasten" gegeben werden.

Da ist es vor allem Alexandre Arnoux, der in einer wunderbaren Fassung die mittelalterliche Legende von Hüon von Bordeaux verarbeitet hat.

Marcel Achard wurde im „Atelier" vor etwa einem Jahr ein voller Erfolg zuteil mit seinem Stücke „Voulez-vous jouer avec moâ", das in der Aufmachung einer Clowngeschichte einen Schatz köstlicher Einfälle enthält. Sein diesjähriger Erfolg in der Comédie des Champs-Elysées mit seinem „Malborough s'en va-t-en guerre" war nicht weniger groß: Es ist eine der köstlichsten Satiren über den Chauvinismus, unter dem wir so sehr leiden. Herr von Malborough, dessen volkstümliches Lied in Frankreich berühmt geworden ist, ist hier der unfähige, ränkesüchtige und schlappe General, während ihn die Legende nach seinem Ableben zum Helden stempelt. Aber Marcel Achard hält sich nicht an diese Überlieferung, und es lohnt sich wirklich, zu beobachten, mit welchen köstlichen Anmerkungen er uns Lady Malborough vorstellt oder die Königin Anna und so viele andere. Der Geist unseres armen großen Jules Laforgue wird in den Werken Marcel Achards wieder lebendig.

Bernard Zimmer hatte vor etwa einem Jahre nicht weniger Erfolg im „Atelier" mit seinem „Le Veau Gras". In diesem Jahre hatten seine „Zouaves", welche die Kriegsgewinnler auf die Bühne bringen, weniger Erfolg beim Publikum. In der Tat fehlen diesem neuen Stück alle Eigenschaften, die den Boulevardstücken eigen sind (und das ist in meinen Augen für Bernard Zimmer ein Verdienst), und sie besitzen alle die Vorzüge, die diesen fehlen. Jedoch muß ich dem jungen Dichter einen Vorwurf machen, und zwar, daß zwei seiner Hauptpersonen — ein Dichter und ein Maler — nach meinem Empfinden zu uninteressant sind. Aber was für ein Reichtum liegt beispielsweise in dem zweiten Akt. Bernard Zimmer und Marcel Achard sind Namen, die man nicht vergessen wird.

Der Name Georges Pillements hat sich in den Pariser Zeitungen weniger behauptet, aber ich zweifle nicht daran, daß ihm die glänzendste Zukunft vorbehalten sein wird. Georges Pillement hat in der „Compagnie d'Auditions dramatiques" einen Deo Ignoto herausgebracht, ein Meisterwerk der Ironie und im „Atelier" den „Cyprien ou l'amour àdix-huitans", — der reizendsten kleinen Komödie, die wir in Frankreich seit Alfred de Musset gesehen haben. Georges Pillement hat die synthetische Manier der Ausstattung und Inszenierung bis in ihre äußersten Möglichkeiten durchgeführt und hat daraus die entzückendsten Schwankwirkungen gewonnen. Durch ihn wurde die Fantasie der erlesene Weg, der zur großen echten Menschlichkeit führt. Solange nicht ein deutscher Theaterdirektor die ausgezeichnete Idee hat, ihn zu übersetzen, bitte ich die durchreisenden Deutschen, die sich in Paris aufhalten, daß sie sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen möchten — wenn sie seinen Namen auf dem Theaterzettel finden — festzustellen, ob, mit Ausnahme von Stücken wie „La Galerie des Glaces" in den Boulevard-Theatern die wahrhaft dramatischen Kräfte wohnen oder in den sogenannten freien Bühnen, wie etwa im „Atelier".

Edouard Dujardin.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Nord und Süd

I.

Estland und Lettland leiteten ihr neugebackenes Staatswesen mit Enteignung des deutschen Großgrundbesitzes ein. Da diesem bis heute für Boden, Inventar, Gebäude usw. so gut wie keine Entschädigung gewährt wurde, darf und muß eine solche noch dazu durch unnötige Härten gewürzte Agrarreform, obwohl die Durchführung in beiden Ländern gewisse Unterschiede aufwies, als ein nur nordürftig verhüllter Bodenraub zur Brechung der Macht der grundbesitzenden Deutschen bezeichnet werden. Er ist ein schwarzer Fleck auf dem Blatt der Geschichte des estnischen und des lettischen Volkes, ein Rechtsbruch stärkster Art, den wieder gutzumachen diese Nationen sich wohl noch einmal veranlaßt sehen werden. In kultureller Beziehung, auf dem Gebiet des Schulwesens, vergewaltigten sie dagegen die zwischen ihnen lebenden Deutschen nicht. Darin zeichneten sie sich also von vornherein vorteilhaft vor anderen Nachfolgestaaten aus. So konnte das baltische Deutschtum sein Schulwesen in steter Arbeit ungehindert, ja teilweise mit staatlicher Förderung aufbauen. Gesetzliche Grundlagen fehlten aber, wenn man allgemeingesetzliche Bestimmungen der estnischen Verfassung nicht als solche ansehen will; darum waren die Deutschen der beiden baltischen Staaten bemüht, ein kulturelles Selbstverwaltungsgesetz zu erlangen. Doch blieben in Reval wie in Riga die von langer Hand vorbereiteten Gesetze zunächst „stecken", ja gegen ihre Annahme erhob sich eine die Annahme hinausschiebende und das Gesetz verschlechternde Opposition.

Da kam der Dezemberputsch der Kommunisten in Reval, welcher glänzend vorbereitet war, aber doch schließlich scheiterte. Er öffnete der estnischen Regierung und dem estnischen Volke die Augen über die Gefahr, die noch immer von Moskau her droht, und zeigte zugleich, daß gerade das deutsche Element des Landes am meisten gegen Sowjetpropaganda immun ist. Ob es dieser Sowjetputsch bewirkte, daß wenige Wochen darauf, am 5. Februar 1925, im estnischen Parlament die Lesung der Gesetze über Kulturselbstverwaltung der völkischen Minderheiten endgültig angenommen wurde oder nicht, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Als Minderheit gelten das deutsche, russische und schwedische Volk sowie sonstige Minderheiten, deren Gesamtzahl 3000 Köpfe erreicht. Damit dürften wohl die Juden gemeint sein. Interessant ist, daß ein Abschnitt des Gesetzes die Staatsregierung ermächtigt, im Verordnungswege entsprechend den Grundzügen dieses Gesetzes eine nationalkulturelle Selbstverwaltung für die Staatsbürger estnischer Nationalität in den Administrativgrenzen jener lokalen Selbstverwaltungen einzurichten, wo ein Minderheitsvolk in der Mehrheit ist. Dies Gesetz, das erste in seiner Art, ist so interessant, daß wir seine hauptsächlichsten Bestimmungen wiedergeben wollen. Es haftet ihm natürlich wie den meisten parlamentarisch beratenen Gesetzen etwas stark Kompromißliches an. Ein Teil des Gesetzes ist großzügig, so die Übergabe auch der öffentlichen deutschen Schulen an die Selbstverwaltung und die Lösung der Kostenfrage; ein anderer kleinlich, fast ängstlich: nämlich der, welcher von der Minderheit, die Selbstverwaltung begehrt, fordert, daß sie mehr als die Hälfte ihrer statistisch ermittelten Volksgenossen völlig fest in der Hand hat. Der Grund dürfte darin liegen, daß das estnische Volk sich Sicherheiten dagegen schaffen will, daß Minderheitsrechte

ohne wirkliche völkische Begründung gefordert werden.

Das Kulturselbstverwaltungsgesetz bestimmt in Erfüllung des Staatsgrundgesetzes, daß und wie Selbstverwaltungseinrichtungen aller völkischen Minderheiten Estlands geschaffen werden können, deren Aufgabenkreis

einerseits Organisation, Verwaltung und Überwachung der öffentlichen und privaten Lehranstalten des Minderheitsvolkes,

andererseits Fürsorge für die übrigen Kulturaufgaben und Verwaltung ihrer Anstalten und Unternehmungen umfaßt.

Die Frage der Wohlfahrtsselbstverwaltung wird durch ein weiteres Gesetz geregelt werden. Ferner ist ein Sprachengesetz in Vorbereitung; aber es erscheint nicht so dringlich, weil in der Praxis bereits viele gesunde Grundsätze eingehalten werden. Da in Estland die Trennung von Kirche und Staat durchgeführt und die Frage der Kirchengemeinschaften durch ein Vereinsgesetz in erträglicher Weise bereits geregelt ist, gehört diese in Estland nicht zu den Beschwerden der Minderheiten.

Die völkische Kulturselbstverwaltung erhält in durchaus großzügiger Regelung das Recht, für ihre Glieder verbindliche Verordnungen zu erlassen. Das öffentliche „Schulnetz" wird künftig gemeinsam von der völkischen und der entsprechenden Kreis- und Stadtselbstverwaltung ausgearbeitet und auf Antrag des Unterrichtsministers von der Staatsregierung bestätigt. Die bestehenden muttersprachlichen öffentlichen Lehranstalten werden den Selbstverwaltungen — unter voller Beibehaltung des bisherigen Charakters und der Rechte dieser Lehranstalten (die estländischen Deutschen halten bisher ein doppeltes Schulwesen: einerseits deutschsprachige öffentliche Staatsschulen, andererseits deutsche Privatschulen) — ohne Einschränkungen übergeben; auch die Kostenfrage wird in liberaler Weise geregelt. Denn die Staatsregierung „bestätigt" die bisher schon zum Unterhalt dieser Schulen bestimmten Geldsummen (und sonstigen Verpflichtungen), welche die örtlichen Selbstverwaltungen zu tragen haben, und die für sie verbindlich sind. Werden öffentliche Minderheitsschulen für Angehörige einer völkischen Minderheit, die an den Grenzen mehrerer örtlicher Selbstverwaltungen leben, eröffnet, so können sich die genannten Selbstverwaltungen zur Bestreitung der gesamten Unkosten vereinigen; kommt es zu keiner Einigung, so bestimmt die Kreisverwaltung die Höhe der Anteile.

Die völkischen Selbstverwaltungskörper erhalten ihre Geldmittel

1. durch die laut Gesetz vom Staate gegenüber öffentlichen Elementar- und Mittelschulen übernommenen Zahlungen,
2. durch die entsprechenden Verpflichtungen der lokalen Selbstverwaltungen,
3. durch Unterstützungssummen des Staates und der Selbstverwaltungen für Kulturzwecke,
4. durch öffentliche Steuern, die der Volksrat den Mitgliedern der Minderheiten auferlegt,
5. durch Schenkungen, Sammlungen, Stiftungen, Erbschaften usw.

Als Organe der gesamten völkischen Selbstverwaltung sind der Kulturrat und die Kulturverwaltung vorgesehen. Für örtliche Fragen werden vom Volksrat örtliche Kulturkuratorien ins Leben gerufen. Es kann auch für mehrere Kreise ein gemeinsames Kulturkuratorium geschaffen werden.

Die Zugehörigkeit zur völkischen Selbstverwaltungskörperschaft wird durch ein Nationalkataster (in diesem Gesetz Nationalregister genannt) festgestellt, in das sich estnische Staatsbürger dieser Nationalitäten, wenn sie mindestens 18 Jahre alt sind, aufnehmen lassen können; für Kinder unter 18 Jahren gilt die Entscheidung der Eltern. Sind diese verschiedener Nationalität, so wird die Volkszugehörigkeit der Kinder nach gemeinsamem Wunsch der Eltern bestimmt. Kommt es zu keiner Einigung, so gehört das Kind zur Nationalität des Vaters. Tod, Verlust der estnischen Staatsbürgerschaft und eigener Wunsch führen zur Streichung aus dem Nationalregister; die Verpflichtungen laufen jedoch bis zum Ende des Haushaltjahres. Wer auf eigenen Wunsch ausscheiden will, hat dies wenigstens ein halbes Jahr zuvor anzuzeigen. Die völkischen Selbstverwaltungen haben das Recht, die Neuregistrierung einmal bereits auf eigenen Wunsch Ausgeschiedener zu verweigern. Stimmberechtigt sind alle volljährigen, zur Teilnahme an allgemeinen Kommunalwahlen berechtigten Bürger, sofern sie im Nationalregister verzeichnet sind.

Auf Beschluß der Staatsregierung kann der Kulturrat aufgelöst werden. Neuwahlen sind in drei Monaten durchzuführen. In der Zwischenzeit erfüllen die Exekutivorgane des aufgelösten Kulturrates ihre Pflichten weiter. Die völkischen Selbstverwaltungskörper

beenden ihre Tätigkeit entweder, wenn dies vom Kulturrat mit Zweidrittelmehrheit der gesetzlichen Zahl seiner Mitglieder für nötig befunden wird, oder wenn die Zahl der im Nationalregister verzeichneten volljährigen Bürger unter die Hälfte der zur letzten Volkszählung aufgestellten Anzahl der volljährigen Bürger der entsprechenden Minderheit überhaupt sinkt. (Erste Sicherungsbestimmung des Staates.)

Minderheiten, welche Selbstverwaltungskörper ins Leben rufen wollen, teilen dies der Staatsverwaltung durch ihre Abgeordneten oder ihre kulturellen Körperschaften mit. Binnen zwei Wochen verpflichtet die Staatsregierung zur Durchführung der Wahlen zum ersten Kulturrat diejenigen Selbstverwaltungskörper, welche die Listen der Stimmberechtigten führen wollen und binnen Monatsfrist nach Eingang der entsprechenden Vorschrift ein spezielles Register aller Stimmberechtigten auf Grund der ihnen zur Verfügung stehenden Daten sowie von Erklärungen einzelner Staatsbürger über ihre Nationalität zusammenstellen. Jeder ins Wahlregister der völkischen Minderheit aufgenommene Bürger darf sich im Laufe von zwei Monaten streichen lassen. Nach Ablauf dieser Frist beginnen die Wahlen.

Aus den nicht gestrichenen Bürgern wird das schon vorher genannte Nationalregister gebildet. Sollte nach Ablauf dieser Frist die Zahl der registrierten volljährigen Bürger weniger als die Hälfte der bei der letzten Volkszählung festgestellten volljährigen Bürger der entsprechenden Nationalität betragen, so werden keine Wahlen ausgeschrieben. Die völkische Minderheit kann erst nach Ablauf von drei Jahren den vorerwähnten Antrag auf Bildung von Selbstverwaltungskörpern wieder stellen. (Zweite rigorose „Sicherungs"-Bestimmung.) Hat an den Wahlen[1]) weniger als die Hälfte der in den Wählerlisten der entsprechenden Minderheit verzeichneten Staatsbürger teilgenommen, so wird der Kulturrat nicht zusammengerufen. Die Minderheit kann auch in diesem Fall erst nach drei Jahren erneut Antrag auf Einrichtung von Selbstverwaltungskörpern stellen. (Dritte „Sicherungs"-Bestimmung.) Haben dagegen mehr als 50 vom Hundert teilgenommen, so beruft der Vorsitzende des Hauptwahlkomitees den Kulturrat ein. Dieser beschließt vor allem, ob er die Selbstverwaltung verwirklichen will. Nur falls dies mit Zweidrittelmehrheit der gesetzlichen Zahl der Glieder des Kulturrates beschlossen wird, wird die Selbstverwaltung ins Leben gerufen. Wird der Beschluß aber mit geringerer Mehrheit gefaßt, oder wird sogar beschlossen, auf die Selbstverwaltung zu verzichten, so löst sich der Kulturrat auf, und die völkische Minderheit kann erst nach drei Jahren den entsprechenden Antrag wieder stellen. (Vierte sehr rigorose und wegen gewisser Beeinflussungsmöglichkeiten nicht unbedenkliche „Sicherungs"-Bestimmung.) — So weit das Gesetz.

Der Vorstand des Delegiertentages der Deutschbaltischen Partei in Estland begann sofort mit den Vorbereitungen für die Wahl und gründete einen Arbeitsausschuß mit fünf Abteilungen: zur Aufstellung des Nationalregisters, für das Schulwesen, für die Finanzen, für die innere Struktur der Organisationen, für die Wahlleitung. Die Wahllisten sollen etwa Ende Mai fertiggestellt sein, so daß die Wahlen im August stattfinden könnten. Daher darf man mit einem Zusammentritt des Kulturrats im Oktober rechnen. Im November können dann frühestens die kulturellen Selbstverwaltungen in Tätigkeit treten; rund ein Jahr wird bis zur Durchführung des Gesetzes verstreichen. Die starken Sicherheiten, die darin der estnische Staat gegen unberechtigte Minderheitenwünsche geschaffen hat, werden auch für den Vorstand des Delegiertentages neben den hohen Kosten ein Gegenstand der Sorge sein, der äußerste Wachsamkeit verlangt. Praktisch bedeuten sie, daß zunächst nur solche Nationalitäten überhaupt Aussicht haben, die Früchte des Autonomiegesetzes zu genießen, welche durchweg „erwacht" und in sich gefestigt sind, also lebendige, klar abgegrenzte und stark zusammenhaltende Volkskörper darstellen. Dies sind bisher in Estland nur die Deutschen. Schlummernde oder eben erst erwachende Minderheiten werden diese Bedingungen nicht erfüllen können; nur ein seit Jahrzehnten diszipliniertes Volk wird dazu imstande sein und die Kosten der Zusammenstellung und Führung der Wählerlisten, die ja mindestens die Hälfte der Zahl

1) Die Unkosten der Zusammenstellung und Führung der Wählerlisten für die ersten Wahlen trägt der entsprechende Selbstverwaltungskörper, während die Unkosten der Organisation der Durchführung der ersten Wahlen zum Kulturrat der Staat zu tragen hat. Die Kosten späterer Wahlen und Neuwahlen hat die Minderheit zu tragen.

der bei der letzten Volkszählung festgestellten volljährigen fremdvölkischen Bürger enthalten soll, aufbringen. Daß hier die letzte staatliche Volkszählung in das Autonomiegesetz eingeschaltet wird, ist sehr bemerkenswert und kann zur Folge haben, daß die eine staatlich abgestempelte Selbstverwaltung anstrebende Nationalität ein Interesse daran haben kann — ganz im Gegenteil zur normalen Interessenlagerung —, daß bei künftigen Volkszählungen keine hohen Zählergebnisse ermittelt werden, ferner daß der „Staat", falls er in unloyaler Weise dieser Nationalität Schwierigkeiten in den Weg legen will, auf die amtlichen Zähler einen Druck dahin ausübt, daß diese, sagen wir euphemistisch in Zweifelsfällen, die Zahl der Minderheitsangehörigen eher vergrößern als verkleinern. Dem estnischen Staate wollen wir hiermit solche Neigungen nicht unterstellen. Was aber wäre der Fall, wenn das estnische Gesetz vom 5. Februar 1925 in den übrigen Völkerstaaten Europas Schule machen und zu ähnlichen Gesetzen führen würde? Da wir wissen, daß die meisten Nachfolgestaaten statistische Erhebungen nicht in objektiver Weise anstellen lassen, sondern sie praktisch, wenn auch nicht offen eingestanden, als Politikum ansehen, so fürchten wir, daß Mißbräuchen Tür und Tor geöffnet sein würden.

Die nationale Autonomie wird ausdrücklich der öffentlich-rechtlichen Institution der Kommunalverwaltungen gleichgestellt. Infolge dieser Konstruktion erhielten die nationalen Selbstverwaltungen auch das Besteuerungsrecht und aus diesem folgte wiederum das Nationalregister (in der minderheitrechtlichen Literatur im allgemeinen Nationalkataster genannt) der Angehörigen der Minderheit. Beides bringt natürlich für diese nicht geringe Gefahren. Denn diese Registrierung verlangt von dem einzelnen Registrierten einen gewissen Mut; er muß es wagen, sich zur Minderheit zu bekennen, und damit jene bequeme Stellung der Unklarheit (des Sich-nicht-Entscheidens) aufgeben, die charakterschwachen oder wirtschaftlich abhängigen Personen angenehm ist. Auch das Recht der Steuerausschreibung kann neben offensichtlichen Vorteilen auch erhebliche Nachteile haben; denn es setzt Opferwilligkeit der Minderheitsbevölkerung voraus. Wer nicht opferwillig ist, wird verlockt, sich durch einfache Erklärung aus dem Nationalregister streichen zu lassen, um nach Ablauf des Geschäftsjahres diesen Mehrverpflichtungen zu entgehen. Trotzdem ist das Selbstbesteuerungsgesetz notwendig. Denn auf die Dauer ist das bisherige System der freiwilligen Sammlungen für Kulturzwecke unhaltbar. Der Übergang von dem einen zum andern System wird sich nur langsam vollziehen können.

Die hohen Anforderungen des Gesetzes werden trotzdem den Deutschen zum Segen ausschlagen, weil sie ihre Disziplin stählt. Völlig falsch wäre die Annahme, daß der Selbstbehauptungskampf zu Ende gekämpft sei, alle sonstigen Klagen der Deutschen verstummt seien, daß ihnen der estnische Staat mit dem kulturellen Autonomiegesetz nunmehr alles zurückgegeben hätte, was er ihnen nahm. Das Gegenteil vielmehr ist richtig. Das Unrecht der entschädigungslosen Bodenenteignung ist, wie eingangs gesagt, noch nicht wieder gutgemacht, und kaum war das Autonomiegesetz angenommen, so „beschlagnahmte" man den Deutschen die uralte, von ihren Vorvätern erbaute Domkirche in Reval zugunsten einer lutherischen estnischen Gemeinde. Ein vernünftiger Grund dafür ist nicht zu ersehen. Es kann sich hier nur um Prestigefragen handeln oder, anders ausgedrückt, um die Absicht, den estnischen Chauvinisten zu zeigen, daß man heute noch im gewissen Sinne an den Deutschen sein Mütchen kühlen kann. Wir bedauern diesen Schritt um so mehr, als er nicht nur die Deutschen schädigt und ihre Gefühle verletzt, sondern auch dem eben gewonnenen Ansehen des estnischen Staates Abbruch tut. Dies ist in der Tat nicht klein. Doch davon später.

* * *

Wer Estlands trotz gewisser Schwächen treffliches Autonomiegesetz für ein Privileg hält, wer darin ein Geschenk an die Minderheiten sieht, der hat den Sinn der Autonomie nicht verstanden. Denn auf freie Kulturausübung besteht für die Nationalitäten ein unveränderlicher Rechtsanspruch, es ist nur einer von mehreren Rechtsansprüchen. Das estnische Kulturautonomiegesetz legalisiert — und das müssen alle diejenigen bedenken, die für die kulturellen oder sonstigen Minderheitenrechte in anderen Staaten oder im allgemeinen kämpfen — in erster Linie nur das, was schon Praxis war, und baut es aus; es gründet ferner diejenigen privaten Selbstverwaltungseinrichtungen fester, die die Deutschen bereits aus eigener Kraft aber ohne zureichenden Rechtsboden bisher geschaffen haben. In diesem Sinne ist das estnische

Selbstverwaltungsgesetz, trotzdem es für „alle" Nationalitäten des Staates gilt, doch auf die Deutschen zugeschnitten. Einer mechanischen Übertragung des Gesetzes auf fremde Staaten steht ferner entgegen, daß es auf die spezifische estnische Spielart der lokalen Selbstverwaltung und auf die besonderen Verhältnisse dieses Kleinstaates, der mehr ein pagus als ein regnum ist, zugeschnitten wurde. Es sind aber auch ganz andere Lösungen möglich. In Lettland war zwar das erste eingebrachte, aber nicht angenommene Selbstverwaltungsgesetz auch für alle Nationalitäten berechnet, aber im Aufbau, auf den wir wegen Raummangel nicht eingehen können, doch recht verschieden. Dieses hatte im lettischen Parlament derartige Änderungen erfahren, daß der Grundcharakter der Autonomie völlig zerstört war. Daher haben die deutschen Abgeordneten das Gesetz im vorigen Jahre selbst zurückgezogen und nunmehr einen neuen Antrag eingebracht, der sich lediglich auf die deutsche Bevölkerung beschränkt und die übrigen Nationalitäten beiseite läßt. Er wird zurzeit in Ausschüssen des lettischen Parlamentes beraten und dürfte demnächst zur Beratung im Plenum kommen. Es handelt sich um ein bis ins einzelne gehendes Spezialgesetz im Gegensatz zum estnischen Mantelgesetz, das die Ausführungsbestimmungen einer weiteren Gesetzgebung vorbehält, die erst durch die einzelnen Minderheiten angeregt werden muß. Paul Schiemann schreibt dazu in der Rigaschen Rundschau am 7. Februar: „Die größere Sicherheit, die eine fünfjährige Erfahrung mit der Schulautonomie den Gesetzgebern gab, hat unsere öffentlich-rechtliche Kommission veranlaßt, sich gleich für ein in die Details gehendes Gesetz zu entscheiden, und damit war im Grunde auch schon das Prinzip festgelegt, daß jede Minderheit ihr eigenes Gesetz haben müsse." Die jüdische und die russische Minderheit in Lettland haben andere Bedürfnisse wie die Deutschen. Wenn sie sich auch beim Aufbau ihrer Entwürfe so nah wie möglich an den im Jahre 1924 von den Deutschen eingerichteten Text gehalten haben, so äußerten sie doch auch Sonderwünsche. Zum Beispiel wollen die Russen die kirchlichen Fragen in den Bereich der Selbstverwaltung ziehen. Die lettländischen Deutschen dagegen, die wie die Mehrheit der Letten Lutheraner sind, beabsichtigen nicht, die kirchliche Fühlung mit diesen aufzugeben; ihnen genügt eine besondere kirchliche Autonomie im Rahmen der mit den lettischen Glaubensgenossen gemeinsamen kirchlichen Verwaltung. Die Russen zerfallen dagegen in zwei Glaubensbekenntnisse: die Altgläubigen sind auf die Russen beschränkt, während das rechtgläubige Bekenntnis noch mit Andersstämmigen geteilt wird. Demzufolge wünschen die Russen zwar nicht Verschmelzung der kulturellen Verwaltung mit der kirchlichen, wohl aber erstreben sie das Recht, durch ihre Autonomieeinrichtungen ihre kirchlich-nationalen Interessen wahrzunehmen. Ein Teil der Juden verlangt völlige Identifizierung der nationalen und religiösen Gemeinschaft. Ein anderer Teil neigt in kultureller Hinsicht den Deutschen, wieder ein anderer den Russen zu.

* * *

Bemerkenswert ist der Widerhall, den das estnische Minderheitengesetz gefunden hat, nicht nur in der Presse des Deutschen Reiches, sondern vor allem auch in auslandsdeutschen Blättern. Auch der Pester Lloyd und die seriöse Völkerbundspresse haben seine programmatische Bedeutung durchaus erkannt. Merkwürdigerweise ist sie dem größten Teile der estnischen Presse bisher entgangen. Näheres wolle man in der aus Anlaß des Selbstverwaltungsgesetzes erschienenen Sonderausgabe des Revaler Botens nachlesen. „Mit einem Schlage ist Estland, dieser kleine Staat, der eine gemischte Bevölkerung besitzt, in den Mittelpunkt des europäischen Interesses getreten, und mit einem Male hat dieses Land gezeigt, daß nicht der Herrenstandpunkt das Heil der Welt, sondern daß die Toleranz, nicht die Toleranz in der schönen Rede, das Schicksal der Staaten ist." So schreibt völlig zutreffend das Posener Tageblatt am 14. Februar im Anschluß an ähnliche Ausführungen der Kölnischen Zeitung und schließt nach der Feststellung, daß der Begriff Volk und Staat sich heute nicht mehr deckt: „Unter den gegebenen Verhältnissen muß eben ein neues Verhältnis zwischen Nation und Staat gefunden werden, wenn nicht Anarchie und Bürgerkrieg herrschen sollen: Die Lösung dieses Zwiespaltes zwischen zwei Begriffen, die sich zu decken scheinen, ist nur so denkbar, daß überall in der Welt der Grundsatz der kulturellen Gesinnungsfreiheit der Nationalitäten durchgeführt wird . . . Der Weltkrieg ist zum großen Teil als erbarmungsloser Nationalitätenkrieg aufzufassen. Heute, wo die Völker im Begriff sind zu erwachen, wo sie sich immer mehr auf sich selbst besinnen, muß die Gefahr neuer Zusammenstöße immer größer werden, wenn nicht ein Weg gefunden

wird, um den Völkern die kulturelle Gesinnungsfreiheit zu sichern ... Ein Ausweg scheint zum erstenmal das Gesetz über die Autonomie der völkischen Minderheiten in Estland." „Der Landsmann" in Bozen, jenes Blatt, das früher „Tiroler" hieß, aber auf Befehl der italienischen Regierung seinen altehrwürdigen Namen ablegen mußte, erinnert daran, daß man „in Europa bisher wohl nur einen Staat kannte, in dem verschiedene Nationen in enger Zusammenarbeit beinahe reibungslos miteinander lebten. In der Schweiz beruhe das friedliche Nebeneinander der Nationen vor allem auf der territorialen Gliederung und der geographischen Beschaffenheit des Landes", ferner, wie wir hinzufügen wollen, auf der Tatsache, daß die Mehrheit des Volkes aus duldsamen Deutschschweizern besteht. Der Landsmann fährt fort: „Die staatsrechtliche Möglichkeit für das friedliche Nebeneinander von Nationen, die territorial in keiner Weise voneinander geschieden waren und buntgewürfelt auf einem Grund und Boden lebten, ist erst durch das neue estländische Autonomiegesetz geschaffen worden. Wenn man bedenkt, daß im Osten Europas die national-politischen Verhältnisse derart beschaffen sind, daß an eine reinliche territoriale Trennung der Nationalitäten, die ihren Ausdruck auch staatsrechtlich finden könnte, nicht zu denken ist, so sehen wir, welche gewaltige Bedeutung dem estländischen Autonomiegesetz für die Lösung der Nationalitätenfrage zukommt."

Auch wir machen uns diese Ausführungen durchaus zu eigen und begrüßen das Licht aus dem Norden als Silberstreif am tief wolkenverhangenen Nachthimmel der durch und seit Versailles geknechteten Völker. Estonia docet! Zugleich hat Estland damit zur Festigung des eigenen Staatswesens Entscheidendes geleistet.

Wir wollen diesen Teil unserer Betrachtung nicht abschließen, ohne den Wunsch auszusprechen, die Öffentlichkeit wolle nicht nur das estnische Autonomiegesetz loben, sondern es genau studieren. Besonders die harten, wenn auch in ihrem Kern nicht unberechtigten Sicherungsbestimmungen gegen Mißbräuche empfehlen wir einer eingehenden Betrachtung und Durchdenkung. Sylvanus.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau

Von A — Bechstein[1]

Vor 20 Jahren erschien der erste Band der VI. Auflage des „Großen Meyer", dem in kurzer Frist weitere 19. Bände folgten. In ihm war die Summe des Wissens der damaligen Zeit, wie in einer scharfen Linse aufgefangen, in klassisch knappe Form gefaßt. Manches schien endgültig für alle Zeiten formuliert. Die letzten 10 Jahre haben uns gelehrt, an der Endgültigkeit jedweder Form zu zweifeln. Nicht nur brachten neue Fortschritte in den Wissenschaften neue Erkenntnisse, sondern ganz neue Disziplinen entstanden, und vor allem stürzten in Krieg und Revolution Reiche, Völker, Grenzen, Fürsten, Weltanschauungen, geheiligte Begriffe zusammen, so daß ein dingliches und begriffliches Chaos übrig blieb.

Jetzt ist Meyers Konversationslexikon auf 10 Bände gegenüber früher 20 berechnet. In ihnen wird nun der Versuch gemacht, wieder ein sicheres Nachschlagewerk zu schaffen, das sachliches Wissen und eine auf guter Grundlage ruhende Allgemeinbildung vermittelt. Wie wenige von denen, denen ihr Lexikon ein vertrauter und unentbehrlicher Berater ist, geben sich Rechenschaft davon, welche Voraussetzungen dazu gehören, den umfassenden Plan in möglichster Vollständigkeit aufzustellen, zu entscheiden, was unbedingt dabei sein muß, was zur Not fortbleiben kann, welch sorgfältigste Kleinarbeit in so einem Band steckt. Denn bekanntlich ist nichts schwieriger, als auf knappstem Raum gut formulierte, erschöpfende Erklärung zu geben.

1) Meyers Lexikon. VII. Auflage. Band 1. In vollständig neuer Bearbeitung, mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut.

Die Stichprobe des ersten Bandes gibt die Gewähr daß der neue Meyer würdig und vollgewichtig den Platz ausfüllen wird, den der alte durch so viele Jahrzehnte ruhmvoll behauptet hat. Besonderen Wert haben die Bild-, Karten- und Tafelbeigaben, die viel Text erübrigen, so daß die neuen Bände trotz ihrer verringerten Zahl inhaltlich nicht weniger geben werden als die alten. Ein glänzender Stab von ungenannten Mitarbeitern steht zur Verfügung, die ihre Legitimation nicht durch Namen und Titel, sondern durch die Güte ihrer Beiträge erbringen.

Die Ausstattung in guten Halblederbänden ist ebenso wie Papier und Satz als sehr gut zu bezeichnen. Die weiteren Bände sollen in Abständen von je zwei Monaten erscheinen. Sie wird nicht nur der mit Spannung erwarten, der — wie man früher im Scherz sagte — seine Bildung oder Halbbildung ausschließlich dem Konversationslexikon verdankte und Gespräche über Dinge ablehnte, wenn sie mit einem Buchstaben begannen, der in einem von ihm noch nicht durchgeackerten Band stand, hier also nur das Wissensgebiet von A — Bechstein umfassend. D. R.

Tarzan und Ossendowski

War schon die ungeheure Verbreitung (man spricht von einer halben Million Bände) der 6 Tarzanbücher in Deutschland ein beschämendes Zeugnis von fast amerikanischer innerer Unkultur des deutschen Leserpublikums, dessen Geschmack und Geduld einen bisher ungeahnten Tiefstand erreicht zu haben scheinen, so stellt sich jetzt heraus, daß die Tarzanseuche auch in nationalpolitischer Hinsicht eine nicht zu überbietende Blamage ist. Denn der edle Verfasser dieser immer kindischer und dümmer anmutenden, in ihren ewigen Wiederholungen ermüdenden Bücher, Herr Rice Burroughs, ist nicht nur ein geschäftstüchtiger Kitschier, sondern einer der übelsten Vertreter der jedes Kulturvolk schwer belastenden üblen Kriegshetze und -propaganda.

Der Stuttgarter Verlag Dieck & Co. hat freilich nicht den Mut gehabt, den 7. Band der Reihe, „Tarzan the untamed", in deutscher Übersetzung herauszubringen, der selbst dem gegenüber, was wir gewohnt sind von französischer und englischer Haßpropaganda, in den angeblichen Erlebnissen Tarzans im Krieg in den Kolonien derartig rohe und gemeine Dinge bringt, daß jeder Mensch von auch nur einigermaßen ausgeprägtem Sauberkeitsgefühl das Buch angeekelt in den Ofen werfen müßte.

Es ist ein großes Verdienst von Stefan Sorel, daß er das richtige Bild des edlen Tarzanschöpfers in seiner Broschüre „Tarzan der Deutschenfresser"[1]) auf Grund der englischen Originalzitate dem deutschen Leserpublikum mitteilt. Man sollte erwarten, daß die Deutschen mit den geringen geistigen Bedürfnissen, welche die anderen Tarzanbände verschlungen haben, sich aus dieser Broschüre, die eine vollständige Inhaltsangabe des 7. Bandes enthält, einen Spiegel ihres eigenen Ungeschmacks und ihrer nationalpolitischen Instinktlosigkeit vorhalten werden.

Eine Frage bleibt jedoch zu klären: ist der Stuttgarter Verlag auf Herrn Burroughs hereingefallen, oder sind ihm Begriffe deutscher Würde und Sauberkeit vollständig gleichgültig, wenn er selber ein Bombengeschäft machen kann, an dem einer der niedrigsten Feinde des deutschen Volkes mit klingendem Gewinn beteiligt ist? Der Verlag und auch der Verfasser haben in bemerkenswert ungeschickten Erklärungen den Eindruck ihrer Tätigkeit abzuschwächen versucht, gegen Herrn Sorels Ausführungen jedoch nichts Stichhaltiges vorzubringen gewußt.

Ein zweiter, etwas besser gelagerter Fall deutscher Instinktlosigkeit ist die weite Verbreitung des Buches von Ossendowski „Tiere, Menschen und Götter"[2]). Ossendowski, ein Nationalpole und dem deutschen Volk durchaus feindlich gesinnt, wird von hervorragenden Vertretern des Auslandes, so von Sven Hedin[3]) und bekannten Welschschweizern öffentlich Lügner und Schwindler genannt. Sein Buch ist eine durchaus fesselnde Lektüre, wenn man es als das nimmt, was es allein sein kann: nämlich in den weitesten Teilen freie Phantasie. Mit Wissenschaft hat dieses Buch nicht das geringste zu tun. Auch der Frankfurter Verlag hat bisher mit sehr unglücklicher Hand eine gewisse Recht-

1) Berlin 1925, Carl Stephenson Verlag.
2) Frankfurt. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.
3) Ossendowski und die Wahrheit. Leipzig, Brockhaus.

fertigung versucht. Auch hier bleibt es jedoch unverständlich, daß ein deutscher Verlag einem Feinde des deutschen Volkes nicht nur als Vermittler eines unehrliches Ruhmes dient, sondern ihn noch auf seine Kosten Reisen unternehmen läßt, die dem deutschen Publikum neue Werke dieses Tartarin bescheren sollen.

Gegen solche bedauerlichen Erscheinungen können keine Maßnahmen von irgendeiner Stelle etwas nützen, sondern lediglich die so oft von uns geforderte Selbstzucht und ein wirkliches Verantwortlichkeitsgefühl des Deutschen gegenüber seinem eigenen Volk.

R. P.

Berliner Theater

I.

Die im Anfang des diesjährigen Theaterberichts behandelten Besitzstandsänderungen der einzelnen Bühnen gehen munter weiter. Den Rotters ist es doch gelungen, das Lessingtheater in ihre Hand zu bekommen — mit dem Erfolg, daß sie es zeitweilig verpachten. Meinhardt und Bernauer verzichten für die nächsten Jahre auf die Fortführung des Theaters in der Königgrätzer Straße und des Berliner Theaters. In diesen beiden Bühnen wird Viktor Barnowski nun erfreulicherweise seine Note wieder in das Berliner Theaterleben hineinstellen können.

Es bleibt richtig, was wir anfangs sagten: Das Angebot ist größer als die Nachfrage. Der Theaterbesuch ist im Laufe des Winters noch schlechter geworden als zu seinem Beginn. Schlechter in doppelter Beziehung, sowohl was die Zahl wie die Art der Besucher angeht.

Der Winter brachte nichts Aufrüttelndes, und auch sein Ausklang läßt sich einigermaßen müde an.

Die „Komödie" setzte ihre Lustspielreihe fort mit dem Stück von Emile Mazaud, „Dardamelle der Betrogene", einer Komödie, der ein sehr fruchtbarer Gedanke zugrunde liegt, nämlich daß man eine von der Konvention als schmählich empfundene Tatsache, die des Hahnreihtums, dadurch unwirksam machen kann, daß man sich mit einer wahren Begeisterung und einer amüsanten Zudringlichkeit in aller Öffentlichkeit dazu bekennt, was freilich zu allerlei Konflikten mit den Hütern der bürgerlichen Ordnung und den Frauen führt. Leider war der 3. Akt durch die schiefe Sentimentalität seines Schlusses sehr schwach. Die Regie führte Max Pallenberg, der auch den Hahnreih aus Begeisterung spielte. Als letzte Aufführung brachte die „Komödie" Hermann Bahrs doch etwas verstaubtes Stück „Der Krampus" heraus, das trotzdem die überaus noble Kunst des Meisters Bassermann zu einem Erfolg führen konnte. Er spielte den „Krampus", den raunzenden Hofrat, ein rechtes egoistisches Ekel, von Bahr glänzend, aber zu langatmig gezeichnet, der dann doch am Schluß die Liebenden zusammengibt. Es ist so sonderbar bei Bahr, daß diesem eigenartigen und eigensinnigen Geist die Linie sowohl im Ernst wie in Heiterkeit stets in Banalität sich umbiegt.

Das Staatstheater brachte — natürlich nicht in der Regie Jeßners, sondern zum Glück Ludwig Bergers — eine ganz ausgezeichnete Vorstellung von Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" heraus. Bergers kluge und feine Hand verstand es, das Stück, dem letztlich neben dem echten Geiste wahren Preußentums doch nur ein Theaterhauch von Tragik, sonst aber eine gewisse nüchterne, durchaus preußische Heiterkeit innewohnt, so zur Wirkung zu bringen, daß der Abend eine wahre Kleistfeier wurde. Den jugendlichen Prinzen gab Paul Hartmann, den Kurfürsten Werner Krauß, dessen Vielseitigkeit in seinen letzten 3 Rollen (Wallenstein, Charleys Tante, Kurfürst) überzeugend deutlich wurde.

Im Schillertheater erlebte unter Jeßners Regie Grabbes Napoleon-Drama seine diesjährige Wiederbelebung, allerdings mit Schauspielern, bei denen man sich an Hartaus Napoleon und die frühere Besetzung anderer Rollen nicht gern erinnerte. Die Wirkung war stark, wohl weil wir dem Kriegserleben innerlich noch so nahe stehen. Denn Grabbes Werk, der erste, kühne Versuch, den Korsen auf die Bühne zu stellen, leidet doch darunter, daß er und seine Zeit noch nicht genügend Abstand zu Napoleon hatten, während in

der etwas verwilderten Form der schnell aufeinanderfolgenden Szenen der Wirbel überzeugend deutlich wird, in den die Rückkehr des Kaisers von Elba durch die hundert Tage Europa stürzte.

Im „Lessingtheater" gab es Schnitzlers „Märchen". Ein Stück aus einer Zeit, die für uns äußerlich wie innerlich vollständig zur Vergangenheit gehört. Gewiß, Schnitzler ist der Frage (dem „Märchen" von dem „gefallenen Mädchen") sehr nahe gekommen, aber nur bis zu der Seite des Kerns, wo Konvention und freiheitliche Phrasen miteinander streiten. Daß hierbei für den wahren Mann und die wahre Frau Dinge mitsprechen und mitschwingen, die jenseits, hinter und über aller Konvention liegen und in den letzten Tiefen seelischer Art verwurzelt sind, das hat er auch damals nicht gemerkt. Die Aufführung war mehr als bescheiden unter der Regie von Curt von Möllendorf, der auch den räsonierenden Helden des Wortes und Schwächling des Handelns spielte.

Als die peinlichste Erinnerung bleibt die Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Indipohdi" (Lessingtheater) in der Regie von Oscar Kanehl, die aus dem Stück herausholte, was herauszuholen war. Ihn trifft keine Schuld für den Mißerfolg, er ist zu Lasten des Dichters zu buchen. Zwar hat Hauptmann einsichtig das Stück kein Drama, sondern ein „dramatisches Gedicht" genannt. Aber vom Bühneneindruck zu reden bleibt Verlegenheit. Die matte, dünnblütige Altersweisheit, die Entsagung und Opfer in reichlich unklarer Form wieder einmal als letzten Sinn des Lebens verkündet, wird dadurch nicht lebensvoller, daß er in Anlehnung an Shakespeares „Sturm" den König Prospero statt auf eine Insel zu den Indianern verschlagen sein läßt, die dem Glauben an den weißen Heiland leben. Ich habe es nie begreifen können, warum man diese braunen Kinder der Sonne in allen deutschen Stücken und Romanen als so besonders langweilig und ehrpusselig hinstellt, unter selbstverständlicher Einfügung einiger kohlschwarzer Bösewichte, wie auch Hauptmann es tut. Durch Aufführung dieses ermüdenden Alterswerkes Hauptmanns tut man dem Dichter nichts Gutes.

Als eine sehr amüsante Episode ist noch das Auftreten des weiblichen Anton oder Donath Herrnfeld, der Lotte Werbezirk aufzuzeichnen, die in einem herrlich jüdischen Stück „Frau Lohengrin" (Kleines Theater) durch sparsame, aber echt künstlerische Mittel in Verbindung mit dem außergewöhnlich blödsinnigen Text entwaffnend jeden Widerspruch des Verstandes zu voller Heiterkeit löste. R. P.

II.

Man hätte es von Erich Engel erwarten dürfen, daß er mit den ihm von den Reinhardt-Bühnen im „Lessingtheater" zur Verfügung gestellten Kräften und Möglichkeiten den „Coriolan" Shakespeares als ein mit sozialen Konflikten der Gegenwart überreich geladenes Geschehen auch gegenwartskräftig wieder zu erwecken vermocht hätte: Das Trauerspiel des parlamentarischen Systems, das uns als tägliche Wiederholung unser Reichstag beschert und an dem im alten Rom der Volkstribunen noch Persönlichkeiten wie die des Coriolan zerbrechen mußten — heute zermürbt sich daran ein Volk in Ermangelung geeigneter Persönlichkeiten.

Und was gab uns nun Engel? Einen müden geschichtlichen Vorgang, der sich mühsam 4 Akte hindurch baut, um im 5. beim letzten Konflikt Mutter und Sohn nur einmal menschlich-tragisch aufzubluten. Und Nehrers Bühnenbilder waren wieder gar zu schmutzig. Es ist unverständlich, warum alle Farben durchaus mit einem häßlichen Grauschwarz niedergedrückt werden müssen, das die weißen, allzu bleichen Scheinwerfer noch verstärken. Roms vielgepriesene Sonne dürfte selbst auf Trauerspiele etwas freundlicher und farbfroher blicken, als es uns hier eingeredet wird. Daß Frauengemächer römischer Patrizier wie vollständig ausgeräumte graue Atelierräume aussehen müssen, deren Wände beim schönen Hinausschreiten der königlichen Mutter auseinanderkippen, weil der sackartige Vorhang des Ausganges nicht nachgibt, ist auch nicht gerade stimmungerhöhend, wenn auch auf diese Weise wenigstens die Frauen durch die klaffende Spalte ihren Rückzug ausführen können. Und wenn man glaubt, dieses Drama nur dadurch gegenwartsnäher zu gestalten, daß man die römischen Krieger teilweise mit deutschen Stahlhelmen versieht, so täuschte man sich auch darin, da es nicht gelang, die innere Spannung bei den zahlreichen Pausen der schnell wechselnden Bühnenbilder aufrecht zu erhalten.

Wäre nicht Agnes Straub und Kortner, so hätte man diesen Abend wohl als verloren bezeichnen müssen. Frau Straub als das ungewöhnliche Weib, die ehrgeizige Mutter, die ihre leidenschaftlichen Wünsche und Träume in ihren Sohn als gefährliches Vermächtnis hineinsteigert, wirkt überzeugend,

fast dämonisch als das schicksalgeladene Prinzip ihres Sohnes, und Kortners Coriolan war herrliche, siegreiche Körperlichkeit, die doch auch seelischen Spannungen Raum gab. Der unerhörten Beschwörung der Mutter Volumnia im letzten Akt zur Rettung der Heimatstadt hätte sich wohl selbst ein noch elementarerer Mensch als Kortners Coriolan beugen müssen. Dieser Auftritt entschädigte reichlich für alles andere.

Auch die „Kameliendame“ im „Deutschen Theater“ war ein Erlebnis: Man war erschüttert von dem einen Gedanken: das also ist das unsterbliche Werk von Dumas, vor dem unsere Väter noch ergriffen das Haupt neigten, der unerhörte Theatererfolg! Eins mag zugegeben werden; wir Jungen sind überfüttert mit dieser Art Theaterheiligen. Es gibt übergenug neue Stücke, in denen ein Hohelied auf die Dirne angestimmt wird — nur mit dem Unterschied, daß die Modernen an Stelle der offenherzigen reinen Sentimentalität soziale Gefühle anzurufen trachten. Und da ist einem freilich noch der alte, rührende, aber geschickt zurecht gemachte Theaterkitsch lieber als talentlos auffrisierte Tendenz.

Wieviel Theodor Tagger mit seiner „Bearbeitung“ noch daran verdorben hat und wieviel wieder mit der „Überarbeitung“ von Taggers Bearbeitung verschlimmert worden ist, ist schwer zu entscheiden, und auch der hohe Gerichtshof, der sich damit noch zu befassen hat, wird darüber wohl kaum ein authentisches Urteil fällen. Elisabeth Bergner hat Ehrgeiz und Mut, denn nur das erklärt es, daß sie nach der heiligen Johanna die Marguerite Gautier übernahm. Sie war die Grisette a priori mit einer Anmut und Ursprünglichkeit, die ihr Metier von vornherein jenseits von Gut und Böse empfinden ließ. Ihr gebührt Dank, daß das Werk nicht allzu triefend von Gefühl wurde, ihr bedeutendes Können setzte leicht über alle dramatischen Sandbänke hinweg. Freilich scheint es, daß sie mit dem entzückenden Beieinander ihrer liebenswürdigen und doch herben äußeren Persönlichkeit eine gewisse seelische Unbeweglichkeit zu verdecken hat.

Was an den üblichen unvermeidlichen französischen Lustspielen gebracht wurde, verdient keine Erwähnung mit Ausnahme von Birabeaus „Zurück zur Schule“ in der „Komödie“. Hier fand man beim Zusammenspiel und beim dekorativen Aufbau glückliche Harmonien und der Gedanke Birabeaus, einmal eine vom unglücklichen und zum Teil auch glücklichen Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft zu schildern, die in einem überfüllten Seebad bei ihrer Zwangseinquartierung in eine Schule ganz das werden, was ursprünglich in ihnen steckt: der gute und törichte Junge und der Streber, oder der kleine, träumerische bzw. übermütige Backfisch ist hier zu mancher freundlichen Verwirrung und Auflösung unter kluger Benutzung aller Bühnenmittel, nicht zuletzt einer Fülle erfreulich nackter Beine im gemeinsamen Schlafsaal der Damen benutzt worden. Dank der gefälligen Art namentlich von Erika Meingast und der freundlichen Geschwätzigkeit des Hans Brausewetter wurde dem Stück eine verdient gute Aufnahme zuteil. Freilich birgt auch dieses Werk nicht solche Werte, daß die Reinhardt-Bühnen unbedingt ihre ausgezeichneten Kräfte daran verschwenden müßten und manches Ebenbürtige dürften noch immer unsere jungen deutschen Dramatiker ihm an die Seite zu setzen haben.

W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Zwischenstufen

Gewiß — der Vorwärtsdenkende, der universell Empfindende begreift, daß die bereits 1906 prophezeite[1]) Sprengung der herkömmlichen Begrenzung unserer Tonkunst jetzt heftig betrieben wird — aber gerade die nicht abzuschätzende Weite des Weges sollte Arbeitende wie Hörer zur Bescheidenheit und Selbstbesinnung mahnen, denn was bedeutet

1) F. Busoni: „Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst“. Insel-Verlag.



das Tonchaos der von ihrem „Fortschritt" fest überzeugten „Revolutionäre" im Vergleich zu dem unmeßbar fernen Ziel, dem in Reinheit zu dienen nur wenige befähigt sind? —

Auch Paul Hindemith sollte seine schnell und energisch in die Welt hinausbeförderten Produkte unter strengerer Obhut halten: Sein Trio für Geige, Bratsche und Cello op. 34, das das Amar-Quartett im Kammermusiksaal hören ließ, vermochte innere Anteilnahme weder auszuatmen noch zu erwecken.

Bei den ersten Takten der eiligen Toccata, einigen wenigen Stellen des langsamen Satzes, den Pizzicati des dritten Teiles regte sich schüchterne Hoffnung auf Besonderes — doch kein Einfall, keine Wärme belebte die langweilige Geläufigkeit des Ganzen. — Hinter der Szene erscholl wiederholt baritonales Hundegebell. Seltsamer Kontrast, der sonore Tierlaut und diese spröden Menschentöne!

Langweilig und weitläufig war auch das Quartett op. 17 von Bartók, dem Strawinskys „Concertino" folgte. Das Amar-Quartett spielt mehr gut als schön: zielbewußte Verständigung, entschiedene Überwindung von Schwierigkeiten genügen nicht, um die Sehnsucht nach Klang und Empfindung zu beschwichtigen.

Übrigens wird künftigen Herbst dieser zugige unzulängliche Konzertsaal, dessen wilde Bemalung an stürmischste Kubismen erinnert, nach — hoffentlich sorgfältigem — Umbau ein intimes Theater beherbergen, das beste Kammerspielabsichten verwirklichen will.

Strawinsky heißt der Gott aller „ismen" — er gilt als Vorbild, als proklamierter Meister des Heute, und wenn sein „Octett", noch dazu von den ganz ausgezeichneten Bläsern der Staatskapelle gespielt wird, so findet sich ein interessantes Publikum zusammen, in welchem nicht nur die Hornbebrillten „Jungen", sondern auch Männer von Rang (wie z. B. Einstein) vertreten sind.

Das zweisätzige Octett bringt in der „Sinfonie" nach wenigen Einleitungstakten ein unverkennbar Bachisches Motiv, das kreuz und quer durch ein amüsantes Ton-Labyrinth geführt wird. Dem zweiten Satz „Tema con Variazioni" (letztere zu breit und langweilig werdend) folgt ein knappes Finale.

Strawinskys raffinierte Klang-Kombinationen, seine stets beweglichen Rhythmen, seine ganze Mischung von sorgsam gehüteter Folklore und europäisch-transatlantischen Zivilisationsresultaten ist getreues Abbild unserer jetzigen egozentrischen „Weltmusik", deren oft faszinierender Wirkung das empfängliche Ohr kaum zu opponieren braucht, nicht aber jener „Weltenmusik", welche, selbst schwebend, die tönenden Sphären des unendlichen Raumes nachzuschaffen trachtet.

Ebenfalls typisch für die Entwicklung der europäischen Musik ist Darius Milhauds 5. Sinfonie und Florent Schmitts Lied und Scherzo op. 54 (für Bläserdoppelquintett), beide in Berlin zum ersten Male aufgeführt.

Des ernst strebenden Kurt Weill bereits bekannter „Frauentanz" op. 10 (7 Sopranlieder mit Bratsche, Flöte, Klarinette, Horn, Fagott), von Lotte Leonard warm gesungen) sowie die lichtvolle Mozartsche Serenade in Es bildeten den Beschluß dieses anregenden Kammermusikabends, dessen Wiederholung erwünscht wäre.

Helge Lindberg

Wenn man traumverloren auf den goldbraunen Tempel-Stufen Segestas sitzt, inmitten sizilianischer Einsamkeit, die antike Monumentalität mit südlicher Zärtlichkeit eint, dann kann es geschehn, daß plötzlich ein unwahrscheinlich melodischer Klang herübertönt, ein langgedehntes „Ay" — gefolgt von schwermütiger Hirtenweise, die nicht der Kehle eines geborenen Sängers, sondern der Natur selbst zu entströmen scheint. Ebenmäßig reiht sich Ton an Ton, bis der letzte verhaucht und die sonnendurchpulste Landschaft sekundenlang einem erstarrten Bilde gleicht.

Kaum gibt es in unserem mechanisierten Getriebe Momente, die eine solche Vision erstehen lassen könnten — und doch wurde sie lebendig, als Helge Lindberg im nüchternen Blüthnersaal zu Herzen dringende finnische und spanische Volkslieder sang. Nicht die schöne Baritonstimme, die vollendete Bel-Canto-Kunst dieses europäischen Finnländers, nicht die an Vor-Wagnerische Gesangskultur erinnernde Atemtechnik, die auf das feinste abgetönten Verzierungen, das vielfarbig gestufte piano und forte, die unerschöpfliche Gestaltungsfähigkeit — nicht

die mehr oder weniger physiologischen Meisterungen sind es, die ihn zum Besonderen stempeln, sondern seine bewußte Zusammenfassung aller dieser Eigenschaften, die er mit beseelter Einfachheit streng in den Dienst der Kunst stellt.

Lindberg sang — außer — Bach, Händel, de Falla, Melartin, Palmgren und Merikanto auch Hugo Wolff, dessen humorvolle Stücke in Diktion und Erfindung unstreitig den vielgerühmten lyrischen vorzuziehen sind. „Tambour", „Weil die Weiber sind", „Rattenfänger" charakterisierte er mit leisem Spott, den hie und da ein Schein von Dämonie durchblitzte. Jahrelang lebte Lindberg in Stuttgart, „man sagt", er sei leidenschaftlicher Sportsmann, trefflicher Boxer — er soll unlängst in Italien Bühnenstudien betrieben haben ....

Werden wir ihn einmal als Falstaff, als Jago hören? oder wird eine andere Stadt ihn schneller, besser zu fesseln wissen und Berlin — wie so oft — leer ausgehn? Aufgepaßt, meine Herren!

Quo vadis?

Was wird aus Charlottenburg?

Es verlautet, daß der behördlicherseits in Aussicht genommene Intendant Titjen (früher in Trier, jetzt in Breslau bemüht) neuerdings ausschaltet, daß Bruno Walther nicht kommt, weil die zur Verfügung stehenden Gelder ein künstlerisches Arbeiten unmöglich machen, daß hier und dort verhandelt wird, aber niemand weiß, wohin die dunklen Pfade städtischer und anderer Entschlüsse führen. Im Interesse eines zahlreichen (nicht nur) west-westlichen Publikums, dem das Haus in der Bismarckstraße ein bedeutsamer Kulturfaktor ist, wäre dringend zu wünschen, daß schleunigst eine feste Hand die Zügel ergriffe und die jungen, teilweise prächtigen, wenn auch etwas wilden Stimmen in strenge Zucht nähme.

Da gab es z. B. eine Troubadour-Vorstellung, die Herr Leo Kraus mit der unbeschwerten Zuversicht des musikbeflissenen Wieners leitete. Drei Gäste standen ihm gegenüber, von denen der Manrico Gerrit Vissers durch seinen vollen, runden Tenor, seine sympathische Unverbrauchtheit, auffiel. Ingeborg Holmgrens schöner Sopran verlangt gleichmäßige Regulierung — sie muß lernen sich auf der Bühne natürlich zu bewegen, sie muß überhaupt vieles lernen. Und dünner werden! ... Emmi Leisners stimmlich äußerst klangvolle (leider häufig detonierende) Azucena ist bekannt und geschätzt.

Italienische Melodik und ihr Gegenteil

In Moskau gab Egon Petri binnen kurzer Zeit 12 Klavierabende — wie schade, daß dieser außerordentliche Könner sich hier so selten hören läßt! Seine lückenlose Beherrschung der Tasten, bewunderungswürdige Klarheit des Aufbaues, orchestral geschulter Anschlag, vor allem die polyphone Durchbildung seines auf Bachscher Basis erworbenen Spieles zeigen augenfällig, wie man Klavier spielen sollte, und lassen ihn aufs neue als berufensten Vertreter der klavieristischen Gesetze und Forderungen seines hohen Meisters erscheinen. Wie verlautet, beabsichtigt Petri Berlin zu verlassen — es wäre sehr zu wünschen, daß sich ein Modus fände, dem Künstler die nötige Freiheit einzuräumen, ohne ihn seiner Lehrtätigkeit an der Hochschule vollständig zu entziehen.

Das Programm umfaßte Beethovens Sonate op 31, 2 (mit dem zwischen Himmel und Erde weilenden Rezitativ des 1. Satzes), Bagatellen, Eroica-Variationen und Liszts Italie (Années de Pélérinage), diese auch heute noch unmittelbar wirkenden köstlichen Impressionen, deren italienische Melodik einen seltsamen Zauber bewahrt. Am schönsten spielte Petri den herb-trotzigen Salvator Rosa sowie Gondoliera, Canzone e Tarantella, die er mit eindrucksvollster Leichtigkeit und Wärme gestaltete.

Ihm gebührt besondere Anerkennung, diese zu Unrecht vernachlässigten Stücke dankbaren Hörern zu vermitteln; hoffentlich findet sein gutes Beispiel Nachahmung bei Pianisten und Sängern, welch letzteren die wundervollen Sonette de Petrarca angelegentlichst empfohlen seien.

* * *

So hingegeben an ihre dornige Aufgabe, so musikerfüllt und technisch vortrefflich auch die ausgezeichnete Frieda Kwast-Hodapp im letzten Konzert des Berliner Sinfonie-Orchesters das Pfitznersche Klavierkonzert vortrug: Dieser erfindungsarme, breite Dialog zwischen Klavier und Orchester mutete derart ermüdend an, daß selbst die

bei Pfitzner meist versöhnende „gute Absicht“ hinter dem Notenwall unsichtbar blieb.

Der zweite Satz, „Heiter“ betitelt, war es zwar nicht, aber er ist zweifellos der erträglichste. Mit gewohnter Sicherheit und einfacher Geste steuerte Peter Raabe, der verdienstvolle Dirigent, sein qualitativ bedeutend verbessertes Orchester durch alle Fährnisse ...

Verdiana

Zwei chronische Übel hemmen die Genesung der Berliner Staats-Oper von allen Leiden des letzten Jahrzehnts: erstens der Überfluß an mittelmäßigen, der Mangel an guten Sängern, zweitens die Abgabe sorgfältiger Kleiberscher Neueinstudierungen an Durchschnittskräfte oder Unberufene. So kann es einem Zugereisten passieren, daß er die vielgerühmten Hoffmannschen Erzählungen (in der Orginalfassung) hören will und erst im Theater erfährt, daß Kleiber nicht dirigiert. Das eintönige Wochen-Menu kennen wir, aber wo bleiben — um nur einige zu nennen — Figaro, Arlecchino, Don Juan, Entführung, Zauberflöte und Turandot?

Das erste Übel wäre durch besonnene Radikalkur und reichlicher fließende Mittel zu beheben, dem zweiten müßte mit gutem Willen und strengeren Dispositionen abzuhelfen sein .....

Die im Lauf der Zeit etwas heruntergekommene Traviata feierte unter Kleibers straff-federnder, impulsiver Führung eine siegreiche Auferstehung. Violetta de Strozzi (deren künstlerische Qualitäten die Kritik merkwürdig wenig anerkannte) verkörperte ihre Namensschwester (trotz Bubenkopf!) mit echt weiblicher Hingabe, natürlichem Anstand und fühlender Menschlichkeit. Zwar rollte sie die Koloraturen des 1. Aktes nicht als „Primadonna“, aber ihre warme, wohllautende, vorzüglich geschulte Stimme drang desto mehr zu Herzen und schmiegte sich derjenigen Alfred Taubers auf das glücklichste an. Letzterer mußte gegen eine leichte Indisposition kämpfen (sollte ihm die Operette bereits geschadet haben??), immerhin sang er manches wunderschön, so z. B. die — leider stets gestrichene — Stretta zu Beginn des 2. Aktes, die übrigens unleugbare Verwandtschaft mit dem Marsch aus Aida zeigt. Stimmlich hervorragend, obzwar etwas steif spielend, war Schlußnus als Vater Germont, trefflich auch die Flora Genia Guszalewiczs und farbenfroh leuchtend das äußere Bild, da der Verband deutscher Modeindustrien zu dieser „Festvorstellung“ die neuesten Schöpfungen der Salons gespendet hatte. Frauen bewegen sich in jeder Verkleidung mehr oder weniger natürlich, während Männer, des modernen Fracks auf der Bühne entwöhnt, im Affekt unwillkürlich die „Vorerstellung“ ihrer Heldenrollen einnehmen.

Noch eine Frage: warum läßt jeder Regisseur den zweiten Akt im Sommer statt — wie vorgeschrieben — im Januar spielen?

* * *

War es Kleiber in der Traviata gelungen die schwermütige Innigkeit dieser verfeinerten Atmosphäre nachzuempfinden, so reizte ihn die glanzvolle Partitur der 17 Jahre später entstandenen Aida zu vollkommenster Entfaltung aller Mächte des Hauses. Öfter wurde dabei der Pomp des Posaunensatzes zu stark betont, das lyrische Moment zugunsten der triumphalen Bläser verkürzt, doch sei diese jugendliche Eigenwilligkeit nicht zu streng gerichtet, die wachsende innere Reife wird den temperamentvollen Dirigenten in Zukunft derartige äußere Versuchungen immer leichter überwinden lassen. Bewunderungswürdig ist auch heute schon die absolute Beherrschung jeder Einzelheit, die überlegen-klare Gestaltung des Werkes; faszinierend Rhythmus und Steigerung. Die Sänger waren bemüht den hohen Anforderungen ihrer Partien gerecht zu werden — trotzdem: Frieda Leider ist und bleibt „die Isolde“, Marg. Arndt-Ober stellt stets „die Ortrud“ dar... Björn Talén, ein bildhübscher Radamès, besitzt einen flachen, kleinen Tenor, der Amonasro Roths imponiert zwar durch kräftige Mittel, aber er übernimmt sich, da die Stimme scheinbar nicht richtig fixiert ist. Braun als König, Helgers als Oberpriester waren an ihrem Platz. Der vielseitige Könner und Künstler Aravantinos hat malerische Kostüme sowie eine Reihe prächtiger, eindrucksvoller Bühnenbilder geschaffen. Ihren kompositorischen Grundriß (mit Ausnahme der märchenhaften Nillandschaft) bildet stets ein Dreieck, dessen Spitze im Hintergrund der Bühne liegt. Aravantinos erreicht damit Vertiefung des Raumes und grandiose Wirkung der immer wieder-

kehrenden Säulengruppen (für den Aufmarsch des einige hundert Personen zählenden Ensembles ist die Szene vor Memphis Toren allerdings etwas beengt). — Inzwischen singt nicht mehr Frau Leider, sondern Frau Bindernagel die Aida. Hoffen wir, daß allmählich eine echte Aida ihren Einzug unter den Linden hält, hoffen wir . . .

Leonhard Thurneiser.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

IX.

Während der Zeit vom Ende März bis gegen Ende April 1915 hielten die Massenangriffe der Russen gegen die Karpathenfront in ununterbrochener Heftigkeit an, um den Durchbruch nach Ungarn zu erzwingen. Nach der Eroberung von Przemysl am 22. März waren auch die dort gefesselten Kräfte, ein starkes Belagerungsheer von gegen 100 000 Mann für diesen Zweck frei geworden. Man darf nicht vergessen, welche starken Rückschläge das österreichische Heer in den verflossenen sieben Feldzugsmonaten schon erlitten hatte: die ersten großen Angriffsversuche gegen Rußland gescheitert, auf schwierigen Rückzugskämpfen und bei vergeblichen Gegenstößen starke Verluste, zwei Offensiven gegen Serbien, von denen die zweite unter Potiorek einen katastrophalen Ausgang genommen hatte, und schließlich die an sich lockere, durch den Gegensatz der verschiedenen Nationalitäten brüchige Organisation des k. u. k. österreichischen Heeres — es war ein stumpfes Instrument in der Hand der Führung, als es sich im Frühjahr 1915 darum handelte, den Krieg mit neuem Schwung fortzusetzen.

Der russische Ansturm gegen die Karpathenfront wurde zwar zum Stehen gebracht, hauptsächlich durch das noch eben rechtzeitige Eintreffen des deutschen Beskidenkorps unter dem General der Kavallerie v. d. Marwitz. Der Einbruch nach Ungarn war damit abgewehrt.

Im April begannen die zum großen Durchbruchsangriff gegen die Ostfront erforderlichen Vorbereitungen: Aufmarsch der Truppen und Bereitstellung des Kriegsmaterials.

Italien hielt an seiner Erpresserpolitik im April fest. Auf das vom österreichischen Außenminister Baron Burian am 27. März gestellte Angebot antwortete Italien mit einer Gegenforderung, die von der k. u. k. Monarchie in diesem Augenblick als unannehmbar bezeichnet werden mußte; denn es wurde nicht allein die Abtretung ausgedehnter zweifellos deutscher Gebietsteile, z. B. Bozen gefordert, sondern auch im adriatischen Meere die Überlassung von Inseln und deren Hinterland verlangt, wodurch Österreichs Einfluß dort völlig ausgeschaltet worden wäre. — Ob Italien, wenn darüber Verhandlungen angeknüpft wären, selbst das genügt hätte, ist auch noch ganz ungewiß. Falkenhayn hat bei seinen Unterhandlungen mit dem italienischen Militärataché in Berlin Bongiovanni und seinen sonstigen Beobachtungen im Gegenteil die Überzeugung gewonnen, nur eine Reihe glänzender Siege auf seiten der Mittelmächte würden Italien veranlaßt haben, sich der Entente nicht anzuschließen. Wie wenig ernst es den Italienern aber mit der Möglichkeit einer Einigung war, welche Ausdehnung der sacro egoismo — man sollte es besser Treulosigkeit gegenüber den Mittelmächten nennen — angenommen hatte, geht schon daraus hervor, daß bereits am 26. April ein Vertrag mit der Entente abgeschlossen wurde, der Italien im Falle des Sieges Südtirol bis zum Brenner, ganz Istrien mit Triest, Dalmatien usw. zusicherte. Es war der Abschluß eines seit mehr als einem Jahrzehnt getriebenen Doppelspiels, das unsere Diplomatie für harmlose Extratouren angesehen hatte. —

Die Marine hatte im April Bombenabwürfe aus Luftschiffen auf Befestigungen an der englischen Küste, sowie auf Fabrikanlagen zur Herstellung von Kriegsmaterial veranlaßt. Der U-Bootkrieg war noch im Entstehen begriffen, hatte indessen trotz der geringen Zahl fahrbereiter U-Boote Erfolge erzielt.

Auch das war schon störend für Großbritannien, denn zahlreiche Schiffahrtslinien stellten den Verkehr ganz ein, andere hielten ihn nur in beschränktem Maße aufrecht, Fracht- und Lebensmittelpreise nahmen eine starke Aufwärtsbewegung an.

Am 4. April richtete die deutsche Regierung an die Vereinigten Staaten eine Note, um sie zu einer ehrlichen Politik der Neutralität zu bewegen, d. h. vor allem, um ein Waffenausfuhrverbot zu erlangen, was aber schon unter dem 21. April abgelehnt wurde mit dem Hinweis, eine solche Maßregel stelle im Gegenteil eine Neutralitätsverletzung dar.

Für die deutschen Seestreitkräfte wäre die entscheidende Aufgabe gewesen, die Verbindung zwischen England und dem Festlande über das Meer auszuschalten oder wenigstens empfindlich zu stören. Die U-Boote waren dazu auch angesetzt, konnten aber bei ihrer Zahl diese Aufgabe nicht lösen. Es war um so nachteiliger, als im Frühjahr und Sommer die von den Engländern aufgestellten Kitchener-Divisionen nach Frankreich gebracht wurden. Ende April war das gegenseitige Kräfteverhältnis der kämpfenden Parteien folgendes:

Westkriegsschauplatz: 1,9 Millionen Deutsche gegen 2,45 Millionen der Entente.

Ostkriegsschauplatz: 639 000 Deutsche, 664 000 Österreicher, im ganzen 1,3 Millionen gegen 1,76 Millionen Russen.

Es sind nur die eigentlichen Kampftruppen, nicht diejenigen der Etappe und der Ersatzformationen gerechnet, die Zahlen können auch nur einen allgemeinen Anhalt geben, immerhin deuten sie an, daß namentlich auf dem Westkriegsschauplatz eine zahlenmäßig starke deutsche Unterlegenheit bestand, die nur durch die Güte der Truppen einen gewissen Ausgleich finden konnte. Da außerdem der Entente die Wahl des Angriffs nach Zeit und Ort zustand, bewieß es einen hohen Grad von Verantwortungsfreudigkeit, wenn die deutsche Oberste Heeresleitung diese Kräfteverteilung zugunsten der Ostfront vorgenommen hatte.—

General v. Zwehl.

Berichtigung: Im Märzheft S. 378, zweite Spalte, zweiter Absatz ist zu lesen: Adriano Alberti.

Wirtschaftliche Rundschau

In der Grundlage der Wirtschaftlichen Rundschau, die diesmal die Spanne von 2 Monaten umfaßt, ist eine auf andere Wege oder Schlußfolgerungen wie bisher weisende Änderung nicht eingetreten, wenn man die Frage zunächst offen läßt, ob der Tod des Reichspräsidenten irgendwelche wirtschaftspolitischen Auswirkungen haben kann und darf.

Im Vordergrund der Wirtschaftspolitik steht immer noch die Gestaltung unserer Handelsverträge. Die von uns schon mehrfach gewürdigten Schwierigkeiten in den Verhandlungen mit Frankreich sollen zunächst durch ein Provisorium überwunden, besser hinausgeschoben werden. Es hat den Anschein, als wäre auch in den Reihen der deutschen Interessenten noch nicht völlige Klarheit und Übereinstimmung erreicht, ein Umstand, der nach wie vor von weitesttragender Bedeutung sein muß, da Frankreich offensichtlich darauf hinaus wollte, die ihm wohl bekannten Wirtschaftsgegensätze zwischen der Schwer- und Verarbeitungsindustrie zu seinem Vorteil auszunutzen. Die Verhandlungen mit Italien sind offenbar erfolgversprechend in Gang, während das Schicksal des deutsch-spanischen Handelsprovisoriums immer noch nicht ganz entschieden ist. Hier handelt es sich darum, Gegensätze zwischen der Industrie und der Landwirtschaft oder richtiger dem Weinbau zu überwinden, und die Verteilung der parlamentarischen Machtposition der Landwirtschaft in den einzelnen bürgerlichen Partein deutet darauf hin, daß auch innerhalb der einzelnen Fraktionen noch mancherlei Ausgleiche gesucht werden müssen. Die Industrie hat jedenfalls keinen Zweifel daran gelassen, daß von der Annahme des deutsch-spanischen Handelsabkommens überaus wesentliche Wirtschaftsinteressen abhängen, die um so ernster genommen werden müssen, als Deutschland

auch nicht die geringfügigste Möglichkeit preisgeben darf, seine Handelsbilanz zu verbessern.

In der Handelsbilanz sieht es nach wie vor außerordentlich trübe aus. Das Jahr 1924 schloß bekanntlich mit einer passiven Handelsbilanz von annähernd 3 Milliarden GM, eine Zahl also, welche die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen hat. Der amtliche Ausweis für Januar 1925 stellte eine weitere monatliche Passivität von 600 Millionen GM. fest. Ist diese Zahl richtig — ihre Richtigkeit wird neuerdings von dem früheren Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium Prof. Hirsch angezweifelt — so muß der Ausblick in die Wirtschaftsentwicklung des laufenden Jahres geradezu trostlos sein. Unsere Handelsbeziehungen mit dem Ausland sind ja jetzt zweifellos günstiger, als dies im Durchschnitt des Jahres 1924 gewesen war. Insofern hat die mit dem Dawesplan und dem Londoner Abkommen verbundene Beruhigung der politischen Lage zweifellos ihre günstige Wirkung gehabt. Wollen wir aber den Erfolg für uns zahlenmäßig registrieren, so steht leider die Tatsache vor uns, daß trotz dieser Beruhigung und der bisher erreichten Handelsverträge eine Zunahme unseres Exports nicht zu verzeichnen ist. Sollte das Januarergebnis auch nur einigermaßen typisch für den Verlauf unserer Handelsbilanz sein, so hätten wir im Jahre 1925 ein Passivsaldo zu erwarten, das an das Doppelte der Passivität des vergangenen Jahres herankäme. Gewiß sind seit Sommer vorigen Jahres eine Reihe von Besserungen im einzelnen zu konstatieren. An der Gesamtausfuhr sind die Fertigwaren mit $^5/_7$ beteiligt. Die Ausfuhr von Maschinen, Eisenwaren und elektrischen Erzeugnissen, die rund $^1/_5$ der Gesamtausfuhr ausmacht, also von höchster Lebensbedeutung ist, weist bei geringen Schwankungen in einzelnen Gruppen seit Juli 1924 ein langsames Ansteigen auf. Dagegen ist seit Ende vorigen Jahres die Ausfuhr im Woll- und Baumwollgewerbe (rund $^1/_{10}$ der Gesamtausfuhr) nicht unbeträchtlich geringer geworden als im Spätsommer. Dies letztere trotz der Tatsache, daß die Einfuhr an Baumwoll- und Wollrohstoffen und Textilhalbfabrikaten stark und ständig gestiegen war. Eine gewisse Besserung zeigte die Ausfuhr chemischer und keramischer Erzeugnisse, während die Ausfuhr der Papierindustrie, gleichfalls ein wesentlicher Exportartikel, im allgemeinen gleich blieb. Die Passivität der Handelsbilanz ist deshalb in der Hauptsache auf den Einfuhrüberschuß von Roh- und Halbfabrikaten und im besonderen von Nahrungsmitteln zurückzuführen. Es scheint aber auch heute schon unzweifelhaft, daß auch der Inlandskonsum von ausländischer Fertigware und namentlich von Artikeln des täglichen Gebrauchs zunahm, ein Umstand, der in Verbindung mit der Preispolitik noch besonders gewürdigt werden muß. Unsere Gesamtausfuhr beträgt auch heute noch erst 50—60 % des Wertes der Vorkriegsausfuhr, wobei eine etwa 50prozentige Verteuerung gegenüber 1913 in Rechnung gestellt ist, d. h. also, daß wir trotz gewisser Besserungen dem Ziel, auf das es uns ankommen muß, der Aktivität der Handelsbilanz, mit einem auch für Deckung der Reparationslasten ausreichenden Überschuß noch keinen Schritt näher gekommen sind. Da uns für die Reparationszahlungen eigene Goldminen nicht zur Verfügung stehen, können wir das benötigte Gold nur durch unserer Hände Arbeit schaffen, d. h. wir müssen soviel an Gütern erzeugen, daß wir nicht nur den Inlandsbedarf, sondern auch die Reparationsbeträge erübrigen. Bei der völligen Kapitallosigkeit der deutschen Wirtschaft ist keine Hoffnung, die Passivität der Handelsbilanz durch eine aktive Zahlungsbilanz aus in- und ausländischem Vermögen und in- und ausländischem Einkommen Deutschlands zu decken. Deshalb ist die Errechnung zweifellos richtig, die annimmt, es wäre zur Erfüllung unserer Reparationsverpflichtungen eine Steigerung des deutschen Exports auf mindestens 130 % des Vorkriegsstandes notwendig. Dies würde bei der durchschnittlichen Exportziffer der Vorkriegsjahre in Höhe von 11 Milliarden GM. also einen Gesamtexport von annähernd 14 Milliarden GM. bedeuten, d. h. es müßte die derzeitige Exportziffer mehr als verdoppelt werden. So allein kann man heute die Frage unserer Handelsbilanz in Verbindung mit dem Reparationsproblem betrachten. Wenn der englische Botschafter in Berlin Lord D'Abernon kürzlich bei dem Jubiläum der Hamburger Handelskammer sinngemäß ausführte, man dürfe das Wort von der Passivität der Handelsbilanz nicht zum Schlagwort werden lassen, weil ja auch England immer eine passive Handelsbilanz habe und trotzdem vorwärts gekommen sei, so wird jedenfalls der deutsche Beurteiler dieser Dinge anders denken müssen, wenn man der aktiven Zahlungsbilanz Englands die heute ausschließlich durch unsere Handelsbilanz bedingte Passivität der deutschen

Zahlungsbilanz gegenüberstellt und bei der derzeitigen Weltwirtschaftslage noch keine greifbare Hoffnung hat, daß hier eine Änderung eintreten könnte. Besteht zwischen der Rede Lord D'Abernons und den Bemühungen der Regierung Baldwins, mit Hilfe eines englischen Industrieschutzgesetzes schließlich doch eine Schutzzollära in England zu eröffnen, ein innerer Zusammenhang, so wären diese Ausführungen von deutscher Seite deshalb erst recht zurückzuweisen.

Der Zweck dieses Industrieschutzgesetzes soll der von Fall zu Fall und nur für kurze Zeit zu schaffende Schutz englischer Industrien gegen ausländische Dumpingkonkurrenz sein. Wir wissen aus Erfahrung, daß ein solch objektives Dumping mit jeder Valutaschwankung und vor allem mit den europäischen zum Teil bis zum Siechtum führenden kranken Valuten untrennbar verbunden ist. Wir erinnern uns daran, wie Frankreich nicht abfällig genug über das durch den deutschen Valutazerfall von der Industrie angeblich planmäßig getriebene deutsche Exportdumping urteilte, und sehen heute nicht ohne gewisse Genugtuung, wie nun Frankreich selbst in die gleiche Lage gedrängt und sicherlich nicht minder als Deutschland bei den Plänen des englischen Industrieschutzgesetzes ins Auge gefaßt ist. Aber nicht auf Frankreich und Deutschland allein dürften sich diese Pläne richten, sondern gewiß wird die englische Wirtschaft ebenso wie die deutsche Anlaß haben, das Vordringen des amerikanischen Exports im Weltmarkt zu befürchten. Es gibt Stimmen, die soweit gehen, der amerikanischen Industrie ein planmäßiges Dumping im Weltmarkt vorzuwerfen, das dadurch ermöglicht sei, daß die Industrie der Vereinigten Staaten mit 80 % ihrer Produkion mit hohen Löhnen und hohem Gewinn arbeite und deshalb die restlichen 20 % selbst bei geringsten Exportpreisen als Reingewinn verbuchen könne. Hier hätten wir dann in der Tat ein echtes Dumping. Daß der deutsche Export heute kein Dumping treiben kann, selbst wenn er es wollte, ist eine Feststellung, die in jeder wirtschafts- und handelspolitischen Betrachtung unserer Tage unentbehrlich ist, weil leider unsere Gewerkschaften jede Behauptung des Auslandes über ein deutsches Dumping aufgreifen, um damit Lohnpolitik gegen die deutschen Unternehmer zu machen. Es wäre deshalb überaus verdienstvoll, wenn nicht nur zur Aufklärung der öffentlichen Meinung in Deutschland, sondern auch zur Richtigstellung objektiver und subjektiver Irrtümer im Ausland die deutsche amtliche und private Statistik endlich einmal einwandsfreies Material dafür vorlegen würde, daß nach der Höhe der deutschen Produktionskosten einschließlich der deutschen Löhne und nach dem Stand der deutschen Inlands- und Exportpreise von einem Dumping nicht die Rede sein kann. Schließlich sollte man doch meinen, daß der Hinweis auf die oben geschilderte Entwicklung unserer Handelsbilanz doch überzeugend genug wäre, um zu erweisen, daß wir heute selbst mit Dumpingpreisen im Weltmarkt keine das Ausland drückende Konkurrenz machen, selbst wenn man ganz davon absieht, daß es ja gerade unsere Hauptwirtschaftskonkurrenten im Weltmarkt sind, die uns durch Versailles und London zu schwerem wirtschaftlichen Siechtum verurteilt haben und trotzdem die ungeheueren Reparationen aus uns herauspressen wollen, Reparationen, die selbst nach dem Urteil der Dawes-Sachverständigen nur durch höchste Exportleistung zu erzielen sind.

Das Ziel jeder Handelspolitik, die sich wie die deutsche auf den Standpunkt der Meistbegünstigung stellt, ist ein Doppeltes: Man will nicht nur den Weltmarkt für deutsche Güter erschließen, sondern trägt gleichzeitig Sorge, daß der eigene Inlandsmarkt den Weltgütern nicht verschlossen wird. Für Deutschland ist das letztere um so berechtigter, als wir schon in der Vorkriegszeit und heute erst recht in weitem Umfang auf die Einfuhr ausländischer Rohstoffe angewiesen, d. h. eine Veredelungsindustrie im Weltmarkt sind. Es kommt hinzu, daß infolge der Gebietsverluste durch das Versailler Friedensdiktat die Einfuhr erheblicher Auslandswaren auch zur Deckung des deutschen Tagesbedarfs der breiten Masse überhaupt — oder zum mindesten heute noch — unentbehrlich ist. Dadurch gewinnt ja das Ausland seine Position in den Handelsvertragsverhandlungen mit uns. Insoweit gilt für die Handelspolitik der Grundsatz des do ut des. Damit läßt sich die zweite Absicht gut verbinden, durch die Einfuhr ausländischer Güter auf den deutschen Markt auch gewissen Einfluß auf den innerdeutschen Konsum und die innerdeutsche Preisgestaltung zu nehmen. Die Schutzzollpolitik bringt der geschützten Industrie mehr oder weniger Monopolstellung im eigenen Inlandsmarkt. Die Folge solchen Monopols ist die Despotie des Preises. Hier wird das Einströmen ausländischer Güter zweifellos ausgleichend wirken und

wird auch den inländischen Produzenten zur höchsten Sparsamkeit in seiner Preisgestaltung nötigen, um sich nicht vor seinem eigenen Fabriktor von einem billiger produzierenden Ausland ausgeschaltet zu sehen. Deshalb sind Handelsverträge mit dem Grundsatz der Meistbegünstigung zweifellos auch eine starke Waffe in der Hand einer Regierung, die neben dem Zollschutz der eigenen Produktion auch den Schutz des Konsumenten vor Monopolpreisen im Auge hat. Es darf angenommen werden, daß sich auch die deutsche Regierung bei ihren schwebenden Handelsvertragsverhandlungen über diese Zusammenhänge klar ist, und die deutsche Verarbeitungsindustrie zum mindesten, die niemals hochschutzzöllnerisch eingestellt war, wird auf diesem Wege schon mitgehen. Dies hat aber unter allen Umständen zur Voraussetzung, daß diese selbe deutsche Regierung nicht durch Maßnahmen innerer Wirtschaftspolitik selbst die Preise in die Höhe treibt. Wir meinen, daß nicht nur die Wirtschaft, sondern das gesamte deutsche Volk nach den üblen Erfahrungen des Jahres 1924 Anlaß hätte, von dem immer erfolglos gebliebenen Experiment sogenannter Preisabbauaktionen der Regierung verschont zu bleiben. Solche Preisabbauaktionen sind im Grunde genommen nichts anderes wie ein Rückfall in den Irrtum staatlicher Zwangspreispolitik. Will eine Preispolitik dem Unternehmer und der Gesamtwirtschaft Vorteile bringen, so kann und darf sie nur das Produkt freier Entwicklung nach dem Grundsatz von Angebot und Nachfrage sein. Dieser Grundsatz birgt alle preisregulierenden Voraussetzungen schon in sich. Dies sehen wir ja besonders deutlich, wenn man unsere deutschen Preise in Verbindung bringt mit unseren Exportmöglichkeiten und mit der Kaufkraft des Inlandsmarktes. Bei der letzten Leipziger Messe blieb wiederum der erhoffte Erfolg aus wegen der Höhe der deutschen Preise. Das Ausland verdrängt uns auch ohne Dumping seiner Exporteure vom Weltmarkt infolge der wesentlich niedriger liegenden Preise, die ihm bei geringer Vorbelastung möglich sind und trotzdem noch ausreichenden Gewinn sichern. Die Kaufkraft im Inland entfällt bei uns nach wie vor, weil das ganze Volk bei seinen heutigen Einkommensverhältnissen immer noch genötigt ist, von der Hand in den Mund zu leben, weil das gesamte Sparkapital des Mittelstandes der Vorkriegszeit fehlt und weil die Bildung von Neukapital trotz des Einströmens kommunaler Spargelder in die Sparkassen und der Thesaurierungspolitik der öffentlichen Hand noch nicht fortgeschritten, vielleicht sogar bei besonders kritischer Beurteilung unserer bisherigen innerdeutschen Produktionspolitik noch nicht einmal gründlich genug angepackt worden ist. Die zunehmende Konkurrenz des Auslandes auf dem Weltmarkt und die durch Geldnot bedingte Verringerung deutscher Nachfrage in unserem Inlandsmarkt nehmen deshalb jeder natürlichen Preispolitik die Neigung zu hohen Preisen. Wir stehen in der Tat mit unserer Preispolitik heute mehr als je unter der Zwangswirkung dieser Tatsache, und wenn hier eine Besserung erreicht werden soll, dann sollten Produzenten und Konsumenten sie weniger durch gegenseitige Vorwürfe als durch verständnisvolle Zusammenarbeit mit dem Ziele einer deutschen Produktionspolitik erstreben, die entschlossen ist, bei höchster Sparsamkeit in der Kalkulation durch anstrengendste Arbeit aller Deutschen den höchsten Nutzeffekt zu erreichen und dadurch natürliche Möglichkeiten der Produktionsverbilligung zu erschließen.

Es muß immer wieder gesagt werden, daß hier noch nicht alles getan ist.

Dies gilt zunächst für die Preispolitik der öffentlichen Hand, wie sie in den Tarifen der öffentlichen Anstalten und Verkehrsunternehmungen erscheint. Deshalb wird die Frage wirtschaftlicherer Gestaltung unserer Frachtenpolitik nach wie vor im Vordergrund der Arbeit nächster Zukunft stehen. Die Reichsbahn wird sich nicht ausschließlich darauf berufen können, daß sie erhebliche Reparationsverpflichtungen zu erfüllen hat. Auf der anderen Seite wird den Eisenbahnbeamten und -arbeitern die Pflicht erwachsen, stets daran zu denken, daß bei ihnen ähnlich wie bei den Bergarbeitern ein Angelpunkt für die Preisgestaltung des täglichen Lebensbedarfs liegt, daß also jede Verteuerung der Produktion, die sie durch Hinauftreiben ihrer Löhne verursachen, sie in kürzester Frist wieder um den Erfolg der eigenen Lohnerhöhung bringen und schließlich Gesamtvolk und Gesamtwirtschaft aufs Schwerste schädigen muß.

Als wirtschaftliches Ereignis ersten Ranges sind in diesem Zusammenhang dann die Steuerreformpläne der Regierung Luther zu bewerten, auf die in dieser Rundschau noch später zusammenhängend einzugehen wäre. Heute schon muß jedoch darauf hingewiesen sein, daß eine gerechtere Verteilung der Steuern angesichts der ungeheuren Belastung

unseres öffentlichen Ausgabenetats kaum zu einer Herabsetzung der Gesamtsteuerlast führen wird. Man muß sich hier doch einmal vergegenwärtigen, wie die Lastenverteilung bei den Reparationen liegt. Die Übersicht gibt folgende Tabelle:

Leistungen aus dem Dawesplan in Millionen Goldmark.
Von der Gesamtzahlung wird geleistet aus:

Jahr	Gesamtzahlung	Reichshaushalt	Zinsen der Eisenbahn und zwar: Industrie-Obligat.	Obligat.-Zinsen	Transportsteuer	Verkauf der Vorzugsaktien	Äußere Anleihe
1. 9. 24—1. 9. 25	1000	—	—	200	—	—	800
1. 9. 25—1. 9. 26	1220	—	125	130	250	250	
				+465 =	290	—	
				595	290	—	—
1. 9. 26—1. 9. 27	1200	110	250	550	290	—	—
1. 9. 27—1. 9 28	1750	500	300	660			—
1. 9. 28 und folgende	2500	1250	300	660			—

Die Zahlung des ersten Jahres erfolgt durch die Dawesanleihe und 200 Millionen GM. Obligationenzinsen der Eisenbahn. Diese 200 Millionen GM. wird die Eisenbahn also herauszuwirtschaften haben, während der Reichsetat zunächst unbelastet ist. Aber schon vom 1. Januar 1925 ab tritt eine Belastung des Reichsetats dadurch ein, daß die Transportsteuer, ein wesentlicher Faktor der bisherigen Reichseinnahmen, von diesem Zeitpunkt ab unmittelbar auf Reparationskonto zu überweisen ist, also für die Deckung des Reichshaushalts nicht mehr zur Verfügung steht. Für diesen Ausfall wird Deckung geschaffen werden müssen, entweder durch weitere Ersparnisse oder durch neue Steuern. Vom 1. Januar 1926 ab beträgt dieser Ausfall der Transportsteuer alljährlich 290 Millionen GM., und er tritt von diesem Zeitpunkt ab neben die unmittelbare Belastung des Reichshaushalts, der bis zum 1. 9. 1927 110 Millionen GM., vom 1. 9. 1927 bis 1. 9. 1928 500 Millionen GM und vom 1. 9. 1928 ab für lange Zukunft jährlich 1250 Millionen GM. auf Reparationskonto zu tragen hat. Am heutigen Stand gemessen, bei dem die Transportsteuer noch für die Deckung unserer Reichsausgaben zur Verfügung steht, beträgt also die Gesamtbelastung des Reichshaushalts einschließlich des Transportsteuerausfalls im dritten Reparationsjahr bereits 400 Millionen GM., im vierten 790 Millionen und in den folgenden Normalreparationsjahren 1540 Millionen GM.! Diese Zahlen muß man sich vergegenwärtigen, um das Wort des jetzigen Reichskanzlers Luther als Reichsfinanzminister zu verstehen, daß angesichts dieser Lasten Hoffnung auf allgemeine Steuerermäßigung neben der gerechteren Verteilung der Steuerlast kaum erweckt werden dürfte.

Diese Tatsachen müssen sich dann auch diejenigen vor Augen halten, die da glauben, es könnte in Verbindung mit der jetzt vorliegenden Steuerreform eine so weitgehende Entlastung der Produktion erreicht werden, daß die deutsche Wirtschaft ohne Beeinträchtigung der ihr zur Wiedergesundung und zur neuen Kapitalbildung zuzusprechenden Gewinnrate baldigst wieder zu höheren Löhnen und zu kürzerer Arbeitszeit übergehen könne. Sollte die in den letzten Tagen in der sozialdemokratischen Presse angekündigte Sitzung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in der Tat zu einer Forderung nach dem Volksentscheid über die sofortige Wiedereinführung des Achtstundentages führen, so wird die gesamte deutsche Öffentlichkeit ein berechtigtes Interesse daran haben, von dieser Rundschau ausgehend, einmal den Einzelheiten dieser so überaus wichtigen Fragen der deutschen Wirtschafts- und Produktionspolitik nachzugehen und vor allem von den deutschen Arbeitgebern und Gewerkschaften zu verlangen, gemeinsam nach einem Weg zur Lösung dieser Frage zu suchen, bevor neue schwere Wirtschaftserschütterungen kommen.

Dieses Verlangen erscheint heute um so gerechtfertigter, als durch den Tod des Reichs-

präsidenten eine Neuwahl erforderlich ist, die bereits zur Aufstellung parteipolitischer Kandidaturen führte und deshalb die Vergewaltigung wirtschaftlicher Tagesfragen aus politischen Gründen, ähnlich wie bei den verschiedenen Reichstagswahlen der letzten Jahre wahrscheinlich macht. Ebert war nicht nur als Parteipolitiker sondern auch als Gewerkschaftler ein Mann guten Kalibers. Er gehörte der alten Schule an, die bei ihrer gewerkschaftlichen Überzeugung nie aus den Augen verloren hatte, daß ein Aufstreben des Arbeiterstandes nur auf dem Boden gesunder Wirtschaft zu erreichen ist. Für ihn konnten die Gewerkschaften kein parteipolitisches, sondern ein wirtschaftspolitisches und kulturelles Instrument sein. Man wird der heutigen Führergeneration der deutschen Gewerkschaften gewiß zugestehen, daß durch kommunistische Hetze ihre taktische Lage schwieriger geworden ist als in der Vorkriegszeit. Man muß deshalb der Taktik der Gewerkschaften hier im Einzelfall auch vom Standpunkt der Gesamtwirtschaft wie der Gesamtpolitik aus Zugeständnisse machen. Aber leider steht hinter dieser Taktik gleichzeitig die falsche strategische Einstellung der Gewerkschaften, die ihre wirtschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Unternehmertum gleichzeitig unter parteipolitischer Fahne, zum Teil mit ausgesprochenem Klassenkampfcharakter, führen und deswegen den Boden der Wirtschaft verlassen. Wir sollten meinen, daß gerade hier ein Hinweis auf die englische und amerikanische Arbeiterbewegung auch unsere Gewerkschaftler einmal zum Nachdenken zwingen müßte. Würden die Gewerkschaften sich in ihrer Strategie auf den Boden des Schutzes der nationalen Wirtschaft und des Zusammenarbeitens mit der hier gewiß gleich interessierten deutschen Unternehmerschaft stellen, dann müßte doch eine Verständigung über diese wirtschaftlichen Fragen, zum mindesten über die Arbeitszeitfrage, im gegenwärtigen Zeitpunkt möglich sein. Damit würden die unvermeidlichen Auseinandersetzungen über die Lohnfrage von vornherein der rein demagogischen Betrachtung entzogen und der Blick für Realitäten geschärft. Wir meinen, die deutschen Gewerkschaften sollten in diesen Schicksalsjahren des Volkes doch einmal die Frage aufwerfen, ob an dieser falschen Strategie nicht doch vielleicht die heutige Führergeneration verantwortlich und deshalb hier in erster Linie eine Änderung zu schaffen wäre. Wer dies erkennt, wird den Tod des Reichspräsidenten Ebert nicht dazu mißbrauchen, die durch den Tag gebotene Wirtschaftspolitik durch politische Agitation zu stören.

Solon.

Politische Rundschau

Am 19. März starb Lord Curzon. Er wurde in der Folge dieser Berichte oft genannt und immer mehr als der einzige Staatsmann des Weltkrieges und der seither verflossenen Jahre, der erheblich über den Durchschnitt hinausragte. Auch er war kein Bismarck. Es schien, als kennte er nur das britische Reich. Alles, was außerhalb von dessen Grenzen lag, war für ihn unlebendig. Aber als britischer Politiker war er von denkwürdiger Bedeutung — der Sohn eines Geistlichen, in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, durch sie einsam und unnahbar geworden, den beiden Königen, die er erlebte, nicht angenehm und doch der Mann, dem es England eines Tages danken wird, daß es die Krisis des Weltkrieges überstand und nicht einige Zeit nach dem Kriege ebenso strandete, wie die Mittelmächte und Rußland gestrandet sind. Der Geschichtschreiber muß ihn mit Joe Chamberlain vergleichen. Wenn wir uns das größer-britische Reich vorstellen wollen, das sich in dem letzten Menschenalter an die Stelle Altenglands drängte, so kann es nur unter der Führung des älteren Chamberlain und Curzons geschehen. Dabei hat sich Curzon als der Gestaltungskräftigere und als der größere Tatmensch erwiesen. Uns war er unhold gesinnt. Aus den Gedanken, die er sich von der Zukunft der englischen Rasse machte, ist nicht zuletzt die Meinung hergekommen, daß England und Deutschland Feinde sein müßten, weil sie seines Erachtens im Indischen Ozean

aufeinanderträfen. Auch nach dem Kriege dürfte sich seine Abneigung gegen uns nicht vermindert haben, aber er änderte seine Politik uns gegenüber. Unser Widerstand an der Ruhr erlaubte ihm, die Konferenz von Lausanne zum guten Ende für sein damals aufs schwerste gefährdetes Land zu bringen. Der Kabinettswechsel Cuno-Stresemann beraubte ihn dann freilich der Möglichkeit, die Früchte seines Erfolges für sich zu pflücken. Seine Stellung geriet ins Schwanken. Als sie im Jahre darauf wieder fest wurde, beanspruchte der jüngere Chamberlain das Außenministerium, und daran dachte vollends niemand, dem klugen Führer die Ministerpräsidentschaft anzubieten.

Auch der Schwede Branting ist gestorben. Die Weltdemokratie hat ihm manches freundliche Wort ins Grab nachgerufen. Wir Deutschen haben seiner nur in Bitterkeit zu gedenken. Dieser Sozialist hat uns in seinem kleinstaatlichen und proletarischen Hasse gegen das Reich Bismarcks im Kriege geschadet, wo immer er konnte. Die Stockholmer Sozialistenkonferenz im Frühsommer 1917 hat sich gerade durch den Einfluß, den dort Branting auf unsere Sozialdemokraten gewann, in der Friedensresolution ausgewirkt. Er nahm nach dem Kriege einen lebhaften Anteil an den Verhandlungen des Völkerbundes und gelangte in ihm auch zu einem erheblichen persönlichen Ansehen. Ausgenutzt hat er seine Geltung in Genf nicht anders als in Stockholm gegen uns. In seiner Heimat Schweden kämpften die Sozialdemokraten seit einem Jahrzehnt einen heißen Kampf mit den Konservativen um die Macht. Er war dabei ihr Vorkämpfer und dadurch wiederholt Ministerpräsident. Das Jünglein an der Wage schwankte beständig zwischen den beiden Parteien hin und her. Jetzt muß sich zeigen, wie weit das Gewicht der Sozialdemokraten durch die Kraft Brantings bedingt war, und also, ob sein Tod den Konservativen eine Erleichterung und erhöhte Hoffnung auf den endgültigen Sieg schafft.

Der dritte ausländische Tote von Ruf ist Sunjatsen. Ein Krebsleiden zehrte ihn hinweg. Offenbar hat es ihn schon eine außerordentliche und bewunderswerte Anstrengung gekostet, daß er in den vergangenen Monaten noch bestimmend in die große innerpolitische Auseinandersetzung seines Vaterlandes eingriff. Er begab sich von Kanton über Tokio nach Peking. Aus der Ferne gesehen ist kaum eine bestimmte Linie in seinem Leben zu erkennen. Er machte sich seinen Namen als Mann der Revolution. Revolutionär blieb er bis zum letzten Atemzuge, vielleicht der sinnfälligste Typ des entwurzelten Intellektuellen im heutigen China. An amerikanischen Universitäten gebildet und mit einer ebenfalls in Amerika geschulten Frau verheiratet, galt er zuerst für einen der westlichen Zivilisation und zugleich der amerikanischen Politik verfallenen Chinesen, der nach dem Weltkriege zu nichts anderem mehr als zum Werkzeug der angelsächsischen Beuteabsichten in Ostasien dienen zu können schien. Dann schwenkte Sunjatsen auf die russische und bolschewistische Seite hinüber. Nun, da er früh gestorben ist, hat ihn Marschall Tsaolin angeklagt, daß er sich Japan verschrieben habe. Der mandschurische General war selber jahrelang der Exponent Japans auf dem asiatischen Festland, der Gegenspieler des Verstorbenen, gleichviel ob dieser zu den angelsächsischen oder russischen Fremden hielt. Heute zeigt sich uns das Verhältnis umgekehrt. Der Tod Sunjatsens mag in diesem Augenblicke einen Fortschritt in der Beruhigung Chinas bedeuten. Seiner Anlage nach war der Mann wertvoll, als es noch darauf ankam, die Gärung zu fördern und die Bewegung im Flusse zu halten. Da der Gärungsvorgang nun fürs erste beendet und eine Klärung erreicht scheint, ist es der Entwicklung vermutlich dienlicher, daß ein so unruhiger Mensch, wie Sunjatsen, sie nicht mehr zu beeinflussen vermag.

In Rußland ist nach Trotzki nunmehr auch Tschitscherin aus den Geschäften ausgeschieden. Er ist krank geworden, wie Trotzki zuerst krank wurde und wie Lenin lange krank war. Noch steht nicht fest, ob die Krankheit, mag sie politisch oder eine Leibeskrankheit sein, unheilbar ist. Bisher gesundeten die bolschewistischen Führer nicht mehr, wenn es sie erst einmal gepackt. Tschitscherins Lebenshöhe war in den Tagen der Konferenz von Genua erreicht. Solange als er zu Gegenspielern den erzbergerhaften Loyd George und den sturen Poincaré hatte, gelang es ihm, beständig an Einfluß zu gewinnen. In Lausanne trat ihm Curzon gegenüber, die Höhe, auf der er sich damals hielt, war noch nicht durch wirkliche Staatsmacht unterbaut, war er doch auf sie im wesentlichen nur durch seine persönliche Rührigkeit und politische Witterung, nicht zuletzt aber dadurch gekommen, daß Wirth und Rathenau in Rapallo den Rest der deutschen Geltung als bloße Stichkarte im russischen-westmächtlichen Spiel hergaben. Als ge-

schlagen kehrte er von Lausanne zurück. Seitdem hat die bolschewistische Außenpolitik eine andere Richtung bekommen, auch größeres Ausmaß erhalten. Die lange gesuchte Verbindung mit den Ostasiaten wurde Tatsache. Darnach muß das russische Vorgehen in der Weltpolitik neu gerichtet werden. Tschitscherin dürfte der Mann sein, der sich bewährte, als die Engländer einmal in der Nachwirkung der Erschütterung, die auch sie im Weltkriege erlitten hatten, sodann infolge ihrer[fehlerhaften Einschätzung des Kräftespiels im vorderen Orient in die Krisis der Jahre 1919—1922 immer tiefer hineingerieten. Kabul—Angora—Berlin—Genua bezeichnen etwa den Umkreis, in dem sich Tschitscherins Außenpolitik bewegte, ehe der schwere Schlag von Lausanne erfolgte. Der Umkreis der zukünftigen russischen Außenpolitik ist weiter gespannt. Wer den Ablauf der Fäden darin mit sicheren und doch feinen Fingern zu überwachen vermag, dafür haben wir noch keine Anzeichen.

Es wäre nicht richtig, da wir nun einmal in einem Überblicke über den Wechsel im Personalbestand der Weltpolitik begriffen sind, von Caillaux und Borah zu schweigen. Der Franzose hat seine Hauptzeit hinter sich, möchte aber noch einmal auf die Weltbühne zurückkehren. Er unternimmt den Versuch nicht aus eigener Kraft. Angelsächsische Gönnerschaft stützt ihn dabei. Caillaux ist der ausgesprochene Finanzmann unter den französischen Politikern der letzten 20 Jahre, für einen Franzosen merkwürdig wenig durch inner- oder außenpolitische Strebungen in seinem Handeln beherrscht, fast wie ein Angelsachse oder ein Deutscher der nachbismarckschen Zeit, je nachdem — um eine Stresemannsche Terminologie nicht ungenutzt zu lassen — um „Friede, Freiheit und Brot" oder, sobald die Geschäfte wieder besser gehen, um „Friede, Ordnung, Freiheit, Wohlfahrt" besorgt. Selbst Loucheur ist mehr Politiker als Caillaux. Es ist sicher sehr schade, daß der in unglaublicher Art geistig stumpfgewesene Kiderlen-Waechter bei uns gerade Staatssekretär des Auswärtigen war, als Caillaux in Frankreich die Ministerpräsidentschaft inne hatte. Damals war Caillaux in der europäischen Politik zu brauchen. Die Angelsachsen sehen sich ihre Männer genauer an, als wir es zu tun pflegen und als selbst Bismarck es tat. Sie haben bei uns den Typus Luther, Schacht, Stresemann, wenn nicht zur Herrschaft gebracht, so doch in ihr befestigt. Es läge gewiß in ihrer Linie, wenn sie in Frankreich einen Mann wie Caillaux wieder an die erste Stelle zu setzen vermöchten. Aber so weit hat sich der französische Volksgeist schwerlich schon wieder in sich zurückgefaltet und beruhigt, daß es gleich heute geschehen kann. Die Frage wird sein, ob die Franzosen zu einer kleinbürgerlichen, sich freiwillig neutralisierenden Stimmung zurückkehren werden, solange Caillaux lebendig genug bleibt, um den Kampf mit Millerand wie Herriot siegreich zu bestehen, oder ob Caillaux erledigt sein wird, ehe die Stimmung endlich so weit ist, wie er und die Angelsachsen sie benötigen. Selbst im ersteren Falle wird er kaum noch Nennenswertes zu leisten vermögen, es ist zu spät für ihn.

Die eben gestellte Doppelfrage muß wohl durch eine andere Frage noch ergänzt werden?. Es gibt gewiß zurzeit eine vorwaltende Richtung in der angelsächsischen Politik. Wie die jedoch 1923/24 in England durch Mac Donald gefährdet wurde, so zurzeit mit scheinbar stärkerer Kraft in den Vereinigten Staaten durch Borah. Es ist Borah als Vorsitzenden im Auswärtigen Ausschusse des Senats allmählich gelungen, seine Körperschaft, die ihrer verfassungspolitischen Bestimmung nach am ehesten zu einer Opposition gegen die in der Wurzel absolutistische Gewalt des Präsidenten geneigt ist, zum regelrechten Widerstande gegen Coolidge mit sich fortzureißen. Coolidge, der im November von der Parteimaschinerie mit einem erheblichen Vorsprunge vor seinen Mitbewerbern wieder zum Präsidenten bestellt worden ist, sah sich, als er sein Amt Anfang März amtlich von neuem zu übernehmen hatte, durch Borah derart blockiert, daß seine Bewegungsfreiheit vorläufig empfindlich eingeschränkt erscheint. Der Gegensatz zwischen den beiden kämpfenden Gruppen ist so groß, daß er vom Senat fast brutal auch ins Persönliche übertragen wird; allerdings bekommt ihn nicht Coolidge selber, sondern der Vizepräsident Dawes zu fühlen. Dawes wird, wenn er dort erscheint, mit Hohn und Spott überhäuft, man will ihn unmöglich machen. Wäre er kein Angelsachse, sondern einer unserer Landsleute, so tröstete ihn vielleicht, daß unser neuer Botschafter Maltzahn in seiner Einführungsrede dankbar der weltgeschichtlichen Leistung und des Lichtblickes für uns gedachte, den das Dawes-Gutachten nach der Auffassung des amtlichen Deutschland bedeutet. Vielleicht hält er aber auch Herrn Maltzahn für einen be-

sonders gefährlichen Machiavellisten, falls er weiß, daß derselbe Maltzahn dereinst das Ostreferat im Auswärtigen Amte hatte und der Mann des Rapallovertrages ist. Immerhin haben wir in Maltzahn zum ersten Male einen Mann in den Vereinigten Staaten, der eine Arbeitskraft ist und zugleich sein Handwerk gelernt hat. Unsere Wünsche müssen ihn begleiten, auch daß er die Augen für das Ringen Borahs und Coolidges offen hält und sich nicht durch wirtschaftliche Einflüsse von der Heimat her bei seiner Urteilsbildung blenden läßt.

Die angelsächsische Politik hat anscheinend auch auf der englischen Seite trotz der schweren Niederlage Mac Donalds noch gewisse Hemmungen zu überwinden. Austen Chamberlain stürzte sich, als er Staatssekretär für das Auswärtige wurde, mit der ganzen Leidenschaft in die westeuropäische Politik, mit der er sich vor dem Kriege gegen uns erfüllt hat. Es war nahe daran, daß wir durch ihn den französisch-belgisch-englischen Bürgschaftsvertrag Tatsache werden sahen, dem sich seine Vorgänger seit dem Sommer 1919 bald durch Festigkeit, bald durch Ausweichen entzogen haben. Aber der Bürgschaftsvertrag liegt nicht in der Linie der angelsächsischen Politik. Er ist einseitig auf die Wünsche Frankreichs angelegt, wie die Reparationsforderungen vor dem Dawes-Gutachten von Frankreich einseitig in seinem Interesse beeinflußt wurden. Die Angelsachsen haben das Bedürfnis sowie nach völliger Beruhigung als auch nach gleichmäßiger Niederhaltung Europas, damit sie ihren wirtschaftlichen Nutzen daraus ziehen können und den Rücken frei haben, während sich die für sie ebenso gefährliche wie bedeutungsvolle Neuordnung der Dinge im Stillen Ozean vollzieht. Immer wieder müssen wir uns klar machen, daß die angelsächsische Politik ihr Gesicht nicht uns, sondern dem Stillen Ozean zukehrt. Mac Donalds Sturz wurde dadurch beschleunigt und für ihn verderblicher, da ihm das Gefühl hierfür mangelte und sein Gesichtskreis durch die drei Städte London, Paris und Berlin umgrenzt war. Die erste, die entscheidende Ursache des politischen Verhaltens der Angelsachsen muß im Gebiet des Stillen Ozeans gesucht werden. Die europäische Politik hat für sie nur sekundäre Bedeutung. Das besagt nicht, daß sie ihnen gleichgültig ist. Aber hier wollen sie Ruhe haben und Geschäfte machen. Im Stillen Ozean handeln sie und wollen sie handeln. Ihrem Bedürfnis entspräche es am meisten, wenn in Europa gar keine Politik mehr gemacht würde. Das gilt für Frankreich wie für Mitteleuropa. In diesem Sinne empfiehlt sich für sie der Ersatz des Bürgschaftsvertrages, der ursprünglich die Vereinigten Staaten, England und Frankreich umfassen sollte, durch einen Sicherheitsvertrag, den England, Frankreich, Belgien, Italien und wir, auch wir, abschließen würden.

Beim Dawes-Gutachten hat sich gezeigt, daß die Angelsachsen mit Frankreich besser von der Stelle kommen, wenn sie uns hinzuziehen und sich unser zum Druck auf Frankreich bedienen. Sobald als sich unsere Regierung bestimmen ließ, in der Sicherheitsfrage wieder dasselbe zu tun, was sie auf Veranlassung unserer Wirtschaftsführer in der Reparationsfrage getan hatte, nämlich selber um die Einmischung der Angelsachsen zu bitten, sich zur Beteiligung an einer unser Geschick bestätigenden Abmachung bereit zu erklären und daran sogar die gute Seite zu sehen und als Vorteil zu loben, daß man mit uns verhandle, ließen die Angelsachsen die Verhandlungen über den Bürgschaftsvertrag gegen uns endgültig fallen und entschieden sich für den Sicherheitsvertrag unter unserem Einschluß.

Es war von vornherein gewiß gewesen, daß nach der Regelung der Reparationsfrage im angelsächsischen Sinne der Versuch folgen werde, auch die Frage der Ruhe und des Friedens in West- und Mitteleuropa nach angelsächsischem Bedürfnis zu regeln. Chamberlain mag sich im Februar noch kurze Zeit dagegen gewehrt haben, weil er die Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich vorgezogen hätte. Sein Widerstand konnte aber nicht siegreich sein. Der Zwang der Entwicklung war gegen ihn. Der alte Curzon scheint sich davon noch schneller und gründlicher als sein jüngerer Nachfolger überzeugt zu haben, obwohl die Chamberlainsche Idee auf ihn zurückging: eine neue Verständigung der beiden Staaten über das, was sich an Reibungen zwischen ihnen seit dem Kriege wieder herausgebildet hatte, dann Bürgschaft für Frankreich gegen den künftigen deutschen Angriff.

Mit der Einordnung des konservativen englischen Ministeriums in die große Linie der angelsächsischen Politik gegenüber West- und Mitteleuropa war aber Frankreich noch nicht gewonnen. Bis in die Einzelheiten und Kleinigkeiten hinein haftete Herriot an den Forderungen für die Bürgschaft, die seine Vorgänger an England gerichtet hatten.

Die beiden wichtigsten darunter waren, daß der Rhein selbst in der militärischen Gewalt der Westmächte bleiben und Polen in die Bürgschaft mit aufgenommen werden müsse. Durch die Mitteilungen Stresemanns im Reichsrat und vor dem Auswärtigen Ausschusse des Reichstages wissen wir heute, daß er sich schon am 12. Dezember vorigen Jahres zu den ersten Hilfsdiensten für die Angelsachsen zum Druck auf die Franzosen drängen ließ. Er setzte sie im Februar fort. Daß er dabei den Engländern, denen ihre öffentliche Meinung die Übernahme von Verpflichtungen für abgelegene Gebiete nicht erlaubte, die Sorge für Polen abnahm war schon bekannt, als der letzte Bericht geschrieben wurde. Heute wissen wir, daß der Erbe Rudolfs von Bennigsen auch keinen Anstand nahm, einen Vertrag „der am Rhein interessierten Mächte" anzuregen und damit unseren Fluß, den deutschen Fluß schlechthin, für den diplomatischen Sprachgebrauch zu internationalisieren. Das ist fast die Sprache Fochs, die zu reden sich die Engländer in den sechs Jahren seit 1919 niemals hergegeben haben. In ihrer vorsichtigen Art hatten sie in den Verhandlungen über die Bürgschaft vor Chamberlain stets von der politischen Grenze Frankreichs, niemals von der von Foch erstrebten militärischen Grenze, dem Rhein, gesprochen. Wie die Verbürgung Polens so überließen sie Stresemann das Entgegenkommen gegen Frankreich auch in der rheinischen Frage.

Die Angelsachsen verständigten sich inzwischen untereinander über das Kernstück der Erdöl-Streitigkeiten, die ihnen das Leben in dem vergangenen Jahre schwer machten. In Bagdad tätigten sie die Gründung einer neuen gemeinsamen Gesellschaft, welche die Vorkommen in Mesopotamien auswerten soll.

Chamberlain konnte in Genf bei der Zusammenkunft des Völkerbundrates nunmehr offen das von Mac Donald und Herriot im vorigen Herbst mit so viel stolzen Worten aus der Taufe gehobene Protokoll aufkündigen und dem Abschluß eines Sicherungsvertrages das Wort reden. Die Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Frankreich und Deutschland wurde mit höchstem Eifer betrieben. Gerade bei ihrer Beobachtung muß sich uns die Erkenntnis aufdrängen, daß die Dinge wieder denselben Verlauf wie vor zwei Jahren zu nehmen drohen. Mann versucht anscheinend Stresemann wie damals als parlamentarischen Drahtzieher in Deutschland zu benutzen. In der „Vossischen Zeitung" werden auch diesmal wieder die Leimruten ausgelegt. Vor zwei Jahren begeisterte man bei uns die Volksteile, die man dem Verständigungsgedanken für zugänglich ansah, mit der Lockung einer deutsch-französischen Industrie-Gemeinschaft und berief sich dafür auf Loucheur, der der große Gegner des Rachepolitikers Poincaré sei. Heute begeistert man sich dafür, daß Austen Chamberlain der Sohn seines Vaters sei und darum das eigentliche Ziel seines Lebens in der Aufrichtung des amerikanisch-englisch-deutschen Bündnisses bestehe. Die geschichtliche Literatur der letzten Jahre von Johannes Hallers „Die Ära Bülow" bis zu Dr Fischers „Das große Nein Holsteins" hat, unterstützt von Memoirenliteratur und von der politischen Publizistik, unter den deutschen Intellektuellen weithin die Stimmung erzeugt, daß der entscheidende Fehler der alten Zeit die Ablehnung der englischen Bündnisangebote von 1898—1901 gewesen sei. Aus dieser Stimmung läßt sich leicht eine nervöse Unruhe entwickeln, daß wir vielleicht ein zweites Mal dieselbe Schuld auf uns laden könnten. Die Unruhe wird auf eine erhöhte Bereitschaft hinauslaufen, wenn nur England will, uns seiner Führung anzuvertrauen und mit ihm Bündnisbeziehungen einzugehen. Wie vor zwei Jahren, als Stresemann den Gedanken der wirtschaftlichen Verständigung in seiner Reichstagsrede von Anfang März entwickelte, wurde er aufs neue wegen seiner Initiative zu dem Vertrag mit den stärksten Lobsprüchen gepriesen. Man versicherte ein über das andere Mal, daß der großzügige Verzicht Deutschlands auf eine nochmalige Änderung der Grenze im Westen, sein endgültiger Abschied von Elsaß-Lothringen auf der Stelle eine Wiedereröffnung der „Diskussion" über die Unhaltbarkeit der Grenze im Osten zur Folge gehabt habe. Die Franzosen selbst hätten begriffen, daß der Korridor von den Polen nicht behalten werden könnte; Herriot erwarte vielmehr von Polen eine großmütige Geste gegen seinen mächtigen Nachbarn, weil es dann in dauerndem Frieden und Freundschaft mit ihm leben werde. Der „Manchester Guardian", der mehr Abonnenten in Deutschland haben dürfte als in England, machte sich dieses Gerede vor allem zu eigen. Chamberlain und Herriot ließen keinen Zweifel darüber, daß es nichts als Gerede sei. Ihre nüchternen und kalten Erklärungen wurden aber über der ver-

führerischen, süßen Melodie, welche die Zeitungen sangen, nicht gehört. Die Angelsachsen durften sich auf die deutsche Michelei verlassen.

Benesch griff ein. Er wie der polnische Außenminister erschienen in Paris. Wenn des Rheins wegen ein regionaler Sicherheitsvertrag abgeschlossen werden sollte, warum sollten nicht auch andere regionale Sicherheitsverträge erlaubt sein? Benesch warf die Idee hin, und der Belgier Huysmans fing den Ball auf. Man müsse daran denken, in einem zweiten Vertrage die Staaten des Kleinen Verbandes, Polen, Österreich und Ungarn zusammenzufassen. In diesem Falle wären zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen worden. Die seit Jahren sorgsam betriebenen, aber immer noch nicht zum Ziel gediehenen Bemühungen um eine Annäherung der Tschechoslowakei und Polens könnten in einem größeren und deshalb den Beteiligten weniger fühlbaren Rahmen aufgenommen und zugleich vielleicht der entscheidende Schritt zur Verwirklichung der Donaukonföderation getan werden. Die Verfallserscheinungen in dem von Genf sanierten Österreich haben sich in den letzten Wochen nicht zurückgebildet. Hatte der Franzose anfangs des Jahres für die Stunde, da der abermalige Zusammenbruch unvermeidlich wird, den Abschluß einer Zollgemeinschaft Österreichs mit Ungarn empfohlen, so eröffnete der Plan regionaler Sicherheitsverträge die Aussicht, den damit nur angedeuteten Gedanken alsbald in seiner Ganzheit und mit all seinen Forderungen zu verwirklichen. Österreich und Deutschland würden gründlich auseinander- und in zwei ganz verschiedene Welten hineingerissen. Was würde das verkleinerte Deutsche Reich noch für ein Gewicht haben, wenn es den fünften Teil des im westlichen Sicherheitsvertrage geeinten Raumes einnähme und wenn das gesamte östliche und südöstliche Mitteleuropa, Österreich eingerechnet, in einem anderen Vertrage geeinigt würde? Statt daß unsere Ostgrenze „diskutiert" wurde, beeilte man sich, alle Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß sie vollends starr wurde.

Die Reichsregierung war gegenüber der Propaganda, der sie sich mit einem Schlage im Westen und Osten ausgesetzt sah, ziemlich wehrlos. Die Polen erhoben ein mächtiges Geschrei, als wenn sie von Herrn Stresemann ans Messer geliefert werden sollten. Die Franzosen redeten sich in eine gleich starke Leidenschaft hinein, als könnten sie nun und nimmer von ihrem Protokoll lassen. Alle, die an der Bildung der öffentlichen Meinung für die Verträge teilnahmen, schoben geflissentlich die Verantwortung daran den Engländern zu. Lord d'Abernon habe Herrn Stresemann zu seiner Anregung bewogen, so hieß es im „Temps", die deutsche Regierung tue alles, was er ihr rate. Dabei war ganz unverkennbar, daß die Engländer so wenig jetzt wie beim Sachverständigengutachten daran dachten, den Franzosen irgendetwas zuzumuten, was wirklich ein Opfer bedeutete. In Genf wurde unser Saargebiet wieder den Franzosen und Danzig wieder den Polen preisgegeben. Das Saargebiet erhielt seinen französischen Präsidenten wieder und der Danzig-polnische Streit wurde entgegen dem Urteil des englischen Kommissars in Danzig an den Haag verwiesen. Chamberlain begründete die Überweisung zynisch damit, daß das Prozessieren im Haag „ungeheure Kosten" verursache und deshalb durch einen Vorgang die Rechthaberei den Kleinen und Schwachen abgewöhnt werden solle. Nur Danzig dürfte im vorliegenden Streit klein und schwach sein. Für Polens Geldbedürfnis zum Ausfechten des Streites wird von Frankreich her gesorgt werden. Beinahe noch auffälliger ist an der englischen Politik in diesem Augenblicke die Begünstigung des Serben Pasitsch. Sie rühmt sich, daß es ihr mit Hilfe des gewandten griechischen Gesandten in London gelingen werde, ein jugoslawisch-griechisches Bündnis zustande zu bringen, und streicht dabei die staatsmännische Weisheit des alten Schürers des serbisch-österreichischen Gegensatzes in übertriebenster Weise heraus.

Wann werden die Engländer daran gehen, den dritten regionalen Sicherheitsvertrag für das einstige Gebiet der asiatischen Türkei und ihr Kolonialreich um den Indischen Ozean her zu begründen? Er tut ihnen dort gewiß nicht weniger not als in den beiden anderen Räumen. Schon vor dem Weltkriege glomm unter der Oberfläche ein Feuer türkenfeindlichen Hasses in der kurdischen Bevölkerung. Die Akten unseres Auswärtigen Amtes haben das eine oder andere Anzeichen dafür, daß die Kurden auch bei uns Anlehnung suchten. Jetzt endlich haben sie sich erhoben. Ihr Aufstand gewann Bedeutung dadurch, daß er an sich zog, was sich an oppositioneller Stimmung sonst im türkischen Gebiet angesammelt hat. So heftig wie die Flamme des Aufstandes aufflackerte, wurde danach

gesucht, wer sie von außen her anfachte. Es wurde auf die Engländer wie auf die Russen geraten. Beweise scheinen weder für die eine noch für die andere Unterstützung erbracht worden zu sein. Dagegen gab der Aufstand den Franzosen Gelegenheit, sich ein weiteres Mal die Türken zu verpflichten. Sie erlaubten ihnen, die Truppen zur Niederschlagung des Aufstandes durch Syrien zu schaffen, obwohl die Engländer in ihrer Sorge, daß die Türken auf diese Weise ein Heer in der Nähe von Mossul sammeln und damit gegen Mesopotamien losschlagen könnten, das französische Verhalten übel vermerkten.

Pertinacior.

Literarische Notizen

Deutsche Malerei. Von Franz Dülberg. Mit 32 Bildern. 3. Aufl. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag.

Die Frage, was ist in der deutschen Malerei seit ihren Anfängen um das Jahr 1400 bis zum heutigen Tage das eigentlich Deutsche, beantwortet Dülberg nicht mit einer einmaligen Definition als letztem gedanklichen Ergebnis, „dazu liebt er das bunte Faktum, das ja selber nur im Kristall gewordener Gedanke ist, viel zu sehr.“ Er greift vielmehr in den treibenden Strom der Entwicklung unserer Kunst, hebt eins um das andere ihrer Werke heraus und läßt (in der nun 3., an Umfang wie Abbildungsmaterial aufs glücklichste erweiterten und abgerundeten Auflage seines Buches) den Leser an 32 Beispielen mit eigenen Augen erleben und erkennen, um was es geht. Es ist eine „Probenschau“, ein kleines Museum, für das Dülberg jedoch keineswegs nur die allgemein bekannten Hauptwerke gewählt hat. So folgt noch das 2. Kapitel „Hochblüte“ mit den populären Meisternamen der gesegneten Jahrzehnte nach 1500 ein Abschnitt „Steuerlos im Sturm der Zeiten“, der mit seinen Uffenbach, Rottenhammer, Roos nicht jedermann geläufige Künstler und Bilder bespricht. Wenn der Verfasser in dem knappen ihm zur Verfügung stehenden Raum Erscheinungen wie diese so absichtsvoll aus der Nacht ihrer Vergessenheit hervortreten läßt, so tut er es, weil er die deutsche Kunst dieses halben Jahrtausends wie das deutsche Geistesleben, das sie versinnbildlicht, als eine untrennbare Einheit empfindet — also auch die kleine deutsche Malerei von 1550 bis 1800 neben der großen deutschen Musik, Dichtung, Philosophie — und in ihren Höhen wie in ihren Tiefen das Deutsche spürt, mit einer Liebe, die sich des Wesentlichen so bewußt ist, daß sie seine Schwächen und Abhängigkeiten nicht zu verheimlichen braucht.

So führt er uns die lange Entwicklungsreihe vorüber, deren Epochen vielfach durch einprägsame Gegeneinanderstellung der einzelnen Meister charakterisiert werden. Da steht zu Beginn dem auf das plastische „Dasein“ seiner Gestalten dringenden Konrad Witz gegenüber: Multscher, der sie „lebendig“ zu machen strebt; dem auf den Spuren italienischer Kunst doch so kerndeutschen und wuchtigen Tiroler Pacher: der eleganteste Verkünder spätgotisch-tänzerischer Anmut, der Bartholomäus-Meister; oder dem „größten deutschen Künstler“ Dürer: der Schöpfer des „größten Kunstwerkes der deutschen Malerei“, Grünewald; später dann dem Berliner Chodowiecki, dem biederen Schilderer des goldenen Zeitalters unserer Literatur und der „Armut, Lage und Seltsamkeit ihrer äußeren Lebensformen“: das Bildnis der allgefeierten bacchantisch drapierten und dabei so gar nicht dionysischen Angelika (übrigens ein Kabinettstück ironischer Darstellung). Und weiterhin etwa hebt sich der Deutsch-Römer Fohr ab gegen den nordisch gearteten K. D. Friedrich, der in seinen Landschaften „die ergrimmte Liebe zum heimischen Boden gibt, die den seelischen Untergrund der Befreiungskriege bildete“; oder die in die internationale Zeitströmung einbezogene Kunst Feuerbachs gegen den „vielleicht mit der größten formschaffenden Kraft, die je ein deutscher Maler besessen hat, begabten,“ trotz aller Beziehungen zu Italien doch nur deutscher Art gemäßen Böcklin. Dann wieder, bei aller Kontrastierung des liebenswürdigsten Romantikers Schwind gegen den Preußen Menzel, blitzt geistreich die Parallele auf zwischen ihren Bildern, diesen „Lesebildern“, „nur mit dem Unterschiede, daß statt dichterischer, beziehungsreicher Bedeutsamkeiten“ bei dem einen uns bei Menzel „überall mit feinstem Malerauge gesehene Farben- und Lichtfunde begegnen, die leider nur einander auf die Füße treten.“ Das Phänomen dieses seh- und arbeitsgewaltigen Zwergen ist es über-

haupt immer wieder, in welchem Dülberg, in Bewunderung oder Widerspruch, deutsche Wesensart beispielhaft zu deuten weiß, so, wenn er ihn als „verliebten Freier der Natur" Dürer wohl gleichsetzt, jedoch mit der Einschränkung, „daß er nicht das Streben ins Unirdisch-Geheimnisvolle besitzt, ohne das Dürer nur ein helles, unruhig-glückliches Auge gewesen wäre." Und weiter führt er uns durch sein Museum hin, vor den in seiner „tiefen Lebensandacht" wahrhaft monumental erfaßten Leibl; daneben den Epigrammatiker Liebermann, den „Meister in der Kunst, unsägliche Arbeit als blitzschnell erscheinen zu lassen"; und ferner, wie durch Abgründe von solcher Malerei getrennt und doch demselben Zeitenschoße entsprossen — wie die Gegenapostel Hauptmann und Stefan George — die melodienreiche Liniensprache Ludwig von Hofmanns; um diese ganze Halbjahrtausend-Schau mit Slevogt, in dem „die jauchzende Gesetzesfreiheit der deutschen Malerei ihren höchsten Grad erreicht", zu schließen, mit Slevogt, dessen „Können, das das Rückgrat jeder Kunst bedeutet", er, mit einem stumm-beredten Seitenblick auf all das Heutige, der Zukunft erhalten wissen möchte.

Unvoreingenommen, den Blick stets auf das Große und Ganze gerichtet, hält der Verfasser auf jeder ihrer Stufen inne, um hinzuweisen wie unsere Malerei in Anlehnung oder Gegensatz zur fremden sich selber findet und immer wieder deutsch wird und eben darum Schritt hält mit den Kameraden in Süd und Westen, und ein ebenbürtiges Mitglied der großen europäischen Meister-Gilde bleibt.

Die Auswahl seiner Helden — man sieht es schon an diesen kurzen Andeutungen — sowie die ihrer Werke ist eine ganz persönliche, und man fühlt, für wen das Herz des Verfassers schlägt, und wem er Liebe nicht zu schenken vermag. So liegt ihm, trotz verständnisvoller Charakterisierung, Holbeins Werk, der „Augenblick fast restlosen Glücks" in der deutschen Malerei, nicht, auch nicht das des Wahl-Sachsen Cranach; wohl aber ist ihm Grünewald ein innig Vertrauter, auch Baldung, der „liebenswürdige Naturbursche", und der „sehr schwer zu überschätzende" Elsheimer. Kein Wunder bei Einem, dem, ohne daß er es ausspräche, die Welt Rembrandts der tiefste Ausdruck malerischen Genies bedeutet.

Man muß den Volksverband der Bücherfreunde beglückwünschen, daß ihm dieses Dülbergsche Werklein beschert wurde, das, für das breiteste Publikum bestimmt, fernab vom Geplätscher der üblichen Kunstschriftstellerei mit ihren jeweils modernen Standpunkten und Schlagworten, seinen eigenen, geraden Weg geht und sein Urteil, bei weitestem Überblick über das ihm anvertraute Feld, nach persönlichem Wertmaßstab, vielfach in sprachlich glücklichster Prägung, fällt. Dazu gehört freilich, daß man eine Persönlichkeit ist, ein Mann von der tiefen Bildung des Geistes und des Herzens, kurz: selber ein Künstler ist wie Franz Dülberg.

Johannes Guthmann.

August der Starke. Von Cornelius Gurlitt. Ein Fürstenleben aus der Zeit des deutschen Barock. 2 Bände. Dresden 1924, Sibyllen-Verlag.

Zwei stattliche Bände, vornehm ausgestattet, reich illustriert, die Einbände geschmackvoll verziert, grüner Deckel, weißer Rücken, zwischen den in goldenen Lettern prangenden Namen Cornelius Gurlitt und August der Starke, eine Skizze des Dresdner Reiterstandbilds jenes Wettiners, auf den Umschlägen des 1. und 2. Bandes Reproduktionen eines Silvestreschen Gemäldes von August dem Starken und des Porträts der Gräfin Cosel — das Herz des an dem berühmten Albertiner hängenden Sachsen muß schon an dem Äußeren der beiden seit dem Sommer 1924 mit ungewöhnlicher Reklame angepriesenen Bände seine helle Freude haben.

Der Titel des Buches führt aber irre. Die drei ersten Kapitel des 1. Bandes sind zwar überschrieben „Der Prinz", „Fürstenrecht", „Der König" und versuchen, dem Leser die Persönlichkeit jenes Wettiners anschaulich zu machen — aber wie soll das gelingen, wenn Gurlitt zum Schlusse selbst bekennt: „In das, was er im stets ängstlich verheimlichten Innersten dachte und empfand, habe ich nur selten Einblick gefunden, außer auf dem Wege der Vermutung." Kein Wunder, wenn man sich vor der „Kärrnerarbeit" des Aktenwälzens scheut! In das sächsische Hauptstaatsarchiv ist der seit 1893 in Dresden Ansässige wenig gegangen. Seine Aktienstudien nennt er selbst „bescheiden". „Ich denke mir" August den Starken in seinen Entwicklungsjahren so und so, heißt es auf Seite 25 des 1. Bandes; — die Subjektivität des sich überschätzenden, Rankesche Selbstzucht und Gewissenhaftigkeit verschmähenden Verfassers dokumentiert sich bereits in dieser selbstbewußten Phrase. Unbekannt mit dem gewaltigen, in den Archiven und den Bibliotheken ruhenden handschriftlichen Material konnte Gurlitt gar nicht in die innere Entwicklung Augusts eindringen; er ist dann auch so ehrlich, wenigstens im Vorwort zu sagen: „Dies Buch will weder eine Lebensbeschreibung noch Landesgeschichte geben. Es will von den Beziehungen eines deutschen Barockfürsten zu den geistigen und wirtschaftlichen Bestrebungen und Verhältnissen seines Landes berichten." Wie steht es damit?

Kapitel IV ist überschrieben „das Volk",

V „der Staat", VI „die Kirche", VII „Industrie und Handel", VIII „die Kunst". Eigene archivalische Studien liegen auch diesen Partien mit Ausnahme wohl der beiden letzten Kapitel kaum zugrunde. Nur oder fast nur Literatur ist darin verarbeitet. Keineswegs mit der auch im Zeitalter der Synthese wünschenswerten Akroibie. Wer in diesen Dingen zu Hause ist, spürt überall die unzulängliche Belesenheit Gurlitts in den wissenschaftlichen Spezialwerken, die Flüchtigkeit seiner Arbeitsmethode und die Voreingenommenheit bei der Auswahl. Gurlitt schrieb in erster Linie für Sachsen. Sachsens Verdienstanteil an dem kulturellen Aufschwung unserer Nation in rechtes Licht zu setzen, war die Aufgabe, die er sich stellte. Eine schöne Aufgabe, gewiß. Denn die Sachsen können stolz darauf sein, was Leibniz und Tschirnhaus, Thomasius und Pufendorf, der allerdings nur fünf Jahre in Dresden wirkende Elsässer Spener und Graf Zinzendorf, Bach, Lessing und andere ihrer Vorfahren in dem Jahrhundert nach dem großen Kriege geleistet haben, und wem schlüge das Herz nicht immer wieder höher, wenn er sich Dresden nähert, dem Elbflorenz Augusts des Starken und der zahlreichen von ihm in seinen Dienst genommenen großen Künstler? Inwieweit ist aber der kulturelle Aufstieg dem Wettiner persönlich zu danken? Kann man ihn, wie Gurlitt es tut, als „deutschen" dem „französischen" großen Friedrich gegenüberstellen und ihn höher bewerten als den im Gegensatz zu Schmoller und seinen Schülern wieder ganz gering eingeschätzten Feind der Musen und Grazien, den preußischen Soldatenkönig? Ich meine: den großen Komponisten des deutschen Protestantismus auf das Verdienstkonto des Konvertiten von 1697 setzen, den Befreier unsres Theaters von den französischen Regeln auf das des Bewunderers Corneilles und Racines, jenes Wettiners, dessen nach Warschau mitgenommene Handbibliothek vornehmlich aus französischen Werken bestand, wirkt geradezu grotesk, und die Behauptung: „August der Starke zeigt sich in einem anderen Licht als Friedrich der Große, er lebte geistig mit seinem Volke, mag man ihm dies nun als Schwäche oder als Verdienst anrechnen," ist eine glatte Mißachtung der Rückertschen Mahnung:

„Grenzpfähle steckest du, um ein Gebiet zu messen;
doch daß du sie nur steckst, das sollst du nicht vergessen.
Der grade Gegensatz setzt grad' die Wahrheit schief,
weil stets in Wahrheit eins ins andre sich verlief."

Friedrich der Große und August der Starke waren beides zugleich: Deutsche und Franzosen. Die Taten des ersteren gaben unserer Dichtung wieder einen nationalen Gehalt. Er hat, als er die Schrift „De la litérature allemande" schrieb, die Hoffnung gehegt, wie Moses das gelobte Land doch noch von ferne erblicken zu können: das nahende Zeitalter einer klassischen deutschen Literatur.

Es steht besonders im 2. Bande viel Richtiges, Belehrendes und Anregendes, aber auch mancherlei Falsches, Schiefes, Krauses. Ich gehe auf einzelnes nicht ein. Gurlitt könnte sonst triumphierend sagen: „Da seht den gelehrten Pedanten! Dem hohen Flug meiner Gedanken vermag er gar nicht zu folgen." Daß ich ein pedantischer Gelehrter sei, hat er mich am 22. Oktober v. J. nach meinem Vortrag „August der Starke, seine Welt und sein Werk", den ich im Dresdner Geschichtsverein hielt, persönlich versichert. Der Hauptfehler seines Buches ist m. E., daß es einen falschen Wertmaßstab an den behandelten Stoff legt, daß es alles vom Standpunkt des Ästheten aus sieht, daß es ganz unbefangen erklären zu können meint: „Das Politische habe ich von der Betrachtung ausgeschaltet."

Ist das berechtigt? Nein.

Der Staat ist der gegebene Sammler, Träger und Förderer aller geistigen und materiellen Kräfte eines Volkes, und wehe dem Volke, das sich gleichgültig von ihm abwendet und meint, von seinen Aufgaben und Nöten nichts zu wissen zu brauchen! Die Entwicklung der Deutschen Geschichte ging um 1700 unaufhaltsam hin auf Ausbildung starker absolut regierter Einzelstaaten. Hat August der Starke diesen Zug seiner Zeit begriffen und sein Möglichstes getan, daß der Staat der Wettiner nicht zurückblieb hinter dem der Hohenzollern? Wohin zielten seine Pläne?

Seine Individualität ist eine untrennbare Einheit. Nur wenn man seine Ziele wirklich kennt und weiß, wie weit er sie erreichte und weshalb er dieses und jenes nicht erreichte, kann man sich klar werden über ihn und zu einem gerechten Urteil gelangen. Wir dürfen keinen anderen Maßstab an ihn legen als den des Erfolges. Ihn ohne Kenntnis seiner geheimsten Gedanken zum Verwirklicher der besten Ideale seiner Zeit stempeln, hin gar verherrlichen als Repräsentanten des Ideals, das man selbst im Herzen trägt, ist Subjektivität, keine Rankesche Objektivität. Gurlitt verabscheut den Militär- und Beamtenstaat Friedrich Wilhelms I. Er sagte zu mir im August 1924, seiner Ansicht nach sei es ein Unglück für Deutschland gewesen, daß Friedrich der Große Preußen zur Großmacht erhob und gegen Maria Theresia ins Feld zog; dadurch seien uns schließlich die Deutschösterreicher verloren gegangen. Verbiete nur dem Seidenwurm zu spinnen! Und dachte der Wettiner mehr

„deutsch"?" August der Starke hat Sachsen, Thüringen und Polen, Böhmen, Schlesien, Mähren und vielleicht noch andere Territorien zu einem mitteleuropäischen Reiche verschmelzen wollen, wie der Hohenzoller gegen das Haus Habsburg mit Frankreich verbündet. Ob das Größenwahn war, mag dahingestellt bleiben. Weshalb er und sein Sohn ihr Ziel nicht erreichten, das zu ergründen ist die Aufgabe der Geschichtsforschung. Sodann: wie weit der Aufstieg Sachsens zu seiner geistigen und wirtschaftlichen Blüte sich dank der Förderung durch die albertinischen Wettiner vollzog, wie weit im Gegensatz zu ihnen.

Gurlitt legt auch eine Lanze ein für Augusts Hofpoeten Ulrich König. Er sollte — sagte ein witziger Kollege zu mir — die Königstreue doch nicht zu weit treiben.

Paul Haake.

Mit Auto und Kamel zum Pfauenthron. Von E. A. Powell. Berlin-Grunewald, Kurt Vowinckel.

Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil. Von G. M. Haardt-L. Audouin-Dubreuil. Ebenda.

Der rührige Verlag Vowinckel, der mit Geschick unsere geopolitischen Kenntnisse fördert, gibt jetzt eine gut ausgestattete Reihe von Reisebüchern, die er fast zu bescheiden „Der Weltenbummler" nennt, zu dem erstaunlich billigen Preise von 5 M für den Ganzleinenband heraus. Eine Fülle von Bildern, gute übersichtliche Karten und besonders zu lobende Orientierungsskizzen auf den Schutzumschlägen heben den Wert. Ich bedaure nur, daß diese Bücher in Antiqua gedruckt sind; man möchte sie der deutschen Jugend in die Hand geben, der ja heute ferne Länder noch viel schwerer zugänglich sind, als vor dem Kriege.

„Major" Powell, ein Amerikaner, bereiste im Jahre 1923 Syrien, Palästina, Arabien, Mesopotamien und Persien mit den ältesten und den modernsten Beförderungsmitteln. Er beschreibt diese Reise, ohne uns ihren Zweck mitzuteilen. Denn wir wollen ihm nicht glauben, daß ihn nur Abenteuerdrang und Sportlust dorthin führte. Dazu ist sein Interesse an der Politik und dem . . . Erdöl jener Länder etwas zu groß. Jedenfalls sind wir ihm dankbar, daß er nicht blind, wie der amerikanische Polar„forscher" auf sein Ziel losrennt, ohne Zeit und Lust zu haben, nach rechts und links zu blicken, sondern mit offenen Augen und gesundem Humor den alten Orient durchwandert. Er sieht ihn gut, ohne falschen Enthusiasmus, und bereichert unser Wissen von jenen Ländern, deren Verhältnisse dank der durch die Friedensschlüsse in den Pariser Vororten hervorgerufenen Wirren gründlich verändert sind, seit Deutsche zuletzt (1918) dort reisen durften. Die Rivalität zwischen England und Frankreich erscheint ihm als das Bestimmende, wobei er seine Sympathien keineswegs den Engländern (Petroleuminteressen) zuwendet.

Das Buch von Haardt und Dubreuil schildert die Abenteuer der ersten Durchquerung der französischen Sahara vom Norden bis zum Niger mit einer Autokolonne. Es zeigt uns, wie die Unternehmungslust der Autofabrik Citroen nicht nur eine Sportleistung ersten Ranges durchführt, sondern auch wie Frankreichs Hauptrekrutierungsgebiet im westlichen Sudan der algerischen Kolonie nahegerückt wird. Wir erfahren durch dies Buch erst, wie fest heute bereits die Hauptmasse des afrikanischen Kontinents in Frankreichs Hand liegt, welches sich in den Jahren 1915—18 die Saharastämme unterwarf. Noch interessanter ist vielleicht, was uns zwar verschwiegen wird, aber zwischen den Zeilen jeder Seite zu lesen ist: daß Frankreichs afrikanisches Heer diese Reise in großzügiger Weise vorbereitete und daß ihre Durchführung als ein Triumph des kriegerischen Gallien aufgefaßt wurde. Das Buch ist um so aktueller, als wir eben erfahren, daß eine diesjährige Wiederholung der Durchquerung die Automobile von Algier bis zum Tschadsee in 26 Tagen führte.

v. Loesch.

New-Yorker Spaziergänge. Von Dr phil. et med. Gerhard Venzmer. Hamburg, Weltbund-Verlag.

Dr Venzmer hat als Schiffsarzt neben anderen Reisen auch mehrmals die Fahrt nach New-York gemacht. Ein Teil dieser Reisen fällt in die Inflationszeit, und daher ist manches an diesem Buche heute bereits überholt, weil es mit damals zeitgemäßen Augen gesehen wurde. Der Verfasser hat den jeweiligen Aufenthalt zwischen zwei Fahrten ausgenutzt, um sich diese Stadt recht gründlich anzusehen. Er ist mit offenem Blick für die großen und kleinen Dinge durch diese Riesenstadt gewandert, hat viel gesehen und viel beobachtet. In seinen Schilderungen strebt er an, möglichst objektiv zu bleiben und sich von den amerikanischen Superlativen frei zu halten. Ganz gelingt es ihm nicht. Diese großmäulige Stadt dringt zu hart auf ihn ein, und in seiner Schreibweise schwingt unbewußt eine superlativistische Resonanz mit. Er ist teilweise der suggestiven Kraft dieser Stadt unterlegen. Gewiß, New-York ist schon eine Stadt, und es gibt wohl keine zweite von gleichen Ausmaßen, aber deshalb ist es doch noch nicht notwendig, die Stadt und ihr Leben mit den Ausdrücken zu schildern, die man sonst nur in dem von Lokalpatriotismus vollen Munde des New-Yorker zu hören gewohnt ist. Die Lebensgefährlichkeit der Straßenübergänge z. B. ist bei der herrschenden Verkehrsordnung wirklich nicht so

schlimm; und wenn es tatsächlich an einigen Stellen, wie an der Kreuzung der 42. Straße mit dem Broadway ein wenig wild hergeht, so liegt das nur an einer Inkonsequenz der New-Yorker, die hier nicht großzügig genug vorgehen. Sie brauchen hier nur ein paar Häuser niederzulegen und diesen Knotenpunkt zu verbreitern. Sie wollen doch sonst so grbßzügig sein!

Das Kapitel über die Frauen ist recht gut. Dr. Venzmer scheint eine Ursache für die überragende Stellung der Frauen in Amerika gefunden zu haben, die er in der ursprünglichen Seltenheit der weißen Frau sieht; hinzu kam wohl auch noch die Notwendigkeit, in den Südstaaten die Frau auf ein Piedestal zu heben, um sie bei der ehemaligen Sklavenwirtschaft auch in Abwesenheit des Mannes vor den Gelüsten der Neger zu sichern. Daß trotz der Verherrlichung des Weibes in New-York kein Marienkult getrieben wird, sondern die Liebe auch im rein Menschlichen bleibt, hat der Verfasser natürlich auch gesehen.

Das Buch ist abgesehen von solchen mit amerikanischem Maßstab gemessenen kleinen Übertreibungen und abgesehen von einigem, was schärfer beobachtet und hervorgehoben sein könnte, sowie den aus der Inflationszeit stammenden falschen Sentimentalitäten ein sehr gutes Buch, das einen richtigen Einblick in die Lebensweise dieser Stadt gibt. Hans Christoph.

Das Fegefeuer des deutschen Theaters. Von Dr. Joseph Papesch. Dessau, Karl Rauch.

Über die Reformbedürftigkeit des deutschen Theaters und der deutschen Literatur besitzen wir Legionen von Vorschlägen Berufener und Unberufener. Jeder Direktor, jeder Dramaturg, jeder Schauspieler, jeder Schriftsteller, ja, jeder irgendwie schreibgewandte Theaterbesucher hat sich auf diesem Gebiete schon versucht. Und doch ist nichts besser geworden, im Gegenteil, die Krise des deutschen Theaters wird ständig schlimmer. Die Zahl der gebildeten feinfühligen Deutschen, die der Schaubühne angewidert den Rücken kehren und im guten Filmstück, im Roman oder sonstwo Ersatz finden, wird immer größer. Diese Abwanderung treibt das Theater nur noch tiefer hinein in den Schlamm der sinnlosen Revuen mit ihren für die Massen bestimmten Zoten und Fleischmärkten einerseits, in die Sackgasse snobistisch dekadenter Exklusivitäten für die Zivilisationsbonzen andererseits. Der Hebel ist also stets am falschen Ende eingesetzt worden. Man vergißt, daß das Theater nur der Spiegel der Volksseele und nicht zuletzt des Schrifttums einer Zeitspanne ist. Der Fisch stinkt vom Kopfe, da helfen keine kleinlichen Reformen. Diesem Theater, das seit Jahrzehnten nur dem Literaten, nicht dem Dichter offen stand, einen Fußtritt zu versetzen, auf daß es schleunigst in den wohlverdienten Orkus der Vergessenheit verschwinde, das konnte nur einer wagen, der außerhalb des gegenseitigen Versicherungsklüngels steht und doch die Praktiken und Geheimnisse der Leute vom Bau genau kennt. Papesch braucht nicht mit Kanonen zu schießen. Er holt sich die „prominenten" Theaterschreiber mit der Flaubert-Pistole zielsicher herunter, einen nach dem anderen, rupft die mit Paradies-, Eulen-, Raben-, Adler- und Aasgeierfedern geschmückten seltsamen Vögel und zeigt uns, daß wir es mit aufgeplusterten frechen Gassenspatzen zu tun haben. Das deutsche Volk muß jetzt erkennen, daß es etwa seit Jahrhundertbeginn Schindluder mit einem seiner heiligsten Güter hat treiben lassen. Was wir heute deutsches Theater nennen, ist in der Provinz ein matter Abklatsch ehemaliger Größe, in den ausschlaggebenden Großstädten ein Sammelsurium idiotischen Gemechels und krassen Materialismus. Herzerfrischend ist die ungeschminkte Offenheit, mit der Papesch den Literaten die Maske vom Gesicht reißt. Es ist von besonderer Bedeutung, daß ein Deutschösterreicher, also einer vom theaterfreudigsten Stamme Großdeutschlands, diese Reinigung der Stickatmosphäre vornimmt. Er predigt keine Reformen der Bühne, sondern Abkehr des Volkes und vor allem seiner Besten vom widerlichen Zeitgeist und Rückkehr zur hochsinnigen verantwortungsbewußten Volksgemeinschaft; nur so werden wir auch wieder ein gesundes, würdiges, kultisches und heroisches Theater haben. Geht das deutsche Volk, gehen seine Führer aber weiter den Weg zur Verdammnis, dann wird das Theater ewig eine Spottgeburt bleiben müssen. W. M.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Buddhastatuen. Ursprung und Formen der Buddhagestalt von Dr. Leonhard Adam. 52 Photogr. 21 Abb. 116 S. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. (5,50 M. Hlbl. 7,— M.)

Adickes. — Kant als Naturforscher von Erich Adickes. Band 1. 378 S. Berlin 1924, W. de Gruyter & Co.

Adriaticus. — Deutschlands gerechte Grenzen von Adriaticus. 116 S. 14 Zeichnungen. Berlin 1924, Dietrich Reimer. (2,50 M.)

Aischylos. — Die Perser. Drama von Aischylos. Griechisch und deutsch. Übertragen von Georg Lange. 47 S. München 1924, Ernst Heimeran.

Albert. — Was die Arbeiter über das Washingtoner Abkommen und über den Achtstundentag nicht erfahren, von Robert Albert. 31 S. Berlin 1925, Deutsche Wirtschaftspolitische Gesellschaft.

Banse. — Sonnensöhne Ein Wanderfries von Ewald Banse. 190 S. Bremen 1925, Carl Schünemann

Der Bär. — Jahrbuch auf 1925 von Breitkopf & Härtel 158 S. Leipzig 1925, Breitkopf & Härtel.

Becker. — Vom Wesen der deutschen Universität von C. H. Becker. 44 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Behm. — Von der Faser zum Gewand von Dr Hans Wolfgang Behm. 76 S. Stuttgart 1925, Franckh.

Behrend. — Aus Theodor Fontanes Werkstatt von Prof. Dr Fritz Behrend. 43 S. Berlin 1924, H. Berthold. (8,— M.)

Bekker. — Von den Naturreichen des Klanges von Paul Bekker. 75 S. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Benninghoff. — Lucifers Geschlecht, Bilder und Gedanken von Ludwig Benninghoff. 216 S. 20 Abb. Hamburg 1925, Weltbund-Verlag. (Gzl. 7,— M., Hlbleder 12,— M.)

Berger. — Der heilige Nil von Dr A. Berger. Mit 16 Aufnahmen des Verfassers. 333 S. Berlin 1924, Wegweiser-Verlag

Bernhard. — Das System Mussolini von Ludwig Bernhard. 143 S. Berlin 1924, August Scherl.

Blachetta. — Des Kaisers neue Kleider von Walter Blachetta. 52 S. Frankfurt 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Blunck. — Stelling Rotkinnsohn von Hans Friedr. Blunck. 302 S. München 1925, Georg Müller.

—. — Der Wanderer. Gedichte von Hans Friedr. Blunck. 256 S. München 1925, Georg Müller.

—. — Feuer im Nebel von Hans Friedr. Blunck. 158 S. Hamburg 1913, Janssen.

Boelitz. — Der Aufbau des preußischen Bildungswesens nach der Staatsumwälzung von Dr Otto Boelitz. 224 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Bölsche. — Tierseele und Menschenseele von W. Bölsche. 76 S. Stuttgart 1924, Franckh.

Borries. — Die Romantik und die Geschichte,Studien zur romantischen Lebensform von Kurt Borries. 243 S. Berlin 1925, Deutsche Verlags-Gesellschaft für Pol. und Gesch.

Botzenmayer. — Helden, Wunder und Abenteuer aus grauer Vorzeit. Romanzen und Sagen von Karl Botzenmayer. 251 S. Berlin 1925, R. Bredow.

Brachvogel. — Robespierre von Carry Brachvogel. 188 S. Wien 1925, Karl König.

Brandenburg. — Pankratz der Hirtenbub von Hans Brandenburg. 191 S. Leipzig 1925, H. Haessel.

— — Die Ursachen des Weltkrieges von Erich Brandenburg. 75 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Breysig. — Vom geschichtlichen Werden Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre von Kurt Breysig. Erster Band: Persönlichkeit und Entwicklung. 329 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta Nachf.

Büchmann. — Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes von Georg Büchmann. 769 S. Berlin 1925, Max Paschke.

Burger. — Die Griechischen Frauen von Franz Burger. 49 S. München 1924, Ernst Heimeran.
Caspar. — Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen von Erich Caspar. 107 S. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr. (3,— M.)
Damaschke. — Bibel und Bodenreform von Adolf Damaschke. 14 S. Berlin 1924, Gebr. Mann. (—,30 M.) (Soziale Zeitfragen.)
Dehio. — Geschichte der Deutschen Kunst von Georg Dehio. Des Textes dritter Band. 165 S. Abbildungen dritter Band. 246 S. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co.
Deutsch-Chilenischer Bund. Bundes-Jahrbuch für das Jahr 1925, 189 S. Concepcion 1925, Soc. Imp. y. Lito.
Deutsche Politik. Ein völkisches Handbuch. Vierter Teil. Der Kampf um den deutschen Volksboden. 62 S. Frankfurt 1925, Englert & Schloper.
Diederichs. — Die Tätigkeit des Verlags Eugen Diederichs in Jena während des letzten Jahrzehnts 1914 bis 1924. 79 S.
Diesel. — Die Söhne Fortunats. Tragödie in 5 Akten von Eugen Diesel. 115 S. Stuttgart 1925, J. G. Cotta. (2,80 M.)
Dix. — Geoökonomie. Einführung in erdhafte Wirtschaftsbetrachtung von Dr. Arthur Dix. 104 S. München 1925, R. Oldenburg.
Dostojewski. — Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. 528 S. München 1925, R. Piper & Co. (Geh. 3,— M, Hlbl. 6,— M.)
Eckardt. — Fr. L. Jahn von Fritz Eckardt. 330 S. Dresden 1924, Wilhelm Limpert.
Enking. — Mensch und Schrift von Ottomar Enking. 148 S. Bremen, Schünemann.
Erdmann. — Die Gewerkschaften im Ruhrkampfe von Lothar Erdmann. 224 S. Berlin 1924, Verlagsges. des Allgem. Deutschen Gewerkschaftsbundes.
Fabricius. — Die deutschen Corps. Eine historische Darstellung von Wilhelm Fabricius. 112 S. (II. Lieferung.) Frankfurt a. M., Verlag der Deutschen Corpszeitung. (3,— M.)
Fichtner. — Romfahrt. Kurzer kunstgeschichtlicher Führer durch die ewige Stadt von Hermann Otto Fichtner. 209 S. München 1925, Kösel & Pustet.
Fleck. — Flore und Blanscheflur. Altdeutscher Versroman von Konrad Fleck. In neuem Reime und mit Erklärungen dargeboten von Johannes Ninck. 240 S. Frauenfeld (Schweiz) 1924, Huber & Co.
Franke. — Untergang. Drei Akte von Hans Franke. 62 S. Stuttgart 1924, Walter Seifert.
Frenken. — Wunder und Taten der Heiligen von Goswin Frenken. 264 S. München 1925, F. Bruckmann A.-G.
Fritsch. — Friedrich der Große unser Held und Führer von Oskar Fritsch. 124 S. München 1924, Lehmann.
Furche-Almanach auf das Jahr 1925. 63 S. Furche-Verlag.
Gjellerup. — Saint-Just. Drama, von Karl Gjellerup. 190 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.
Goethe. — Die schönsten Essays von Goethe. 230 S. München, Albert Langen.
Goethes Sterne. — Gott, Natur, Gemüt. Eine Auswahl von Paul Saßmann. 83 S. Stuttgart 1925, Ernst Heinrich Moritz (Mittelbach).
Goetz. — Menagerie. Vier Übungen von Curt Goetz. 94 S. Berlin 1925, Oesterfeld & Co.
—. — Neidhardt von Gneisenau. Ein Schauspiel von Wolfgang Goetz. 248 S. Leipzig 1922, Eugen Kuner.
Goldschmidt. — Mexiko von Alfons Goldschmidt. 197 S. Berlin 1925, Ernst Rowohlt.
Gotthelf. — Uli der Pächter von Jeremias Gotthelf. 445 S. München 1925, Eugen Rentsch.
—. — Wie Uli der Knecht glücklich wird von Jeremias Gotthelf. 390 S. München 1925, Eugen Rentsch.
Grange. — Aus dem Himmel ferne. Bilderbuch von Marianne La Grange. Stettin, Herrke & Lebeling.
Griewank. — Königin Luise. Briefe und Aufzeichnungen von Karl Griewank. 431 S. Leipzig 1925, Bibliogr. Institut.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

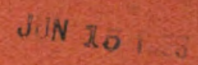
Universitätsprofessor Dr. Adolf Helbok, Innsbruck. — Dr. Dmytro Donzow, Lemberg. — Universitätsprofessor Dr. G. Mentz, Jena. — Dr. Hans Friedrich Blunck, Hamburg. — Dr. Franz Dülberg, Berin. — Olav Duun, Oslo. — Dr. Bogdan Krieger. Berlin. — Max Tau, Berlin. — Professor Edouard Dujardin, Paris.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel





51. Jahrgang Mai 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

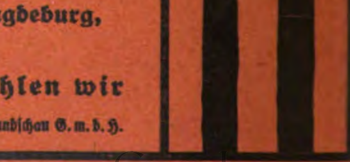
Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder unmittelbar vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Deutsche Schicksalswende in Polen

Erinnerungen aus der Zeit des Zusammenbruchs

von

Adolf Eichler

Am 10. November 1918 standen die deutschen Aktivisten Kongreß-Polens vor einem Scherbenhaufen zerschlagener Hoffnungen.

In den Herbstmonaten 1914, als Lodz wiederholt zwischen den Fronten lag, als die russischen Behörden es nicht mehr hatten und die deutsche Verwaltung es noch nicht besaß, führte ein Bürgerkomitee von eigenen Gnaden die Geschäfte der Stadtrepublik. Systematisch wurden die Deutschen bei notwendig werdenden Besetzungen allen Ämtern ferngehalten. Die deutschen Schulen verfielen der Polonisierung; die Stadt sollte ihres deutschen Antlitzes beraubt werden. Selbst unter den Augen der deutschen Verwaltung wurde später diese Drangsalierungspolitik fortgesetzt. Da bäumte sich das Rechtlichkeitsempfinden der Lodzer Deutschen auf; es bildete sich ein Aktionsausschuß, der in Verbindung mit Vertretern deutscher Vereine die Rechte der deutschen Bevölkerung vertrat. Seinen Bemühungen war es zu danken, daß in der neuen Stadtverwaltung, die im Juli 1915 von der deutschen Verwaltung ernannt wurde, ernst und sachlich denkende Deutsche, Polen und Juden gedeihlich zusammen arbeiteten. Der wechselnde Bestand des deutschen Aktionsausschusses bekam im März 1916 eine straffere Organisation im „Deutschen Verein, Hauptsitz in Lodz", in dem sich alle zusammen fanden, die noch deutsch dachten und an die Zukunft des Deutschtums in Polen glaubten. Befruchtend, anregend und ausführend betätigte sich der Deutsche Verein mit seinem schon vor seiner eigenen Gründung ins Leben gerufenen Organ, der „Deutschen Post", auf allen Gebieten des werktätigen und öffentlichen Lebens. Noch einmal schien sich die Sendung der Deutschen in Polen zu erfüllen. Die Physiognomie der Stadt Lodz und aller einst in ihrer Nachbarschaft von den deutschen Tuchmachern und Baumwollwebern gegründeten Industriestädte war noch im November 1918 so kräftig deutsch, wie seit fünfzig Jahren nicht mehr.

Nach der Unabhängigkeitserklärung Polens im November 1916 suchten die bodenständigen deutschen Aktivisten rechtzeitig in Fühlung mit den polnischen Aktivisten zu kommen, die sich den neuen staatlichen Aufbau Polens in Verbin-

dung mit den Zentralmächten dachten. Deutscherseits sagte man sich, daß eigenes schöpferisches Wirken ohne Einvernehmen mit den aktiven Kräften des werdenden Staates undenkbar sei. Vom neuen Staate erwarteten und verlangten die deutschen Führer allerdings, daß er die kulturellen und wirtschaftlichen Lebensinteressen seiner deutschen Bevölkerung achte und schütze. Richtunggebend für die Stellung der Deutschen zum Gedanken der polnischen Staatlichkeit war die am 10. Dezember 1916 in Lodz einberufene große deutsche Versammlung. Der Deutsche Verein hat es hernach erreicht, daß der Polnische Regentschaftsrat ein von ihm vorgeschlagenes Mitglied als Vertreter der deutschen Bevölkerung in den verfassunggebenden Staatsrat berief. Seine späteren Bemühungen, durch Festlegung im Landtagswahlgesetz den Deutschen im Lande die nationale Kurie zu sichern, versprachen Erfolg. Auch seine Bestrebungen, das in den Jahren 1915 bis 1918 in seinen Organisationen geschaffene deutsche Gesamtwerk in dem in Aussicht genommenen Staatsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Polen über die nächste Zukunft hinaus zu sichern, waren aussichtsreich. Das Streben des Deutschen Vereins und seiner Führer nach einem loyalen Verhältnis zur Staatsleitung wurde auch von den damaligen polnischen führenden Männern anerkannt. Auf eine im Oktober 1918 anläßlich der in Lodz stattgefundenen deutschen Tagungen an den Regentschaftsrat gesandte Begrüßungsdepesche kam eine, wenn auch nicht warm gehaltene, Erwiderung mit der Versicherung der „traditionellen Toleranz" des polnischen Staates gegenüber seiner deutschen Bevölkerung.

Deutschlands Zusammenbruch bedeutete auch das Ende großzügigen deutschen Schaffens in Polen.

* * *

Die Auflösung der deutschen Front in Polen war ein Vergehen in Häßlichkeit. Die Armee, der kräftigste und stolzeste Ausdruck deutschen Selbstbewußtseins im Zustand der Zersetzung! Alle Dämme der Disziplin waren gebrochen, die für die Masse erst die Voraussetzung für menschliche Ordnung und Gesittung schaffen. Deutsche Heeresverbände, geleitet von lächerlichen Minderwertigkeiten, den Soldatenräten, sagen im Feindeslande ihren Befehlshabern den Gehorsam auf und „verhandeln" mit den schlauen wortreichen Führern der bunt zusammengewürfelten, meist noch waffenlosen polnischen Heerhaufen über die Hergabe ihrer Waffen und der gesamten in Polen vorhandenen großen Bestände an Heeresbedarfsgegenständen. Die tollste Ausgeburt eines kranken Hirns wird Ereignis: der Löwe bittet die Hyäne um Schonung und gute Behandlung! Die deutschen Gimpel, die mit den Polen verhandeln, glauben Außerordentliches zu erleben und fühlen sich von der Woge des neuen Völkerfriedens emporgetragen.

Aber die Ereignisse nahmen einen noch rascheren Verlauf als die Verhandlungen. In Warschau und Lodz, und bald auch in allen andern Städten, ließen sich deutsche Soldaten, durch das Auflösen aller Bande haltlos geworden, von polnischen Schulbuben entwaffnen. Und wenn es, wie in Warschau und Lodz in vereinzelten Fällen vorkam, daß ein Offizier und einige ihm ergebene Soldaten mit einem Maschinengewehr den beutelustigen Pöbel in Schach hielten, so mischte sich sofort irgendein, manchmal nicht mehr ganz nüchternes Mitglied eines deut-

schen Soldatenrats ein und rettete das neue „deutsch-polnische Bündnis", indem er auf Herausgabe der Waffen bestand. Deutsche Offiziere, Soldaten und Zivilbeamte waren allen möglichen Angriffen, vom Angegrinst- und Angespienwerden bis zur heimtückischen Ermordung, ausgesetzt. Noch nach Jahrhunderten wird man polnischen Kindern von den „Tapferkeitstaten" der polnischen Jugend erzählen, die es fertig brachte, das unüberwindliche deutsche Heer in die Flucht zu schlagen. Die Legende von der „polnischen Vesper" hat schon heute ziemlich groteske Formen angenommen. — Nur einzelne kleinere Gruppen erzwangen sich mit ihren Führern und ihren Waffen den Rückmarsch zur Grenze und retteten die deutsche Waffenehre.

Während dieser Vorgänge hatte der Regentschaftsrat dem aus der deutschen Internierung entlassenen Pilsudski Platz gemacht, der als Armeeführer und provisorischer Staatschef die Leitung übernahm und Ordnung in das Chaos zu bringen versuchte. In Warschau, Krakau und Lublin hatten sich Regierungen gebildet. Sachliche und persönliche Meinungsverschiedenheiten trennten die Führer der Bewegung. Allen gemeinsam war nur der Deutschenhaß.

Und der deutsche Generalgouverneur, Generaloberst v. Beseler, der Bezwinger von Antwerpen und Nowogeorgiewsk (Modlin), dem die deutschen Truppen durch die Soldatenräte den Gehorsam gekündigt hatten, saß gewissermaßen als Kriegsgefangener der Polen in Warschau.

* * *

B e s e l e r s — wie überhaupt der gesamten deutschen Verwaltung — Verhältnis zu dem bodenständigen Deutschtum in Kongreßpolen war zu Beginn seiner Tätigkeit in Warschau ein kühles. Schuld daran trugen Berliner Einflüsse, die sich in der Warschauer Verwaltung Geltung verschafften. In Berlin sah man die politische Entwicklung in Polen fast ausschließlich durch die Brille der polnischen Aktivisten, die ihren geschicktesten Wortführer, den deutschschreibenden Wilhelm Feldman aus Krakau nach Berlin entsandten, wo er sich erfolgreich politisch und publizistisch betätigte. Er und die Seinen erstrebten einen polnischen Nationalstaat, der durch Verträge verbunden sein sollte mit dem Staatensystem der Zentralmächte. In Berliner Regierungskreisen war man nur zu leicht geneigt, diesen Wünschen Gehör zu geben, schien doch ein schwieriges Problem einer überraschend leichten Lösung nahe zu sein.

Mit großer Sorge hatten politisch interessierte Lodzer Deutsche — die „deutschen Aktivisten" — den Gang der Dinge verfolgt. Die meisten Lodzer Deutschen waren damals noch ohne politischen Instinkt. Selbst ein Teil ihrer neuerkorenen Führer war in kleinlichen Bedenken zaghafter Seelen verstrickt. Je weiter wir damals den Weg beschritten, den uns Pflicht und Gewissen vorschrieben, um so dornenvoller erwies er sich. Selbst von einer Audienz bei Beseler, die auf unser Ansuchen dreien von uns in Vertretung der deutschen Aktivisten im Februar 1916 gewährt wurde, kamen wir unbefriedigt aus dem Königsschloß an der Weichsel zurück. Beseler hatte zwar einige anerkennende Worte geäußert über das Bestreben der deutschstämmigen Bevölkerung, sich zu behaupten. Aus seinen übrigen Erklärungen ging aber hervor, daß Polens Zukunft auch ihm noch ein Buch mit

sieben Siegeln sei, und daß er nur das eine bestimmt wisse und uns mitteilen könne, daß Polen nie mehr an Rußland zurückfalle.

Um aus dem entnervenden chaotischen Wirrwarr herauszukommen, den das Rätselraten über die Zukunft Polens auch in der aktivistischen Gruppe mit sich brachte, und einen festen Standpunkt zu den Erlebnissen in und außer uns zu erhalten, dachten wir an die Gründung eines „Bundes der Deutschen in Polen". Diese Absicht fand nicht die Billigung der Warschauer Behörden. Der Vertreter des Auswärtigen Amtes beim Generalgouvernement Warschau berief sich auf Nachrichten aus Paris, wonach das dortige deutschfeindliche polnische Nationalkomitee in der beabsichtigten Gründung des Bundes die Anfänge amtlicher Germanisierung sehe. Auch andere Nachrichten aus Warschau waren nicht tröstlich; es schien, daß man mit einem ablehnenden Bescheid und einem Felsen von Verständnislosigkeit zu rechnen habe. Da genehmigte der einsichtsvolle Lodzer Polizeipräsident v. Oppen die Vereinigung für die drei ihm unterstellten Kreise. Der in den Augen der deutschen Verwaltung zu aggressive Name „Bund der Deutschen in Polen" mußte der Bezeichnung „Deutscher Verein für Lodz und Umgegend" weichen. Erst nach Jahr und Tag wurde dem Deutschen Verein erlaubt, sich über das ganze Gebiet des Warschauer Generalgouvernements auszudehnen.

Es sind in jener Zeit in Warschau und Lodz viel herbe Äußerungen gefallen. In Warschau sah man die Lodzer deuschen Aktivisten ungern, die es gewagt hatten, ohne amtliche Bevormundung ihr Schicksal zu meistern, und in Lodz bedauerte man die Haltung der Warschauer Vertreter des deutschen Stammvolkes, die, wie es schien, dem bedeutenden deutschen Volkssplitter in Polen weniger Interesse entgegengebrachten als die frühere russische Verwaltung und, wie es sichtbar hervortrat, bereit waren, ihre eigenen Volksgenossen in Polen zugunsten der von Berlin aus gewünschten Illusionspolitik zu opfern. Während dieser Spannung hat es nicht an Versuchen gefehlt, Beseler eine bessere Meinung von den Absichten der auf aktive Gegenwartspolitik eingestellten Lodzer Deutschen beizubringen. An der starren Abneigung der ihn wie eine Isolierschicht umgebenden politischen Ratgeber prallten aber alle Bemühungen ab.

Das Verhältnis besserte sich erst, als es nach Weggang der Hauptvertreter der Bethmann Hollwegschen Politik gelang, unmittelbare Beziehungen zu Beseler aufzunehmen. Gelegenheit dazu bot sich bei einem Besuch in Warschau im Sommer 1917, als die Regelung des deutschen Schulwesens vor der Übergabe der Unterrichtsabteilung an die polnische Verwaltung bevorstand. Er folgte mit großem Interesse unseren Darlegungen, die sich mit der Vergangenheit der deutschen Schulen in russischer Zeit und ihrer Zukunftssicherung befaßten. Es bereitete ihm Genugtuung, mitteilen zu können, was alles geplant sei, um in Verhandlungen mit der sich bildenden polnischen Verwaltung den Fortbestand und die Selbstverwaltung der deutschen Schulen festzulegen. Nachher hörte ich, wie stark er sich in jener Zeit dafür einsetzte, daß allen Hemmungen und Verschleppungsversuchen zum Trotz, die Bildung der beiden deutschen Landesschulverbände erreicht wurde. Nicht minder große Anteilnahme zeigte er für die neue Kirchenordnung der lutherischen Kirche. Er sah ein, daß der deutsche Protestantismus in Polen dem Untergang geweiht sei, wenn den Polonisierungsbestrebungen der Pastoren nicht durch eine zeitgemäße, den Laien und Gemeinden stärkeren Einfluß einräumende Verfassung ein Riegel vorgeschoben würde.

Im Flusse dieser Stellungnahme zu den Fragen, um deren Lösung wir uns abmühten, war auch ein Besuch, den Beseler am 28. September 1917 dem Deutschen Verein in Lodz machte. Nachdem er vorher die höheren deutschen Schulen besucht hatte, kam Beseler mit großem Gefolge nach dem Saale des Deutschen Männergesangvereins. Im festlich geschmückten Aufgang des Hauses, das den deutschen Vereinigungen der Stadt jahrelang als Heimstätte diente, und in dem manche geschichtliche und denkwürdige Veranstaltung stattfand, bildeten die Mitglieder der Pfadfinderabteilung des Vereins Spalier. Im Vorraum wurden dem werten Gast die Vorstände aller noch aktiven deutschen Vereinigungen in Lodz vorgestellt. In meiner Begrüßungsansprache brachte ich die Freude der Lodzer Deutschen zum Ausdruck, den sieggekrönten deutschen Feldherrn in ihrer Mitte zu sehen, erwähnte die wechselvollen Schicksale des Deutschtums in Polen und dankte ihm für die Sicherung des deutschen Volksschulwesens und die einleitenden Schritte zur Neuregelung der kirchlichen Verhältnisse. In seiner Antwort ging er auf die Aufgaben allgemeiner Art ein und dankte mir, daß ich sein Bestreben anerkannte, „für die Zukunft dasjenige zu tun, was im polnischen Lande das Deutschtum stärken und entwickeln kann, um es auf festen Boden gestellt zu wissen, auf einen Rechtsboden, den spätere Willkür nicht erschüttern soll". Die bedeutsamen Worte lösten brausenden Beifall aus. Als Beseler nach der Vortragsveranstaltung das Haus verließ, erwarteten ihn auf der Straße tausende von Lodzer Deutschen, die durch Hochrufe ihm ihre Huldigung darbrachten.

Auch bei einem zweiten Besuch in Lodz im Frühjahr 1918, der ihm abermals Gelegenheit bot, im Kreise der einheimischen Deutschen zu weilen, gewann er durch sein schlichtes Auftreten vereint mit angeborener Würde die Herzen aller. Ganz besonders zugetan war ihm die Lodzer deutsche Jugend.

Aber auch dem deutschen Kolonistentum trat er näher, und zwar in einer Weise, die ihm in den Herzen der Beteiligten eine bleibende Erinnerung sicherte. Durch die deutschen Dörfer der Weichselniederung ging im Frühjahr 1918 schweres Seufzen und Klagen über die Härte der deutschen Verwaltung. Übereifrige Baumeister wollten in Ordnung bringen, was russische Schlamperei in Jahrzehnten vernachlässigt hatte. Fast gleichzeitig sollte der Weichseldamm erneuert, eine neue Chaussee gebaut und in der Weichsel Buhnen angelegt werden. Auf die Bitten der Ansiedler um Erleichterung und Verschiebung der Arbeiten im Hinblick auf den Leutemangel und den reduzierten Pferdebestand, hörten sie im zuständigen deutschen Kreisamt ein hartes Nein. In der Annahme, daß sie bei der höchsten Stelle der deutschen Verwaltung in Warschau Verständnis und Gerechtigkeit finden würden, sandten die deutschen Dörfer und mit ihnen auch die benachbarten polnischen Gemeinden drei Vertreter, zwei Deutsche und einen Polen, nach Warschau mit dem Auftrag, ihre Beschwerde bei dem Generalgouverneuer vorzubringen. Die Wache wies die unangemeldeten Besucher aus dem Schlosse. Ratlos irrten die drei Abgesandten in den Straßen umher, bis ein Bekannter des Polen ihnen den Rat gab, ihr Glück bei dem polnischen Regentschaftsrat zu versuchen. Hier wurden sie auch wirklich vorgelassen. So kamen deutsche Landwirte in die Zwangslage, vor einer polnischen Körperschaft Klagen über Maßnahmen der deutschen Verwaltung vorzubringen. Fürst Lubomirski, der sie empfing, hörte sie leutselig an und versprach baldige Hilfe. Als die zugesicherten Erleichterungen

ausblieben, kamen Vertreter der bedrängten Bauern zu mir und baten um meine Verwendung.

Bis dahin hatte ich nicht die besten Erfahrungen mit Beschwerden über Mißgriffe einzelner Beamten gemacht. Klar ersichtlich war, daß an den höheren Stellen solche Klagen nicht gern gesehen wurden. Kurz vorher war mir von dem Chef der deutschen Zivilverwaltung ein umfangreicher Schriftwechsel in solcher Beschwerdesache zugegangen mit der väterlichen Ermahnung, größere Vorsicht bei der Empfangnahme und Weitergabe zu üben. Dieses magere Ergebnis vielfacher Ermittlungen und ernster Prüfung war sehr niederdrückend. Bei eingehenderer Untersuchung hätte man zu einem andern Bescheid kommen müssen. Der Sachverhalt: In einem deutschen Orte der Weichselniederung hatte ein trunksüchtiger deutscher Gendarm sich allerlei Übergriffe zuschulden kommen lassen. Ein Lodzer deutscher Lehrer, der sich erbot, während der Ferien Propagandareisen für den Deutschen Verein zu unternehmen, war ihm bei einer solchen Gelegenheit höflich, aber entschieden entgegengetreten. Dem Wortwechsel folgte ein tätlicher Angriff des Gendarmen auf den Lehrer. Der Hauptbelastungszeuge war ein gut berufener Bürger des Fleckens, in dessen Wohnung und vor dessen Augen sich die Szene abspielte. Unsere Beschwerde ging den vorgeschriebenen Weg. Im Kreisamt — zufällig demselben, gegen das auch die Ansiedler wegen des Damm-, Chaussee- und Buhnenbaus klagbar werden wollten — wünschte man, den Gendarmen nicht fallen zu lassen. Er selber erpreßte unter Drohungen von dem kopfscheu gewordenen Hauptbelastungszeugen die eidesstattliche Versicherung, daß der Vorfall sich anders als in der Schilderung des Lehrers zugetragen habe. Das Ende: der Gendarm hatte recht. Nach dem Weggang der deutschen Okkupationsverwaltung hörte ich von einheimischen Angestellten des Kreisamtes, daß man im Kreisamt die Wahrheit wohl gewußt habe, daß man aber geglaubt habe, der Autorität wegen nicht anders handeln zu dürfen.

Nach diesen und ähnlichen Erfahrungen wollte ich nicht abermals den kürzeren ziehen. Ich sah deshalb von der „offiziellen" Behandlung des Falles ab und erbat bei der nächsten Anwesenheit in Warschau den Rat der Herren des Stabes des Generalgouverneurs. Es ging ja nur um Milderung der Zwangsmaßnahmen, nicht um persönliche Rechthaberei oder Intrigen. Man riet mir, die Angelegenheit offen mit Beseler zu besprechen. Ich tat es im Anschluß an Bitten und Beschwerden der von den Russen verschleppten deutschen Ansiedler, die nach unsäglichen Leiden aus dreijähriger Verbannung als Bettler nach Polen zurückgekehrt waren. Bei ihren Auseinandersetzungen mit den derzeitigen Nutznießern ihres Eigentums fanden sie bei den deutschen Behörden vielfach nicht das Verständnis, das sie mit Fug und Recht erwarten durften. Beseler versprach Abhilfe und ersuchte mich um Ausarbeitung einer Denkschrift in der Rückwanderersache. Mit herzlicher Anteilnahme ließ er sich darauf die Irrgänge der Ansiedler aus der Weichselniederung schildern. Er überlegte nicht lange, was zu tun sei. Durch einen Besuch der deutschen Weichseldörfer wollte er aus eigener Anschauung ein Urteil über die Verhältnisse gewinnen und mit den Ansiedlern in persönliche Berührung kommen.

In der bald darauf in Warschau stattgehabten Beratung der leitenden Herren der Militär- und Zivilverwaltungen legte Beseler den nachgeordneten Stellen Hilfsbereitschaft für die deutschen Heimkehrer ans Herz. Er besuchte zahlreiche Rückwandereransiedlungen, ließ sich von den Angekommenen über ihre Erlebnisse

und Zukunftaussichten berichten, spornte überall zur Beschleunigung der Wiederaufbauarbeiten an und sagte den Verzagten tröstende und aufmunternde Worte. Die Erinnerung an seine Besuche wird noch bei den künftigen Generationen der Kolonisten fortleben.

Auch dem Deutschen Verein, dessen Notwendigkeit und Bedeutung er klar erkannte, zeigte er gesteigerte Anerkennung und Wohlwollen, das in einem, seiner eigenen Initiative entsprungenen Rundschreiben an die Kreisämter über Unterstützung der Vereinsarbeiten Ausdruck fand. Aber diese amtliche Hilfe gereichte dem Verein nicht zum Segen. Zwar fand nicht überall die Mitwirkung der Behörden die groteske Form wie in einem der Kreisämter, wo das Rundschreiben so verstanden wurde, daß man einen eigenen, von Lodz unabhängigen Deutschen Verein für den Kreis gründen und betreuen solle, und deshalb ein deutsches Dorf, in dem eine Ortsgruppe durch einen Lodzer Vereinssekretär gegründet wurde, mit einer hohen Strafzahlung belegen wollte — aber die Tatsache, daß der noch vor kurzem über die Achsel angesehene Deutsche Verein ungewollt „offiziös" wurde, bot späteren Verrätern und Denunzianten willkommene Handhaben für ihr schmutziges Handwerk bei den polnischen Behörden. — Beseler wurde bei der letzten Tagung im Oktober 1918 in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Rettung der deutschen Rückwanderer zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt.

Beseler war in seinem Denken und Handeln, was auch von Polen ausgesprochen wurde, vornehm und lauter. Es war sein Verhängnis, der Träger einer ihm von außen aufgezwungenen Politik zu sein, deren Ziele er in loyaler Weise zu erreichen suchte. Wohl nie seit dem Abzug des preußischen Generals v. Köhler im Jahre 1806, nach der elfjährigen preußischen Herrschaft, hat ein Warschauer Generalgouverneur der Bevölkerung des ihm anvertrauten Gebietes soviel ehrliches Bemühen gezeigt, ihr zu helfen durch Schaffung einer geordneten Verwaltung, die sich völlig als „polnische" fühlen sollte, wie Beseler. Noch im Sommer 1917, nachdem er ein halbes Jahr lang Tag für Tag die schmerzlichsten Enttäuschungen erlebt hatte, äußerte er zu mir, daß das polnische Volk trotz allem nicht schlecht sei. Nur die Führerschichten seien infolge der hundertjährigen russischen Herrschaft korrumpiert. Gewissenhafter Arbeit müsse es aber gelingen, den edleren Kern des Volkes aus seiner schlammigen Umhüllung herauszuschälen. Das Ziel dieser, wie er zugab, nicht leichten Arbeit sei, dem polnischen Volk das Verständnis für die Möglichkeit und Notwendigkeit eines freundschaftlichen Verhältnisses zu dem deutschen Volk zu erschließen.

Beselers Lebenstragik brachte es mit sich, daß er das Land, dem er so viel schenkte, nicht in Ehren verlassen durfte. Erregt hatte er einst, als ein reichsdeutscher Besucher ihm verschiedene Pflichtverletzungen und Willkürlichkeiten der Mitarbeiter von Kriegsrohstoffstellen vorführte, die in ihrer Art Behörde spielten und den Ruf der deutschen Verwaltung in Polen schädigten, ausgerufen: „In diesem verfluchten Lande verliere ich noch Ehre und Reputation." Fast buchstäblich, allerdings in anderer Beziehung, hat sich diese Befürchtung erfüllt. Nicht die Verwaltung, die trotz manchen Mängeln und minderwertigen Mitarbeitern die heutige polnische Verwaltung turmhoch überragte, sondern das Heer hat Beseler die schmerzlichste Erfahrung seines Lebens gebracht, so daß er körperlich und seelisch gebrochen Polen verließ.

In den letzten Wochen vor dem Zusammenbruch, als die Bedingungen der Übergabe der Verwaltung an die polnischen Behörden festgelegt wurden, sollte in einem deutsch-polnischen Staatsvertrag u. a. die Zukunft des bodenständigen Deutschtums gesichert werden. Im Sinne dieser Vereinbarungen hatte der Staatssekretär des Auswärtigen v. Hintze im Hauptausschuß des Reichstags die Erklärung abgegeben, daß alle während der Okkupationszeit entstandenen deutschen Schöpfungen dauernden Bestand haben sollten. Ernst und bestimmt hatte Beseler im Einvernehmen mit den Führern der deutschen Bewegung alle abenteuerlichen Pläne Berliner politischer Gruppen zurückgewiesen, die ihre Sonderwege gehen wollten. So befaßte man sich u. a. in Berlin mit Vorschlägen über die Verpflanzung des 600 000 Köpfe zählenden polnischen Deutschtums nach Kurland und anderen neuen Randstaaten. Andere Gruppen setzten sich für die Zuerkennung der Reichsangehörigkeit an die Deutschen in Polen ein, ohne zu bedenken, daß sie sie damit politisch entrechten wollten. Die Festlegung von Minderheitsrechten im Staatsvertrag war die allein mögliche Form einer, wenn auch nur problematischen, Sicherung des Deutschtums. Jedes andere Reich hätte in gleicher Lage ebenso gehandelt; seine Regierung hätte sich einer groben Pflichtverletzung schuldig gemacht, wenn sie nicht das Interesse ihrer einer fremden Regierung überantworteten Volksgenossen vertreten hätte. Die Polen, die für solche Fragen einen sicheren Instinkt besitzen, fanden diese Bestrebungen ganz in der Ordnung. Erst als die polnischen Ententepolitiker vom Schlage eines Paderewski an das Staatsruder kamen, suchte und fand man in den Vorschlägen zu diesem Staatsvertrag Momente des Staatsverrats.

* * *

Schlimm war die Lage der Deutschen auf dem Lande. Schon vor dem Umsturz hatten die aufgehetzten polnischen Bauern Drohungen gegen die deutschen Kolonisten ausgestoßen. Nun wurden die deutschen Bauern aufgefordert, innerhalb kürzester Zeit dem abziehenden deutschen Heere zu folgen. Örtliche Machthaber schlossen willkürlich deutsche Schulen und nahmen den aus der russischen Verbannung gekommenen deutschen Rückwanderern das ihnen von der deutschen Verwaltung überlassene Vieh und das ihnen gelieferte Baumaterial zum Wiederaufbau der zerstörten Gebäude weg. In einigen Dörfern waren bereits offene Raubüberfälle und Deutschenmorde vorgekommen.

Wieder fanden sich die Führer der deutschen Organisationen täglich zusammen, um zu beschließen, was im Interesse der deutschen Bevölkerung zu unternehmen sei. Wir suchten Verbindung mit den staatserhaltenden Kräften der polnischen Gesellschaft, um den Sprung ins Chaos zu vermeiden — und zu helfen, den stillstehenden Staats- und Wirtschaftsmechanismus wieder in Gang zu bringen. In der Erkenntnis, daß dem Lande unheilbarer Schaden drohe, wenn die Nahrungsmittelzufuhr weiter ausbliebe und die Stadtverwaltungen nicht mehr in der Lage seien, die städtische Bevölkerung zu ernähren, so daß russische Zustände einkehrten, erließen die großen deutschen Organisationen folgenden Aufruf an die deutsche Bevölkerung:

Wir verkennen nicht die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks und begrüßen die demokratische Gestaltung des polnischen Staates. Wir können dies

von ganzem Herzen tun, denn auch wir hoffen durch die neue Entwicklung, welche volle politische und bürgerliche Gleichberechtigung aller Bürger ohne Unterschied der Abstammung, des Glaubens und der Nationalität, Freiheit des Gewissens, der Presse, des Wortes, der Versammlungen und der Vereinigungen in Berufsverbänden verheißt, eine günstige Fortentwicklung des Staates und unserer Volksgenossen unter seinem Schutz. — Unter voller Wahrung der Selbstverwaltung in Kirche und Schule, bei Festhaltung an der eigenen Sprache und Sitte werden wir auch im neuen Polen treue Bürger des Staates bleiben und als solche unsere Pflichten nach bestem Gewissen erfüllen. — In dieser Übergangszeit, da die Volksernährung die wichtigste Aufgabe der Stunde ist, wollen auch wir durch unsere Organisationen, den 27 000 Mitglieder, fast ausschließlich Landwirte, umfassenden Deutschen Verein, den über 200 ländliche Genossenschaften umfassenden Verband der deutschen Genossenschaften in Polen, die 500 Schulgemeinden umfassenden Deutsch-Evangelischen und Deutsch-Katholischen Landesschulverbände, die rund 5000 Mitglieder zählende Gewerkschaft Christlicher Arbeiter in Polen, sowie durch alle anderen deutschen Vereinigungen des Landes alles aufwenden, um an unserem Teile zu helfen, die Ernährung der städtischen Bevölkerung sicherzustellen. — Deutscher Verein, Hauptsitz Lodz. Verein deutschsprechender Katholiken. Verband der deutschen Genossenschaften in Polen. Deutsch-Evangelischer Landesschulverband. Deutsch-Katholischer Landesschulverband. Gewerkschaft christlicher Arbeiter in Polen.

Im polnischen Staatswesen fehlte immer noch die ordnende Hand. Man wußte nicht, wo der verantwortliche Mann zu suchen sei, denn in Warschau war, trotz wiederholten Versuchen ein Ministerkabinett noch nicht zustande gekommen. Die Erklärung der deutschen Organisationen konnte nur durch die Presse der deutschen und polnischen Bevölkerung bekanntgegeben werden, weil Post und Telegraphie sich im Zustand der Auflösung befanden, und der einzige Weg, an die polnischen Zeitungen zu gelangen, ging über den Herausgeber der „Neuen Lodzer Zeitung“, Milker, der sich am 10. November zusammen mit einem polnischen Redakteur von eigenen Gnaden zum Pressechef ernannt und die Presseabteilung der deutschen Verwaltung in Lodz mit allen Akten an sich gebracht hatte.

Wie manches andere in Lodz, so hat auch die dortige deutsche Presse ihre eigene Physiognomie. In Lodz war in den letzten Jahrzehnten ein besonderer Menschentyp entstanden, der weder Deutscher noch Russe noch Pole sein wollte, der für sich die Fabrikmarke „Kosmopolit“ beanspruchte, der eine undefinierbare Mischung aller unschönen Eigenschaften der germanischen, slawischen und semitischen Rasse in sich vereinigte und dessen einzelne Vertreter ihre nationalen Charaktereigentümlichkeiten verloren hatten. Im dreisprachigen „Lodzermenschen“ mit seinem eigenen Antlitz und seiner eigenen Seele erreichte diese Entwicklung ihren Gipfelpunkt.

Die Lodzer deutschen Zeitungen (zeitweise waren es drei, die zweimal täglich erschienen) hatten sich vom „Zeitgeist“ unterjochen lassen und bewußt kaum etwas zur Erhaltung des nationalen Bewußtseins der Lodzer Deutschen beigetragen. Am verheerendsten wirkte in dem Jahrzehnt vor dem Kriege die von dem Neupolen Milker und dem Letten Drewing herausgegebene und geleitete „Neue Lodzer Zeitung“, die jedes selbständige deutsche Regen bekämpfte und den Anschluß an das Polentum propagierte.

Mit einigen Gleichgesinnten gelangte ich zu der Einsicht, daß diese Entwicklung nicht würdig der ehrenvollen Vergangenheit des Lodzer Deutschtums sei. Wir gründeten 1911 die „Lodzer Rundschau", die erfolgreich der umsichgreifenden Opportunitätssucht entgegentrat. Das deutsche Bürgertum und der deutsche Arbeiter, die ihrem Wesen nach immer gut deutsch fühlten und dachten, aber zu verkümmern drohten, weil ihnen Führer fehlten, sammelten sich um uns. Bei den Reichsdumawahlen 1912 gelang es uns, die Lodzer Deutschen zum erstenmal ohne polnische Krücken in die politische Arena zu führen.

Überrascht von dem Wiederaufleben des deutschen Aktivismus, ungehalten, daß die bewußtdeutschen Kreise sich unserer Zeitung zuwandten, gossen Milker und Drewing die volle Schale ihres Zornes über uns aus, und als sie sich mit ihrer „Neuen Lodzer Zeitung" immer mehr in den Schatten gedrängt sahen, schreckten sie selbst vor äußersten und niedrigsten Mitteln nicht zurück: Angebereien bei der russischen Zensurbehörde. Nach nur 1¼ jährigem Bestehen wurden die „Lodzer Rundschau" und die zu ihrer Herausgabe gegründete Druckerei der Lodzer Verlagsgesellschaft von den russischen Behörden geschlossen.

Im Juni 1915, als ich im Auftrage der deutschen Aktivisten mit der Herausgabe einer neuen Wochenschrift, der „Deutschen Post" begann, die ich in der Druckerei von Milker und Drewing drucken und der „Neuen Lodzer Zeitung" als Beilage beifügen ließ, näherte Milker sich mir und behauptete, mein publizistisches Wirken erst jetzt zu verstehen und auch zu billigen. Aber als im politischen Kräftespiel der deutschen Verwaltung mit den polnischen Politikern die Polen immer mehr die Fordernden und Nehmenden geworden und das Deutsche Reich durch die Mißerfolge an der Westfront und die Treulosigkeit der Bundesgenossen seiner wesentlichsten Stütze, der militärischen Geltung, beraubt, in eine unhaltbare Lage geriet, wandelte sich wieder Milkers Gesinnung, der nun engen Anschluß an die deutschen Passivisten suchte, die, erbittert durch unkluge Maßnahmen der Kriegsrohstoffstellen und anderer deutscher Behörden, aus ihrer deutschfeindlichen Gesinnung kein Hehl machten und ihre ungezügelte Wut in erster Linie gegen die deutschen Aktivisten kehrten. Er stellte sich in den Dienst der vom Generalsuperintendent Bursche geführten polnischen Partei in der evangelischen Kirche, als deren politisches Organ die „Neue Lodzer Zeitung" heute noch gilt. Im politischen und nationalen Kampf fehlte ihm jedes Maßhalten.

Die meisten deutschen Amtsstellen in Polen hatten versäumt, den Teil ihrer Akten, der Aufschluß gab über ihre Beziehungen zu den polnischen, deutschen und jüdischen Aktivisten, rechtzeitig zu entfernen. In Lodz hatte sich Milker in den Besitz des Büros und der Akten der deutschen Presseabteilung gesetzt. Er rühmte sich schon nach wenigen Stunden, das für ihn wertvollste Material in Händen zu haben, mit dem er mich, meine Mitarbeiter und die deutschen Organisationen vernichten könne. George Cleinow, der erste Leiter der Presseabteilung Lodz, Rechtsanwalt Schultze, sein Nachfolger, und Professor Dr. Zwiedineck-Südenhorst, der letzte Leiter der Presseabteilung, hatten während des 3½ jährigen Bestehens der Presseabteilung öfters Unterhaltungen mit mir über die Minderheitenprobleme im neuen Polen gepflogen. Die Niederschläge dieser Erörterungen in Form von Berichten befanden sich in den Akten, ebenso Abschriften von Denkschriften, die ich auf Wunsch des Generalgouverneurs oder anderer Amtsstellen ausgearbeitet hatte über das Verhältnis der deutschstämmigen Bevölkerung zu dem neuen polnischen

Staat, die Möglichkeit einer nationalen Autonomie, die Notwendigkeit einer kulturellen Autonomie, die kirchlichen Entwicklungen, die Zukunft des deutschen Schulwesens und die Interessen, die im künftigen deutsch-polnischen Staatsvertrag zu berücksichtigen waren. Milker fand mehr, als er erwartet hatte, und frohlockte: Er habe den Beweis für mein „staatsverräterisches Handeln" in Händen. In der aus den Fugen geratenen Zeit konnte er damit viel ausrichten.

Mein Mitarbeiter Flierl, der damals den Deutschen Landesschulverband leitete, übernahm den Auftrag, mit Milker, dem neuen Pressegewaltigen, wegen Verbreitung unseres Aufrufs zu verhandeln. Er fand bei Milker mehr als bedingungslose Ablehnung. Milker schüttelte eine Flut wüster Beschimpfungen über mich aus, nannte mich Aufwiegler, Landesverräter, deutscher Spion. Er habe bereits eine Liste der Kompromittierten zusammengestellt; ich figuriere natürlich an erster Stelle. Sämtliche von uns geschaffenen Organisationen müßten geschlossen werden. Es war fanatischer, nach Vernichtung heulender Haß, der aus ihm sprach. Sein Freund Drewing, der erst vor einigen Monaten aus Rußland zurückgekehrt war und dort wiederholt sich und seine politischen und nationalen Überzeugungen „umgestellt" hatte, sekundierte. Drewing überstieg sich in seinen Drohungen und schwur, uns „unschädlich zu machen, auch wenn es ihm sein eigenes Leben koste".

* * *

Cleinow hatte bald nach der dritten Besetzung der Stadt Lodz die Deutsche Staatsdruckerei und mit ihr eine täglich erscheinende Zeitung, die „Deutsche Lodzer Zeitung", gegründet, die ursprünglich als Armeezeitung gedacht war, nach der Verschiebung der Front aber ihre hohe Auflage einbüßte und sich inhaltlich umstellte, so daß sie, da sie gut geleitet war und wertvolle Informationen aus allen Gebieten des Wissens und öffentlichen Lebens bot, bald auch das Blatt der Lodzer Deutschen wurde. Die „Neue Lodzer Zeitung", die in den letzten Jahren fast allein das Feld beherrschte, nachdem die „Lodzer Rundschau" unterdrückt und die farblose „Lodzer Zeitung" bedeutungs- und einflußlos geworden war, fühlte sich durch die „Deutsche Lodzer Zeitung" sehr geschädigt.

Schon längst hatten die deutschen Führer daran gedacht, den Verlag der „Deutschen Lodzer Zeitung" zu übernehmen, um ihn bei dem Abbau der Deutschen Verwaltung nicht in unzuverlässige Hände kommen zu lassen. Aber gleichzeitig liefen Bemühungen verschiedener Beamten der Deutschen Verwaltung, die nach Kriegsende im Lande bleiben und sich eine Existenz schaffen wollten. So kam es, daß die entscheidenden Instanzen sich verstrickten in einem Gewirr sich schneidender Interessen, die Verzögerungen verursachten. Kurze Zeit vor dem Umsturz versprach mir bei einem Besuch in Warschau der Verwaltungschef die baldige Erledigung unserer Anträge im Sinne unserer Wünsche. Als ich aber nachher in der Verwaltung der Deutschen Staatsdruckereien in Warschau vorsprach, hörte ich zu meiner Überraschung, daß infolge mancher Quertreibereien die Erledigung weiter denn je hinausgerückt sei.

Und es kam, wie es kommen mußte. Als die Polen sich der einzelnen deutschen Verwaltungszweige bemächtigten, war die Staatsdruckerei in Lodz und die „Deutsche Lodzer Zeitung" herrenloser Besitz. Ein letzter Versuch zu ihrer Rettung wurde gemacht. In einem Zimmer des Grand Hotels, inmitten aufgeschichteter

Koffer, schloß das Deutsche Reich, vertreten durch seinen in Lodz weilenden höchsten Beamten, Polizeipräsidenten Dr. Loehrs, mit dem Deutschen Verein, vertreten durch mich, dem Deutschen Genossenschaftsverband, vertreten durch Dr Fischer und der Deutschen Genossenschaftsbank, vertreten durch Dr Eberhardt, einen Vertrag, wonach die Einrichtung der Staatsdruckerei mit der „Deutschen Lodzer Zeitung" für den Preis von 100 000 Mark an uns verkauft wurde. Wir drei schlossen ebenso rasch einen Gesellschaftsvertrag, der von einem polnischen Notar beglaubigt wurde. Nach erfolgter Unterzeichnung der Verträge gingen wir in die Redaktion, wo ich den Redaktionsmitgliedern Mitteilung vom Geschehenen machte. Ich fügte einige Worte hinzu, daß wir das Wagnis in der Voraussetzung unternahmen, von der Redaktion in unseren Bemühungen, die „Deutsche Lodzer Zeitung" bzw. das Blatt, das nach ihr herausgegeben werden sollte, dem Lodzer Deutschtum zu erhalten, unterstützt zu werden. Noch wüßten wir nicht, wie sich alles entwickeln würde, und wir bäten darum, zunächst unter den bisherigen Bedingungen in unveränderter Weise Dienst zu tun.

Aber auch unsere Mitarbeiter, die bis dahin in ihren Ansichten und Lebensgewohnheiten das Urbild satter bürgerlicher Behaglichkeit verkörperten, waren der Revolutionspsychose verfallen. Ihr reichsdeutscher Wortführer, der vor dem Kriege in einer Berliner Montagszeitung beschäftigt war, polterte am nächsten Tage in unserem Beisein: Der Deutsche Verein mit seiner Deutschtumsparole habe ausgespielt. Gedankenlose Schlagworte von den Aufgaben des internationalen Proletariats und des Pazifismus folgten, die auch in den Spalten der „Lodzer Volkszeitung", unter welchem Namen wir die „Deutsche Lodzer Zeitung" fortführen wollten, berücksichtigt werden müßten. Seine Vorwürfe richteten sich im besonderen gegen mich, da ich, nach seiner Auffassung, bei der Gründung der „Deutschen Selbsthilfe" — eines Konsumvereins, der während des Krieges die deutsche Bevölkerung mit Lebensmitteln versorgte — nur an den deutschen Mittelstand und nicht an den deutschen Arbeiter dachte. Ich bekämpfte den aufsteigenden Ekel und antwortete gelassen, aber mit einer Spur von Ironie, daß noch nie in Lodz für die deutschen Arbeiter in Taten und nicht mit Worten soviel geleistet worden sei wie jetzt durch die „Deutsche Selbsthilfe". Von ihren über 3000 Mitgliedern seien die Hälfte Mitglieder der Deutschen Gewerkschaft, die nur Bruchteile ihrer Anteile bezahlt hätten, trotzdem würden sie als vollwertige Mitglieder behandelt, ja bei verschiedenen Gelegenheiten, so bei der Anlage von Zweigstellen in Arbeitervierteln, bevorzugt. Die Besorgung von Waren- und Bankkrediten für die Lebensmittelbeschaffung der Arbeiter hätte Zeit und Kräfte der Verwaltung der „Deutschen Selbsthilfe" am stärksten in Anspruch genommen. Der neue Volkstribun, der mir vorher auf meine Frage nach seinen weiteren Plänen antwortete, er habe sich durch den Lodzer Soldatenrat drahtlos seinem „Freunde" Kurt Eisner in München zur Verfügung gestellt, sah, daß er sich auf ein ihm fremdes Gebiet begeben habe, und verstummte zunächst.

Es zeigte sich, daß der aus dem seelischen Gleichgewicht geratene behäbige Herr auf jeden Fall dort schädigen wollte, wo er nicht herrschen konnte. Er unterhielt Beziehungen zu den polnischen Sozialdemokraten, mit deren Hilfe er in den Besitz der Zeitung zu kommen hoffte, und während wir die wirtschaftlichen Forderungen unserer einheimischen Redakteure „restlos" erfüllen — die damit auch ihre politischen Forderungen als erledigt betrachten — ist bereits die „Volksmiliz"

unterwegs, die unsere Druckerei im Namen des polnischen Volkes beschlagnahmt. Ein Posten der Volksmiliz, die in abgerissenen Mänteln und mit deutschen Militärgewehren an Stelle der bisherigen, unter deutschem Kommando stehenden, schmucken blauen Stadtpolizisten den Polizeidienst versieht, hat auf Milkers Veranlassung schon seit einigen Tagen unser Papierlager bewacht. Die „Lodzer Volkszeitung", von der eben die erste Nummer erschienen war, war heimatlos. Alle Bemühungen um Rückgabe der ungesetzlich beschlagnahmten Druckerei waren vergeblich.

* * *

In dem kleinen Kreise von Leuten, mit denen ich in jener Zeit praktische Arbeit leistete, wurde in diesen Tagen mein zeitweiliges Unsichtbarwerden erörtert. Zunächst sträubte ich mich. Aber meine beiden Kollegen in der Verwaltung der Deutschen Genossenschaftsbank führten immer mehr Gründe für ihre Ansicht an und behaupteten, daß sich der gesammelte Haß der Überläufer aller Schattierungen in erster Linie gegen mich richte, und daß ich mit meinem Bleiben in Lodz nicht nur mich, sondern auch die deutschen Organisationen, insbesondere aber die Deutsche Genossenschaftsbank mit ihrem großen Warenlager gefährde. Verschiedene Vorkommnisse, so das Eindringen einer polnischen Militärabteilung in die Deutsche Genossenschaftsbank, während sich die deutschen Führer zu einer der notwendigen Besprechungen in meinem Arbeitszimmer eingefunden hatten, gaben denen, die so sprachen, anscheinend recht. Letztlich war für mich entscheidend die Notwendigkeit, mich durch eine Auslandsreise über das Weltgeschehen zu unterrichten und neue Möglichkeiten zur Sicherung des isolierten Deutschtums in Polen ausfindig zu machen.

Es mußte rasch gehandelt werden, da am 16. November die letzten geschlossenen Züge mit den entwaffneten deutschen Truppen und den Zivilbeamten aus Lodz abgehen sollten und beabsichtigt war, die Grenze zu sperren. In Pabianice stieg ich in einen überfüllten Zug. Infolge der wiederholten Revisionen hatte er mehrstündige Verspätung. In dem Abteil, wo ich noch einen Stehplatz fand, saßen mit anderen Fahrgästen drei deutsche Landstürmer aus Sochaczew, die ihre Revolutionserinnerungen zum besten gaben. Als nach der Bildung des Zentralsoldatenrats in Warschau ihr Kompagnieführer sich mit der Frage an sie wandte, ob sie ihre Waffen den Polen abliefern wollten, erhob sich kein Widerspruch gegen die Entwaffnung, die von einem polnischen Legionskommando durchgeführt wurde. Entgegen den polnischen Zusicherungen, daß man sie nach der Waffenabgabe unbehelligt zur Grenze fahren lassen würde, wurden ihnen in Lodz sämtliche Ausrüstungsgegenstände abgenommen. In Sieradz stiegen halbwüchsige Burschen in den Zug und „entwaffneten" noch einmal, indem sie den Landstürmern die Koppel abschnallten. — Welch ein Abstand zwischen November 1914, als die Bevölkerung mit beispiellosem Respekt vor den ihren Gegnern moralisch überlegenen deutschen Soldaten erfüllt war und in ihnen fast Halbgötter sah — und November 1918 mit diesen zu komischen Figuren gewordenen und selbst von polnischen Bettlern offen verhöhnten Feldgrauen, die sich der vollen Größe ihrer Entehrung anscheinend gar nicht bewußt waren! Man schließt die Augen, um die Wiederholung der widerwärtigen Szene nicht sehen zu müssen, und glaubt, wie so oft schon in den letzten

sieben Tagen mit ihren unvorstellbaren Ereignissen, nicht mehr Wirklichkeit zu leben, sondern von einem wüsten Traum vergewaltigt zu sein.

In Skalmierzyce werde ich von dem bisherigen Lodzer Polizeipräsidenten Dr. Loehrs angesprochen, der mit Oberbürgermeister Schoppen und einigen anderen Begleitern im selben Zuge aus Lodz kam. Gemeinsam fahren wir in einem Güterwagen nach Ostrowo, wo wir in den mit feldgrauen Heimkehrern überfüllten Wartesälen, stehend, einige Nachtstunden über den Sinn der deutschen Revolution und die Zukunft Deutschlands philosophieren. Um uns ist großer Betrieb. Soldatenräte erzählen, wie sie die neuformierten polnischen Militärgruppen bewaffneten und sich unblutig von ihnen „loslösten". Man erfährt so Einzelheiten über die Revolutionstechnik der Etappe. Eine Unmenge neuer, aber durch ihre stündliche Wiederholung bereits abgeplatteter Schlagworte beleidigen das Ohr. Die bange Frage entsteht: Wird sich Deutschland bei dieser Gesinnung jemals wieder aus dem selbstverschuldeten Helotentum erheben?

Auf dem Wege nach Breslau. In Gr. Graben ist wieder mehrstündiger Aufenthalt. Ich gehe ins Dorf, um einen Wagen aufzutreiben, der mich nach Öls bringen kann, damit ich Breslau noch mit einem günstigen Anschlußzuge während des Tages erreiche. Der kranke Besitzer erzählt mir, während ich auf das Anspannen warte, daß er drei Jahre im Felde war, in Flandern alle großen Schlachten mitgemacht habe und wunderbarer Weise unverwundet blieb, während fast alle seine Kameraden rechts und links von ihm zermalmt wurden. Zuletzt hätten seine Nerven nicht mehr standgehalten und er mußte nach einem Breslauer Lazarett abgeschoben werden. Noch heute stehe er Tag und Nacht unter dem Eindruck der grausigen Schlachtszenen. Er sei froh, daß der „Schwindel" nun ein Ende habe. Dieselbe Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit der vielen Guten, die alles geopfert haben und zum Schluß sehen müssen, daß alles dahin ist, begegnete mir in Breslau, Posen und Berlin.

Meine Hoffnung, in Posen mit deutschen Führern beraten zu können, verwirklichte sich nicht, da fast alle die Stadt aus Sicherheitsgründen verlassen hatten. Man berichtete mir über die zielsichere Energie der Polen, die ihren Aufstand vorbereiteten. Auf meine Frage, was man denn dem gegenüber von deutscher Seite plane, erhalte ich die die Sachlage grell beleuchtende Antwort: „Nichts! Wir suchen nach unkompromittierten Persönlichkeiten."

Nachdem ich in Berlin Unterkunft gefunden hatte, lenkte ich meine Schritte zuerst zu dem damaligen Vorsitzenden des Vereins für das Deutschtum im Ausland, v. Reichenau. Er hatte mich in den letzten Jahren, wenn mich Deutschtumsangelegenheiten nach Berlin führten, immer gut beraten und mir die Wege geebnet zu manchen Stellen, die mir sonst verschlossen geblieben wären. Diesmal erörterte ich mit ihm die Möglichkeit, von einem neutralen Staat aus einen telegraphischen Hilferuf für die Deutschen in Polen an Wilson gelangen zu lassen, der damals noch in Deutschland allgemein als Symbol der Gerechtigkeit und des künftigen Völkerfriedens empfunden und von den Polen als Schöpfer und Schutzheiliger ihres neuen Staates verehrt wurde. Es sollte ein Versuch sein. Deutschland zählte ja im Rate der Völker nicht mehr mit und konnte für seine Volksgenossen in Polen nichts unternehmen. Und wenn Wilson für die Deutschen in Polen auch kein warmes Gefühl aufbringen würde, für die Protestanten in Polen müßte er sich, so glaubte ich, interessieren. Exz. v. Reichenau schloß sich nicht ohne weiteres

meinen Gedankengängen an. Zu einer weiteren Besprechung zog er einen bekannten Amerikaner hinzu. Dieser hatte keine grundsätzlichen Bedenken gegen den von mir vorgeschlagenen Weg, aber er entwarf ein abstoßendes Bild von Wilson, der mehr Kinoschauspieler als ein Mann von distinguiertem Gepräge sei und weder für die Not der Deutschen noch für die Verfolgung der Protestanten in Polen Interesse bekunden würde. Anders sei es, wenn Deutsche und Juden in Polen gemeinsam um Abwendung von Drangsalierungen sich bemühten. Die von ihm angeführten Einzelheiten zur Begründung seiner Ansicht waren zwingend. Ein Zusammengehen der deutschen und jüdischen Minderheiten im neuen Polen war bei früheren Gelegenheiten von den Vertretern beider Volksgruppen zunächst nur theoretisch erörtert und in Aussicht genommen worden. Er erwähnte einen deutschen Redakteur aus Polen, der Beziehungen zu den in Berlin anwesenden Vertretern jüdischer Organisationen in Polen unterhalte und lud mich zu einer gemeinsamen Besprechung nach seinem Büro ein. Meinen Telegrammentwurf übersetzte er und übertrug ihn ins amerikanisch Effektvolle.

Es gab also ein neues Ziel, auf das losmarschiert werden sollte! In dem „deutschen Redakteur aus Polen" trat ein früherer Mitarbeiter wiederum in mein Gesichtsfeld, nachdem Krieg und andere Ereignisse unsere einst regen Beziehungen zerrissen hatten. Er arbeitete als Propagandachef in dem „Verlag für Sozialwissenschaften" des sozialistischen Millionärs Parvus-Helphand. In denselben Verlagsräumen hatte Parvus-Helphand mit den Brüdern Sklarz ein halbmilitaristisches Unternehmen untergebracht, das kleinere und größere Gruppen bewaffneter Wachmannschaften zum Schutze der Regierungsstellen und zahlender Geschäftsleute, die sich gegen Raub und Plünderung sichern wollten, auslieh. Bei wiederholten Besuchen gewann ich ungewollt Einblick in den merkwürdigen sozialistisch-kapitalistischen Betrieb. Hier spürte man das fieberhafte Tempo des Lebens im nachkaiserlichen Berlin. — Die Bemühungen, in Berlin weilende prominente polnische Juden für eine gemeinsame Aktion zu gewinnen, führten zu keinem Erfolg. Parteipolitische und nationale Gründe erwiesen sich als Hemmnisse. Die Zeit für einen Zusammenschluß der Minderheiten in Polen war noch nicht gekommen.

Mein Lodzer Freund wies mich auf andere Möglichkeiten. Er hatte Verbindung mit den polnischen Aktivisten in Berlin. Ihr Wortführer Feldmann gab die „Polnischen Blätter" heraus, mit denen ich mich in der „Deutschen Post" wiederholt auseinandersetzte, weil die Polen in Berlin falsche Angaben über Stärke, Bedeutung und politische Orientierung der Deutschen in Polen verbreiteten. Während der kirchlichen Kämpfe vor und nach der Synode von 1917 hatte einer von Feldmanns Mitarbeitern, der Ingenieur Fiedler, der sich als „Enkel und Sohn deutsch-evangelischer Pastoren in Polen" bezeichnete, eine Denkschrift veröffentlicht, in der er auf dem schwankenden Fundament der Hypothese des Generalsuperintendenten Bursche von der Missionsaufgabe der evangelischen Kirche in Polen irrige Folgerungen aufbaute. Nun wurde mir gesagt, daß Fiedler, der von meinem Aufenthalt in Berlin hörte, den Wunsch ausgesprochen habe, mit mir zusammenzukommen. Fiedler sei, so hörte ich, nicht der fanatische Renegat, wie ich annehme, sondern ein in der deutschen Demokratie wurzelnder Eigenbrödler, der in den deutschen Führern in Polen verkappte Alldeutsche vermutete und diese Voraussetzungen voreilig in seinen Urteilen umsetzte. Er habe

jetzt erfahren, daß seine Annahme nicht zutreffend sei, und da ihn das Schicksal der Deutschen in Polen interessiere, so möchte er sich mit mir aussprechen. Der Vorschlag war mir nicht sympathisch. Aber ich stellte alle Bedenken zurück, als ich hörte, daß Feldmann inzwischen zum ersten Gesandten der polnischen Republik in Berlin ernannt sei.

Durch Fiedlers Vermittlung wurde ein Besuch bei Feldmann vereinbart. Feldmann, der kurze Zeit darauf starb, machte schon damals den Eindruck eines kranken, galligen Menschen. Er war vorsichtig und mißtrauisch. Trotzdem war die Unterhaltung mit ihm für mich eine reiche Quelle der Erkenntnis über die Ziele der neuen Machthaber in Warschau. Von ihm erfuhr ich, daß sein Freund und Gesinnungsgenosse, der Sozialist Moraczewski, zum Ministerpräsidenten ernannt sei und daß die neue Regierung allen Willkürakten gegen ihre deutschen Bürger energisch entgegenzutreten beabsichtige. Er gab mir den Rat, mich möglichst bald mit Moraczewski und den anderen Ministern in Verbindung zu setzen und mich in besonderen Fällen selbst an Pilsudski zu wenden; er würde in diesem Sinne auch nach Warschau berichten. Er wollte mich über den Zweck meiner Berliner Reise, die ihn anscheinend sehr beunruhigte, ausholen. Ich wich seiner diplomatischen Kunst aus, indem ich, etwas ironisch, bemerkte, daß ich mich weder mit Reichsstellen noch mit Berliner Zeitungen in Verbindung gesetzt habe, daß aber die Fortsetzung der Drangsalierungspolitik gegen die Deutschen in Polen zu einem Appell an Europa führen würde. Er sprach von einer Drohung. Ich wies auf die Zwangsläufigkeit der Entwicklung. — Eine halbe Stunde nach meinem Besuch in dem Hause an der Kurfürstenstraße wurde die Flagge der polnischen Republik zum erstenmal in Berlin in die Höhe gezogen. Feldmann hatte mich also noch als Privatmann empfangen.

Den Berliner Freunden gab ich Aufschluß über die Unterredung und bat sie, die nach dem Urteil der Unterrichteten so wenig aussichtsreiche amerikanische Aktion ruhen zu lassen; die neue Warschauer Regierung sollte gewissermaßen eine Bewährungsfrist erhalten.

Manche Augenblicksbilder aus dem Fluß revolutionären Geschehens traten mir in Berlin vor Augen. Am Bußtage sah ich Unter den Linden das prunkvolle Leichenbegängnis der „Revolutionsopfer", jener sieben Zufallsopfer, die bei den sinnlosen Schießereien in den Straßen von verirrten Kugeln niedergestreckt wurden. Frauen aus dem Volke, die neben mir standen, bewunderten, zählten und taxierten die mehr als tausend rotbebänderten großen und kleinen Kränze und Blumenarrangements, die von den unzähligen Abordnungen getragen wurden. — Wie rasch die Volksgunst wechselt: von derselben Stelle hatte ich, auf einer der Tribünen sitzend, vor fünf Jahren bei dem Regierungsjubiläum des Kaisers den Zug der Innungen angesehen und den mehr als überschwenglichen Jubel der Bevölkerung gehört, wenn sich der Kronprinz oder ein anderes Mitglied der kaiserlichen Familie auf der Straße sehen ließ!

An einem Abend besuchte ich eine Versammlung der unabhängigen Sozialdemokraten im Gewerkschaftshause. Luise Zietz machte mit blutrünstigen Phrasen, die nicht mehr gesteigert werden konnten, gegen Scheidemann und die „Scheidemänner" mobil. Im Saale echote es bis zum Wahnwitz „Scheidemann muß an den Galgen!" Zum Schluß kam der französische Kriegsgefangene mit den Grüßen des Pariser Proletariats.

Der Verlotterung der Gesinnung entsprach die Verlumpung des Straßenlebens.

Frische Impulse für die Arbeit als deutscher Auslandspionier waren von dieser Generation des deutschen Volkes nicht zu holen!

* * *

Dämmerungsstimmungen, Untergangserscheinungen, Verfall. Nach zehntägiger Abwesenheit kam ich nach Lodz zurück. Verrat und Untreue hatten sich inzwischen durch die deutschen Reihen geschlichen. Gleichgültigkeit und Verzagtheit hatten von jenen Besitz ergriffen, die da meinten, daß das Ende deutschen Strebens herbeigekommen und daß es aussichtslos sei, das Erbe der Väter zu verteidigen.

Die Jagd nach den „Unbelasteten" begann. Zunächst in der grotesken Form, daß diejenigen, die sich unkompromittiert wähnten, sich selbst empfahlen, um sich in ein warmes Bett zu legen. Milker hatte bereits Bruchstücke seines „Materials" in der deutschen und polnischen Presse veröffentlichen lassen mit der offen verkündeten Absicht, die „Überbleibsel der deutschen Okkupation" zu vernichten. Eine der polnischen Zeitungen befaßte sich mit der Übergabe der Deutschen Staatsdruckerei an unsere Verlagsgesellschaft und bezeichnete meine beiden Kollegen in der Verwaltung der Genossenschaftsbank als ehemalige Beamte des deutschen Polizeipräsidiums und mich als den seit jeher bekannten Hakatisten. Die beiden Angegriffenen wollten nicht erkennen, daß der Hauptton der Ausführungen auf ihrer früheren Tätigkeit als reichsdeutsche Beamte lag. Ohne auch nur den Versuch zu machen, mein Einverständnis zu erlangen oder einen Beschluß der Verwaltungskörperschaften herbeizuführen, zeigten sie während meiner Abwesenheit in Milkers Blatt an, daß ich aus der Verwaltung der Deutschen Genossenschaftsbank ausgeschieden sei. — Die polnischen Gewalthaber in Warschau und Lodz weideten sich an dem Anblick, wie einer nach dem andern der reichsdeutschen Mitarbeiter in unseren Organisationen sich unter irgendeinem Vorwande bei ihnen einstellte, um gut Wetter bat und mehr oder weniger verhüllt seine Bereitwilligkeit bekundete, die von der Hetzpresse und den Denunzianten am heftigsten angegriffenen einheimischen Deutschen zu opfern. Dem raschen Wechsel der nationalen Gesinnung entsprach der schroffe Übergang aus einer pol tischen Überzeugung in die andere. Weltanschauungen wurden wie die Hemden gewechselt.

Aber es ging um mehr als um Intrigen und Untreue Einzelner. Darum mußte man einen Strich unter die letzte Vergangenheit ziehen und alles Hemmende aus dem Wege räumen. — Nach dem Abebben des überschäumenden polnischen Nationalismus in den ersten Tagen nach dem Umsturz näherte das öffentliche Leben sich wieder normaleren Bahnen. Mit der Wiederaufnahme des Verkehrs fanden auch die der polnischen Willkür besonders ausgesetzten deutschen Kolonisten den Weg in die Rechtsauskunftsstelle des Deutschen Vereins in Lodz, wo sie Rat und Hilfe fanden. Drei Reisesekretäre des Vereins besuchten die Volksgemossen auf dem Lande, richteten die Eingeschüchterten und Verzagten auf und verhinderten übereilte Auswanderungsbeschlüsse. Viele Ferngebliebene begannen jetzt erst einzusehen, mit welchem Segen der Deutsche Verein arbeitete, und schlossen sich ihm an. Allein in den Monaten Dezember, Januar und Februar wuchs die Mitgliederzahl um 3000, so daß der Verein Ende Februar 1919 über einen Mitgliederbestand von 30 000 verfügte. In Lodz waren die beiden Jugendheime den Mit-

gliedern der Jugendabteilung täglich zugänglich. Die Gesang-, Musik- und Turnabteilungen nahmen an Umfang und Leistungen zu. Die von mehreren hundert jungen Leuten besuchten Fortbildungskurse konnten fortgeführt werden. An Sonntagen fanden die üblichen Veranstaltungen und Wanderungen der Jugend statt. Neu hinzu kamen gut besuchte unentgeltliche Abendschulen für die aus Deutschland zurückgekehrten deutschen Arbeiter und Arbeiterinnen, denen sich Zusammenkünfte geselliger Art anschlossen. Das Denken der Lodzer deutschen Arbeiterschaft, die in Deutschland die Revolution miterlebt, zum Teil sogar mitgemacht hatte und mit kommunistischen Ideen in die Heimat zurückkam, konnte in vorsichtiger Weise wieder auf eine gesunde Bahn zurückgelenkt werden. Dazu half auch die große Volksbücherei des Vereins, die täglich geöffnet war.

Weniger glücklich waren meine Bemühungen um die Erhaltung der „Deutschen Post", die in den letzten Jahren in der Deutschen Staatsdruckerei gedruckt worden war. Sämtliche Druckereien lehnten den Druck unter irgendeinem Vorwand ab, weil sie sich vor polnischem Boykott fürchteten. Eine neue Wochenschrift, der noch heute bestehende „Volksfreund", mußte gegründet werden. Als Herausgeber zeichnete einer der Reisesekretäre.

Eine wichtige Arbeit erwuchs der Leitung des Vereins bei den Sejmwahlen. Es war nicht Zufall, daß die Führer und tätigsten Mitarbeiter der im Dezember 1918 gegründeten „Deutschen Volkspartei" aus dem Deutschen Verein kamen, der mit seiner ausgebauten Organisation das Gerüst für die Wahlarbeit bot. Nur durch ihn war es möglich, allein im Landwahlbezirk Lodz über 70 deutsche Wahlversammlungen abzuhalten. Ich hatte zwar die Gründungsversammlung einberufen, es aber abgelehnt, mich in sichtbarer Weise an der Wahlarbeit zu beteiligen und in die Wahlausschüsse einzutreten. Wie so oft schon in den letzten Jahren, wurde auch bei dieser Gelegenheit der Mangel einer intellektuellen Oberschicht schmerzlich empfunden. Noch leuchtete die Fackel, die der Deutsche Verein entzündet hatte auch den neuen Führern, die man, im Bestreben, „unbelastete" Persönlichkeiten zu finden, aus den Rückkehrern heraussuchte, die den Krieg hinter der russischen Front erlebt hatten. Aber es fehlte die geistige Brücke zwischen der deutschen Bewegung in der Kriegszeit und den Leuten, die berufen waren, jetzt in der politischen Arbeit ihren Landsleuten Stütze und Schild zu sein. Im fruchtlosen Spiel sich gegenseitig aufreibender Kräfte wurde bei den Mißhelligkeiten der neuen Führer viel Energie verbraucht, die der Auflehnung gegen die Unterdrückungsmaßnahmen deutschfeindlicher Kreise verloren ging.

Noch vor der Wahl hatte der Deutsche Verein die beiden ersten Kandidaten im Landkreise Lodz mit einer Denkschrift nach Warschau entsendet, um dort bei den zuständigen höchsten Stellen an Hand zahlreicher Berichte über Willkürhandlungen örtlicher Gewalten vorstellig zu werden.

Für die Wahlen in der Stadt Lodz gab der Deutsche Verein die Losung aus, die Deutschen aller Richtungen zu gemeinsamem Vorgehen in einem Wahlausschuß zusammenzubringen. Nur die schon weit Polonisierten, darunter der größte Teil der evangelischen Pastoren, und die deutschen Kommunisten versagten die Gefolgschaft und schlossen sich Gleichgesinnten im andern nationalen Lager an. Bedauerlicherweise zogen sich die im gemeinsamem Ausschuß sitzenden, gelassener auftretenden deutschen Passivisten zurück, und die zurückgebliebenen passivistischen Schreier, die sich die Führung anmaßten, entwickelten ihre Tatfreudigkeit

nach der falschen Richtung, indem sie die gemeinsam aufgestellten deutschen Kandidaten, soweit sie dem aktivistischen Flügel angehörten, wie auch den Deutschen Verein und seine Leiter in unerhörter Weise angriffen und die einen wie die andern nicht einwandfreier Beziehungen zu der deutschen Okkupationsverwaltung beschuldigten[1]). Einen hervorragenden Anteil an dieser Hetze nahmen Milker und Drewing, deren Blatt, die „Neue Lodzer Zeitung", in dieser Zeit erklärt hatte, sie sei ein polnisches Blatt in deutscher Sprache. Einen würdigen Weggefährten fanden sie in dem Oberlehrer Habermann, der von der Idee, in „großer Zeit" ein großer politischer Intrigant zu sein, berauscht war und vor keiner Nichtswürdigkeit zurückschreckte. Er erschöpfte seinen Geist und sein mangelhaftes Deutsch in schwulstigen Hetzartikeln. Als die Ausfälle der Drei immer gehässiger und persönlicher wurden und ihre von Gemeinheit und Denunziantentum strotzenden Artikel sich häuften, nahm der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Vereins in einer öffentlichen Erklärung Stellung zu ihnen. Milker und Drewing weigerten sich, die Erklärung in ihrem Blatte, das uns täglich verleumdete, abzudrucken.

* * *

Der konzentrierte Angriff auf die deutschen Werke, die zu Fall gebracht werden sollten, setzte noch während der Wahlzeit ein. Bereits Ende November 1918 sprach eine Abordnung der beiden deutschen Landesschulverbände bei dem neuen polnischen Minister für Volksaufklärung vor. Sie erörterte Ziel und Auf-

1) Mit hypnotisierender Eintönigkeit wurde immer wieder in vielsagenden, aber das letzte noch nicht aussprechenden Wendungen zu verstehen gegeben, ich sei von der deutschen Okkupationsverwaltung bezahlt worden. In den ersten Sitzungen des gemeinsamen deutschen Wahlausschusses für die Stadt Lodz war der Hauptgegenstand der Erörterungen die Art meiner Beziehungen zu Generalgouverneur v. Beseler und der angebliche klingende Gewinn daraus. Bei Beselers Besuch in Lodz im September 1917 überreichte mir sein Adjutant einen auf meinen Namen lautenden Scheck über 5000 Mark auf die von der deutschen Verwaltung gegründete Polnische Darlehnskassenbank, den ich dem Schatzmeister des Deutschen Vereins übergab. Der Geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Vereins faßte den Beschluß, diese große Spende als Grundstock für den neuen Stipendienfonds des Vereins zu verwenden. Acht junge deutsche Männer aus Polen, die auf deutschen Universitäten studierten, konnten Studienbeihilfen erhalten. Bei einer anderen Gelegenheit erhielt ich aus der Hauptkasse des deutschen Polizeipräsidiums 2000 Mark, die vom Kreisausschuß auf unseren Antrag als Beihilfe für die vom Deutschen Verein ins Leben gerufenen Winterkurse für junge deutsche Landwirte bewilligt waren. Sowohl in der Landesdarlehnskasse wie im Polizeipräsidium wie in allen anderen deutschen Behörden waren gut 75 % aller einheimischen Angestellten russophil und unterrichteten ihre Gesinnungsgenossen, deren Abneigung gegen die deutsche Verwaltung, noch mehr aber gegen die deutschen Aktivisten mit jedem Tage zunahm, über derartige Vorkommnisse. Böswillige Klatschsucht entstellte und verzerrte harmlose Tatsachen. Verdächtigungen wanderten von Mund zu Mund und eines Tages wußte das ganze deutschfeindliche Lodz, daß ich mit der deutschen Verwaltung in Verrechnung stehe und große Bezüge habe. Noch vor kurzem wurde mir aus Lodz mitgeteilt, daß einer der früheren Angestellten des deutschen Polizeipräsidiums, der nun Beamter der polnischen Polizei ist, noch heute behauptet, er habe gesehen und sei bereit, seine Behauptung mit einem Eide zu erhärten, daß ich vom Polizeipräsidium 200 000 Mark für mich erhalten habe. Die zwei Nullen mußten angehängt werden, sonst hätte die Sensation ein allzu kümmerliches Antlitz gehabt! In einer Umgebung, wo alle Intelligenz sich in kaufmännische Schlauheit und Erwerbsgier umsetzt, und wo alles, selbst die Überzeugung, käuflich ist, kann man uneigennütziges Handeln nicht begreifen.

gaben beider Verbände und beschwerte sich über Eigenmächtigkeiten untergeordneter Stellen. Der Minister, der kein politischer Hysteriker war, aber von seinen Freunden aus Lodz und von der evangelischen Geistlichkeit ungünstige Auskünfte über die Entstehung und Entwicklung der Schulverbände erhalten hatte, äußerte sich vorsichtig über die Zukunft des deutschen Schulwesens. Er behauptete, erfahren zu haben, daß einzelne deutsche Schulgemeinden unter starkem Druck der deutschen Okkupationsverwaltung zustande gekommen seien. Trotzdem versprach er, alles beim alten zu lassen; der noch zu wählende verfassunggebende Sejm solle über den Fortbestand der Schulverbände entscheiden. Seitdem hatte eine unterirdische Wühlarbeit der Feinde der deutschen Schule begonnen. Ungebändigter Ehrgeiz, gepaart mit der Jagd nach persönlichem Vorteil, führte vier junge deutsche Lehrer in die gegnerischen Reihen. Sie ließen sich von Milker und Drewing und den polnischgesinnten Pastoren Gundlach und Hadrian, den alten Widersachern der deutschen Schulorganisationen, dazu gewinnen, in Warschau Anträge auf Auflösung der Schulverbände zu stellen und zu vertreten. Die vier irregeleiteten Lehrer Rennert, Schramm, Gerhard und Jeß hatten sich zu einem „Lehrerrat" zusammengetan und waren in das Büro der Schulverbände eingedrungen, um die Verwaltung abzusetzen und sich selber darin häuslich niederzulassen. Der Vorstand der Schulverbände berief nun zum 3. Januar 1919 eine außerordentliche Hauptversammlung der Vertreter sämtlicher Schulgemeinden im Lande, die gut besucht war. Im Rauschgefühl ihrer eigenen Wichtigkeit überschritten die vier Mitglieder des „Lehrerrats" während der bewegten Erörterungen mehr als einmal die Grenzen der Vernunft und des Anstandes, so daß die als Vertreter der Gemeinden gekommenen Landwirte, die über die niedrige Gesinnung der Verräter empört waren, sie gewaltsam aus dem Saale entfernen wollten. Aber auch die Mehrzahl der anwesenden deutschen Lehrer löste in unzweideutiger Weise die Gemeinschaft mit den unwürdigen Vertretern ihres Standes. Ein prachtvolles Zeugnis für sein Deutschtum legte der Lehrer Will ab, der sich bereit erklärte, auch mit der Hälfte seines Gehaltes zufrieden zu sein, wenn der deutschen Schule die Selbstverwaltung gerettet werden könnte. Von den 250 Anwesenden sprachen sich bei der Abstimmung nur 28 für die Auflösung der Schulverbände aus. Es handelte sich um die Stimmen der Gesinnungsgenossen des „Lehrerrats", die auf Gehaltsaufbesserung und sonstige Vergünstigungen bei der Verstaatlichung der Schulen hofften.

Aber die Verräter ruhten nicht bei ihren Anstrengungen, im Verein mit polnischen Hetzern den beiden Schulverbänden noch vor der Entscheidung durch den Sejm ein gewaltsames Ende zu bereiten. Selbst die „Polnische Sozialistische Partei", der Pilsudski und die meisten der Kabinettsmitglieder angehörten, die in ihrem Programm die Gleichberechtigung aller Nationalitäten verkündigte und die in der Wahlzeit dort, wo die Deutsche Volkspartei keine eigenen Kandidaten aufstellte, deutsche Wahlhilfe beanspruchte und erhielt, warf ihre Maske ab und zeigte sich deutschfeindlich. Die beiden Säulen der Partei in Lodz, Rzewski und Remiszewski, die während des Umsturzes auf hohe Beamtenstellungen emporkletterten, verschärften durch ihre gehässige und chauvinistische Stellungnahme die Lage. Der Ministerrat faßte den Beschluß, die deutschen Schulgemeinden und die beiden Schulverbände am 31. März 1919 aufzulösen. Sämtliches Vermögen der Schulgemeinden sollte an die politischen Gemeinden fallen und die Entlassung oder Belassung der deutschen Lehrer im Dienst von den staatlichen Organen ent-

schieden werden. Nach den gleichzeitig veröffentlichten neuen Bestimmungen über die öffentlichen Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, sollte die deutsche Unterrichtssprache dort beibehalten werden, wo die Mehrheit dies wünschte. In einem umständlichen Verfahren mit schriftlichen Erklärungen sollte die Willenskundgebung der Eltern erfolgen. Dem Deutschen Verein erwuchs eine neue Aufgabe, er mußte sich aufklärend und richtungweisend betätigen; die deutsche Bevölke ung durfte sich durch das Übelwollen der zuständigen Behörden nicht einschüchtern und verwirren lassen. Auch diesmal fehlte es nicht an rührenden Beweisen, wie teuer dem einfachen Mann sein vornehmstes Erbgut, die deutsche Sprache, ist. Nur an einigen Stellen gingen durch die Gleichgültigkeit der Eltern oder die Ängstlichkeit der vom „Lehrerrat" beeinflußten Lehrer deutsche Schulen verloren. Seitdem hat allerdings von den damals geretteten Schulen eine nach der andern die deutsche Unterrichtssprache verloren. Von dem im Januar 1919 noch so kräftigen Baum ist heute nur noch ein verkümmerter Wurzelstock übrig geblieben. Wird aus ihm jemals noch ein frisches Reis hervorsprießen?

* * *

Im Februar 1919 brachten die Kommunalwahlen den schmerzlichsten Beweis für den moralischen Tiefstand der irregeleiteten Lodzer Passivisten. Nach den ungünstigen Erfahrungen bei der Sejmwahl konnte es nicht überraschen, daß die Aktivisten keine Neigung mehr hatten, mit den Haßpolitikern im andern Lager zusammen zu gehen. So wurden zwei deutsche Wahlausschüsse gebildet. Wieder wurden von den Männern um Milker, Drewing und Habermann die sachlichen Gegensätze auf das persönliche Gebiet hinübergelenkt. Minderwertige Personen erhaschten die gesamte Leitung der passivistischen Richtung, nachdem alle Einsichtigen sich von der neugebildeten Partei der „Deutsch-polnischen Demokraten" abgewandt hatten. Selbst Polen äußerten sich mit Verachtung über die plumpen Anbiederungsversuche dieser geistig unreifen Renegaten, die sich als 110 prozentige Polen gebärdeten und davon sprachen, daß sie bereit seien, nur noch polnisch zu denken und zu empfinden. Habermann, der in Verkennung seiner Bedeutung und der Stimmung der breiten Massen der Lodzer deutschen Bevölkerung in einer großen deutschen Wahlversammlung sich selbst zum neuen Führer des Lodzer Deutschtums proklamierte, wurde ausgepfiffen. Dementsprechend war auch das Wahlergebnis: die deutsch-polnischen Demokraten konnten nur einen Kandidaten durchbringen, während die mit der Deutschen Volkspartei vereinigte „Vereinigung deutscher körperlicher und geistiger Arbeiter" sieben Stadtverordnetensitze errang, obwohl eine Anzahl Mitglieder des aus Vertretern bürgerlicher und gemäßigt sozialistischer Parteien zusammengesetzten Wahlausschusses der „Vereinigung" unter der Anschuldigung, bolschewistische Propaganda getrieben zu haben und indirekt an der Ermordung eines eine deutsche Wahlversammlung beaufsichtigenden polnischen Polizeibeamten beteiligt zu sein, während der heißesten Wahlarbeit verhaftet gewesen waren.

Der Wahlsieg der deutschen Aktivisten wurde von ihren Gegnern in eine „Wiederbelebung der reichsdeutschen Agitation" umgedeutet. Noch vor dem Zusammentritt des Sejm wurde Moraczewskis Regierung von dem nationalistischen Kabinett Paderewski abgelöst. Den Volksminderheiten in Polen machte sich der Regierungswechsel bald durch die jetzt nicht mehr geduldete, sondern von

den Zentralbehörden befohlene Verfolgung fühlbar. Das Innenministerium setzte eine Untersuchungskommission zur Feststellung der Beziehungen der einheimischen Deutschen und ihrer Organisationen zu der deutschen Okkupationsverwaltung ein. Mit Wonne suchten Milker, Drewing, Habermann (von dem seine eigenen Freunde behaupteten, daß er in sehr engen Beziehungen zur politischen Polizei stehe) und andere Denunzianten ihr Wissen, ihre Mutmaßungen und Erfindungen nutzbar zu machen.

Bald nach meiner Rückkehr aus Berlin hörte ich von unterrichteter Seite, daß die polnische politische Polizei mich „betreue". Eine Bestätigung dieser Nachricht erhielt ich aus dem Munde eines Polizeiagenten, der sich moralisch verpflichtet fühlte, mich von den feindlichen Plänen zu unterrichten. Kurz vor den städtischen Wahlen, als die deutsch-polnischen Demokraten ihre Niederlage ahnten, kamen in ihrem Auftrage der Sejmabgeordnete Spickermann und der neupolnische Politiker Buhle zu mir, um mir in ultimativer Form ihren Wunsch zu übermitteln, ich möchte mich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Als ich ihnen bedeutete, daß ich mir keine Vorschriften machen ließe, gingen sie mit Drohungen davon. Auch das Verhalten der polnischen und deutschgeschriebenen Hetzpresse ließ schließen, daß der angekündigte vernichtende Schlag gegen die deutschen Organisationen und ihre Führer jeden Tag zu erwarten sei. Ich wußte, was mir bevorstand, und konnte meine Verfügungen treffen. Als wir am Sylvesterabend in unserem Heim das neue Jahr erwarteten, teilte ich meiner Frau das Notwendigste über das sich vorbereitende Unheil mit und sagte ihr, daß das Jahr 1919 uns die schwersten Stunden unseres Lebens bringen würde.

Die Drahtzieher drängten zum Handeln. Am 28. Februar 1919 kamen zwei Ministerialräte aus Warschau nach Lodz. Im Polizeipräsidium fand die Übergabe von angeblich 3000 in deutschen Amtsstellen gefundenen, einheimische Deutsche und ihre Organisationen belastendenden Schriftstücken statt. In der nächsten Nacht wurden im Deutschen Verein, im Landesschulverband, im deutschen Gymnasium, im Luisen-Lyzeum und in den Wohnungen ihrer Leiter Haussuchungen gehalten und ganze Wagenladungen mit Schriftstücken, Büchern und Bildern abgeholt. Nach zwei Tagen wurden vier Vorstandsmitglieder der deutschen Organisationen, v. Eltz, Flierl, Günther und ich, verhaftet.

* * *

Die von den Lodzer Denunzianten als Regisseuren geleitete Justizkomödie spielte sich auf dem großen Hintergrunde der Zukunft des Deutschtums in Polen ab. Der Privatfehden, der Überläufer und besoldeten Angeber aus den Reihen jener Deutschen, die keinen Namen mehr zu verlieren haben, wird man sich — es liegt dies im polnischen Polizeisystem — immer bedienen, wenn es gilt, dem geschlossenen Deutschtum das Rückgrat zu zerbrechen.

Der mit der Sichtung des erbeuteten Materials betraute Staatsanwalt konnte in meinem Verhalten nichts Belastendes und die Existenz des polnischen Reiches Gefährdendes finden und verfügte meine und meiner drei Schicksalsgefährten Freilassung; verfügte sie ein zweites, drittes und viertes Mal, als der Lodzer Polizeipräsident mit Einwänden kam, eine zweite Haussuchung in meinem Geschäftsbüro in Lodz ohne Hinzuziehung bürgerlicher Zeugen anordnete, im Keller nach unterirdischen Fernsprechern und auf dem Dache nach drahtloser Telegraphie

suchen ließ. Lodzer Rechtsanwälte und Richter, an die ich mich nach endlich erreichter „vorläufiger“ Freilassung um Rat wandte, standen vor einem Rätsel und glaubten, daß der galizische Polizeigewaltige die Gebräuche der russischen Ochrana einzuführen beabsichtige. Denn widergesetzlich war nicht nur die Verhaftung, sondern auch die inzwischen erfolgte Beschlagnahme meines Geschäftsbüros mit der gesamten Einrichtung für eine neue polnische Verwaltung und die Versiegelung des wertvolleren Teiles meiner Wohnung. Meine Schritte zur Freigabe des mir Geraubten blieben trotz der Unterstützung des Gerichts erfolglos. Das die Freiheit der Person respektierende Gericht erregte den Unwillen der Polizei, weil es sich nicht ohne weiteres auf den Standpunkt der belgischen Gerichte stellte, welche die vlämischen Aktivisten, freilich nur in contumaciam, zum Tode verurteilten. Eines Tages fand sich im Innenministerium eine angeblich bei der zweiten Haussuchung im meinem Büro beschlagnahmte Denkschrift über Schutzmaßnahmen zugunsten der Deutschen im künftigen deutsch-polnischen Staatsvertrage. Beweis für den konstruierten „Landesverrat“. Nun sollte, wie ich aus bestimmten Kanälen erfuhr, der eigentliche „vernichtende Schlag“ erst erfolgen.

Ich aber wollte mir die Freiheit meines Handelns nicht rauben lassen. Ich hatte keine Lust, eine neue Serie von Rechtsbeugungen kennen zu lernen, und beschloß, die Klärung der Verhältnisse außerhalb der Heimat abzuwarten, nachdem mir die zuverlässige Nachricht zugegangen war, daß die Schließung des Deutschen Vereins in Warschau bereits verfügt sei. Erleichtert wurde mir der Entschluß durch die Stellungnahme derjenigen, die sich während der zwölf Tage unserer Haft rüsteten, die Führung der Deutschen zu übernehmen, und denen meine Haftentlassung unwillkommen schien. Während wir noch im Gefängnisse saßen, kamen einmal die prominenten Männer der Lodzer deutschen Gesellschaft zusammen, um zu beraten, was zugunsten der Verhafteten und der gefährdeten deutschen Organisationen zu geschehen habe. Da alle sich irgendwie kompromittiert wähnten, so wollten sie sich nicht weiter in Gefahr begeben und beschlossen, uns unserem Schicksal zu überlassen. Meine Frau blieb bei ihren unermüdlichen Bemühungen allein. Ganz anders war das Verhalten der deutschen Volksmassen. Ganz spontan, ohne Anregung von einem der eingeschüchterten „Führer“, richteten deutsche Landwirte aus der Nachbarschaft ein Gesuch um meine Befreiung an die Staatsanwaltschaft. Sie verbürgten sich für meine loyale Gesinnung. Eine zweite Aktion zwecks Kautionsstellung für mich erübrigte sich durch die Haftentlassung. In Lodz kam am Tage vor der Enthaftung eine deutsche Arbeiterabordnung zu Milker und warnte ihn, neue Angriffe zu bringen, damit die Aktion der Staatsanwaltschaft nicht gehemmt würde. Milker regte sich über die Annahme, daß ich freigelassen werden könnte, mächtig auf und erklärte, daß ich verloren sei und daß ich an die Wand gestellt werden würde.

Einige Tage nach unserer Freilassung, vielleicht zur selben Stunde, in welcher in Warschau die Auflösung des Deutschen Vereins beschlossen wurde, versammelte ich die Reisesekretäre und die übrigen Mitarbeiter des Vereins in einer Lodzer Privatwohnung um mich, um mit ihnen die Inangriffnahme des letzten Werkes des Vereins, die Vorbereitung der Elterndeklarationen für Beibehaltung der deutschen Unterrichtssprache in den deutschen Schulen, zu besprechen. In bewährter Treue und nicht ohne persönliche Gefahr sind die Sendboten des Deutschen Vereins ihrem Versprechen auch nach der Auflösung des Vereins nach-

gekommen. Überall, wohin sie kamen und Aufklärung brachten, sind sie als Retter begrüßt worden.

So endeten die mehrjährigen Bemühungen, der deutschen Volksminderheit in Polen Gleichberechtigung und Selbstbestimmung zu sichern und einen klaren Rechtsboden zu schaffen, auf dem gemeinsame schöpferische, Kultur-, wirtschaftliche und politische Arbeit geleistet werden konnte. Das übereilte Vorgehen der polnischen Behörden machte vor aller Welt offenkundig, wie sehr die Deutschen in Polen, allen Theorien von Duldsamkeit zum Trotz, der Willkür ausgesetzt sind. Ihr Platz im Rahmen des polnischen Staatswesens kann heute nicht mehr durch das Vertrauen zu den wechselnden Regierungen und den schwankenden und vagen Toleranzbegriffen des Sejms, sondern nur noch vom Völkerbunde bestimmt werden.

Ulrich Wille als Volkserzieher

Von

Karl Haushofer

Ein ausgezeichneter Soldat, ein wohlgeschulter Staatsmann und ein glänzender Journalist in einer Person, Patrizier von Umwelt und Natur und doch der beliebteste treffsicherste Führer einer großen Demokratie, bodenständig durch und durch in seinem Landsitz Mariafeld bei Meilen am Zürichsee (— aus einer Familie, die seit 1474 in Neuenburg mit ausgedehntem Weideland begabt war —), und doch einer der letzten großen „Europäer", ankämpfend gegen Strom und Gezeiten und vielfach Sieger: so steht der Schweizer Ulrich Wille vor uns, wie eine lebende Entkräftung jenes verzweifelten Papstzitates: „Eheu, Quantum refert, quae in tempora vel optimi cuiusque viri vita incidat!"

Aber welcher ungeheure Aufwand von Persönlichkeit ist nötig gewesen, um diesen Lebenserfolg hinzustellen als Vorbild eines Volkserziehers unserer Tage, gegen die Trägheit des Herzens und Geistes stumpfer Mehrheiten, zum Segen der Gesundheit und Dauererhaltung staatlicher und völkischer Lebensform seiner Heimat, als Lehre für das größere Kulturgebiet und Sprachgebiet, dem doch der stärkste Teil dieser Schweizer Heimat ursprünglich entwachsen war.

Es ist ein überreicher Aufwand an Persönlichkeit nicht nur beim Mann Ulrich Wille selbst gewesen, sondern schon bei seinen Ahnen. Zweimal haben diese Ahnen den Konflikt Glaube oder Heimat — diesen so jammervoll häufigen in alten deutschen Geschlechtern — zugunsten des Glaubens, der sich behauptenden Persönlichkeit, zum Schaden der geliebten Heimat oder Adoptivheimat entschieden: und es ist kein Zufall, daß Ulrich Wille wieder in der alten Heimat seines Geschlechts, als Sohn eines „Achtundvierzigers" geboren wurde — am 5. April 1848 — ein echtes Aprilenkind, wie Bismarck auch! — in La Sagne in Neuenburg, an dem Ort, aus dem dieser Zweig seines Stammes um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus der damaligen Enge rheinabwärts gewandert war.

Und ungewöhnlich starke Seelen waren die Eltern beide: der eigenwillige Doktor François Wille, eines der glänzendsten schriftstellerischen Talente der Vor-Achtundvierziger Kämpfe, und Eliza Sloman, die Tochter eines englischen, seit der Kontinentalsperre in Hamburg ansässigen Großrheders, die zusammen am Zürichsee in großzügiger Gastfreundschaft hervorragende Schweizer und Europäer ihrer Zeit um sich zu sammeln wußten: Jeremias Gotthelf, Arnold Böcklin, C. F. Meyer und Gottfried Keller waren ebenso häufige Gäste des alten Patrizierhauses, wie Mommsen, Gottfried Kinkel, Herwegh, Richard Wagner und Liszt.

So sind es wirklich die hervorragendsten Geister der Heimat, wie des damaligen Europa gewesen, die bildend auf den ungewöhnlich begabten, schnell auffassenden, werdenden Menschen einwirkten. Früh auch lernte er auf zwei Beinen stehen: einer abgeschlossenen wissenschaftlichen Schulung und einem in Theorie und Praxis, als Instruktionsoffizier, wie als Militärschriftsteller, beherrschten Soldatenberuf. Aber nicht in Schrift und Druck kam sein Bestes zutage. Er selber sagte mir einmal, er sei darin immer Journalist gewesen, daß er nur auf äußeren Reiz, Anlaß oder Zwang, am liebsten in Abwehr habe schreiben können, oder wenn die Heimat Schriftliches von ihm wollte, wie etwa in wenigen Tagen eine Wehrverfassung: darum fehlen uns gerade von diesem Mann, von dem wir sie brennend gern hätten, zusammenhängende Erinnerungen aus seinem reichen Arbeitsleben und seinen vielseitigen Erfahrungen.

Das aber ist die große Lebensleistung von Ulrich Wille: er hat ein wehrhaftes Volk, das im Begriff war, den Wehrgedanken zu verlieren, wenn es ihn nicht schon verloren hatte, wieder zum Begreifen der Notwendigkeit des Wehrgedankens im Daseinskampf erzogen, gegen die Lüge und Phrase der Zeit, gegen verlockende Illusionen, unter den dafür schwierigsten Bedingungen Europas, am Stoße nordischer, mittelländischer und westeuropäischer Kultur; uns Deutschen die wir dem Schweizer Problem, aufs zehnfache vergrößert, heute gegenüberstehen, hat er eine unvergeßliche Lehre durch sein Vorbild gegeben.

Aus diesem Tatbestand erwächst der „Deutschen Rundschau" das Recht und die Pflicht, dieses Lebenswerk in knappem Umriß zu beschreiben: denn deutsche Rundschau heißt uns, beim blutsverwandten deutschen Schweizer suchen, was wir von Tag zu Tag auf dem eignen Boden mehr verlieren: die Vorbilder von Männern, die einem Volk, das in seiner großen Mehrheit den Wehrgedanken im Daseinskampf fast völlig aus der Seele verloren zu haben scheint, den Weg zu diesen verschütteten Brunnen seiner Erneuerung wieder weisen können.

Männer, die mit einer vollkommenen, allzu vollkommenen, beinahe mechanisierten Wehr-Maschine in der Hand, diese Maschine zu verbrauchen wissen, mag es noch genug geben. Aber die, auf die es nun ankommt, die müssen mit primitivem Werkzeug im vollen wie im übertragenen Sinne, das Brachfeld, den verwüsteten, steinerfüllten Acker neu zu pflügen, zu bestellen verstehen. Und wie man diese Arbeit auf körperliche und seelische Aufgaben hin angeht, wie man immer wieder neu ansetzt, durchhält, bis man überwindet, bis sich ein verweichlichtes Volk wieder unwiderstehlicher Männlichkeit hingibt — das kann uns der Lebenslauf von Ulrich Wille in seinem Verhältnis zum Schweizer Wehrgedanken lehren. Wie man der überzeugtesten, ältesten Demokratie der Erde durch Persönlichkeit beibringt, das Daseinsmindestmaß von monarchischen und aristokratischen Mo-

tiven im Staats- und Wehrbau wieder zu achten, ohne die er nicht bestehen kann — das kann uns Ulrich Wille zeigen.

Als er nach einer mit siebzehn Jahren begonnenen, mit dem Doktor abgeschlossenen Juristenausbildung sich dem Heer als Instruktionsoffizier, zunächst als Artillerist zuwandte, lernte er in der Grenzbesatzung von 1870/71 alle Schäden des damaligen Schweizer Wehrwesens praktisch kennen, bekämpfte sie als Schriftleiter der ausgezeichneten „Zeitschrift für Artillerie und Genie", durchlief rasch die unteren Grade und stand als 35jähriger Oberst vor der Aufgabe, „die durch und durch verlotterte Kavallerie von Grund aus zu reformieren". (N. Zürch. Z. 5. II. 25.)

Nun war die Bahn für ihn frei, die wohl erkannte wehrgeographische Eigenart der Heimat, die Sonderart der Milizarmee mit ewigen Lehren der Wehrpsychologie, der Erziehung des Soldaten zum Mann, zu vereinigen, und er hat das in wenigen Jahren mit einem solchen Temperament und auf so großen Linien fertig gebracht, daß sein Werk sich auf diesen Linien fortwirkte, auch als er selbst 1896 durch seinen Rücktritt als Waffenchef der Kavallerie vorübergehend matt gesetzt wurde.

Aber glänzende journalistische Fähigkeit, ein zündender, geistvoller freier Vortrag, die treue Anhänglichkeit des größten Teils aller der Offiziere und Soldaten, die mit ihm in persönliche Berührung gekommen waren, machten den Amt- und Stellenlosen stärker, als der beamtete Führer gewesen war; so öffnete sich 1900 wieder das Kommando der damals vorwiegend züricherischen 6. Division, vier Jahre später das des 3. A.-K.; und gerade aus Konfliktszeiten stammen einige der glänzendsten Leistungen; das Kavallerie-Reglement (das damals in Europa völlig neue Wege der Kavallerie-Verwendung öffnete, und den übrigen Armeen um Jahrzehnte voraus war), die 1899 veröffentlichte „Skizze einer Wehrverfassung," der „Erlaß über Ausbildungsziele".

Und endlich kam die Probe der Führerzeit von 1914 bis 1918: nicht die auf das militärische und operative Führerkönnen, deren er sicher gewesen wäre, deren Bestehen ihm eine Selbstverständlichkeit gewesen wäre; sonder die unendlich viel schwerere, seine in drei Großkampfrichtungen innerlich auseinandergezerrte Heimat, mit einer auf schwere politische Belastungsproben gestellten Bevölkerung zusammenzuhalten, und vor allem aufrecht zu halten, als mit dem Landesstreik von 1918 die Gefahr einer Stauberplosiion in dem überarbeiteten Werk gerade so an die Schweiz herantrat, wie an das übrige Mitteleuropa. „Seine ruhige Haltung, sein Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Truppen und seine wohlüberlegten Maßnahmen gaben den politischen Behörden den Mut, den Kopf hoch zu behalten, und ermöglichten es, der drohenden Gefahr Herr zu werden."

Das schrieb am 6. Februar 1925 die „Neue Züricher Zeitung", die nicht immer seine Freundin war, von Ulrich Wille. Und wo die Behörden den Kopf nicht oben behielten, da flüchteten sie, auch wenn sie Genossen waren, in die Dragonerkaserne, also eigentlich unter die Fittiche des „Generals," und fühlten sich dort wohl geborgen . . . . .

Daß die Schweiz mit ihrem inneren Gefüge dem Stoß der Nachbar-Revolution mit solcher zäher Kraft widerstand, das ist eine der besten Proben auf das Lebenswerk ihres Generals gewesen. Daß aus einem Milizheer, das bedenklich nahe daran war, sich den Bahnen „jener verlachten und verlotterten Bürgergarden des verflossenen Jahrhunderts wieder zu nähern," was Wille nicht wollte,

wieder ein Wehrgefüge wurde, an dem ein tapferes Volk sich im Wirbel des Weltkriegs unberührt erhielt, das ist zum guten Teil die Persönlichkeitsleistung von Ulrich Wille.

Die Erkenntnis, daß eine solche Persönlichkeitsleistung aber auch heute noch möglich ist, freilich auch nur durch eine seltene Vielseitigkeit geistiger Ausbildung und Bewaffnung und günstiger Vorbedingungen ermöglicht wird, gibt uns auch in dem zehnfach vergrößerten mitteleuropäischen, im deutschen Wirbel einen Trost. Und darum haben wir die Pflicht und das Recht, was unvergänglich an Ulrich Willes Lebensarbeit ist, was nicht allein der Schweiz, sondern dem deutschen Kultur- und Sprachboden, dem Wehrgedanken Mitteleuropas gehört, auch für unsere deutsche Not zu retten. Darum auch würden wir es so warm begrüßen, wenn sich ein Schweizer Soldat und Wissenschaftler zugleich fände, der das Wichtigste an diesem Lebenswerk aus Zeitschriften und Zeitungen, persönlichen Erinnerungen und Dienstschriften gesammelt für die Nachwelt rettet, und mit ihm jenes geradezu einzige Vorbild als Volkserzieher, das Ulrich Wille nicht für die Schweiz allein hingestellt hat, sondern für Mitteleuropa und die Welt.

Das Gericht zu Löchtenborg

Novelle

von

Wilhelm Vershofen

Bis zum Jahre 1866 trennte eine Landesgrenze die beiden Nachbargemeinden Löchtenborg und Swennenbrügge. Dies war preußisch, jenes hannöversch. Da der Zollverein schon längst die wirtschaftliche Bedeutung dieser Grenze und damit die Rente, die beide Gemeinden aus dem Schmuggel bezogen, beseitigt hatte, gönnten es die Swennebrügger den Löchtenborgern, daß auch sie Preußen werden mußten. In der Volksdichtung der Gegend hatte das Urteil über die Preußen schon früh einen auf die letzte Form gebrachten Ausdruck gefunden:

Wo de Gos hinschitt
Un de Prüß hintritt,
Do will nich es mehr Gräß wassen.

Man kann sich also die Freude der Swennebrügger über das Schicksal der Löchtenborger vorstellen. — Nicht, als ob zwischen den beiden Gemeinden eine in deutschen Landen irgendwie ungewöhnliche Abneigung bestanden hätte: Sie lagen nur vier Kilometer auseinander, und das war zu nah und zu weit zugleich. Jeder Löchtenborger hatte die durch keine Erfahrung zu erschütternde Überzeugung, daß die Swennebrügger die widerlichste verkommene und verlumpte Gesellschaft auf der Welt seien, während das Kernstück ihrer Erziehung den Swennebrüggern Löchtenborg als den dreckigsten und verfallensten Ort darstellte, dem nicht einmal das

Mondlicht einen erträglichen Aspekt zu geben vermöchte. Eins glaubte vom andern, daß sie sich zwar noch in Lauten, die an menschliche und speziell plattdeutsche Sprache entfernt erinnerten, verständlich machen könnten, daß sie diese Möglichkeit aber nur nützten, um zu lügen, zu verleumden und Streit zu stiften. Nur der verquere Zustand, der den Bedürfnissen der Volksseele Hohn sprach, daß beide Gemeinden zwei größeren Staatsgebilden zugehörten, hinderte, daß nach jeder Erntezeit der Krieg bis auf das Messer zwischen den beiden Gemeinden ausbrach.

Dabei hätte man dann totgeschlagen, Brand gezunden und Weiber geraubt. Da dies nicht möglich war, führten sie fürs Totschlagen feste Termine, die beiderseitigen Kirmessen ein. Und statt Weiber zu rauben, trieb man das nicht minder anregende Geschäft des Freiens hinüber und herüber.

Wenige Jahre vor dem Kriege hatte Ida Brons, die Tochter des Amtmanns in Swennenbrügge, nach Löchtenborg gefreit. Jeder weiß, wie diese Amtmannsfamilie im Lauf der Jahre heruntergekommen ist. Unter den heute noch Lebenden ist einer auf irgendeinem Posten im Industriebezirk und ein anderer soll bei der Eisenbahn sein. Einen Fetzen Land aber hat keiner mehr von ihnen unter den Füßen. Nicht einmal ein geistlicher Herr ist aus der Familie hervorgegangen. Und die Heirat Idas, die schlank und etwas schlampig müde war, mit jener Andeutung von Reizen und Temperament, die den Mann immer hungrig läßt, diese Heirat hatte Kennern des Lebens als erstes Anzeichen des Niedergangs gegolten. Sie hatte den Löchtenborger Habenichts Vahlen Bähnken gefreit, der nichts weiter besaß als vier Kühe und was dazu gehört. Wie sie ihrer besten Freundin Sefa erzählte, hatte sie ihn aus Liebe genommen: Aus Liebe! Als ob die ausgerechnet beim Heiraten, bei dem man den Verstand ordentlich zusammenzunehmen hat, in die Quere kommen dürfte. Und als ob die Ida nicht schon genug mit der Liebe herumexperimentiert hätte, bevor sie heiratete. Da war noch der andere Löchtenborger Voßhaken Julius, mit dem sie fast ein Jahr gegangen war, und der sich noch keine andere geholt hatte. Ferner war da noch Sierings Alfred in Swennenbrügge selbst. Und überhaupt, man brauchte die Leute nur zum Erzählen zu bringen!

Daß Ida und ihr Mann leidlich miteinander auskamen und daß drei Kinder da waren, das vermochte der Nachrede keinen Einhalt zu tun, die dahin ging, ob Julius wohl der richtige Mann für Ida wäre, oder, was wesentlich interessanter war, ob Ida zu Julius passe. — Und dennoch würde heute niemand mehr von Ida Brons sprechen, wenn Löchtenborg nicht 66 mit ganz Hannover an Preußen gekommen wäre.

Den Löchtenborgern ist bis zum heutigen Tage nie der geringste Zweifel gekommen, daß ihre Annexion das schwerste Unrecht der Weltgeschichte darstellt, das von keinem Menschen mit nur einem Quäntchen Rechtsgefühl bemäntelt werden darf. Daß vor allen Dingen die zunächst Betroffenen es nie und nimmer, und unter diesen wieder die Löchtenborger es auf gar keinen Fall anerkennen dürfen. Außerdem — meinte man 66 — würden die Preußen es niemals wagen, die Herrschaft tatsächlich zu ergreifen. Wenn sie auch die Landdrostenposten bald mit rasch und anmaßend sprechenden fremden Herren besetzten, wenn auch im Amtsgericht zu Fürstenau ein neuer Richter saß, der in einer Verhandlung bewiesen hatte, daß er nicht wußte, was ein güsser Killmer ist, an die Amtsleute auf den

Dörfern hatten sich die Preußen nicht getraut: Der alte Königsschulte, dem König Georg die Bestallung gezeichnet hatte, war ebenso noch im Dienst wie Veerkamp der Polizeidiener, der 67 noch seine alte hannöversche Uniform trug. Wohl gab es in Fürstenau einen grünberockten, pickelhaubigen Gensdarmen, der auf einem unverschämt guten Pferde durch die Gegend ritt und der den alten Veerkamp wegen Insubordination angezeigt hatte. Aber von einer Anerkennung der preußischen Herrschaft durch die Löchtenborger konnte nicht die Rede sein. Sie gingen vielmehr dazu über, Swennenbrügger, die sich bei ihnen blicken ließen, auch außerhalb der Kirmeszeit höchst unfreundlich zu behandeln.

Da waren eines Tages im Oktober auf der Diele bei Brinksitter in Löchtenborg zwei Männer beim Dreschen, die in der Frühstückspause um neun das Zweierdreschen als langweilig und unwirtschaftlich bekürten und auf den Dritten schimpften, der ausgeblieben war. Das war Vahlen Bernd, der Mann von Ida Brons. Der ihn mit kurzknappen, spöttischen Bemerkungen bedachte, war Voßhaken Julius, immer wieder angefeuert durch das Grielachen von Brinksitters Wisius.

Vahlen Bernd könne seinen Roggen ja nun im Einzeltakt dreschen und sehen, wie er dabei fertig werde. — So fing es an. — Und bald war man dabei, daß die Frau aus Swennenbrügge das Verderb dieses Mannes sei. Die sei zu nobel, um richtig zuzupacken. Nur karessieren, das könne und wolle sie, und wenn das ganze Gewese dabei zugrunde ginge. Aber sie habe so was, die Ida, obwohl man nicht viel zu sehen vermöchte, das die Mannsleute unwies mache. — Und Julius kenne sie doch genauer — He? — Ob er sie kenne? Kennen! Er, da könne Wisius Gift drauf nehmen, kenne sie und wisse, was sie wolle. Aber der Bernd, dieses Schaf! Er wisse ganz genau, warum sie den genommen habe. — Warum denn, zum Beispiel? — Ja, er wisse das. Und das habe ihm jemand erzählt, der selbst am allerbesten Bescheid tun könnte.

Wichtig und bedächtig schnitt sich Julius ein Stück Speck ab und hob es auf der flachen Messerklinge zum Mund. Aber seine Zunge sollte es nicht schmecken.

Denn dort in der Küchentür stand mit einem Male Bernd. Beide sahen sich in die Augen. Einen kurzen Augenblick lang. Und dann kam Leben in Julius, Leben, das ihm niemand zugetraut hätte, der seiner langsamen ziehenden Art zu sprechen, seinen bedächtigen Bewegungen nach geurteilt hätte: Er sprang auf. Katzenhaft schnell. Griff einen Dreschflegel. Vielleicht eine Sekunde früher, als Bernd die Hacke faßte, die neben der Tür lehnte, beide schwangen ihre Waffen, und wilde Laute brüllend, machte Julius ein paar Schritte vorwärts und eine Sekunde vor Bernds Hacke schlug sein Dreschflegel nieder. Bernd stürzte getroffen auf die Tenne.

Julius stand sogleich zitternd und bebend. Jede Muskel war mit einem Male erschlafft. Nur seine Augen schauten zwischen engen Lidern auf den Gefällten.

Brinksitter stand über den gebeugt, richtete sich dann auf, indem er seinen Körper mit beiden Händen von den Knien her hochstützte: Dän häsſe dodslan, Julius!

Julius wandte sich schlürfend ab und lehnte sich sehr müde und matt an die Wand; Brinksitter aber begann zu reden, vieles und verworren und immer wieder kam darin vor, er müsse den Amtmann holen. Und Julius müsse dableiben. Das sei in seinem Hause passiert, und wenn Julius nicht bliebe, so sei das ein böses Geschäft für die ganze Familie Brinksitter.

Julius blieb im Schatten und sagte nichts. Und als Wisius auf einmal hinausschoß ins Dorf, da setzte sich Julius auf die Futterkiste, die neben ihm stand, sank tief in sich zusammen und murmelte immer wieder vor sich hin: Dat wird nümmer nich god. Ne, nümmer nich. On dat es alls Ida in Schold. Nee, dat es nich wohr! Worüm heff he mi dodslan wolln? Worüm?

Plötzlich war Wisius wieder da und mit ihm waren der Amtmann und Veerkamp, der Polizist.

Ohne ein Wort zu sagen, schloß der Amtmann das Dielentor, beugte sich über Bernd und schüttelte ihn. Dann forderte er Essig. Fast eine halbe Stunde lang mühte er sich, Bernd wieder zum Leben zu wecken. Vergebens. Da richtete er sich auf und begann zu sprechen.

Warum Julius das getan und sich in die Hände der preußischen Justiz geliefert habe? — Warum er das getan habe, faßte er Julius bei den Schultern und schüttelte ihn, als ob er eine Schütte Stroh zwischen den Fäusten gehabt hätte. Sein schlohweißes Haar fiel ihm dabei in langen Strähnen über Stirn und Augen, die vor Zorn groß und starr waren.

Angst habe er gehabt, stöhnte Julius. — Angst? Wovor? — Bernd habe ihn erschlagen wollen. — Ob Bernd das gesagt habe? — Keinen Laut habe Bernd von sich gegeben, sprang eifrig Wisius ein, aber Julius habe gebrüllt wie unsinnig. Wieder schüttelte der Amtmann den Totschläger und wieder preßte der heraus, daß er Angst gehabt habe, daß er aus Angst geschrieen habe. — Woher ihm denn diese Angst gekommen sei? — Aus Bernds Gesicht, aus Bernds Augen!

Der Amtmann ließ ihn los. Setzte sich auf die Futterkiste, griff eine Hand Körner und befahl Wisius zu erzählen. Stemmt dat? fragte er dann Julius. He heff mit dodslan wolln, war alles, was der sagte. — Der Amtmann sann vor sich hin. Es schien, als ob er die wenigen Körner, die noch zwischen seinen Fingern lagen, zählen wollte. Dann warf er sie weg, rieb die Hände vom Staube rein und sagte zu Veerkamp, er solle die drei Gemeindeältesten auf diese Diele rufen. Gau und still. Wenn er nur ein Wort sage im Dorf, was passiert sei, dann könne er seinen Kram packen und zu den Preußen gehn. Veerkamp, verdutzt und verstört, verschwand.

Wisius, hal mi en Schluck! Wisius ging in die Küche, und der Amtmann begann auf und ab zu gehen und leise mit sich selbst zu reden. Dat draff nich an de Prüßen kummen! Dat geht de Prüßen nix ann!

Julius hatte sich langsam immer weiter von den Toten entfernt, jetzt stand er fast am Dielentor. Da rief der Amtmann: Holt, du!

Wat sall ut mi werden, Amtmann?

Sall sick wol wiesen. Sall sick wiesen — Men de Prüßen salt di nich hebben, Jong, de Prüßen nich!

Da kam Wisius mit dem alten Korn und einem Gläschen und schenkte ein und bot dem Amtmann dar. Der gab es an Julius weiter, der es rasch hinun ergoß und sich wie angeekelt schüttelte. Wisius war starr und brach los, daß er keinen Schnaps für Mörder habe. Der Amtmann sagte nur Schopskop, nahm Wisius die Flasche aus der Hand und schenkte sich selbst ein. Mit wasserblauen dünnen Augen schaute Wisius dem Amtmann zu, wie zum ersten Male im Leben wach geworden. Der Amtmann hob das Gläschen. Aber die Bewegung stockte. Er

schaute Wisius hart an und fragte barsch, was er im Dorfe erzählt habe über diese Sache? Sweeg still, du Kürkloß! Wat häße vertellt? Worheet!

Ganz gewiß nichts, er habe nur Lammers Fina zugerufen, es sei ein Unglück bei ihm passiert auf der Diele.

Der Amtmann trank seinen Schluck und war wieder in Gedanken. En Onglöck, murmelte er, en Onglöck.

Dann kam Evers Franz, einer der Ältesten. Ein paar Augenblicke blieb er am Tore stehn und überschaute alles. Dann ging er auf den Amtmann zu und gab ihm die Hand, und der wußte davon, daß er in allem auf diesen Mann vertrauen konnte. Franz stellte sich dann so, daß er dem Toten ins Gesicht sehen konnte. Die beiden anderen Ältesten kamen zusammen. Der Amtmann stellte sich mit ihnen an die Leiche, ließ Julius am Kopf und Wisius zu Füßen stehen. — Und dann berichtete er, wie ihn Wisius gerufen habe, und wie er mit Veerkamp gekommen sei. Der stand jetzt im Hintergrund in steifer Haltung. Dann wiederholte der Amtmann, was er von Wisius und Julius erfahren habe. Die Sache gehöre vor das Gericht! Aber wo sei das Gericht? Recht und Gericht hätten sie nicht mehr. Des Königs Wappen sei heruntergeholt und durch ein fremdes Wappen ersetzt worden. Aber niemand brauche den Fremdling über sich urteilen zu lassen. Nein, das dürfte keiner von ihnen zulassen, wenn sie sich nicht mitschuldig machen wollten am großen Rechtsbruch. Und dennoch müsse Recht gesprochen werden. Wer aber solle das tun, da der König und seine Richter des Landes verwiesen seien.

Sie sahen sich an. Sie sagten nichts. Dann begann der Alleràlteste Jan Pruß, der in Spanien gegen Napoleon gekämpft hatte: De Prüß kann keen hannöverschen Mann richten! Dann war es wieder still, bis der Amtmann wieder begann und sehr leise sagte, daß das Recht an die Könige gekommen sei in alten Zeiten vom Volke her, und daß das Volk es wieder zurücknehmen müsse, wenn der rechtmäßige König es nicht mehr halten könne. Mit ihm zusammen müßten die Ältesten, die seit alten Zeiten auf ihren Höfen säßen, das Recht suchen und finden.

Sie nickten und schwiegen. — Julius hatte sein linkes Handgelenk festgekrampft in der Rechten und schaute über den Toten hinweg auf die Hielen, den Boden über den Viehständen. Dort stak eine Forke im Heu und der Stiel ragte in die Diele hinaus. Er betrachtete jedes Ästchen, jeden Flecken, jede Krümmung an dem Stiel und plötzlich sah er zwischen hohen Eichbäumen seinen großen Kamp in der Sonne liegen und roch den Duft von ganz frischem Heu. Und sah sich selbst, diese Forke in den Fäusten, ein Heubündel hoch über seinen Kopf auf den schwerbeladenen Wagen schwingen. Und da oben stand Ida, die Frau des Erschlagenen. Nein! — Da stand der Knecht und packte das Heu fest. Und dann schluchzte es in seiner Kehle, und er wußte, das Schönste in der Welt war, in der Sonne stehen und das Heu in schwerem Schwung hoch auf den Wagen werfen. Ewig hätte er das tun mögen. Nie würde er das wieder tun, denn wenn er seine Augen von jenem Forkenstiel wendete, dann würden sie den Erschlagenen suchen, dem er das Leben genommen. — — — Und jetzt waren sie da, um ihn zu richten. Er krampfte das Handgelenk fester, und heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht.

Wisius trat von einem Bein auf das andere. Nie hatte ihn Stehen so müde gemacht. Er sah auf der Futterkiste Flasche und Gläschen stehn und erinnerte sich, daß er selbst überhaupt keinen Schluck bekommen hatte, und überlegte ob er es wagen könnte, das jetzt nachzuholen.

Da fragte Evers: Woröm häſſe düſſen Mann dodſlan?

Hoch und ſteif drehte ſich der Kopf des Gefragten: Wil he mi heff dodſlan wollt. Und ſein Blick ſchnellte zurück auf den Forkenſtiel, und er ſah die leuchtende Wieſe und den frühen Sommer und ſah — — Ida.

Der Amtmann legte dar, daß auch er glaube, Julius ſei der flinkere geweſen, ſonſt läge er wohl an Bernds Stelle.

Was die Gerichte des Königs in einem ſolchen Falle geurteilt haben würden? Gefängnis!

De Gefängniſſe hört nu ook de Prüßen to, ſagte Vorndieks Joop und ſprach damit zum erſten und letzten Male in dieſer Verhandlung.

On wat ſall dat de Fru helpen, wenn Julius enſperrt wird, fragte Jan Pruß.

Der Amtmann ſah Julius ſcharf an. Dann wandte er ſich zu Veerkamp, ſie ſollten alle in die Küche hinausgehen, die nicht zum Gericht gehörten. Veerkamp nahm Julius beim Arm. Der ließ ſich willig führen. Wiſius trottete hinterher, nicht ohne raſch Flaſche und Gläschen von der Kiſte zu greifen.

Als die Tür hinter ihnen zugeklappt war, begann gedämpft der Amtmann: Da ſie das gute Königsrecht verloren hätten, ſo müßten ſie ein Recht finden, das für das Dorf, den Täter und die Hinterbliebenen paſſe. Darauf ſei er gekommen, als Pruß gefragt habe, was es der Frau und den Kindern helfen könne, wenn Julius ins Gefängnis komme. Bernd ſei tot und niemand könne ihn wieder erwecken. —— Und er halte es wirklich für möglich, daß Julius aus Angſt zugeſchlagen habe. — Hier unterbrach ihn Evers. Ob es wahr ſei, daß der Erſchlagene dem Julius die Frau abſpenſtig gemacht habe?

Der Amtmann: Man wiſſe, daß die Frau es früher mit Julius gehalten habe, und Wiſius habe bezeugt, daß der Streit um ſie entſtanden ſei.

Ob es ſich dann nicht um Rache gehandelt habe?

Der Amtmann: Das ſei ſchwer zu ſagen. Er aber glaube das nicht. Wenn Julius, von dem jeder wiſſe, daß er ein ruhiger Mann ſei, ſich vor Bernd gefürchtet habe, ſo ſei das vielleicht daher gekommen, weil er gewußt hätte, daß Bernd eiferſüchtig auf ihn wäre. — Nicht, als ob man Ida für die Zeit ihrer Heirat etwas nachſagen könne. — Eiferſüchtig auf die Zeit, da Ida mit Julius gegangen wäre. Und ſo erkläre es ſich auch, warum Bernd, als er die beiden hier in der Diele über ſeine Frau ſprechen hörte, ſo wütend geworden ſei, daß Julius Angſt bekommen habe.

Vielleicht habe Julius ſich die Frau ſchon aus Angſt nehmen laſſen. Mit Bernd ſei nie zu ſpaßen geweſen, meinte Evers. Wer das alles wiſſen wolle: Viel raſche Tat und ſogar Tapferkeit komme aus der Angſt.

Da ſprach der alte Pruß wieder und ſagte: Lot den Mann men de Fru frigen un för de Kinner ſorgen, dann ſall ſick dat all woll noch riegen.

Wenn die Frau ihn nur nähme, warf der Amtmann ein. Darauf der Alte: Die Frau habe ihn vor dem Toten gemocht. Wer wolle wiſſen, aus welchem verrückten Frauleutegrund ſie den anderen genommen habe. Jedenfalls, eine Frau könne den erſten nie vergeſſen.

Aber eine Frau könne doch nicht den Totſchläger ihres Mannes heiraten!

Darauf Pruß, daß man das der armen Frau doch auf keinen Fall ſagen werde.

Der Amtmann: Es ſei ſchwer, ſehr ſchwer Recht zu ſchaffen, wenn das alte

Recht zerschlagen wäre. Aber das sei wahr, man müsse sagen, es sei ein Unglück passiert. Fast so, als ob Bernd durch die Dielenluke auf die Tenne gefallen sei, wie schon mancher vor ihm. Man solle deshalb in Gottes Namen sagen, so sei es gewesen.

Evers: Man könne in Gottes Namen nicht lügen und schon gar nicht dabei Recht schaffen. Stille und Betroffenheit. Dann wieder der Amtmann: Man sei in schwerer Not und könne nicht handeln wie in ordentlichen Zeiten. Sonst hätte man Julius auf das Gericht gebracht und wäre alle Verantwortung los gewesen. Alles, was sie könnten, wäre, zu versuchen, diese Tat wieder gut zu machen. Dabei müsse man der Frau die Wahrheit ersparen, sonst könne man nichts gut machen. Es sei ein Unglück geschehen, das sei seine Überzeugung. Das vom Fall durch die Dielenluke dürften sie wohl nicht dazu sagen. Wenn der König wiederkäme, wollten sie alle zusammen nach Hannover fahren und ihm persönlich die Sache vortragen, und der König solle dann tun, was er für richtig halte. Bis dahin aber müßten sie selbst für Ordnung sorgen.

So waren sie denn einverstanden und sahen, daß es anders nicht zu machen war. Und sie riefen die drei wieder zu sich und Jan Pruß sprach zu ihnen: Hier sei ein Unglück geschehen, als ob ein Mann gestürzt sei und das Genick gebrochen habe, so plötzlich. Und auch unverschuldet, es sei denn durch Aufregung, Unbedachtsamkeit und weil die Menschen ihrer selbst oft nicht Herr seien. Mancher sei an einem Unglück schuld, ohne es gewollt zu haben. Der Schuldige habe eine Last auf seinem Gewissen und müsse sehen, ob er sie tragen könne. Wer aber schweren Schaden habe durch den Tod dieses Mannes, das sei die Frau, das seien die Kinder. Der Schuldige solle der Frau den Mann, den Kindern den Vater ersetzen und ihr Gewese verwalten, bis der älteste Sohn des Toten es übernehmen könne. — Das sei das Recht, das sie gefunden hätten. — Wer diesem Rechte widerstreiten wolle, der solle sprechen.

Da hob Julius den Arm. Ehe er sprechen konnte, hatte ihm der Amtmann den Arm wieder heruntergebogen. Er sagte, Julius sei mit seiner Angst nicht fertig geworden, und Angst sei schlechtes Gewissen von früher her. Er solle jetzt versuchen, ein Mann zu sein und mit dem Rechte fertig zu werden. Das hätten sie alle gemußt, obwohl es nicht leicht gewesen wäre. Ein Mann müsse wissen, was seine Pflicht sei, wenn er anderen Männern ins Gesicht sehen wolle.

Da senkte Julius den Kopf, und seine Kehle begann stumm im Krampf zu schluchzen.

Dann forderte der Amtmann, sie sollten Jan Pruß alle in die Hand versprechen, daß niemand, aber auch gar niemand den wahren Sachverhalt erfahre. Es sei genug, daß das Gericht ihn wisse. Und sie gaben alle Jan Pruß die Hand darauf.

Und dann mußten Wisius und Julius den Toten auf eine Ringsen legen und heimtragen. Veerkamp und der Amtmann gingen mit und mit ihnen ging das Gerücht, daß Bernd von den Hielen herab auf den Kopf geschlagen sei, ohne daß einer von ihnen was anderes sagte, als, es sei ein Unglück passiert. — — —

Julius besorgte das Gewese des Toten mit seinem eignen und er war der fleißigste, nüchternste und stillste Mann in Löchtenborg. Nach zehn Monaten wurde er der Witwe angetraut, und sie zog mit ihren Kindern zu ihm in seinen Kotten. Der Hof des Julius aber wurde an einen guten Mann verpachtet.

Wenn zwei in Löchtenborg vor allen Lauschern sicher waren und meinten, daß sie einander vertrauen könnten, dann wurde eifrig über diese Geschehnisse gesprochen und die Geschichten, die sie sich zuraunten, kamen der Wahrheit immer näher. Aber der Respekt vor dem Gericht der Ältesten war so groß, daß keiner zu räsonnieren und zu mucksen wagte.

In dieser Zeit erblühte eine leichte Röte auf Idas Wangen. Sie kam mit dem Morgen, wurde nach Mittag stärker und verblich gegen Abend. Auch war es, als ob ihr müder, langer Schritt lebhafter geworden wäre. Nicht also ob er federte, aber, wie wenn er federn könnte. Sie kümmerte sich mehr um die Wirtschaft, als sie je getan. Mit den paar Talern, die sie in jener Zeit erbte, wurde das Strohdach auf dem Kotten ihres jetzigen Mannes durch ein Ziegeldach ersetzt, und an die Fenster der Upkammer, in der sie schliefen, kamen weiße Mullgardinen mit blauseidnen Bändern. Und einmal sah man sie ihrem Manne beim Heueinfahren helfen. Sie stand hoch oben auf dem Wagen und packte die letzten Bündel fest. Und sprang dann kühn herunter in seine Arme und er hielt sie so lange, daß die auf der Nachbarwiese erstaunten.

Nach Löchtenborg kam sie nie mehr. Erst als sie wieder erwartete und im fünften Monat war, fuhr sie in Schlüters Wagen hinüber. Ihre beste Freundin Sefa tat Verlobung mit dem Apotheker. Die Nacht über blieben die beiden Freundinnen zusammen. Sie hatten sich so viel zu erzählen, daß sie an Schlafen nicht dachten. Es war im Juli und die Nacht wurde überhaupt nicht vollends dunkel, das Leben in ihr nie völlig still. In solchen Nächten spricht sich gut zu zweien, flüsternd, langsam und vertrauend. Gegen Morgengrauen erfuhr Sefa das Geheimnis.

Sie erschauerte. Ein fast neidisches Erschrecken, ein lockendes Grauen durchdrang sie. So etwas durfte nicht sein, das fühlte sie tief. Und doch, die in diesem Schicksal stand, die war so anders, so verboten seltsam. Die war ihrer Welt, in der man sich mit unbescholtenen Männern ordentlich verlobte und verheiratete, so fern und so fremd. Es schmerzte sie wie eine grausige Trennung. Und in Angst stand sie auf und lief zu Ida ans Bett, legte ihre Arme um den Hals der Fremden, die die Freundin jetzt war, und stammelte: Wi es dat slemm! Dat es jo su schröcklich, Ida! Aber Ida tat sanft entschieden die Arme von ihrem Hals und sagte nur: Julius es mi de leevste Minsch en de heele Welt.

Sefa setzte sich auf. Sie sah das bleiche Gesicht unbeweglich vor sich in den weichen dicken Kissen, das schwere blonde Haar war in einem dicken Kranz um den Kopf gelegt und die Augen, grau und weit offen blickten an ihr vorbei in irgendeine Ferne, von der niemand wußte.

Da fragte Sefa, ob Ida Julius auch genommen hätte, wenn sie das alles vorher zu wissen gekriegt hätte. Ida sagte, daß da ein Urteil vorliege, dem auch sie sich hätte beugen müssen. Aber Sefa drang in sie, ob sie es denn auch wirklich getan haben würde? Da schlug Ida die schlanken Arme hinter den Kopf, atmete tief und sagte, Sefa wisse ja, warum sie damals Bernd genommen habe, und daß ihr Julius immer der Liebste gewesen sei.

Leever ook es Sierings Alfred?

Puh de! Nich es anrühren heff de mi droft.

Sefa hielt ihr Versprechen, dieses Seltsame und Außergewöhnliche, ja dieses Schändliche und Wilde, das in Ida und ihrem Schicksal war, für sich zu behalten.

Nur ihrem Bräutigam teilte sie es am anderen Tage in tiefem Vertrauen aus Liebe und aus großer Not mit. In ihr war der Schreck und die Abwehr des Menschen, der sich im Hergebrachten und Üblichen geborgen sieht, und der nun erlebt, daß es kein Geborgensein gibt. Und so kam es schließlich zu den preußischen Behörden.

Julius wurde verhaftet. Der Amtmann und die Ältesten auch. Aber zur ersten Verhandlung erschien außer ihnen niemand. Zur zweiten Verhandlung wurden viele Zeugen aus Löchtenborg zwangsweise vorgeführt und alle schworen, daß sie nichts wüßten. Auch Wisius und Veerkamp. Wisius wiederholte bei jeder Frage, mochte sie nun lauten, wie sie wollte, nur immer die eine Erzählung, er sei in die Küche gegangen, um einen Klaren zu holen, und da wär keiner mehr gewesen, und da hätte er in den Keller gemußt, und als er wieder auf die Diele gekommen sei, da habe Bernd da gelegen und Julius habe ihm gesagt, Bernd sei auf die Hielen geklettert, um dort einen Flegel zu kriegen und sei dabei in einem Augenblick zu Tode gefallen. Dann sei er sofort zum Amtmann gelaufen und habe den geholt, damit der das Unglück feststelle. Veerkamp bestätigte Wort für Wort die Darstellung von Wisius und führte den Bericht so fort, wie ihn Wisius angefangen hatte. Alle anderen Zeugen erzählten wörtlich das gleiche. Die Angeklagten aber waren vom ersten Tag ab stumm gewesen und blieben es während der ganzen Verhandlung.

Und obwohl nun keiner mehr im Dorf war, der nicht wußte, wie sich alles zugetragen hatte, es fand sich keiner, der der fremden Behörde Aufklärung gab. So mußte Freispruch wegen mangelnden Beweises erfolgen.

Veerkamp wurde seines Postens entsetzt, aber er bekam einen guten Kotten in billige Heuer und hat sich in der Folge gut herausgewirtschaftet. Wisius mochte den Schluck immer lieber, und wenn er spät dune und wüst in der Upkammer bei Telsemeyer saß, sagte er manchmal ganz unvermittelt in das Gespräch der anderen hinein: Eid is Eid, dat segge ick. Aber er war nie so dune, daß er die Blicke nicht mehr verstanden hätte, die sich dann auf ihn richteten.

Ganz selten war der alte Amtmann, der sofort einen Nachfolger erhalten hatte, auf der Upkammer beim Bier. Er war der einzige, der ein Wort auf die Redensart von Wisius erwiderte. Ein erzwungener Eid aber ist kein Eid, sagte er. Wir wollen auf den Tag warten, der uns das Recht wiedergibt. Und er sprach hochdeutsch, wenn er das sagte. Und was er sagte, gab allen Ruhe und Gewißheit.

Nur Julius manchmal, wenn die Dämmerung kam und er keine Arbeit mehr unter Händen hatte, ging in die Küche, wo auf dem Herd die hellen Flammen sprangen, zwischen denen mit ihrem Geschirr Ida hantierte und setzte sich auf die Bank und seufzte. Dann schob ihm Ida einen Pfannkuchen oder ein Stück Speck und Brot und einen Klaren an den Herdrand und hantierte fort mit weiten lässigen Gebärden und sagte, während sie den Pfannkuchen herumwarf, mit einer Stimme, die seit der Geburt des letzten Kindes tiefkehlig und sonor geworden war: Wi willt tidig nom Bedde gon van Ovend.

Und Julius spürte, wenn er es auch nicht zu denken vermochte: Solange diese Frau lebte, würde ihn die Angst nie meistern. Bei ihr und den Kindern, die er von ihr hatte, war ein Recht, das er nicht begreifen konnte, das älter und stärker wurde von Tag zu Tag.

Eine preußische Zeitungsgründung in München 1859[1]

Von

Kurt von Raumer

I.

Johannes Schultze hat im Juliheft des Jahrgangs 48, S. 25 ff., dieser Zeitschrift über die Vorgänge berichtet, die im Kriegsjahr 1859 zu der Entstehung der „Süddeutschen Zeitung" führten. An der Hand mehrerer Briefe Heinrich v. Sybels an Max Dunker, den damaligen Leiter der Preßstelle in der Regierung der preußischen „Neuen Ära", ließ er vor uns das Spiel und Widerspiel erstehen, wie das Unternehmen, trotz den abenteuerlichsten Schwierigkeiten, geschaffen und wie es, trotz den beispiellosesten Leistungen, wieder zernichtet wurde. Schultze hat dabei, wie es die Besonderheit seines Materials bedingte, vor allem die Linie gezogen, die von Preußen her zu der Begründung dieses durch seine relativ kleindeutsche, seine ausgesprochen nationale Richtung gekennzeichneten Blattes führte. Es ist heute möglich, jenes Bild von einer anderen Seite her zu ergänzen, neben die preußische Ursprungslinie eine süddeutsch-bayrische zu stellen, zu zeigen, wie auch aus bayrischem Mutterboden Tendenzen gleicher oder ähnlicher Natur hervorwuchsen und wahrscheinlich schon vor, mindestens gleichzeitig mit jenen anderen zum Ausdruck kamen.

II.

Überaus schwer, in dem wechselvollen Ineinander von innerer und äußerer, bayrischer und deutscher Politik die verschlungenen Fäden auseinanderzuhalten! Doch weisen die ersten Spuren unserer Zeitung ohne Frage in das Reich der bayrischen Innenpolitik, wo sie in der am 2. April (nicht 1. Januar!) 1859 ins Leben gerufenen Bayerischen Wochenschrift die erste offensichtliche Ausprägung fanden. Ein bayrisches Organ mit zunächst innerbayrischen Zielen, unter bayrischer Leitung und von einer bayrischen Partei begründet — und doch ohne Frage die unzweideutige Vorstufe der späteren Süddeutschen Zeitung, mit der sie eines Geistes ist. Schon bei der Gründung der Wochenschrift dachte man allgemein

1) Für den größeren Zusammenhang darf ich auf meinen in den „Quellen und Forschungen zur Geschichte der deutschen Burschenschaft und Einheitsbewegung" VIII (1925) erscheinenden Aufsatz über die Deutsche Einheitsbewegung in Bayern verweisen, der die Vorstufe eines umfassenderen Werkes darstellt.

an eine Tageszeitung[2]), alle äußere und innere Entwicklung bis zur Süddeutschen Zeitung schloß sich um den vorhandenen Kern. Sicher eine Entwicklung beträchtlich zu Preußen hin — und doch nicht, wie wir meinen, vom spezifisch Süddeutschen weg.

Zweierlei gilt es gegenüber der engeren Gründungsgeschichte der Süddeutschen Zeitung festzustellen.

Das Schwergewicht der Verhandlungen ruhte bis vor das Ende des Kriegs, wo sie schon einmal dem Abschluß relativ nahe schienen[3]), durchaus im Süden; sie wurden geleitet von Brater, Baumgarten und Sybel, also allerdings zwei Norddeutschen und einem Bayern; doch waren die Beziehungen zur preußischen Regierung, worauf es in allererster Linie ankommt, noch sehr lose, das Programm stand fest, bevor sie enger geknüpft wurden.[4])

Aber auch nach dem Kriege, als der Friede den Eifer mancher süddeutschen Freunde erschlaffen ließ[5]) und daher der enge Anschluß an und die beträchtliche Unterstützung durch die preußische Regierung notwendig wurde, blieb die geistige Richtung durch den Süden bestimmt, wie ja auch dem Redakteur weitestgehende Freiheit der Meinung zugesichert wurde. Das der Zeitung zugrundeliegende Programm weist in deutlichster Weise auf die Abmachungen der ersten Verhandlungsphase zurück und ist in seinen Grundzügen nur die, durch die veränderte Lage ebenfalls veränderte, Wiederholung des damaligen Programms vom 12. Juli, wie es offenbar ohne direkte Einwirkung Berlins zustandegekommen war.

III.

Mit Recht werden Karl Brater, Hermann Baumgarten, Heinrich v. Sybel und Johann Caspar Bluntschli (1808—81), der Schweizer Staatsrechtler und Politiker, als die bestimmenden Persönlichkeiten des jungen Unternehmens genannt. Dagegen läßt sich die Bezeichnung Sybels als seines „geistigen Urhebers" natürlich nicht halten, so unbenommen es sei, sein Verdienst um das schließliche Zustandekommen besonders hoch anzurechnen.

Wie steht es aber überhaupt mit „Sybel und seinen preußischen Freunden"? Eindeutig als Preußen werden wir nur Sybel selbst charakterisieren können. Baumgarten war geborener Braunschweiger, hatte dann wichtigste und bestimmendste Jahre im deutschen Südwesten zugebracht und lebte nun seit 4 Jahren in München. Während des Kriegs schrieb er einmal in die Bayer. Wochenschrift: „Es sind 9 Jahre verflossen, seit die Gothaer ihr letztes Wort geredet haben. Daß heute außerhalb Preußen jemand darauf ausgehen könnte, Preußen mit Ausschluß Österreichs an die Spitze Deutschlands zu stellen, ist vollkommen unglaublich: denn nie stand Österreich so fest in Deutschland als gerade jetzt, und nie hatte Preußen . . . weniger Sympathien in Deutschland."[6])

2) Brater an Bluntschli, 3. IX. 1859; s. Anh.! — Vgl. auch zum Folgenden, soweit nicht anders vermerkt, die im Anhang abgedruckten Quellen.
3) Duncker an Baumgarten, 22. VI. [1859]; Duncker, Polit. Briefwechsel (1923), 144.
4) Erste, mehr beiläufige, Erwähnung einer etwaigen Unterstützungs-Möglichkeit: Duncker an Baumgarten, 8. VII. [1859], Duncker a. a. O. 154. Die für die Folge maßgebende erste Aufzeichnung des Programms: Progr.-Entw. Brater-Baumgarten v. 12. VII. [1859], Nachl. Baumgarten, Reichs-Arch. Potsdam.
5) Sybel an Duncker, 19. VIII. 1859; Schultze, 28. Vgl. a. Anh.!
6) Bayer. Wochenschrift, 28. V. 1859.

Und Bluntschli war mit allen Fasern seines Herzens Süddeutscher, ein echter Schwabenkopf, wurzelecht und doch fortschrittsfroh, mit partikalur-kantonalen Zügen und doch aufs Ganze gehend, sinnierend und doch auf die Tat bedacht. Er konnte noch nach dem Krieg in der Wochenschrift ein der Trias nicht unähnliches Projekt entwickeln. Das Bild der Süddeutschen Zeitung hat er aber neben dem Herausgeber in der entscheidendsten Weise bestimmt, mehr noch als Baumgarten und Sybel, und es ist, wie wenn das ganze Maß an politischen Energien und politischer Einsicht, das beide Freunde bis dahin in dem theoretischen Unternehmen des „Deutschen Staatswörterbuchs" niedergelegt hatten, jetzt wie es war in das ebenfalls gemeinsame, nunmehr praktische Unternehmen der Süddeutschen Zeitung hinübergeleitet worden wäre.

Es ist also nicht an dem, daß gleichsam ein Komplott verschworener Preußen einen einzelnen Bayern für sich eingefangen und, ohne daß er es selbst recht wußte, in seinem Sinn verwendet hätte. Auch ist es voreilig, aus der Tatsache, daß man Brater die aus staatlichen preußischen Mitteln bestrittenen Abonnements der Wochenschrift verheimlichen wollte, den weiteren Schluß zu ziehen, daß Brater „zweifellos" von den finanziellen Beziehungen zwischen seiner Zeitung und der preußischen Regierung, soweit sie wirklich da waren, nichts gewußt habe. In der Tat geht aus verschiedenen Momenten hervor, daß der Herausgeber der Zeitung, der zugleich ihr Verleger war, den Sachverhalt wohl kannte. Es bestand ja auch kein Bedenken: über die wichtigsten Punkte herrschte Harmonie und im übrigen Freiheit des Standpunkts. Und die Persönlichkeit Karl Braters, dieses in der Reinheit seines Idealismus wie der Klarheit seiner politischen Ziele gleich großen Mannes, war stark genug, um den Kurs einzuhalten und für ihn zu bürgen, dem Blatt den Stempel seines Geistes aufzudrücken bis ins Letzte und Kleinste.

IV.

Was aber bleibt dann noch übrig an preußischem Einfluß, preußischer Leistung? Doch nicht so wenig. Zu den Aufschlüssen, die wir Schultze verdanken, treten neue, die ihn noch genauer umreißen. Neben das Maß innerer Energien, die, ohne Zweifel, von dem Preußentum Dunkers, Sybels ausstrahlten, tritt, wie wir sehen, eine überaus reiche äußere Unterstützung, von der der Erfolg des Unternehmens entscheidend mitbestimmt wurde: der im Anhang abgedruckte Vertrag gibt die Zahlen, die das deutlich zeigen.

Und doch ist es geboten, vor einer zu hohen Einschätzung der finanziellen Seite zu warnen. Während des Italienischen Kriegs waren alle nach Preußen tendierenden Zeitgenossen davon erfüllt (und man liest es auch heute noch), daß die ganze süddeutsche Kriegsstimmung letzten Grundes auf das Konto des „ungemein rührigen Wiener Preßbüros" zu schreiben sei — und sie war in Wahrheit doch nur der Reflex und die Nachwirkung der gesamten machtpolitischen Lage, wie sie das Jahrhundert seit 1815 und aufs neue die fünfziger Jahre bestimmt hatte. So mußte umgekehrt jetzt nach dem grundsätzlichen Wandel dieser Konstellation, man ist versucht zu sagen zwangsläufig, eine kleindeutsche Welle einsetzen, eine kleindeutsche Publizistik in ihrem Erfolge erstehen. Woher nun diese materiell gespeist wurde, das ist für die Erfassung der einzelnen politischen Ziele, Maßnahmen, Möglichkeiten unendlich charakteristisch, in unserem Fall speziell für die preußische Neue Ära — aber für die Aufdeutung der eigentlich treibenden geistigen Kräfte erscheint es doch mehr sekundärer Natur.

V.

Wir wenden uns schließlich noch der Besprechung der einzelnen im Anhang abgedruckten Stücke zu.

Anlage I bringt zwei Briefe Braters, von denen der erste an Bluntschli gerichtete gleichaufschlußreich für die Geschichte der Süddeutschen Zeitung wie der Bayerischen Wochenschrift ist. Er zeigt, daß man von Anbeginn an eine Tageszeitung dachte, legt auch sonst viele Linien frei, die sich von dem ersten zum zweiten Unternehmen herüberziehen, und gibt vor allem über die wichtigste beide verbindende Einheit, über Karl Brater selbst, Kunde. Bei den engen Beziehungen zwischen Brater und Bluntschli darf man vielleicht annehmen, daß der Brief ostensiblen Charakter trägt.

In dem zweiten an Baumgarten gerichteten Schreiben interessiert uns direkt nur der Satz über die in Gotha schwierige Wahrung des Inkognitos. Brater hatte auf Sybels Anregung eine Reise nach Berlin „zur Anknüpfung der nötigen Verbindungen und Geschäftsbeziehungen“[7]) geplant, nun begnügt er sich auf Baumgartens Rat mit einem Besuch Mathys in Gotha, des Mittelsmannes der preußischen Regierung, fürchtet aber in dem kleinen Gotha schwerer unverraten zu bleiben als in dem großen Berlin. Alles deutet darauf hin, daß Brater genau wußte, wem letztlich jene „Geschäftsbeziehungen“ galten und daß er sie nach außen zu verbergen suchte. — Der übrige Inhalt des Briefs sei wegen seiner interessanten Beleuchtung der ganzen Atmosphäre und wegen der Einzelheiten über die Gründung des Nationalvereins wiedergegeben.

Anlage II, ein Brief Baumgartens an Dunker, führt mitten in die bewegten, wechselvollen Tage des Jahres 1859, gesehen überdies mit den ganzen temperamentvollen Augen seines Schreibers. Es ist die Zeit kurz nach dem Krieg, da die alten Linien abgebrochen und die neuen noch nicht begonnen sind; kennzeichnend das verworrene Gegeneinander Heidelberg-München-Baumgarten, wobei das starke Mitspielen Baumgartenscher persönlicher Motive Beachtung verdient. Charakteristisch die Worte über Sybels Drängen; bemerkenswert, daß man auch an englische Finanzierung dachte.

Anlage III, Vertrag mit Programm für die Süddeutsche Zeitung, gehört in einen größeren, für die Gründung aufschlußreichen Zusammenhang, von dessen gesamter Wiedergabe hier abgesehen werden mußte. Der Vertrag ist die letzte uns bekannte Fassung (Konzept) aus einer Reihe von Entwürfen, die mit dem genannten vom 12. Juli einsetzen. Da der endgültige Vertrag unterzeichnet am 29. Oktober in Braters Hand ist und da das vorliegende Konzept die verbesserte Fassung eines Entwurfs vom 22. September ist, muß die Zeit zwischen 22. September und 29. Oktober für die Abfassung maßgebend sein. Das Schriftstück ist von Baumgartens Hand und trägt Korrekturen Braters. Inhaltlich ist es die programmatische aufschlußreichere Ergänzung des von Schultze abgedruckten Vertrags zwischen der preußischen Regierung und Mathy vom 28. Oktober und 1. November, wodurch erst der ganze Vorgang und die ganzen Beziehungen geklärt werden. Das Original des Vertrags war mir bis jetzt nicht auffindbar.

Die Rechtschreibung der Schriftstücke wurde im folgenden Abdruck, wie üblich, modernisiert.

7) Sybel an Duncker, 19. VIII. 1859; Schultze, 28.

Anhang

Anl. I. **Aus den Briefen K. Braters**

1. Brater an Bluntschli, Großhesselohe-München 1859, Sept. 3; Nachl. Bluntschli, Zentralbibliothek Zürich

Großhesselohe, 3. 9. 1859.

Verehrter Freund!

Sie erinnern sich, daß bei den Verhandlungen über die Gründung der Wochenschrift dieses Unternehmen von uns allen als das unzulängliche Surrogat eines Tagblattes betrachtet worden ist. Wir verzichteten auf das letztere: einerseits weil die verfügbaren Mittel nicht ausreichend schienen, anderseits weil es an einer Redaktion fehlte; ich für meine Person konnte mich damals nicht entschließen meine Tätigkeit ganz oder nahezu ganz — wie es bei einem täglich erscheinenden Blatte unerläßlich ist — auf Redaktionsgeschäfte zu verwenden.

Die erwähnten Hindernisse sind nun soweit überwunden, daß ich Ihnen und dem Ausschuß einen zur Ausführung reifen Plan vorlegen kann. Hinsichtlich des ersten Punktes behalte ich mir mündliche Mitteilung vor; was den zweiten betrifft, so sind meine persönlichen Bedenken in einer politisch so erregten Zeit, die der journalistischen Tätigkeit einen größeren Wirkungskreis eröffnet, ein viel tieferes Interesse verleiht — nicht mehr dieselben wie vor 6 oder 7 Monaten.

Es handelt sich also um die Begründung eines größeren Tagblattes, etwa von den Dimensionen der alten „Konstitut. Zeitung“, bei dem ich die Hauptredaktion übernehmen werde. Mit der Bitte, mir möglichst bald zu einer ausführlichen mündlichen Darlegung im Ausschuß Gelegenheit zu geben, kann ich doch schon eine vorläufige Andeutung meiner Ansicht über das Verhältnis des neuen Unternehmens zu der Gesellschaft, auf deren Teilnahme sich bisher die Wochenschrift gestützt hat, verbinden.

Die politischen Meinungsverschiedenheiten, die sich mit dem Entstehen der Wochenschrift unter dem Einfluß der Ereignisse entwickelt haben, mußten sich natürlich auch in dem Kreis der Aktionäre geltend machen. Ein Teil derselben billigt die Grundsätze, die in Fragen der deutschen Politik von der Wochenschrift vertreten worden sind, ein anderer Teil mißbilligt sie mehr oder weniger. Den letzteren kann es nicht wünschenswert sein, einem neuen größeren Organ derselben Grundsätze ihre direkte Unterstützung zu gewähren. Mir könnte es ebensowenig wünschenswert sein, für das Blatt eine andere Unterstützung zu finden, als eine solche, die auf Übereinstimmung in den Grundanschauungen und auf dem freiesten Entschluß beruht. Obwohl ich glaube, daß diese Übereinstimmung sich in größerem Umfange bewähren wird, als es gegenwärtig vielleicht den Anschein hat, so möchte ich doch um keinen Preis zu einer vorgreifenden Maßregel Anlaß geben. Wenn also der Ausschuß Beschlüsse faßt, die jedem Aktionär seine unbeschränkte Freiheit gegenüber dem neuen Unternehmen sichern, so wird er damit zugleich einen berechtigten Wunsch von meiner Seite erfüllen.

Bei dem Aufhören der Bayr. Wochenschrift als eines von mir ins Leben gerufenen, von der Gesellschaft unterstützten und gehaltenen Blattes wird es auch auf einen finanziellen Anschluß ankommen.

Ich betrachte als selbstverständlich, daß das aus der Gesellschaftskasse unter dem eventuellen Vorbehalt späterer Rückerstattung gedeckte bisherige Defizit (dessen Betrag mit unseren Voranschlägen sehr genau zusammentreffen wird) als eine Schuld auf das neue Blatt übergeht, da dieses jedenfalls in den Lesern der Wochenschrift einen ersten, dem Unternehmen zu gut kommenden Abonnentenkern vorfindet.

Im übrigen kann ich alles den Beratungen und Beschlüssen des Ausschusses anheimstellen, dem ich, wie gesagt, hoffe, die hier nur angedeuteten Erläuterungen demnächst einläßlicher mündlich geben zu dürfen. Einstweilen mit freundschaftlichster Empfehlung

Ihr ergebenster

K. Brater.

2. Brater an Baumgarten, Frankfurt [1859, Sept. 14]; Nachl. Baumgarten, Reichsarchiv Potsdam

Frankfurt, Mittwoch vormittag.
Hotel Schröder.

Lieber Baumgarten!

. . . .

In Stuttgart fand ich viel Übereinstimmung der Ansichten. Ich verkehrte mit Reuchlin, Hölder, Reyscher u. a. Die zwei letzteren kommen hierher; etliche Stuttgarter sind schon hier, wo ich auch Buhl und Barth vorfand. Buhl, der unschätzbare Mittelmann, etablierte sogleich ein Marienbad[8]). Gestern mittag beim Dejeuner in seinen Gemächern, und abends verhandelten wir mit Lette, Bennigsen, Plank, Franke, Cetto, Varrentrapp. Abends kam sehr zu rechter Zeit die prinzregentliche Erklärung[9]): ein ganz befriedigendes Aktenstück, das die Sache wesentlich erleichtern wird, indem es ihr eine Richtung gibt. Wir sind der Meinung, daß die Hauptaufgabe sein wird, einen ständigen Ausschuß zu kreieren, der als Organ der „Nationalen" Partei nach Maßgabe der wechselnden Umstände tätig ist, auf die Presse wirkt und politische Wanderversammlungen veranstaltet. Keine Erneuerung des Eisenacher-Programms, auch kein neues, auf Verbreitung und Unterzeichnung berechnetes, sondern einige kurze Sätze ohngefähr im Sinn meiner Ihnen bekannten Formel, als Grundlage für die Wirksamkeit des Ausschusses. Auch die Einzelfragen, die Sie mit Recht betonen, würden demgemäß wahrscheinlich nicht programmatisch formuliert, sondern nur in der Diskussion hervorgehoben und dem Ausschuß überwiesen. Wir bemühen uns, möglichst mit den Hauptpersonen zum Abschluß zu kommen und hoffen, daß dann das bunt zusammengewürfelte Plenum sich fügen wird — es könnte aber auch rebellieren. Die Zurückhaltung wichtiger Persönlichkeiten von der „konstitutionellen" Partei, und Häußes, ist sehr bedauerlich und macht Buhl und Barth sehr scheu. Wir wollen im Ausschuß einige Plätze offen lassen. Dafür ist Welker da! zum allgemeinen Schrecken.

Soviel für heute; ich bin natürlich, da ich mich auch dem volkwirtschaftlich. Kongreß nicht ganz entziehen darf, in großer Klemme. Die Ankündigung der Zeitung wird in einigen Tagen erfolgen. Ihr Erbieten nehme ich mit Dank in Betr. folgender Punkte an:

[Hier folgt Technisches die Südd. Zeitg. betreffend.]

Ihre Besprechung des Blattes ist natürlich sehr erwünscht; daß dabei große Vorsicht erforderlich, darf ich Ihnen ja nicht sagen.

Ich werde nach Gotha gehen und Ihre Ratschläge befolgen, obwohl das Inkognito dort viel schwerer zu bewahren ist als in B[erlin].

. . . .

Vor Sonntag werde ich hier kaum abreisen

Mit herzl. Gruß
Ihr B.

8) Der Münchener Versammlungsort der Freunde.
9) Die Antwort auf die Stettiner Adresse.

Anl. II. **Baumgarten an Max Dunker, Heidelberg [1859], Juli 27; Nachl. Baumgarten, Reichsarchiv Potsdam.**

Heidelberg 27. 7.

Bester Herr!

Ich fürchte, ich habe Ihren Brief an Beseler zu ernst genommen; wenigstens muß ich nach einem Briefe S[ybels] so schließen. Alles wäre vertraglich ins Klare gebracht, wenn ich nach Halle hätte kommen können. Aber der schreckliche Frankfurter Verleger, welcher versprochen, am 21. oder 22. den Satz zu beenden, läßt mich noch heute am 27., auf den letzten Bogen warten, und so konnte ich unmöglich zu Ihnen kommen. In M[ünchen] gehen indeß die Sachen, wie mir scheint, zwar nicht ganz so schlimm von Seiten der Gegner, aber schlimmer von Seiten der Freunde, als man erwarten mußte. Die letzte Nummer der Wochenschrift über die Bundesreform[10]) hat mich wenig erbaut: wozu einen Plan nach dem andern aushecken, wo keiner Aussicht auf Erfolg hat? Die Wahrheit ist, daß wir in M[ünchen] auf einem verzweifelten Terrain stehn. Ich erlebe hier, daß die gleichgesinnten Freunde hier schon das nicht begreifen, was sie unter dem Druck der M'ner Verhältnisse schreiben und thun. Sie stürmen auf mich ein mit Vorstellungen, daß das Blatt dort eine Unmöglichkeit sei. Und daneben, wie seltsam hat der Friede gleich das politische Interesse geschwächt! In Frankfurt war man Pfingsten für unser Projekt so eifrig, wie jetzt lau. Von England schreibt man, das Politisieren sei das unerquicklichste Geschäft. Die Geldmittel würden von dieser Seite nur wenn überhaupt, mit äußerster Anstrengung zu erhalten sein. S[ybel] lamentirt, er werde es ohne Blatt nicht lange mehr in M[ünchen] ertragen, aber kaum war der Friede geschlossen, als der König wieder seine Netze auswarf, und wie wird dieses Verhältnis sich mit einer oppositionellen Publizistik vertragen?

Sie werden diese Zweifel sehr verdrießlich aufnehmen, wo ich vor 14 Tagen so voll Zuversicht und Entschlossenheit war. Aber diese 14 Tage haben eben manches geändert, manches ins Licht gebracht. Ich will auch nicht in Abrede stellen, daß ich etwas anders denken würde, ohne den Karlsruher Antrag[11]). Wenn ich mir aber sage, es kommt auf politische Wirksamkeit an, und es ist fraglich, wo diese größer, dauernder sein wird, wenn Alle hier es fast närrisch finden, daß ich schwanke, so wird mir über der Unsicherheit des früheren Planes oft heiß. Sagen Sie selbst und schreiben mir darüber nach M[ünchen]: wenn ich in Karlsruhe eine feste Stellung habe, vielleicht Gelegenheit, in die politisch entscheidende Kreise hinüber zu sehn oder gar einzuwirken, ist das nichts für die . . .[12]), den Süden an den Norden anzuschließen? Kann eine solche Stellung auf die Dauer nicht bedeutsam werden bei den besonderen Verhältnissen? Und ist in K[arlsruhe] eine solche Tätigkeit überflüssig, wo jetzt Österreich so schmählich das Oberwasser hat, trotz der intimen Verbindung mit Berlin?

Aber ich entscheide nichts. Ich werde mich nicht nach egoistischen Motiven entscheiden. Ich habe 11 Jahre meine Bequemlichkeit hintan gesetzt, ich würde es noch 11 Jahre können, nur müßte ich in den nächsten 11 entschieden mehr resultieren, als in den vergangenen.

Jetzt zu Ihnen zu kommen, wird mir unmöglich sein. Ich muß Ende dieser Woche wieder in M[ünchen] sein.

Es machte mich glücklich, wenn Sie unumwunden, rücksichtslos mir Ihre Ansicht sagten.

Leben Sie wohl!
Ihr
B.

10) Ein Vier-Gruppenvorschlag Bluntschlis: Bayer. Wochenschr. 23./30. VII. 1859.
11) Baumgarten sollte als Professor der Geschichte nach Karlsruhe berufen werden.
12) unleserlich.

Es ist hübsch, daß man endlich publiziert: aber warum bei allen Göttern nicht vor 14 Tagen! Und warum nicht Alles von Anfang bis zu Ende!

Nicht wahr, Sie reden von Karlsruhe nicht? Wenn man in K. erführe, was für ein Mensch ich bin, nähme man mich gewiß nicht, wo man eben ein dummes Concordat abgeschlossen hat, und die Sympathien Aller außer der Großherzogin nach Wien gehn.

Anl. III. Vertrag mit Programm für die Süddeutsche Zeitung (Konzept). Ohne Datum und Ort. Nachl. Baumgarten, Reichsarchiv Potsdam.

Zwischen den Herren

Staatsrath a. D. Karl Mathy u. K. Br[ater] ist nachstehendes Uebereinkommen getroffen worden[13]:)

§ 1. Die Vorgenannten haben sich vereinigt, um eine Zeitung zu gründen, welche in München unter dem Titel „Süddeutsche Zeitung" unter der Redaktion des Herrn Brater vom 1. Okt. d. J. ab täglich erscheinen soll.

§ 2. Die zur Gründung und Unterhaltung des Unternehmens erforderlichen Geldmittel werden in der Art von den vorgenannten Gründern und Eigenthümern dieser Zeitung zusammengebracht, daß St.-R. Mathy sich verpflichtet 35 000 Gulden, K. Br. 10 000 Gulden zur Herstellung, Ausstattung u. Unterhaltung desselben aufzubringen. Herr Brater wird dasselbe mit seiner Arbeitskraft[14]) unterstützen. Demnach ist festgestellt worden, daß Herrn Staatsrath Mathy die eine Hälfte, Herrn Brater die andre Hälfte des Eigenthums an der „S. Z." zustehen soll.

§ 3. Die politische Richtung der „S.Z." ist durch das nachstehende von den Contrahenten unterzeichnete Programm festgestellt, und verpflichten sich dieselben gegenseitig, dasselbe einzuhalten, sowie Herr Brater insbesondere die Verpflichtung übernimmt, bei der Leitung der Zeitung diesem Programm gemäß zu verfahren.

§ 4. Die Contrahenten verpflichten sich gegenseitig, in der politischen Richtung, in der Redaktion und in den Eigentumsverhältnissen des Blattes keinerlei Veränderung außer in beiderseitigem Einverständnis eintreten zu lassen.

§ 5. Die Miteigentümer werden sich über die Formen ihrer Verhandlungen und Schlußfassungen zur Förderung des Unternehmens und Aufrechterhaltung der vereinbarten Bestimmungen verständigen.

§ 6. Die Einzahlungen werden nach dem Bedarfe zu verhältnismäßig gleichen Teilen der beiderseitigen Gesamtbeträge geleistet werden.

§ 7. Die Dauer dieser Uebereinkunft wird vorläufig auf drei Jahre bis zum 30. September 1862 festgesetzt, für welche Periode Staatsrath Mathy auf den ihm etwa erwachsenden Gewinnanteil zu Gunsten des Miteigenthümers hiermit ausdrücklich verzichtet. Vor Ablauf dieser dreijährigen Frist kann das Uebereinkommen nur mit beiderseitiger Zustimmung aufgehoben werden.

§ 8. Nach Ablauf der im vorigen Artikel festgestellten dreijährigen Frist erlischt das Unternehmen, wenn dasselbe nicht vorher verlängert oder erneuert wird. Im Falle die Auflösung des Unternehmens nach Ablauf der dreijährigen Frist erfolgen sollte, werden sich die Miteigentümer über die Liquidation verständigen. Sollte der Verkauf der Zeitung beliebt werden, so würde dem Staatsrath Mathy die Hälfte des Erlöses zufallen.

Dieses Uebereinkommen ist in zwei Exemplaren ausgefertigt und jedes Exemplar von beiden Miteigentümern unterzeichnet worden.

So geschehen . . . . .

13) So nach Braters Korrektur. Der Baumgartensche Text lautet noch: „Zwischen den Herren Karl Brater, Professor Bluntschli, Franz Peter Buhl und Staatsrat a. D. Karl Mathy . . . . ." Dasselbe bei den analogen Stellen im folgenden.

14) Davor „gesamten" von Brater ausgestrichen.



Programm

Die „S.Z." ist durch das Bedürfnis hervorgerufen, im Süden ein großes Blatt zu haben welches den einseitigen, sei es österreichisch-ultramontan, oder absolutistisch-partikularistischen Tendenzen der meisten süddeutschen Blätter, namentlich dem blind österreichischen und antipreußischen Treiben der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen arbeite. In dem Kriegssturm dieses Jahres, wo dieser Zustand der süddeutschen Presse ganz Deutschland mit schwerem Unheil bedrohte, versuchte eigentlich nur die bayrische Wochenschrift, ein solches von allgemein deutschen Interesse dringend verlangtes Gegengewicht zu schaffen. Die Erfahrung, daß ein Wochenblatt dieser Aufgabe nicht genügen könne, hat Anlaß gegeben[15]) die „S.Z." zu begründen, welche insofern[16]) wesentlich als eine Fortsetzung der bayrischen Wochenschrift zu betrachten ist.

1. Die Aufgabe der „S.Z." wird nach der angegebenen Lage der Dinge wesentlich die sein, den Anschauungen und der Politik des Nordens, speziell Preußens, im Süden eine nachdrückliche und gerechte Vertretung zu schaffen, wie auf der andern Seite den wahrhaften Interessen des Südens den Ausdruck zu geben, welchen dieselben von allgemein deutschen Standpunkt aus in Anspruch zu nehmen berechtigt sind.

2. Die Unternehmer der „S.Z." wissen sich in allen wesentlichen Punkten mit der gegenwärtigen preußischen Regierung einverstanden und werden sich bemühen, die patriotischen Bestrebungen derselben zu unterstützen, wobei jedoch die Unabhängigkeit des Urteils auch der preußischen Regierung gegenüber selbstverständlich[17]) gewahrt werden wird.

3. Die „S.Z." wird in allen inneren Fragen die Grundsätze eines gesunden und verständigen Konstitutionalismus vertreten, wie er im heutigen Stand unserer politischen Erfahrung entspricht. Sie wird einer blinden Agitation gegen die bestehenden Ordnungen, wo sie sich regen sollte, ebenso fest entgegentreten, als bürokratischer und absolutistischer Willkür und Unfähigkeit.

4. Die „S.Z." wird, was die Frage der Bundesreform betrifft, davon ausgehen, daß die Erklärung des preußischen Ministeriums vom 12. September d. J. auf die Stettiner Adresse den Anforderungen der gegenwärtigen Lage entspricht. Die Unternehmer sind der Ansicht, daß eine direkte Wiederaufnahme der deutschen Verfassungsfrage nur dann einige Aussicht auf Erfolg haben kann, wenn Preußen ein ganz anderes unbestrittenes Ansehen und Vertrauen im Süden erlangt hat, als dies heute der Fall ist. Sie halten für die nächste Aufgabe, die Folgen der österreichischen Reaktivierung des Bundestags und des Manteuffel'schen Regiments überall zu beseitigen, in Kurhessen, Hannover, Mecklenburg usw. verfassungsmäßige Zustände herzustellen, die gegenwärtige[18]) Ordnung in Preußen zu befestigen, die Konflikte zwischen Regierung und Bevölkerung überall auszugleichen, kurz eine Gemeinsamkeit des deutschen Staatslebens auf der Basis konstitutioneller Grundsätze zu schaffen.

5. Die „S.Z." hat auf einem sehr schwierigen Terrain zu operieren, und da es nicht gilt eine an sich beste Politik mit abstrakt guten Mitteln zu verfolgen, sondern eben jenes Terrain für die von dem deutschen Interesse gebotene Entwicklung zu gewinnen, so wird sie auf die besonderen Verhältnisse und Stimmungen des Südens, speziell Bayerns, oft in der Lage sein Rücksicht zu nehmen — doch darf diese Rücksicht nie dahin führen, das Wesentliche ihrer eigentlichen Aufgabe zu opfern.

15) So von Brater korrigiert aus „die Unternehmer bestimmt".
16) So von Brater korrigiert aus „demnach".
17) Dies Wort von Brater nachträglich eingefügt.
18) Darüber (von Braters Hand?) „konstitutionelle".

Die wirtschaftliche Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege

Von

Johannes Breger

Dem deutschen Volke geht es in wirtschaftlicher Beziehung schlecht. Sparen an allen Ecken und Enden ist die Mahnung des Tages. In Handel und Industrie, im Privatleben und in der öffentlichen Verwaltung wird abgebaut und gespart. Viele schränken sich bis zum äußersten ein. Es gibt aber eine Grenze, wo die Sparsamkeit haltmachen sollte, weil sie zur größten Verschwendung wird. Diese Grenze befindet sich da, wo es sich um die Gesundheit des Einzelnen und um die Volksgesundheit handelt.

Unser größter Reichtum ist die Arbeitskraft. Sie trotz aller Not der Zeit zu erhalten und zu mehren, muß unsere wichtigste Aufgabe sein. Die Arbeitskraft ist es, die neue Werte schafft und die Brücke baut, die uns aus den Zeiten der Bedrängnis zu erträglichen und normalen Zuständen führt. Die Quelle unserer Arbeitskraft ist ein gesunder Körper und ein gesunder Geist. Alles, was geeignet ist, die Gesundheit zu fördern, bedeutet die Vermehrung des Reichtums. Ohne Gesundheit kein Wohlstand. Ein gutes Auskommen aber gibt uns wiederum die Möglichkeit, viele gesundheitliche Gefahren zu vermeiden, während Armut die Quelle vieler Krankheiten ist. Es ist daher nicht nur eine humanitäre Aufgabe, sondern auch ein gutes Geschäft, wenn die Gesundheitspflege bemüht ist, Krankheiten zu verhüten und das menschliche Leben um Jahre der Arbeitsfähigkeit zu verlängern. Der gesunde Mensch ist das wertvollste Kapital im Staate. Vor dem Kriege hatte man berechnet, daß jedes einzelne erwerbsfähige Individuum in seiner Eigenschaft als Steuerzahler für den Staat ein Wertobjekt von 16000 Goldmark darstellt. Heute zahlen wir sehr viel mehr Steuern als damals und haben somit den Trost, daß unser Leben dem Staate sehr viel teurer und wertvoller erscheinen muß. Allerdings ist es nicht so leicht, auf Heller und Pfennig auszurechnen, wie hoch sich der wirtschaftliche Gewinn einer gesundheitlichen Maßregel beläuft. Denn wir zählen nur die Erkrankungen und Todesfälle, die infolge einer bestimmten Ursache eingetreten sind. Wenn aber dank der vorbeugenden Fürsorge eine Epidemie ausgeblieben ist und Menschenleben vor dem Untergang bewahrt wurden, so erscheinen diese Ersparnisse als etwas Normales, etwas Selbst-

verständliches, das nicht weiter in die Augen fällt. Der wirtschaftliche Vorteil kann nur geschätzt werden. Wir erkennen ihn durch Vergleich mit dem Schaden, durch den wir klug geworden sind. Wir sehen in den Unterlassungen und Fehlern vergangener Zeiten ein eindringlich warnendes Beispiel.

Die Cholera kann zwar heute als ein besiegter Feind gelten, und doch hat sie noch vor etwa 30 Jahren in Hamburg eine Schreckensherrschaft ausgeübt. Eine neue Wasserleitung war damals noch nicht fertig. Es kam zu einer Verunreinigung der Elbe mit Choleravibrionen, die in das Trinkwasser gelangt waren. So entstand eine Choleraepidemie, die innerhalb weniger Wochen 18 000 Erkrankungen und 8000 Todesfälle hervorrief. Welcher Verlust an wertvollen Menschenleben! Unter dem Eindruck dieser Katastrophe drohte damals das gesamte Wirtschaftsleben Hamburgs zusammenzubrechen. Infolge Verminderung der Einfuhr und der Ausfuhr erlitt die Handelsbilanz einen Rückgang um mehr als 281 Millionen Mark.

Während des Weltkrieges ist die Choleragefahr wiederholt aufgetaucht. Es ist aber jedesmal gelungen, die entstandenen Herde im Keime zu ersticken. Nur geringe Mittel waren erforderlich, um großes Unheil zu verhüten.

Ähnlich wie die Cholera kann auch der Unterleibstyphus durch infiziertes Trinkwasser verbreitet werden. Die letzte große Trinkwasserepidemie hat sich in Deutschland im Jahre 1919 in der Stadt Pforzheim in Baden ereignet, wo unter einer Einwohnerschaft von nur 75 000 Seelen innerhalb weniger Wochen 4000 Personen an Typhus erkrankt sind. Von diesen sind 400 gestorben. Die mangelhafte Quellwasserleitung der Stadt war durch Jauche verunreinigt worden und hat dadurch die Massenerkrankungen hervorgerufen. Vergegenwärtigt man sich, daß jeder Typhuskranke etwa fünf Wochen im Krankenhaus verpflegt werden mußte, so kann man sich einen Teil derjenigen Summe errechnen, die hätte gespart werden können, wenn man die Kosten nicht gescheut hätte, rechtzeitig das Wasserwerk einwandfrei zu gestalten. Wenn wir heutzutage manchmal murren über die Höhe der Wasserrechnung, so haben wir wenigstens eine Beruhigung: Wir brauchen nicht zu befürchten, daß wir uns durch den Genuß des Leitungswassers eine Krankheit zuziehen.

Auch die polizeiliche Aufforderung zur Kinderimpfung ist ein Schriftstück, das die fürsorgliche Mutter nur mit einem gewissen Unbehagen in Empfang nimmt. Man darf aber die schlimmen Zustände, unter denen noch unsere Eltern zu leiden hatten, nicht vergessen. Noch in den Jahren 1871 und 1872 war in Deutschland unter dem Einflusse des Krieges eine Pockenepidemie entstanden, die 162 111 Menschen das Leben kostete. Die Zahl der Erkrankungen belief sich auf etwa eine Million. Auch während des Weltkriegs hatten wir täglich mit der von Osten her drohenden Pockengefahr zu rechnen, die in Österreich in der Tat zu einer erheblichen Epidemie geführt hat. Deutschland ist aber von einem ernsten Ausbruch verschont geblieben. Ein Pockenjahr wie das Jahr 1871 würde heute vom materiellen Standpunkt aus einen Wertverlust von etwa 3 Milliarden Goldmark bedeuten. Man kann daher behaupten, daß der in Deutschland angewandte Pockenschutz dem Volke einen großen Gewinn an Gut und Blut verschafft hat.

Ein überzeugendes Beispiel für den volkswirtschaftlichen Wert der Krankheitsverhütung ist auch die erfolgreiche Bekämpfung des Fleckfiebers in den letzten Jahren. Ich darf daran erinnern, daß in Deutschland im Anschluß an die Be-

freiungskriege, in den Jahren 1813 bis 1814 etwa 2 Millionen Menschen von dieser Krankheit befallen wurden, und daß damals etwa 300 000 daran gestorben sind. In der Zeit nach dem Weltkriege, als aus dem Osten heimkehrende Kriegsteilnehmer, Kriegsgefangene und Auslandsflüchtlinge bei uns eintrafen, wäre eine solche Katastrophe wieder gekommen, wenn nicht durch weise Vorsichtsmaßregeln gegen eindringende Krankheitskeime eine Mauer gezogen worden wäre, die der Volksgesundheit Schutz gewährte.

Der klassische Beweis für die Tatsache, daß gesundheitliche Maßnahmen sich bezahlt machen und ein gutes Geschäft bedeuten, sind die Erfahrungen, die bei dem Bau des Panamakanals gemacht worden sind. Schon im Jahre 1881 haben die Franzosen unter der Führung Lesseps den Bau eines Kanals zwischen den beiden großen Weltmeeren in Angriff genommen. Sie haben sich dabei aber wenig um den Gesundheitszustand der 20 000 Kanalarbeiter gekümmert. Schwere Epidemien von Malaria und Gelbfieber brachen aus, die Arbeiter wurden dezimiert. Die Bauarbeiten mußten nach einigen Jahren eingestellt werden. Das Unternehmen endete mit einer großen Pleite, dem bekannten Panamakrach, bei dem die französischen Rentner ihre Spargroschen verloren.

Anfangs dieses Jahrhunderts haben alsdann die Amerikaner das Werk von neuem in Angriff genommen. Inzwischen hatte die Wissenschaft in der Bekämpfung der Krankheiten der heißen Länder bedeutende Fortschritte gemacht. Die Amerikaner begannen den Kanalbau damit, daß sie für gesunde Arbeiterwohnungen sorgten, Krankenhäuser errichteten und Einrichtungen zur Seuchenbekämpfung schufen. Und so blieben sie von einem Fehlschlag verschont. Das stolze Werk des Panamakanals steht heute da als ein Symbol des weitblickenden Zusammenarbeitens, der Ingenieurkunst und der wissenschaftlichen Krankheitsverhütung.

Eine viel größere Bedeutung als jene exotischen Krankheiten haben für uns die einheimischen Gebrechen und Leiden: Groß ist der Kapitalverlust infolge der Säuglingssterblichkeit. Im Jahre 1921 sind in Deutschland 208 833 Kinder im ersten Lebensjahre gestorben (13,4 auf 100 Lebendgeborene berechnet). Welche Fülle von enttäuschten Hoffnungen bedeutet diese Zahl! Im gleichen Jahre sind in Holland (berechnet auf 100 Lebendgeborene) nur etwa halbsoviel Säuglinge dem Tode anheimgefallen (7,6 %). Was in Holland möglich ist, müßte auch in Deutschland erreicht werden können. Tatsächlich sind aber in Deutschland in dem einen Jahre 100 000 Kinder zuviel in einem frühen Alter dahingerafft worden. Ihr Tod, der bei richtiger Fürsorge vermeidbar gewesen wäre, ist nichts anderes als eine Vergeudung wertvollen Lebens. Alle Aufwendungen für Arbeitsverlust der Mutter, Wochenbett und Ernährung des Säuglings waren vergeblich. Diese Verluste bedeuten einen volkswirtschaftlichen Schaden, denn jene Kinder hätten nach 20 Jahren Werte erzeugt, ihre Steuern in die Staatskasse abgeführt und das Nationalvermögen durch ihre produktive Arbeit vermehrt.

Die Tätigkeit des Schularztes erspart den Eltern erhebliche Ausgaben: Häufig wird der erste Fall einer übertragbaren Krankheit in der Schule ermittelt, z. B. Krätze oder andere durch Parasiten hervorgerufene Hautleiden. Dadurch wird manche Ansteckung vermieden, und die Kosten für eine lästige Heilbehandlung werden entbehrlich. In zahlreichen Fällen vermag der Schularzt eine Bronchialdrüsen-Tuberkulose festzustellen. Das Kind wird einer Heilstätte überwiesen und

kehrt nach einigen Monaten gesund ins Elternhaus zurück. In vielen Fällen gelingt es auch, die ersten Anfänge einer Knochen- und Gelenk-Tuberkulose zu entdecken, die bei einer Vernachlässigung schon viele Kinder zeitlebens zu Krüppeln gemacht hat. So manches Krüppelkind ist eine lebende Anklage gegen die Erwachsenen, die in der vorbeugenden Fürsorge ein Versäumnis sich vorzuwerfen haben.

Auch die ärztliche Berufsberatung in der Schule bringt den Eltern wirtschaftliche Vorteile. Der Junge braucht nicht erst sich in diesem oder jenem Beruf zu versuchen, den er nachher doch wieder aufgeben muß, weil seine Muskelkraft nicht ausreicht, weil er Neigung zu Plattfuß hat oder kurzsichtig ist. Jeder Berufswechsel ist mit einem Verlust an Lehrzeit und Lehrgeld verbunden und kann durch vorsorgliche Maßnahmen vermieden werden. Um auf die Tuberkulose zurückzukommen, so sind die Opfer, welche dieser grausamste Feind der Menschheit fordert, enorm. Sie ist die fürchterlichste Wertvernichterin. Im Jahre 1923 sind im Deutschen Reiche ungefähr 100 000 Menschen an der Tuberkulose gestorben. Dadurch ist dem Nationalvermögen ein Verlust zugefügt worden, der auf rund 2½ Milliarden Goldmark geschätzt wird. Außerdem sind in Deutschland zurzeit mindestens 200 000 Personen vorhanden, die mit einer ansteckungsfähigen Tuberkulose behaftet sind. Jeder dieser Menschen wird voraussichtlich in absehbarer Zeit einen Nebenmenschen infizieren und dadurch die Tuberkulose, wie bisher, zu einer dauernden Volksgeißel machen. Der volkswirtschaftliche Schaden wird sich alljährlich erneuern. Diese Neuinfektionen sind aber zum großen Teil vermeidbar. Hätte jeder Tuberkulöse seinen eigenen Schlafraum und sein eigenes Bett, so würde die Zahl der Tuberkulösen durch Verhütung von Übertragungen bald auf die Hälfte heruntergehen.

Die Tuberkulosefrage ist zum großen Teil eine Wohnungsfrage. Angeblich ist aber kein Geld vorhanden, um neue Wohnungen zu bauen. Das heißt mit anderen Worten, man vermeidet jetzt eine gesundheitlich notwendige Ausgabe, um später viel, viel größere Verluste an Nationalvermögen ertragen zu müssen. Ist das nicht falsche Sparsamkeit? Gewiß ist das Erbauen von Wohnhäusern teuer, aber das Unterlassen einer erfolgreichen Wohnungspolitik ist noch viel kostspieliger. In unsauberen und überfüllten Wohnungen gedeihen alle körperlichen und sittlichen Krankheiten. Hier kann unmöglich eine gesunde, leistungsfähige und vaterlandsliebende Jugend heranwachsen. Eine Bevölkerung, die in minderwertigen Wohnungen haust, muß notwendigerweise den staatlichen Einrichtungen feindlich gegenüberstehen. Die Wohnung ist der Mittelpunkt und das Heim der Familie, die Voraussetzung für ihr Gedeihen. Die Familie bildet aber den Baustein, aus welchem der Staat errichtet ist. Die Familie ist der Träger der nationalen Zukunft. Wer die Familie untergräbt, legt Hand an die Wurzel des Staates. Darum ist die Wohnungsfrage neben der Ernährung die wichtigste gesundheitliche und politische Frage, deren Lösung durch keine unangebrachte Sparsamkeit aufgeschoben werden darf. In England plant die Regierung jährlich 100 000 neue Arbeiterhäuser zu errichten. Auch England ist infolge seiner Arbeitslosigkeit in einer wirtschaftlichen Notlage, aber man ist sich darüber klar, daß nur durch Neubauten, nicht durch Zwangswirtschaft neue Räume geschaffen werden können. Man will dort die Arbeitslosen als Bauarbeiter anstellen und so die Arbeitslosigkeit durch den Wohnungsbau und den Mangel an Wohnungen durch

die Werke der Arbeitslosen bekämpfen. Auch wir in Deutschland haben Hände genug, die bereit sind, beim Wohnungsbau mitzuarbeiten. An Grund und Boden fehlt es nicht. In den Wäldern ist Holz genug vorhanden, um Baumaterial zu liefern. Das Wohnungsproblem könnte also gelöst werden, wenn alles beseitigt würde, was die Bautätigkeit hindert, und wenn alles unterstützt würde, was sie zu fördern geeignet ist.

Daß in Deutschland Geldmittel vorhanden sind, um die Wohnungsfrage zu lösen, sehen wir an den recht erheblichen Luxusausgaben, unter denen ich an erster Stelle die Aufwendungen für geistige Getränke nennen möchte. Es soll keinem mißgönnt sein, in frohem Kreise an seinem Geburtstag oder bei der Hochzeit eines Freundes ein Glas Wein zu trinken. Aber was zu viel ist, ist eine Versündigung am Vaterland. Vor dem Kriege gab das deutsche Volk jährlich für Wein, Bier und Branntwein 3 Milliarden Goldmark aus. Während des Krieges ist dieser Verbrauch zurückgegangen. Inzwischen hat aber die Zahl der Kneipen und Brantweintempel erheblich zugenommen. Die wirtschaftlichen Folgen der Trunksucht sind ja jedem Menschen bekannt, der mit offenen Augen das Leben beobachtet. Am deutlichsten aber erkennt man die wirtschaftlichen Schäden des übermäßigen Alkoholgenusses, wenn man sich die Statistik der Irrenanstalten ansieht. Sie sagt uns, daß wegen alkoholischer Geistesstörung jährlich 7600 Personen in Anstalten in Zugang kommen, d. h. neu aufgenommen werden müssen. Da es sich durchweg um Personen handelt, die infolge der Trunksucht der Armenpflege zur Last fallen, muß die Allgemeinheit, d. h. jeder arbeitende Volksgenosse, die Kosten für die Unterhaltung dieser unsozialen Elemente tragen. Wenn die Anstaltspflege der Alkoholiker auch nur einen kleinen Teil der wirtschaftlichen Verwüstungen infolge der Trunksucht erkennen läßt, so beweist sie doch, daß der Kampf für die Enthaltsamkeit oder wenigstens für die Mäßigkeit das Nationalvermögen vor großen Verlusten schützt und daher nicht nur aus ethischen Gründen, sondern auch vom rein materiellen Standpunkt aus die größte Unterstützung verdient.

In den Irrenanstalten finden wir noch eine weitere Gruppe von Kranken, die uns darauf hinweisen, daß es leichter ist, Krankheiten zu verhüten als zu heilen und daß die Vorbeugung die Familie und die Allgemeinheit vor schwerem Schaden bewahrt. Es sind dies die Fälle von Gehirnerweichung oder Paralyse, Erkrankungen, deren Entstehung vielleicht Jahrzehnte zurückliegt und mit Infektionen zusammenhängt, die bei Lebemännern besonders häufig vorkommen, aber auch völlig Unschuldige betreffen können. In deutschen Irrenanstalten mußten im Jahre 1919 4800 derartige Paralytiker aufgenommen werden. Meist bedeutet das Auftreten einer solchen Erkrankung bei einem Familienvater den wirtschaftlichen Zusammenbruch der Familie. Und doch bedingen auch diese Fälle nur einen winzigen Teil der wirtschaftlichen Schädigungen, die dem Nationalvermögen durch die sogenannten diskreten Krankheiten zugefügt werden. Seit sechs Jahren finden im Reichstag Verhandlungen über ein Gesetz zur Bekämpfung dieser Geschlechtskrankheiten statt. Leider sind infolge der bestehenden Gegensätze die Erwägungen immer noch nicht zum Abschluß gelangt.

Meine Ausführungen zeigen, daß keine Ausgabe sich so bezahlt macht, wie diejenige, die wir der Gesundheitspflege widmen. Der Gewinn, den man bei intensiver Menschenökonomie erzielt, indem man weniger Menschenkraft mißbraucht, vergeudet oder vernichtet, macht uns reicher an Volksvermögen als ein

etwaiger Güterzuwachs. Gesundheitliche Ausgaben sind immer produktiv. Dies gilt sowohl für den Staat, für die Gemeinde als auch für die Einzelperson. Das ideale Ziel eines jeden Menschen muß sein, sich bis ins hohe Alter körperlich und geistig gesund und leistungsfähig zu erhalten. Jeder Einzelne muß sich darüber klar sein, daß es seine vaterländische Pflicht ist, gesund zu sein und gesund zu bleiben.

Vermeidbare Krankheiten müssen unter allen Umständen vermieden werden. Sollte aber eine Erkrankung eintreten, so ist es vom wirtschaftlichen Standpunkte aus das Beste, frühzeitig einen Arzt in Anspruch zu nehmen. Denn es ist viel leichter, eine beginnende, als eine fortgeschrittene Erkrankung erfolgreich zu behandeln. Um schleichende Leiden frühzeitig zu entdecken, schreiben die amerikanischen Lebensversicherungs-Gesellschaften ihren Mitgliedern vor, daß diejenigen, welche älter sind als 45 Jahre, alljährlich von Kopf bis zu Fuß aufs genaueste von einem erfahrenen Praktiker untersucht werden müssen. So wird mancher Fall von Herzleiden, Zuckerkrankheit, Krebs, Arterienverkalkung oder Nierenleiden rechtzeitig erkannt und ein vorzeitiger Tod, der den Versicherungs-Gesellschaften besonders unerwünscht ist, vermieden.

Jeder, der im glücklichen Besitz eines Motorrades oder eines Motorbootes ist, wird dieses alljährlich einmal durch den Mechaniker nachsehen lassen, damit kleine Mängel rechtzeitig beseitigt werden und er vor Unfällen geschützt ist. Ebenso sollten wir den kunstvollen Motor unseres eigenen Körpers, besonders wenn wir uns in höheren Semestern befinden, von Zeit zu Zeit untersuchen lassen. Wer diese Regel beachtet, kann immer auf eine gute Gesundheit und ein langes Leben rechnen.

Jairuan, der Mörder

Erzählung

von

Fritz Walther Bischoff

Jairuan MacLailani in Hilo auf Hawai, unter dem gläsernen Donner der Krater des Mauna Kea geboren, war mit einem jener Menschenströme, die der Erdball wie Wasser und Wind verworren und ruhelos von Kontinent zu Kontinent hin und her atmet, in den Jahren nach dem großen Kriege über die großen Ozeane und Meeresengen nach Europa gelangt. Nach einigem dumpfen Staunen, wohin es ihn trüb verschlagen, begann er sich aus Hunger und Schwermut insofern zurechtzufinden, als eine aus den Rassen aller Länder zusammengewürfelte reisende Musikbande ihn zur Handhabung des Bagno und als Sänger verpflichtete. Ganz zufällig geschah das. Ein Mann sprach ihn englisch auf der Straße an, wobei er ihn prüfend musterte. Schon am Abend darauf hielt er spielend, singend und wippend im Takte das in seiner Heimat volkstümliche Instrument in den

Händen, und schwärmerisch verzückt seinem eigenen gurgelnd schluchzenden Kehllaut hingegeben, schmolz der wollüstige Schmerz des Heimwehs im Rauschen, Schwirren und dem pochenden Gestampf der Heimatmusik, die, süß und schwül, wie die Gräser der Alangsavannen, den gläsernen Donner in sich barg und die fiebernde Anmut polynesischen Himmels mit grünen tropfenden Sternen.

Nach dem letzten kochenden Zusammenklang der Instrumente riß er den Mund auf und atmete schwer. Er glühte; die Einsamkeit, die Blutkälte nordischer Welt, die sein Herz mit dumpfer Qual beschlagen, verdampfte. Schweiß der Trunkenheit brach aus seinem dunkelen Gesicht. Wie Blitze standen seine spitzgefeilten Zähne vor der feuchten purpurroten Wölbung des Schlundes, in dem seine Zunge tremolierend sich bewegte. „Tau lo te uainen," sang er, „tau lo te uainen: O du wilder Mond"! Sehnsüchtig und blinzelnd rollten seine schwarzglühenden Augen unter den fast geschlossenen bräunlichen Lidern.

Die Zuhörerschaft erhob sich in stürmisch bewegtem Beifall ob der überraschenden fremdartigen Zugabe. Der Neger dankte; er dankte, indem er die Arme über den Kopf hob, die Hände faltete und kindisch Küsse schnalzte. Das war in Amsterdam; in einer Gaststätte nächtlicher Vergnügungen ging es vor sich gegenüber einem Publikum von bleichen Tänzern, Kokotten und Dickwänsten. Ein Jahr später ermordete Jairuan den Zeitungshändler Mapp, weil ihn fror.

Ein Mann geht auf der Straße und verliert sein Taschentuch. Der nächste, der daherkommt, nimmt es auf und, im Begriffe es in die Tasche zu stecken, findet er Blutspuren daran. Gut, Spuren eines Nasenblutens, keine besondere Sache damit. Da aber dieser nächste Mensch ein spitzeingerunzeltes Gesicht und hervorquellende Augen hat, trägt er das Tuch auf die Polizeiwache, und die Polizei stellt fest, daß die Buchstaben des Monogramms mit dem Namen eines kleinen weichen buckligen Mannes: Gregor Mapp übereinstimmen, der im Schauhaus, sauber auseinander genommen, auf einer Bahre zwischen Eisstücken liegt und von niemandem mehr etwas wissen will, weil ihn, da ihm ein anderer die Wärme genommen hat, friert.

Ja, so geht es manchmal zu, und Jairuan hätte besser daran getan, mit seinem Orchester zu reisen, feurigen Ruhm zu ernten, als eines Mädchens wegen, Janka mit Namen, übrigens Entfesselungskünstlerin unter Wasser, Musik und Sängerschaft zu lassen und nichts zu tun, als mit ihr zu wohnen und allnächtlich auf sie im zugigen Durchgang eines Variétés zu warten mit jenem ersten dumpfen Staunen im Blute, wohin es ihn trüb verschlagen, unter welchen leeren kalten Himmel, unter welche blinden verrosteten Gesichter . . .

Denn jetzt hatte er nicht einmal mehr das Bagno und den wilden Mond, der über der Instrumente Geschwirr und Gestampf durch Luftgekreisch und Zigarettenrauch auf und nieder geschaukelt und an die schwankenden Köpfe der Tänzer geprallt war, bis sie heiß und glühend zersprangen wie der wilde Mond selbst im rasselnden Finale der Musik. Nein, jetzt hatte er nichts mehr von alledem, obgleich er es gern wiedergehabt hätte und nicht genau wußte, warum er es fortgegeben. Er fror vor Schmerz; er gerann zu Eis vor Janka, die ihn aus grünlichen Augen unter fast weißen Wimpern glimmernd ansah. So lange schaute sie ihn an mit einem dünnen Lächeln um die spitze Zunge zwischen den Lippen, bis er ihr knirschend und frierend diente, hündisch, wie einer, der kein glühendes Bagno mehr hat, um sich die Heimat zu spielen.

Es war gut, daß sie gegen den Winter zu ärmer wurden und sich inniger Haut an Haut gewöhnen mußten, um nicht ganz zu verkommen. Denn Jairuan hatte schon einmal seine Finger vor Heimweh an der Kehle der ohne Lust girrenden Janka gehabt. Diese Auseinandersetzung ohne besondere Folgen, außer daß Jairuan Janka hernach noch knechtischer vor Leere diente, hatte kurz vor dem Umzug in das neue billige Quartier stattgefunden. Weit draußen im Norden der Stadt war es gelegen. Und hier war es, wo Jairuan den weichen warmen bescheidenen Mapp kennen lernte, in einer Weise kennen lernte, daß er fortan unter dem Eis seines Herzens an ihn denken mußte, denn sie hatten in der Schlafstelle Bett, Tisch und Stuhl gemeinsam. Janka bewohnte ein kleines unter den Wänden bröckelndes Kabinett, dessen Fenster trübe in den Hausschacht hinausblickte, aus dem es dem Hunger immer so angenehm stärkend und säuerlichsüß nach Speise roch. Stundenlang lag Janka am Tage über die Brüstung des Fensters gelehnt, schlief ein wenig und schnoberte. Abends ging sie auf die Straße, und Jairuan folgte ihr von ferne. Er fror; er war innen ganz wund und dumpf und leer. Müde hob er die Hand, aber das goldene Uhrenarmband, das seinem musikalischen Ruhm vorangeblinkt hatte, umspannte nicht mehr sein braunes Handgelenk; Janka hatte es längst verkauft. So taumelte er ohne Zeit unter dem winselnd zischenden Licht der Gaslaternen durch die träge Welt. Er war nichts mehr als ein zuckendes Stück Fleisch. Wie eine schlaffe eingeschnurrte Frucht war er, die die Maden, prall gefüllt mit Süßigkeit, längst verlassen haben.

Jeden Morgen, wenn sie regenfeucht und irr nach Hause kamen, blinkte Licht aus dem Verschlage, den Jairuan mit Mapp bewohnte. Der Händler machte sich fertig für die Zeitungen. Die Morgenblätter warfen den größten Ertrag. Zusammengeduckt saß er vor der Spiegelscherbe und rasierte sich. Sein armseliger Buckel hökerte einen riesigen Schatten an die Wand über dem gemeinsamen Bett, dessen Kissen Mapp jedesmal säuberlich nach der Benützung ordnete. Jairuan riß sich die Jacke ab und warf sie zu Boden. Er schaute stumpf diesen kleinen stillen Mann an, der das Bett wie ein Hotelmädchen glättete und aufschlug und ihm nicht das Sanfte, Wohlige darin ließ, nach dem er süchtig war. Er knurrte. Mapp sah ihn aufmerksam an, da er das Kauderwelsch des Dunkelhäutigen niemals verstand. Sie blickten sich beide an, und Mapp sagte: „Guten Morgen", bevor er ging.

Stets zu gegebener Stunde wiederholte sich diese seltsame auf Gesten und Laute beschränkte Unterhaltung, und Mapp begann sich hie und da ein wenig zu fürchten, aber er blieb wohnen, weil er sparsam und mit sich zufrieden war. Jairuan rauchte unter Tags von seinen Zigarren, trank von seinem Bier und Schnaps und dachte an ihn. Mapp merkte es nicht oder wollte es nicht merken. Still und unscheinbar stand er stets wieder am späten Nachmittag vor dem Bett und bedeutete Jairuan durch ein paar höfliche Gesten, daß nun er es benutzen wolle. Jairuan sah ihn bettelnd an, dann erhob er sich schlotternd und kroch zu Janka hinüber. Aber ihr Blut war fischkühl, und überdies mußte es für die Nächte aufgespart werden, denn die Entfesselungskunst unter Wasser fand keine Nachfrage mehr, und es war nicht abzusehen, wann sich wieder ein Engagement bieten würde. Janka lag auf dem schmutzigen Teppich zwischen zwei Kissen und blinzelte. Jairuan redete leise. Die Erde hatte ihn über die großen Wasser geatmet, dann hatte er das Bagno gespielt und wieder Glut und den Mond gespürt. Er wollte

wieder spielen, Rausch, Wärme und Heimat haben; er bettelte um Geld. Er bettelte um das Geld für seine Armbanduhr, damit er sich ein ebenholzschwarzes, langhalsiges, mit einem Trommelfell bespanntes Saitenholz kaufen könne. Als Straßensänger wollte er spielen, Geld verdienen, viel Geld, ah . .!

Aber Janka lachte ihn aus, die Zunge zwischen den Zähnen. Mit grünlichen Augen blinzelte sie ihn an, bis er frierend und knirschend hündisch wurde und ihr den Schuh schnürte, wie sie befahl. Er tat etwa nicht wie damals, als er die Finger an ihrer Kehle hatte, nein, er schnürte ihr den Schuh, stand auf, stumm und stier, blickte sich um und ging leise hinüber zu dem weichen stillen Mapp. Mit einem Ruck riß er sich das Hemd auf, beugte sich zu dem säuselnd Schlafenden und legte sich plötzlich schwer über ihn in seine flutende Wärme hinein. Mapp zuckte auf und starrte fassungslos aus glasigen Schlafaugen das schwarze, stöhnende Tier an, das ihn eisern in die weiche Tiefe des Bettes klammerte. Er keuchte, er rang; er wollte etwas schreien, wahrscheinlich wollte er rufen, daß es sich nicht schicke, dergestalt zusammenzuliegen. Da konnte Jairuan nicht umhin, ihm seufzend, dankbar an die Kehle zu fahren, um sie ganz langsam und leise zuzudrücken. Dann nahm er saugend und summend die Wärme des Mannes und ließ sie in die Poren seines verdorrten Leibes strömen, und als später der arme Mapp langsam auskühlte, stand er auf und knöpfte über die gute fremde Wärme seinen Rock, auf daß er sie lange bewahre. Ein wenig Blut war an des Händlers Stirn geronnen. Da ging Jairuan noch einmal auf Zehenspitzen zu dem Bett hinüber und tupfte es mit einem Taschentuch fort, so dankbar war er. Die Hände in den Taschen, mit einem kindlich verschlossenen Ausdruck um den rotgedunsenen breiten Mund stieg er die Haustreppe hinab, wiegte er sich durch die Straßen. Wind fuhr knisternd über dem roten Feuer der Lichtreklamen. Die Erde atmete. Die Berge seiner Inselheimat donnerten gewitternd unter den Horizonten. Er lächelte. Beschäumt von Wärme flutete seine Seele. Im zugigen Durchgang eines Variététheaters blieb er stehen. Beifall brodelte in eine ferne rauschende Musik. Seine Glieder begannen zu zucken; er riß den Mund auf, in dem die Zunge sich lallend, tremolierend bewegte: „Tau lo te uainen!“

In diesem Augenblick ergriffen ihn die Häscher.

Die moderne englische Literatur

Ein Überblick

Von

R. Herdman Pender

I

Was ist moderne englische Literatur?

Die Gesamtheit der zur Zeit lebenden und schreibenden englischen Autoren, oder aber die Werke derer, die in englischer Sprache die Strömungen des gegenwärtigen Zeitalters ausdrücken?

In einem glücklicheren Zeitalter hätte dies beides zusammenfallen können; heute ist das nicht der Fall.

Die Gesamtheit der englischen Autoren läßt sich in drei Gruppen gliedern:

Die älteren Alten: Schriftsteller, die der vorhergehenden Generation angehören und den Geistesströmungen ihrer Zeit Ausdruck verliehen haben. Ihre Hauptwerke sind größtenteils vor dem Kriege geschrieben.

Die jüngeren Alten: die große Gruppe der dieser Generation angehörenden Schriftsteller, die jedoch die Traditionen der Älteren weiterführen. Ihre Werke unterscheiden sich von denen der Älteren nur durch gelegentliche Anspielungen auf die neuesten Gassenhauer oder die modernsten Erfindungen.

Die Modernen: die Zeitgemäßen nach Geistesart und Streben. Eine kleine Gruppe, die verhältnismäßig wenig Ehre in ihrem Vaterlande genießt.

II

Was bedeutet: Zeitgemäße Geistesart?

Um der Kürze und Klarheit willen — mag es auch dogmatisch klingen — modern, „zeitgemäß" sein, heißt:

1. die letzten logischen Konsequenzen der individualistischen Bewegung ziehen, die mit der Renaissance begann und jetzt nahezu ihr Ende erreicht hat;

2. die Entwicklung des neuen „gewerkschaftlichen" (kollektivistisch-sozialistischen) Geistes zu fördern, der in England Anfang des letzten Jahrhunderts in Erscheinung trat und jetzt eine Macht geworden ist, mit der man rechnen muß.

Der „gewerkschaftliche" Geist bedeutet keine Verleugnung des Individualismus, sondern ist seine natürliche Folge, eine Folge des Bewußtseins der Schwäche, die aus dem Individualismus entspringt. Wie Shaw sagt: „Kollektivismus ist nichts weiter als der angekleidete und seiner Sinne mächtige Individualismus." Der „moderne Geist", der gewöhnlich unter dem Namen Kollektivismus oder Sozialismus auftritt, ist im Grunde

nichts anderes als der Zusammenschluß schwacher Individuen zu dem Zwecke, die Macht zur Verwirklichung individualistischer Ziele zu erlangen.

Den Hintergrund zu dieser „modernen" Bewegung bilden natürlich all die Überreste früherer Bewegungen, all die vielfältigen Formen des echten konservativen Geistes.

III

Die Entwicklung dieser beiden Strömungen läßt sich durch das ganze 19. Jahrhundert verfolgen.

Kant hat das Individuum isoliert, Darwin seinen Stolz vernichtet, dadurch daß er die Auffassung des Menschen als einer tierischen Gattung allgemeinverständlich machte. Der Selbstmord Kleists, der Pessimismus Schopenhauers sind die logischen Folgen des daraus entspringende Bewußtseins der Ohnmacht und der Sinnlosigkeit des Lebens.

Dies Gefühl der Schwäche bildet das Bindeglied zwischen dem „Individualismus" und dem „gewerkschaftlichen" Geiste in England. Letzterer entstand aus der fast unglaublichen Härte der industriellen Verhältnisse zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und breitete sich zuerst schnell aus. Der Aufstieg der imperialistischen Idee, in der Literatur durch Rudyard Kipling vertreten, hinderte seine weitere Verbreitung. Kipling ist jetzt vergessen, er hat seit Jahren nichts geschrieben; aber es ist keineswegs sicher, ob der Krieg den britischen Imperialismus vernichtet hat, oder nicht.

Die moderne englische Literatur, aufgefaßt als die Gesamtheit der lebenden Autoren, ist ein Abbild aller dieser Strömungen, der konservativen wie der modernen.

IV

Von diesen zwei Formen des modernen Denkens hat die zweite, die „gewerkschaftliche", nur einen Vertreter in der englischen Literatur: H. G. Wells. Das Gewerkschaftswesen blüht in der Praxis, aber der nationalistische Geist, in mancher Hinsicht durch den Krieg gestärkt, und der natürlich-insulare, praktische Charakter des Engländers hindern ihn, allen Verzweigungen der „gewerkschaftlichen" Idee nachzugehen. Diese besondere Form des modernen Denkens hat viel mehr Vertreter in Deutschland. Wells jedoch gibt diesem Geist einen sehr bestimmten Ausdruck. Natürlich ist er durch den extremen Individualismus seiner Zeit stark beeinflußt, aber die Grundrichtung seines Werkes zielt auf einen universalen (übernationalen) kollektivistischen Gesellschaftszustand hin, in dem es „kein Parlament, keine Politik, keinen Privatbesitz, keine Geschäftskonkurrenz, keine Polizei, keine Gefängnisse, keine Irren, keine Schwachsinnigen und keine Krüppel gibt — weil er Schulen und Lehrer besitzt, die das Ideal der Schule und des Lehrers verkörpern".

Diese Hinneigung zum Kollektivismus ist die logische Folge eines tiefen Bewußtseins von der Schwäche des Individuums als solchen. Die anderen bekannten englischen Schriftsteller, wie Chesterton, Galsworthy, Shaw usw. besitzen, obwohl auch sie unter dem Einfluß der „universellen sozialistischen Ideen" stehen, doch genügend Kraft als Individuen, um gewisse individualistische Aktivitäten und Prinzipien als gut zu betonen. Für Wells sind alle individualistischen Aktivitäten im eigentlichen Sinne schlecht. Das Individuum soll durch den Geist der Gemeinschaft oder Gruppe zum Handeln angeregt werden, und seine Ziele müssen gleichfalls sozial sein. Individualismus bedeutet notwendig Kampf, und der Kampf, die Konkurrenz in allen ihren Formen, welche Zeit- und Energieverlust mit sich bringen, sind schuld an dem chaotischen, sinnlosen Zustand der heutigen Welt. Wells lehnt es ab, für individualistische Ziele zu kämpfen; er ist ein Gegner des Konkurrenzgedankens: er erträumt einen Zustand wohlgeordneter und gegliederter Gleichheit, in dem jedem sein Maß nach Begehren gefüllt und das Begehren eines jeden in

vollkommener Weise durch eine ideale Erziehung geregelt wird. Es ist der Traum eines schwachen Menschen, der jedoch (durch sein wissenschaftliches Studium) eingesehen hat welche Kraft im Zusammenschluß und in der Zusammenarbeit liegt, und welche Ergebnisse eine solche Zusammenarbeit zeitigen kann. Wells ist bereit, für diesen Traum nicht nur zu arbeiten, sondern auch zu kämpfen: während des Krieges nahm er sehr lebhaft an der Propaganda gegen Deutschland teil, solange Deutschland der Erzfeind eines solchen harmonischen Weltreiches schien. Im Jahre 1921, als er die „Daily Mail" auf der Washingtoner Abrüstungskonferenz vertrat, griff er so heftig Frankreich „mit seinen Unterseebooten und Senegalesen" an, daß die „Daily Mail" sich weigerte, seine Artikel zu veröffentlichen. Er ist einer der wenigen aufrichtigen und folgerichtigen „gewerkschaftlichen" Denker in England.

V

Die individualistische Richtung ist in England viel besser vertreten. Kürzlich schrieb Ezra Pound, einer der anerkannten Führer der Ultramodernen in der englischen und amerikanischen Literatur, einen literarischen Brief an einen deutschen Almanach, worin er die Namen derjenigen Autoren aufzählt, die „versucht haben, die Dummheit im nebeligen Britannien zu zerstören."

Der erste auf seiner Liste ist Thomas H a r d y, den er beschreibt als „988 Jahre alt, ein Zeitgenosse Sir Walter Scotts und der Autor des ‚Mayor of Casterbridge'."

Hardy ist nicht ganz 988 Jahre alt, sondern erst 84, gehört aber trotzdem einer legendären Vergangenheit an. Warum steht er dann an der Spitze einer Liste der Modernen? Warum wird er als Ahnherr einer der radikalsten Gruppen der englischen Literatur empfunden? Und warum fehlen alle anderen populären Gestalten der modernen englischen Literatur vollkommen?

Hardy ist, vom Standpunkt der erstgenannten „modernen" Richtung aus gesehen, in dreifacher Hinsicht zeitgemäß: er ist Individualist, er ist Pessimist, und er betont die physische Seite des Geschlechtslebens als die wichtigere, wenn auch weniger edle.

Im Jahre 1859 ging er, 19 Jahre alt, nach London. In demselben Jahre erschien die 3. Ausgabe von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" und Darwins „Entstehung der Arten". Eine unmittelbare Folge des Darwinschen Werkes war die Entstehung einer rein materialistischen Auffassung des Lebens, die sehr dazu beitrug, Schopenhauers „Wille zur Verneinung des Lebens" allgemein verständlich zu machen. Der Grundgedanke der Schopenhauerschen Moral, das Mitleid („Das Mitleid ist das Fundament der wahren Moral") fand gleichfalls allgemeine Aufnahme.

Diese Ideen scheinen Hardy vollkommen überwältigt zu haben. Sie bilden die Grundlage seiner gesamten Arbeit. In gewisser Hinsicht kann man sagen, Hardy habe seine Romane als Beispiele zu den Theorien Schopenhauers geschrieben. Er geht sogar noch weiter als Schopenhauer und formuliert eine Theorie, nach der das Leben dem Menschen alles mögliche Glück verspricht, nur um ihn der Qual des Tantalus auszuliefern — "Life offers to deny."

Auch seine Theorie des Geschlechtslebens ist negativ. Das Zentralthema all seiner großen Romane (wie Tess of the D'Urbervilles und Jude the Obscure), ist der Konflikt zwischen einem reinen, idealen, nicht-physischen Verhältnis und der physischen Liebe, welche nicht viel besser als tierische Sinnlichkeit ist. Diese Liebe ist unweigerlich die stärkere; sie zerstört die edlere Liebesart und endet mit der Vernichtung der beteiligten Personen. Es ist nicht bloße Phantasie, in dieser Auffassung der Liebe als Quelle alles Übels und in Hardys Betonung des nicht-physischen Verhältnisses zwischen Mann und Frau eine praktische Form von Schopenhauers „Verneinung des Lebens" zu erblicken.

Der Eindruck, den diese Theorien, ausgedrückt nicht in abstrakten Formeln, sondern in den dramatischen, grob-allegorischen Szenen der Romane, auf das wohlhabende, selbst-

zufriedene und prüde Viktorianische England machten, kann man sich leicht vorstellen. Verschiedene seiner Werke wurden aus den Leihbibliotheken verbannt; er wurde abgelehnt und verurteilt als "the village atheist brooding and blaspheming over the village idiot". Und nur, weil er so lange gelebt hat, hat er gesehen, wie allmählich die seinem Werke zugrunde liegenden Prinzipien von den individualistischen Modernen angenommen und weiter entwickelt worden sind.

VI

Es ist die Schwäche von Hardys Werk, daß sein individualistischer Pessimismus rein intellektuell ist und nie in sein Blut überging. Er schluckte Darwin und Schopenhauer in einem Stück und konnte sie nie verdauen: er lebte nie nach ihren Prinzipien oder seiner Auffassung ihrer Prinzipien. Die Folge davon ist, daß der Plan, die Psychologie seiner Charaktere, die Motivierung von Szenen und Handlungen, kurz, der ganze bewußte Teil seines Werkes romantisch falsch und schwach ist; nur die unbewußten Elemente, die Wahl eines dramatischen Augenblicks, die Hervorhebung gewisser Handlungen und der Gebrauch gewisser Redewendungen lassen den Künstler erkennen, wenn auch einen verkrüppelten. Eine viel aufrichtigere Einstellung der individualistischen Lebensauffassung gegenüber finden wir bei J. M. Synge, dem irischen Dramatiker.

Nietzsche stellt eine ebenso logische Reaktion auf Kant dar wie Schopenhauer: der Hauptunterschied beider liegt in der Energie begründet, der Energie, welche notwendig ist, um nach oder besser trotz der Folgerungen aus der individualistischen Lebensanschauung zu leben, seinem Leben durch höchst persönliche Aktivitäten, durch solche, die individualisieren, einen Wert zu verleihen. Diese Energie fehlt sowohl Hardy wie Schopenhauer; Nietzsche und Synge besitzen sie. Die Dramen Synges können als der in englische Sprache gegossene dramatische Ausdruck der Ideen aufgefaßt werden, welchen Nietzsche auf deutsch in abstrakt-intellektueller Form ausgesprochen hat.

Tatsächlich machten Nietzsche und Synge die gleichen Phasen durch. Synges frühe Dramen: "Riders to the Sea", "In the Shadow of the Glen", "The Tinker's Wedding" und "The Well of the Saints" drücken die pessimistischen Reaktionen aus; passiven Stoizismus, bitteren Humor, Lebensverneinung, hervorgerufen durch eine Auffassung, für welche die Welt ein Haufen blinder Mächte ist, die unabwendbar auf die Vernichtung des Individuum hinwirken. "The Playboy of the Western World" und "Deirdre" dagegen stellen die positive Philosophie dar, zu der Synge sich endlich durchgerungen hat.

Die Dramen Synges entfachten nicht den gleichen Entrüstungssturm wie die Romane Hardys: das erklärt sich zum Teil aus ihrer humorvollen, phantastischen Form, ferner jedoch daraus, daß nur in "The Well of the Saints" das Leben wirklich verneint wird. Synges Werk hinterläßt stets einen Eindruck von großer Energie und intensiven Leben, und doch ist Synge ein viel konsequenterer Individualist als Hardy. Weil kein Widerspruch besteht zwischen seinen Ideen und seinem Leben, ist er auch der bedeutendere Künstler.

VII

Der größte Teil der englischen Vorkriegsliteratur stellt eine ausgesprochene Ablehnung aller der Theorien und Ideen dar, für die Hardy eingetreten ist. Der beste Vertreter dieser Reaktion ist der Mann, der das Wort vom "Village Atheist" geprägt hat, G. K. Chesterton.

Schon durch seine frühesten Werke ist seine Einstellung gekennzeichnet. Das erste ist ein Band Scherzreime, betitelt: "Greybeards at Play". Er ist von ihm selbst illustriert und stellt einen launigen Angriff auf Viktorianischen Pessimismus und Langeweile dar, der sich gegen die müden und blasierten Nachahmer Oskar Wildes und Aubrey

Beardsleys richtet. Kurz darauf, im Jahre 1891, veröffentlichte er "The Defendant", eine Sammlung Essays; jeder davon eine Verteidigung von etwas, das damals verächtlich geworden war, verächtlich besonders in den Kreisen der „Hochintellektuellen", die fast immer von Pessimismus angekränkelt waren. All seine späteren Werke lassen sich um diese beiden Werke gruppieren: seine Romane und späteren Verse entspringen einem Gefühl überschäumender Energie, die den Gedichten zugrunde liegt; während seine Essaybände alle dem "Defendant" geistesverwandt sind. Und so verschieden auch Gedichte und Aufsätze bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, drücken sie doch alle dieselbe Grundstimmung aus: Auflehnung gegen das Gefühl der Sinnlosigkeit und Vergänglichkeit, das durch die individualistische Philosophie hervorgerufen wird. Gegenüber einem solchen Gefühl trat er mit richtigem Instinkt für die Kirche des Mittelalters und ihre Welt- und Lebensauffassung ein.

Wie kommt es nun, daß Chesterton so modern erscheint, wenn seine Grundeinstellung so konservativ ist?

Die modernen und ultramodernen Vertreter der individualistischen Richtung suchen bewußt, was die großen Individualisten des Barock unbewußt erreicht haben.

Chesterton vertritt den Individualismus innerhalb eines bestimmten sozialen Systems, des mittelalterlichen Kirchenstaates. Individualismus innerhalb der Grenzen eines sozialen Systems aber ist Originalität. Chesterton ist bei den Modernen beliebt eben wegen seiner Betonung der Originalität; er ist ebenso beliebt bei den Konservativen wegen seiner starken Betonung der sozialen Ordnung als der höchsten Gewalt. Als Journalist hat er großen Erfolg; doch führt sein Werk trotz gelegentlicher guter Ideen ins Leere: keine seiner Ideen hat eine Zukunft; sogar die Kirche, wenn sie wieder zur Macht gelangte, würde ganz anders aussehen. Das Positivste an seinem Werk ist die überschäumende Kraft, die von ihm ausgeht und immer anregend wirkt.

VIII

Ein anderer Schriftsteller, fast ebenso konservativ in seiner Grundeinstellung, ist John Galsworthy. Während aber Chesterton die abstrakteren und allgemeineren Sphären vorzieht, wo seine Begabung für Dialektik und Paradox nicht allzusehr durch die harte Wirklichkeit eingeschränkt wird, faßt Galsworthy, infolge seiner eigenen Lebensumstände, das ganze Problem gleichsam konkret an, als Gegensatz zwischen reich und arm.

Galsworthy gehört selbst dem Typus des "Upper Middle-Class"-Kapitalisten, dem wohlhabenden Großbürgertum, an, den er im "Man of Property" schildert. Als junger Mensch liebte er das Reisen, und in den Jahren 1899—1900 unternahm er eine Reise um die Welt. Dadurch brach er für eine Zeitlang vollständig mit den Traditionen seines Standes, kam in Berührung mit Völkern und Zivilisationen, in denen er nichts bedeutete, verlor das Bewußtsein des echten Viktorianischen Briten, der sich als Mittelpunkt und Stütze des Weltalls fühlt (gut ausgedrückt in Kiplings Rede von "the white man's burden") und machte sich einige der nihilistischen Ideen zu eigen, die damals im Umlauf waren. Wahrscheinlich ist ihm hierbei das Problem aufgegangen: warum sollte er den Reichtum besitzen, der es ihm ermöglichte, durch die ganze Welt zu reisen, während Millionen anderer nicht nur in den scheußlichsten Löchern zusammengepfercht, sondern auch verdammt sind, darin zu arbeiten und zu verhungern. Anscheinend fand er darauf keine Antwort. Deswegen wahrscheinlich war er so empört bei seiner Rückkehr nach England über die Selbstzufriedenheit der Reichen, seiner eigenen Standesgenossen, die, da sie zu Hause geblieben waren, tatsächlich nicht ahnten, daß es noch andere Zivilisationen gab als die ihre, und die sich daher weiter für die Auserwählten Gottes hielten. Mit seinem ersten großen Roman "The Island Pharisees", der zugestandenermaßen viel Autobiographisches enthält, eröffnet er die Reihe scheinbarer Angriffe gegen die ver-

schiedenen Arten reicher Engländer: Kapitalisten, Großindustrielle, den Landadel, das Junkertum und schließlich den Hochadel ("The Patrician"), Angriffe, die im Grunde nur verschleierte Ermahnungen an sie und an sich selbst waren, so zu leben, daß sie gerechtfertigt sind, den Reichtum, den das blinde Glück ihnen gegeben, auch zu behalten. Es ist interessant zu beobachten, wie Galsworthys Romane mehr und mehr, je stärker sich der Einfluß seines Standes wieder geltend macht, zu Verteidigungen und Rechtfertigungen der Besitzenden werden, bis er schließlich fast offen Partei nimmt für den Aristokraten ("The Patrician"), der ein Loblied auf den „besten Mann" anstimmt, eine Abart von Carlyles „Helden", eine englische Fassung des „Übermenschen". Gleichzeitig, meint er, sei „die Welt . . . . . . nur ein Streben nach vollendeten Bildern, die ewig wechseln und so ineinander verschmelzen und übergehen, daß am Ende ein großes vollkommenes Bild entsteht." Der Mensch ist nur „eine Welle in der Ebbe und Flut eines geburtslosen, todlosen, gleichschwebenden schöpferischen Willens", ein „kleines Kunstwerk". Diese pantheistisch klingenden Worte sind nur ein aufgebauschter Ausdruck der Selbstzufriedenheit des Mittelstandes, die er so häufig zu Beginn seiner literarischen Laufbahn angriff.

IX

Der andere führende literarische Reaktionär in England ist Bernard S h a w. Im Vorwort zu "Back to Methuselah" läßt er keinen Zweifel über den Eindruck, den der Darwinismus auf ihn machte: „Die Darwinistische Entwicklungslehre läßt sich als eine Kette von Zufällen definieren . . . . . . Wenn einem die Bedeutung dieser Tatsache voll und ganz aufgeht, sinkt einem das Herz in einen Haufen Sand. Ein abscheulicher Fatalismus liegt darin, eine scheußliche und verruchte Herabwürdigung von Schönheit und Intelligenz, von Kraft und Wollen, von Ehre und Streben zu einem Zufallsbilde, wie es durch eine Lawine in einer Landschaft oder ein Eisenbahnunglück in einem Menschenantlitz hervorgerufen werden kann." Von dem Fatalismus, der in der Natur eine blinde, unerbittliche Kraft sieht, und der daraus folgenden pessimistischen Auffassung des Lebens als sinn- und zwecklos wandte Shaw sich mit Grauen ab. Aber als er zuerst begriff, was der Darwinismus bedeute, war er arm und arbeitete fleißig, um sich sein Brot zu verdienen: er hatte keine Zeit, philosophisch zu leben. Damals war für ihn die höchste Realität das Geld, Armut das einzige Verbrechen, und die Jagd nach dem Geld ließ ihm nur wenig Zeit für intellektuelle Spekulationen, welche damals zum Pessimismus hätten führen können. Nach seiner Heirat, als er es nicht mehr nötig hatte, sich sein Brot zu verdienen, kehrte er zur Religion seines Vaters zurück, der Religion des erfolgreichen britischen Bürgers, mit dem einzigen Unterschiede, daß er den Ideenkomplex, den er früher „Gott" nannte, in „Lebenskraft" ("Life force") umtaufte. Seine sozialistischen und revolutionären Ideen waren nur „Gedankenmoden", welche er von seinen Freunden übernommen hatte, als er besonders arm an Reichtum und sozialen Vorteilen war, auf die er infolge seiner Erziehung großen Wert legte. Er brauchte andere Aktiva, um seine Selbstachtung nicht zu verlieren. Er verwässerte oder leugnete seine revolutionären Ideen ebenso dreist, wie er seine unglücklichen Schüler verleugnete, sobald er auf der sozialen Stufenleiter aufzusteigen begann. Und jetzt ist er ein Muster der bürgerlichen Tugenden und Gesinnung geworden.

X

Die oben besprochenen Schriftsteller sind die Hauptgestalten, welche die verschiedenen modernen Bewegungen vertreten, und wie vielleicht aufgefallen sein wird, schreiben sie alle Prosa.

Zwei weitere Romanschriftsteller müssen aber noch erwähnt werden, die ein wenig abseits stehen, insofern als sie sich nicht unmittelbar im Sinne einer Stellungnahme zu der individualistischen Weltauffassung ausgesprochen haben: George M o o r e und Joseph C o n r a d.

George Moore ist der letzte vom alten Stamme der Romantiker, der "L'art pour l'art" Romantiker, welche die wirkliche Welt, so weit es ging, verleugneten und sich in den elfenbeinernen Turm der Kunst zurückzogen, so groß ihr Interesse an der Wirklichkeit von ihrer sicheren Höhe herab auch war. Als Philosoph steht Moore Anatole France am nächsten, wenn auch seiner Philosophie der soziale und gesellschaftliche Hintergrund der Franceschen fehlt. Anatole France und Remy de Gourmont wollen Vertreter — wenn auch die letzten — eines nationalen Typus sein; Moore dagegen betont weit mehr seine Individualität, die nebensächlicheren Züge seiner Persönlichkeit. Die "Ave" "Salve" "Vale"-Trilogie, eine Studie der intellektuellen Gesellschaft Dublins zur Zeit der "Gaelic-League"-Bewegung, notwendigerweise halb Dichtung, halb Wahrheit, und mit einem starken Schuß ausgesuchter Bosheit, gibt ein gutes Selbstbildnis Moores. Und der Ton seiner Werke, besonders der späteren Romane, ist wärmer, „menschlicher", wenn auch ein wenig der eines alten Mannes.

Der kürzlich erfolgte Tod Conrads rückt ihn technisch aus den Grenzen dieses Überblicks. Er ist jedoch noch immer eine der populärsten Gestalten der modernen englischen Literatur und kann daher nicht stillschweigend übergangen werden. Nach dem Kriege gab es fast einen Conrad-Kultus. Seine besten Romane sind eine wunderliche Mischung von primitiver, fast schuljungenhafter Lust an Abenteuern, in denen das 20. Jahrhundert mit seinen intellektuellen Problemen einfach vergessen wird, und von scharfer psychologischer Analyse von Menschen und feinen, komplizierten Stimmungen.

XI

Es ist charakteristisch für die heutige Zeit mit ihren stark individualistischen Strömungen, daß die Hauptgestalten der Literatur alles Prosaschriftsteller sind. Mit einer Ausnahme — W. B. Yeats — sind die Dichter dieser Periode von nur untergeordneter Bedeutung, und selbst Yeats ist keineswegs charakteristisch für seine Zeit. Wirklich gehört Yeats, trotz vieler individualistischer Züge seines Werkes, seinem Wesen nach gar nicht diesem Zeitalter an; er ist vielmehr der letzte der irischen Barden, jener langen Reihe von Dichtern, die sogar die traditionellen Formen der alten keltischen Bardenpoesie bis ins 19. Jahrhundert hinein lebendig erhalten haben. Seine Auffassung des Wortes und seiner geheimnisvollen Macht, eine Auffassung, die dem Worte eine mystische und höchste Wirklichkeit verleiht; seine eingehende Beschäftigung mit der Form und ihren Problemen; die Gestalten seiner Gedichte, und besonders der allgemeine Mystizismus seiner Lebensanschauung sind weit mehr Kennzeichen des Barden, dieses "Ordo minor" der druidischen Priesterschaft, als eines Schriftstellers, der diesem materialistisch-wissenschaftlichen Zeitalter angehört. Diese Eigenschaften allein konnten ihm jedoch nur bei einem besonderen, ihm geistesverwandten Typus der Iren Eingang verschaffen; darüber hinaus wirkten seine frühen lyrischen Gedichte, die, individualistisch auf zart empfindsame Weise, in Bildern und Rhythmus, eine angenehme Abwechselung bildeten zu den energischen aber banalen Rhythmen Brownings und den komplizierten, aber etwas mechanischen Formen Swinburnes.

Nur wenig ist zu sagen über die übrigen Dichter dieser Periode, Lascelles Abercrombie, Gordon Bottomley, Rupert Brooke, W. H. Davies, Walter de la Mare, John Drinkwater, D. H. Lawrence, John Masefield, James Stephens, und eine Menge anderer, die größtenteils im ersten Bande der "Georgian Poetry" enthalten sind, einer Sammlung, die im naiven Glauben gemacht wurde, daß „die englische Dichtung in frischer Kraft und Schönheit wiedererstanden ist." Im Grunde sind alle diese Dichter konservative Geister, zuweilen von großem Talent, und nehmen keinen Teil am eigentlichen intellektuellen Leben ihrer Zeit. Wie Leute, die zu schwach sind, mit solchen Problemen zu kämpfen, haben sie ihrer Zeit den Rücken gekehrt und vergessen sie, während sie mit den Formen und Ideen der Vergangenheit spielen.

John Masefield, zweifellos ein dichterisches Talent, erregte Aufsehen durch Romane in gereimten Versen mit groben Motiven und belehrender Tendenz (einer von ihnen aber, "Dauber", ist wirklich eine Dichtung), die mit starken Ausdrücken gepfeffert waren. Walter de la Mare hat sich durch die märchenartige Atmosphäre seiner Dichtungen beliebt gemacht. D. H. Lawrence ist bekannter als Autor von Romanen, in denen er der modernen Tendenz, die letzten Bewußtseinselemente bloßzulegen, folgt; er interessiert in seinen Gedichten, weil er seltsamen und etwas exotischen Stimmungen Ausdruck gibt. Im allgemeinen aber sind die Werke dieser Dichter eine bloße Wiederholung von traditionellen Idealen, traditionellen Formen und Phrasen, nur sehr gelegentlich unterbrochen durch ein persönlicheres Bild oder eine persönliche Variation.

XII

Das gleiche gilt von den Gedichten, die nach dem Kriege geschrieben sind. Die bedeutenderen Namen in den vier letzten Bänden der "Georgian Poetry" sind dieselben; dazu kommen Graves, Nichols und Sassoon nebst einem weiteren Anhang. Die Haupteinstellung ist die gleiche. Man spricht zwar vom Kriege, und Erlebnisse an der Front liefern den Stoff zu gelegentlichen "poèmes macabres". Aber der Krieg könnte ein beliebiger Krieg in der Geschichte sein und scheint keine weitere Bedeutung zu haben, es sei denn als Unterbrechung eines Lebens, das dahinfließt in inniger Naturbetrachtung in einem guten alten England, wo es keine großen Städte gibt, und wo die Tatsache, daß eine neue Art Bewußtsein entstanden ist, völlig unbekannt geblieben ist. Der eine schreibt von Geliebten unter dem blassen Mond, der andere von Geliebten in einem Rosmaringarten, oder von der Nachtigall, oder der Schönheit der englischen Dorfnamen, oder von einem Arbeiter, der im Sonnenschein einen Ballen schleppt, und von dem Wunder, daß weder der Mensch noch der Sonnenschein sich je geändert haben. Dieser Wille zur Abkehr von den Problemen und Erlebnissen der heutigen Zeit macht diese Dichter einander so ähnlich, daß man weder aus den Ideen, noch aus der Stimmung, den Bildern, Rhythmen oder der Versform feststellen kann, welches Gedicht welchem Autor zugehört.

Ein verwandter Geist herrscht in der Prosa, den Romanen, Stücken, Aufsätzen, der Belletristik und Kritik der Nachkriegszeit. Natürlich werden die äußeren Verhältnisse des modernen Lebens hier vollkommener wiedergespiegelt, als in den Gedichten: die Helden reisen mit der Untergrundbahn oder dem Aeroplan; es gibt Sozialisten und Bolschewisten — aber sie sind gewöhnlich nur da, um eine Handlung herbeizuführen, welche dann einen glücklichen Ausgang nimmt. Auch wenn moderne Probleme ernsthafter beleuchtet werden, fühlt man dahinter immer den unausgesprochenen Glauben, daß solche Verhältnisse bloß vorübergehende Krankheitserscheinungen sind; daß daneben ungestört das „wahre" Leben weiterfließt im alten Rhythmus, dem Rhythmus der "Georgian Poetry".

Obwohl all diese Arbeiten den Krieg und die Folgen des Krieges mehr oder weniger außer acht lassen, verdanken sie ihre Existenz doch teilweise dem Kriege, welcher den nationalistischen Geist stärkte und die Entwicklung des Individualismus und indirekt des „gewerkschaftlichen", kollektivistischen Geistes aufhielt. Eine Art literarischer Patriotismus hatte die Unterdrückung aller der Ideen zur Folge, die diesen beiden Tendenzen entsprangen, und die Schriftsteller, die trotzdem diese Ideen ausdrückten, wurden nicht anerkannt und in ihrem Wert so viel wie möglich herabgesetzt.

XIII

Bis jetzt hat sich folgendes Bild ergeben:

Die wirklich modernen „zeitgemäßen" Richtungen sind vertreten:

a) die gewerkschaftlich-kollektivistische durch Wells; diese Richtung hat sich bisher nicht weiter entwickelt; nicht, weil theoretisch etwas gegen sie einzuwenden ist, sondern weil

der Krieg das nationalistische Gruppengefühl sehr gestärkt hat, und weil wenige Leute sich praktisch für die Richtung einsetzten;

b) die individualistische, durch Hardy und Synge.

Diese Tendenz hat eine starke Reaktion hervorgerufen:

1. eine offene, hauptsächlich vertreten durch Chesterton, Galsworthy und Shaw,
2. eine indirekte, die sich in der Abkehr vom heutigen Leben und dessen Problemen ausdrückt.

Die Reaktion herrscht immer noch, weil sie numerisch in England so stark ist. Kurz vor dem Kriege aber hat eine Weiterentwicklung der individualistischen Richtung eingesetzt, hervorgerufen durch den Einfluß aus Frankreich und Amerika. In den Anfangsstadien dieser Bewegung befaßten sich ihre Vertreter hauptsächlich mit Formproblemen, gingen dann aber zu Problemen über, die aus dem Stoff entspringen. Diese Bewegung gipfelt in Joyce.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Asiatische Vision

Von

Axel de Vries

Die unendliche Weite der russischen Ebene war von jeher die Grenzscheide zwischen West und Ost. Die Mongolenstürme, die im Mittelalter ganz Europa zu vernichten drohten, brandeten an den Klippen der waffenstarrenden abendländischen Christenheit empor, um in der russischen Tiefebene zu verebben, auf Jahrhunderte hinaus dem russischen Geschick, dem russischen Menschen ihren Charakter verleihend. Und wie das russische Land den Kampfboden abgab für den ewigen Streit zwischen Ost und West, so ist die russische Seele von jeher zerrissen und zerrieben worden in dem gleichen Zwiespalt, in dem gleichen Widerstreit zweier Welten.

Die russische Seele ist nie zum Ausgleich gekommen, die zwei Welten in ihr gleichen feindlichen Brüdern, die, im tödlichen Kampf verstrickt, nie zu Harmonie und Frieden gelangen können. In den machtvollsten Persönlichkeiten ihrer Staats- und Geistesgeschichte — Peter der Große – Turgenjew — strebt der russische Mensch nach Westen, sucht bewußt die Vollendung seines Wesens durch den westlichen, europäischen Geist. Und wiederum — im Genie Rußlands, Lenin – Dostojewsky — steigt aus der Urtiefe der russischen Seele ein Wissen um Dinge, von denen der westliche Mensch nichts ahnt, wird eine Empfindungswelt offenbar, die in ihrem tiefsten Sein den Westen als wesensfremd verachtet und verspottet.

Ein ewiges Wogen zwischen Ost und West auch in der russischen Seele.

Und wieder ist die Zeit gekommen, wo der Pendel der Geschichte in Rußland nach Osten ausschlägt, wieder zieht der Mongolensturm über die russische Ebene. Wieder greift der Osten nach der russischen Seele. In anderer Form und Gestalt wie früher, aber nicht weniger schicksalhaft und schicksalgestaltend.

*

Ballett im Großen Theater in Moskau, der russischsten Stadt Rußlands, der Stadt, von der einst die Befreiung Rußlands vom mongolischen Joch ausging. Wir kommen spät, die letzten Nachzügler drängen in den prachtvollen Saal, der von russischem Reich-

tum und russischer Verschwendung beredtes Zeugnis ablegt. An der Tür zum Saal steht der Logenschließer: ein eindrucksvoller Kopf. Wie ich näher hinsehe, ja täusche ich mich? Habe ich diese Züge nicht auf baltischen Edelsitzen gesehen, in der Garde Stockholms? Der edelste nordische Schädel, alt und grau, mit strengen Zügen, Rasse in jedem Zug des langen, schmalen Gesichts — ist es ein alter Militär aus nordischem Geschlecht, den Umsturz und Verarmung aus Amt und Brot warf? Ich habe keine Zeit zu fragen und will es auch nicht — kann doch die Wißbegierde des Ausländers den Armen noch tiefer ins Elend stürzen. Wir treten ein: strahlendes Licht der Kronleuchter läßt das tiefe Rot der Wände und Sessel satt leuchten, bricht sich im Schmuck der Frauen — bin ich in einem Traum von Tausend und einer Nacht befangen? Ist es Schehezerade, die mir mitten im bolschewistischen Moskau einen Reigen orientalischer Frauen vorzaubern will?

Nein, es ist Wirklichkeit — der Sieg des Orients, vor allem der Sieg des jüdischen Menschen. Da, aus der Loge links leuchten uns die weißen Gesichter junger fanatischer Jüdinnen entgegen, große brennende Augen, voll Willen zur Macht und Herrschaft: die Loge für den Nachwuchs der Kommunistischen Partei. Vom reinsten sephardischen Typus bis zur negroid-ostischen Mischrasse — es ist wie ein Kaleidoskop der jüdischen Arten, das an uns vorüberzieht. Da — zwei Logen weiter: lächelnde, gleichbleibende Mongolengesichter, geschützt durch Brillen, Herren im Smoking und schwarzer Binde, begleitet von einem sephardischen Beamten des Außenkommissariats. Sind es Sendboten Chinas, die im Kreml mit der III. Internationale verhandeln? Sind es Burjaten, diese geborenen Vermittler zwischen den erwachenden Völkern des Ostens und der schwelenden Pulverkammer der Welt — Moskau? Ein Blick hinauf zum Mittelgang: ein Schreck überkommt mich: haben alle Völker Asiens ihre Söhne und Töchter hergesandt, um uns ein Bild zu geben von der Menschheit dieses bevölkertsten Erdteils? Sind es Suchende, die ihr Heil vom Moskauer Evangelium erhoffen, die da aus der unheimlichen Masse der Asiaten hierher geeilt sind? — Es sind die Schülerinnen und Schüler der bolschewistischen asiatischen Propaganda-Hochschule, die dazu ausersehen sind, als Träger der weltzerstörenden Moskauer Ideen auch Asien in Schutt und Trümmer zu legen. In mir blitzt der Gedanke auf: der Ring ist geschlossen, der asiatische Ring. Von den chinesischen Kerntruppen und Mördertrupps der ersten bolschewistischen Epoche, von denen auch die estländische Kriegsgeschichte zu berichten weiß, zu den asiatischen Jüngern der Moskauer falschen Propheten — Asien marschiert. Mich überrieselt es kalt: Ist da für Europa keine Rettung, ist Rußland für immer dem Asiatentum verfassen? —. Da ertönen leise die ersten Laute der Ouvertüre des unsterblichen Balletts Tschaikowskys: „Der Schwanensee". Und die russiische Seele singt ihr ewiges Lied der Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie, von ihrem Leid der asiatischen Vergangenheit, von ihrem Drang und ihrem Sehnen nach der europäischen Menschheit.

In Petersburg war's, dem „Fenster Rußlands" nach Europa. Da sah ich ein lebendiges Bild, so eindrucksvoll, so packend, daß es stärker wirkte, als warnende Worte kluger Männer, als Tabellen und Tatsachen. Ein Vorfrühlingsabend. Die nordische Klarheit des Abendhimmels, von leichten Nebeln, die von der Erde aufstiegen, kaum berührt, breitete ihre lichtrote Weite über der riesigen Stadt des großen Westlers Peter aus. Wir kamen von der Morskaja gegangen und bogen dem Generalstabsgebäude gegenüber auf den Newsky ein. Die riesige, breite Straße dehnte sich in ihrer Länge dem Auge unendlich scheinend vor uns aus. Kaum ein Mensch auf der Straße. Und wie in der Nacht, ohne Menschen, der Charakter und Geist einer Stadt so viel klarer und deutlicher zu uns spricht, als im Marktgewühl oder im hastenden Treiben der Menschheit des Alltags, so war es auch hier. — Da — Hufe — — Gedröhn, weithinschallend auf dem Holzpflaster, in der klaren Luft. Aus dem dunklen Hintergrunde der in der Ferne verschwimmenden, grenzenlos wie die Steppe scheinenden Straße tauchen Reiter

auf, die in gestrecktem Galopp näherrasen. Wer sind das? Da brausen sie heran: auf kleinen, zottigen, sibirischen Pferden, gebeugt auf den Pferdehals, auf dem Haupt der alte asiatische Helm, lange Mäntel, nach mittelalterlich russisch-asiatischer Art durch breite Litzen über der Brust zusammengehalten. Schreien und Pfeifen, bärtige, breite mongolische Gesichter, alles verschwimmend im Zwielicht. — Der Spuk ist vorüber. Mein Begleiter lacht. Ja, die Herren machen das jetzt oft so, der Newsky ist ein guter Exerzierplatz für die bolschewistische Kavallerie. Bolschewistische Kavallerie?

War es nicht der Vortrupp Dshingischans, der das Europäische in Rußland zu Boden warf, und heute, wie vor 700 Jahren, mit seinen Horden an den Grenzen Europas steht?

Die Flüchtlingsversorgung in Ungarn

Von

Baron Emil Petrichevich Horváth,

Gewesener Leiter des Ungarischen Flüchtlingsamtes, Staatssekretär im Ungarischen Wohlfahrtsministerium.

Unter den Mittelmächten wurde Ungarn von den „Friedensverträgen" am schwersten betroffen; zwei Drittel seines Gebietes, mehr als 60% seiner Bevölkerung und mit diesen ein großer Teil seiner Naturreichtümer gingen verloren, außerdem fiel ihm infolge verschiedener Verwaltungs- und Wirtschaftsmaßnahmen der Nachfolgestaaten auch noch die Aufgabe zu, nahezu 400 000 Flüchtlinge, die aus den abgetrennten Gebieten in das Mutterland zurückströmten, unterzubringen und zu versorgen. Dabei kamen größtenteils dem Mittelstand angehörige intelligente Leute in Betracht, die aus Staatstreue obdachlos geworden waren, ferner die aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrenden Invaliden, Soldaten und Studenten.

Die administrativen Maßnahmen gegen das Ungartum begannen fast gleichzeitig mit der Besetzung der abgetrennten Gebiete durch die feindlichen Mächte, die geradezu eine Entnationalisierung der einstens ungarischen Gebiete und hauptsächlich der in ihre Gewalt gelangten großen ungarischen Städte bezweckten. Trotz der international anerkannten Verpflichtung, durch welche die Bevölkerung der neuerworbenen Gebiete automatisch den neuen Staatswesen einverleibt wurde, wurden Maßnahmen getroffen, mit denen man die Ungarn zum Auswandern bewog. Die Ausweisungen nahmen besonders nach dem Sturze der Rätediktatur im Herbst 1919 größere Dimensionen an. Seit diesem Zeitpunkte wurden die ungarischen Beamten, dann alle Einwohner der besetzten Gebiete, die nicht dort geboren waren, oder die mittlerweile in einer anderen Gegend gewohnt hatten, ausgewiesen. Die Ausweisungen wurden durch eigens zu diesem Zwecke zusammengestellte Flüchtlingszüge durchgeführt, in denen große Massen ohne den geringsten Aufschub an die Grenze abgeschoben wurden. Außer den von amtswegen Ausgewiesenen wurde aber die Zahl der Flüchtlinge auch von solchen Elementen bedeutend vergrößert, die freiwillig ihre alte Heimat verließen, weil sie sich den neuen Verhältnissen nicht anpassen konnten. Die neuen Herren wußten die alten Einwohner der neuerworbenen Gebiete sehr oft durch Anwendung von Gewaltmitteln zur Auswanderung zu bewegen. Ein solches Gewaltmittel war die Enteignung des Privatvermögens, ein anderes die Enteignung der Wohnungen. Auf diesem Wege gelang es fast immer,

unliebsame Personen zum Verlassen der Heimat zu veranlassen. Diese Gewaltmaßnahmen waren besonders in Rumänien und Jugoslavien beliebt, während die Tschechoslovakei sich etwas menschlicher erwies.

Unter solchen Umständen mußte die ungarische Regierung Verfügungen treffen, die geeignet waren, die ohne eigenes Verschulden heimatlos gewordenen Flüchtlinge zu versorgen. Zu diesem Zwecke wurde im April 1920 das Landesflüchtlingsamt ins Leben gerufen, das bis Juli 1924 bestand und während dieser vier Jahre die Flüchtlingsfrage fast vollständig zu lösen vermochte.

Die Aufgabe des Flüchtlingsamtes lag nicht auf administrativem, sondern auf sozialem Gebiet, wobei aber von vornherein vermieden werden sollte, die ganze Aktion zu einer charitativen Veranstaltung herabzusetzen. Hier war ja nicht von der Unterstützung bedürftiger Armer die Rede, sondern man mußte den aus ihrer Heimat Vertriebenen Wohnung, Beschäftigung und Erwerb verschaffen, ohne sie auf längere Zeit einer Unterstützung teilhaftig werden zu lassen, die geeignet gewesen wäre, ihr soziales Selbstgefühl zu beleidigen, und die dem Staat eine übermäßig große Belastung sein mußte. Der Staat konnte in dem Budjetjahr 1919/20 dem Flüchtlingsamt nur insgesamt 5 Mill. Papierkronen zur Verfügung stellen, welcher Betrag 1920/21 auf 16 Millionen, 1921/22 auf 24 Millionen, 1922/23 auf 22 Millionen und 1923/24 auf 100 Millionen Kronen erhöht wurde. Diese Beträge reichten nicht aus, um eine Art von Arbeitslosen-Unterstützung zu systematisieren, und so beschränkte sich das Flüchtlingsamt mit der Zeit auf die Verköstigung und Versorgung der Flüchtlinge, auf die Schaffung von Arbeits- und Vermittlung von Wohngelegenheiten, auf die Förderung ihrer sozialen Neueingliederung. Es gelang auch tatsächlich, den größten Teil der geflüchteten Beamten in Staatsämtern und in Privatunternehmungen unterzubringen und auch den meisten Angehörigen freier Berufe eine ihrer bisherigen Lebensstellung angemessene Betätigungsmöglichkeit zu sichern. Übergangsweise wurden an 38028 Personen Bargeldunterstützungen in Höhe von 23746121 Kronen ausgeteilt.

Am schwierigsten war die Wohnungsfrage. Anfangs konnte man durch das Wohnungsamt in Budapester Hotels Zimmer zu ermäßigten Preisen besorgen, doch mußten diese mit der Zeit aufgegeben werden, weil das Flüchtlingsamt nicht in der Lage war, die stets wachsenden Zimmerpreise zu bestreiten, und die Gastwirte zu einer weiteren Ermäßigung nicht zu bewegen waren. Sehr viele Flüchtlingsfamilien mußten jahrelang in den Güterwagen der ungarischen Staatsbahnen hausen. Es gab Zeiten, wo fast 5000 Eisenbahnwaggons als Wohnungen den Flüchtlingen überlassen worden waren, in denen über 16000 Flüchtlinge wohnten. Erst im Jahre 1924 ging die Wagenzahl unter 1000 und die der in den Eisenbahnwagen wohnenden Flüchtlinge auf 2547 herab. Das bedeutete für den ungarischen Güterverkehr ein sehr großes Hindernis, da zeitweise fast ein Fünftel des dem Lande verbliebenen geringen Wagenparkes zu Wohnzwecken verwendet werden mußte. Außer den Eisenbahnwagen wurde auch eine ganze Anzahl von öffentlichen Gebäuden, Schulen und Kasernen zu Wohnzwecken eingeräumt, und mehrere Baracken wurden, sowohl in der Hauptstadt als auch in der Provinz als Massenquartiere eingerichtet. Gleichzeitig wurde von Staatswegen eine großzügige Bauaktion eingeleitet, als deren Ergebnis im Jahre 1919/20 1967, 1920/21 1412, 1921/22 2154, 1922/23 584 und 1923/25 2154 Wohnungen mit einem Aufwand von 185539880747 Papierkronen und 27060527 Goldkronen den Flüchtlingen zur Verfügung gestellt werden konnten. Auch diese Aktion befriedigte aber nicht den Bedarf, und so gibt es in der Provinz noch immer über 2000 Personen, die in öffentlichen Gebäuden untergebracht sind und noch immer nahezu 500 Eisenbahnwagen, in denen Flüchtlinge wohnen. Die finanzielle Lage des Landes machte eine volle Befriedigung der Wohnungsansprüche im Wege von Neubauten noch immer nicht möglich.

Neben der Wohnungsfrage beschäftigten auch die Probleme der Kleidungsbe-

schaffung, der Verköstigung, der Beschaffung von Heizmaterial, der Mutter- und Säuglingsfürsorge, der ärztlichen und juridischen Hilfeleistung das Flüchtlingsamt. In der Bekleidungsbeschaffung wurde die Tätigkeit des Amtes durch die freiwilligen Spenden des Publikums und der Auslandsmissionen gefördert (besonders aus der Schweiz, aus Schweden, aus England, Holland und den Vereinigten Staaten von Amerika kamen den ungarischen Geflüchteten viele Liebesgaben zu). Um die billigere Verköstigung zu ermöglichen, wurden eigene Flüchtlingsküchen errichtet und den einzelnen Familien auch außerdem die Beschaffung von Lebensmitteln und von Heizmaterial zu mäßigeren Preisen erleichtert. Bei der Vermittlung von Arbeitsgelegenheiten ging das Flüchtlingsamt so weit, eigene Werkstätten einzurichten, in denen diejenigen Geflüchteten Arbeit fanden, die vorübergehend ohne Beschäftigung waren. So gelang es, mehr als 10000 Personen einen regelmäßigen Erwerb zu sichern, und nur 2220 Personen konnten von denen, die sich um Arbeit gemeldet hatten, durch das Amt keine Unterkunft finden.

Ein ganz besonderes Gewicht legte das Flüchtlingsamt auf die Unterstützung der geflüchteten Studenten. Insgesamt erhielten 12658 Hochschüler Unterstützungen im Werte von über 91 Millionen Kronen. In Zusammenhang mit dieser Studentenaktion stand auch die Zuweisung von unbemittelten Universitätshörern auf Landgüter.

Nach der Kommunistenherrschaft war im Auslande eine Aktion zugunsten der ungarischen Kinder eingeleitet worden, an der sich insbesondere Holland und die Schweiz beteiligten, wo Tausende von ungarischen Kindern Erholung fanden. Gleichzeitig sorgte das Flüchtlingsamt für die Sommererholung der Kinder der geflüchteten Familien. Im Jahre 1920 wurden 646 Kinder in verschiedenen Ortschaften bei wohlhabenderen Leuten für die Sommermonate untergebracht. 1921 fanden mit Unterstützung der American Relief Administration 485, im Jahre 1922 schon 558 Kinder in eigenen Ferienkolonien am Plattensee Unterkunft. Die Gesamtzahl der geflüchteten Kinder, die hieran teilnehmen konnten, betrug in den ersten drei Jahren 2092. Seither ging die Kinderaktion in den Wirkungskreis anderer Institutionen über.

Diese kurze Übersicht vermag natürlich nicht einmal annähernd ein genaues Bild über die vierjährige Tätigkeit des Ungarischen Flüchtlingsamtes zu geben. Sie mußte sich mit einigen Hinweisen begnügen und konnte nur einzelne spezielle Momente aus der reichen Fülle des vorliegenden Materials herausgreifen. Auch so dürfte aber ersichtlich sein, mit welchen Schwierigkeiten das Flüchtlingsamt zu kämpfen hatte, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. In erster Linie war der Kampf ein materieller, denn es standen ihm die unbedingt erforderlichen Mittel nicht immer zur Verfügung. Der Staat war in seiner Opferwilligkeit bis an die äußersten Grenzen gegangen; wenn die private Wohltätigkeit des In- und Auslandes nicht immer wieder zu Hilfe gekommen wäre, würde all die Mühe und Aufopferung nicht hinreichend gewesen sein. Dank der privaten Unterstützung ist es dem Flüchtlingsamt gelungen, das schwere soziale Problem des Flüchtlingswesens vorübergehend einer einigermaßen befriedigenden Lösung zuzuführen. Leider machen sich aber schon jetzt Folgen bemerkbar, die nicht nur die Erfolge der Flüchtlingsaktion gefährden, sondern die ganze ungarische Wirtschaftslage vor neue Schwierigkeiten stellen. Das ungarische Staatsbudget ist nämlich durch die allzu große Zahl von Beamten so sehr belastet gewesen, daß man anläßlich der Sanierung sich zu einem durchgreifenden Abbau entschließen mußte. Dasselbe war auch in der Privatwirtschaft der Fall, wo schon seit Monaten massenweise Entlassungen an der Tagesordnung sind. Die Notwendigkeit des Angestellten-Abbaues ist aber in erster Linie darauf zurückzuführen, daß das verstümmelte Ungarn nicht in der Lage ist, all diejenigen administrativen Arbeitskräfte zu versorgen, die infolge der Gewaltmaßnahmen der Nachfolgestaaten aus der Heimat vertrieben wurden. So schwillt die Frage der Flüchtlingsversorgung zu dem fast unlösbaren Problem des ungarischen Mittelstandes an, das natürlich den Rahmen des Flüchtlingsamtes schon weit überschreitet.

Frankreichs Währungspolitik im Saargebiet

Von

Hans Siegfried Weber

I.

Der französische Staat ist durch den Besitz der Saargruben, die ihm als völlig schulden- und kostenfreies Eigentum übertragen wurden, der eigentliche Herrscher des Saargebietes. Frankreich hält als Diktator der Saarkohle die Hand an der Gurgel des saarländischen Wirtschaftslebens, das nun einmal auf Gedeih und Verderben mit den Bergwerksbetrieben verbunden ist. Es war auch selbstverständlich, daß der französische Staat mit dem Währungsumsturz im Saargebiete auf seinen Kohlengruben begann. Einige Monate, nachdem die völkerbündlerische Regierungskommission im Februar 1920 ihr Amt angetreten hatte, konnte sie schon am 1. Juni 1920 dem Völkerbundsrat berichten, daß die französische Bergwerksdirektion im Saargebiete wahrscheinlich beabsichtige, auf ihren Saargruben die Entlöhnung der Bergleute in Franken vorzunehmen. Die Zahlung der Löhne in Franken sei übrigens von den sozialistischen Gewerkschaften der Bergleute gefordert worden.

Die Dinge liegen nun aber keineswegs so, wie es nach diesem Bericht den Anschein haben könnte, als hätten die Bergleute einstimmig den Franken gefordert. Lediglich einige von den Franzosen gekaufte Individuen der unabhängigen Sozialdemokratie, wozu insbesondere ein Gewerkschaftssekretär, der sogenannte Franken-Becker, gehört, haben lebhaft für die Entlöhnung in französischen Franken agitiert, während die übrigen Gewerkschaftsführer, insbesondere die Mehrheitssozialdemokratie, in schärfster Weise dagegen protestierten.

Die unabhängige Sozialdemokratie hatte im Saargebiete noch keine 100 organisierte Arbeiter, gab aber trotzdem ein eigenes Organ heraus, das im Volksmunde „Das Saarreptil" genannt wurde. Über den Ursprung der Gelder, mit denen es unterstützt wurde, kann gar kein Zweifel bestehen, da es auch in der Druckerei des französischen Propagandablattes gedruckt wurde. Die christliche Gewerkschaftsbewegung steht in ihrer Mitgliederzahl nicht weit hinter den freien Gewerkschaften zurück. Die Bergleute des Saargebietes sind aber fast ausnahmslos in einer dieser beiden Gewerkschaftsrichtungen organisiert, und zwar verteilen sie sich zu etwa $^4/_7$ auf die freien und $^3/_7$ auf die christlichen Gewerkschaften. Sämtliche christlichen Gewerkschaften haben aber einmütig gegen die Einführung der Frankenzahlung auf den Saargruben in schärfster Weise protestiert. Von vornherein hat also die Regierungskommission des Saargebietes, die ja doch über diese zahlenmäßige Verteilung gut unterrichtet war, den Völkerbundsrat irre geführt.

Trotz der Proteste der Bergarbeiter ging am 1. Juli 1920 die französische Bergwerksdirektion zur Frankenlöhnung auf den Saargruben über, nachdem

vier Wochen vorher noch die Saarregierung angeblich noch von diesem Plan nichts Bestimmtes wußte. Da die Bergleute im Saargebiete etwa 72000 Mann ausmachen und die Bevölkerung des Saargebietes annähernd 800000 Menschen umfaßt, so dürfte wohl die bergmännische Bevölkerungsschicht mit Frauen und Kindern etwa $^1/_3$ aller Saarländer betragen. Es war von vornherein die Absicht der französischen Bergwerksdirektion, ihre Arbeiter und Angestellten durch diese Bezahlung in Franken besser zu steellen als die übrigen Arbeiter, um für Frankreichs Ziele unter der Saarbevölkerung Sympathie zu erwecken. Frankreich hatte an sich damit den saarländischen Bergarbeitern keine Liebesgabe auf Kosten der Produktion gegeben, sondern nur die Spannung zwischen dem damaligen Mark- und Frankenkurs ausgenützt, wobei naturgemäß der Franken eine größere Kaufkraft besaß als die Mark. Die Frankenzahlung war auch von vornherein als eine Lohnerhöhung gedacht. Man hatte zwar das Verhältnis des Frankens zur Mark 1 : 3 angenommen. Da der Kurs aber damals 1 : 4,5 betrug, so stellte sich der Bergmann, der angeblich 10 Franken gegenüber 30 Mark verdiente, tatsächlich auf 45 Mark. In dem Bericht der Regierungskommission des Saargebietes an den Völkerbundsrat vom 1. Juli 1920 wird denn auch angegeben, daß die Arbeiter unter Tage 18 Mark pro Schicht und die Arbeiter über Tage 16,50 Mark mehr erhalten als bisher. Es wird dabei noch hinzugefügt: „Der den Arbeitern zufallende Vorteil ist bemerkenswert".

Zweifelsohne waren die Bergleute gegenüber den übrigen Bevölkerungsschichten im Saargebiete eine Zeitlang in einer überaus günstigen Lage, da sie jederzeit den Marksturz ausnutzen konnten, während in den anderen Industriezweigen immer die Lohnerhöhungen erst nachträglich einsetzten. Es entstand dadurch wieder ganz selbstverständlich zwischen den einzelnen Teilen der Bevölkerung Mißgunst, aber das war ja der Zweck der Währungspolitik Frankreichs. Es erfolgte aus diesem Grunde auch auf den Hüttenbetrieben die Entlöhnung in Franken. Dieser Schritt war weiter nicht bemerkenswert, da die eisenerzeugende Industrie des Saargebietes mit Ausnahme der Gebr. Röchling von französischem Kapital überfremdet ist.

Für die Entlöhnung in Franken auf den Gruben und Hütten konnte man sich immerhin auf den Paragraphen 32 des Saarstatuts berufen, wonach der Umlauf des französischen Geldes in keiner Weise verboten oder eingeschränkt werden darf und dem französischen Staate das Recht erteilt wird, sich für alle seine Käufe und Zahlungen des französischen Geldes zu bedienen. In keiner Weise war es aber nach den Bestimmungen des Versailler Vertrages angängig, daß von der Saarregierung der Franken im Saargebiete als Zahlmittel eingeführt wurde, da ausdrücklich im Versailler Vertrag festgelegt ist, daß die deutschen Gesetze und Verordnungen in Kraft bleiben. Dazu gehören selbstverständlich auch die Währungs- und Münzgesetze. Die völkerbündlerische Saarregierung kehrte sich jedoch in keiner Weise an diese Bestimmung des Versailler Vertrages, als die Eisenbahner des Saargebietes im Januar 1921 eine Gehalts- und Lohnerhöhung in Mark forderten. Der Saarminister Lambert, ein Belgier, erklärte bei den daraufhin stattfindenden Verhandlungen sofort: „Das Beste und Schnellste wäre natürlich die sofortige geschlossene Forderung der Frankenlöhnung." Die von den Gewerkschaftsführern bei dieser Gelegenheit gestellte Frage, ob dies nicht auch zu einer Währungsänderung führe, beantwortete Lambert mit „nein" und fügte hinzu, die Regierungskommission denke nicht daran, die Mark im Saargebiet auszustreichen. Die Verhandlungen wurden damals vertagt. Es fand daraufhin eine Urabstimmung unter den Eisenbahnern statt, die ergab, daß sich 11467 für Beibehaltung der Mark und nur 4315 für Frankenzahlung aussprachen. Trotzdem wurde am 1. Mai 1921 bei der Bahn und auch gleichzeitig bei der Post die Gehaltszahlung und Entlöhnung in Franken festgesetzt. Gleichzeitig mußten alle Zahlungen des saarländischen Publikums bei der Eisenbahn und Post nunmehr in Franken erfolgen.

Es war ganz selbstverständlich, daß sich der Franken durch die Gebührenzahlung bei der Bahn und Post in den täglichen Zahlungsverkehr eindrängte. Außerdem bedeutete diese Regelung eine gewaltige Verteuerung für die gesamte saarländische Wirtschaft, die bei den Gütersendungen auf dem deutschen Markt durch die hohen Frankenzahlungen für den Transport in ihrer Konkurrenzfähigkeit litt. Die „Neutralität" der Regierungskommission in der Währungsfrage zeigte sich aber dann weiter, als sie am 1. August 1921 Frankengehälter für alle ihre Staatsbeamten, wozu auch sie die Volksschullehrer erklärt hatte, anordnete. Außerdem wurde den Städten und Gemeinden das Gleiche vorgeschlagen und verboten, bei dem Sturze der Mark die Gehälter der Kommunalbeamten in Mark zu erhöhen. Dieses Verfahren wirkte dadurch ganz unerträglich für die Kommunen, da sie auf der anderen Seite über keine Frankeneinkünfte verfügten.

Durch diese Maßnahmen der Saarregierung blieb nur eine verhältnismäßig kleine Schicht in der Bevölkerung übrig, die seit dieser Zeit nicht Franken als Gehalt oder für sonstige Bezahlungen empfing, wenn auch noch immer die gesetzliche Währung die Mark war. Tatsächlich bestand im Saargebiete jahrelang eine Doppelwährung, was bei der fortgesetzten Entwertung der Mark einfach auf die Dauer nicht durchführbar war. Auch diejenigen zahlenmäßig nicht ins Gewicht fallenden Kreise im Saarlande, die sich im Jahre 1923 der Einführung der französischen Frankenwährung nicht entgegengestellt hatten, waren dabei stets von wirtschaftlichen Motiven geleitet. Die restlose Einführung der Frankenwährung am 1. Juni 1923 wirkte sich jedoch praktisch auch gegen Frankreich aus, da damit aller Neid auf die begünstigten Frankenempfänger verschwand.

Durch die Verordnung der Regierungskommission betr. Einführung der Frankenwährung wurde jedoch für den täglichen Verkehr der Gebrauch der Mark und jeder anderen Währung unter schwerer Strafandrohung verboten. Außerdem war auch vorgeschrieben, daß jede mündelsichere Anlage auf französische Franken lauten mußte. Der Landesrat — die saarländische Volksvertretung — hat einstimmig diese Währungsverordnung der Regierungskommission, die den französischen Franken als ein alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel im Saargebiete einführte, mit der Begründung abgelehnt, daß entsprechend dem Versailler Vertrage die deutschen Gesetze und Verordnungen im Saargebiete auch unter dem Völkerbundsregime in Kraft bleiben sollen. Zu diesen Gesetzen gehören aber selbstverständlich die deutschen Münzgesetze. Zu einer Änderung dieser Versailler Bestimmung sind, wie der Protest des Landesrates mit Recht hervorhob, nur die Signaturmächte, aber nicht die Regierungskommission berechtigt. Im Namen sämtlicher politischer Parteien, mit Ausnahme der Kommunisten, erklärte damals in der saarländischen Volksvertretung der christliche Bergarbeiterführer Kiefer: „In der grundsätzlichen Ablehnung der französischen Währung im Saargebiet herrscht Übereinstimmung von rechts bis links. Dies ist das instinktive Auflehnen des Volksgefühls gegen die hinter der Währungsumstellung verborgene Absicht einer fremden Macht, die mit anderen hier schon wirksamen Mitteln auf dauernde Abtrennung des Saargebietes von seinem Mutterlande hinstrebt." Doch dieser einmütige Wille der Saarbevölkerung gegen die Währungsumstellung half nichts, zumal auch der Landesrat als „mustergültige" völkerbündlerische Volksvertretung keinerlei Rechte, außer dem der nichtssagenden Begutachtung besitzt.

Die saarländische Regierung hatte allzulaut als maßgebend für die Einführung des Franken als gesetzliches Zahlungsmittel verkündet: „Nur eine stabile Währung kann dem Saargebiete eine ruhige wirtschaftliche Entwicklung und damit der Saarbevölkerung eine Sicherung ihrer Wohlfahrt bringen." Diese Stabilität des Franken zeigte sich darin, daß er vom Januar bis März 1924 ein Drittel seines Wertes einbüßte. So erlebten die Saarländer das ganze Elend der deutschen Inflationszeit

noch einmal. Die gesamte Wirtschaft des Saargebietes stand vor einer Katastrophe Alle saarländischen Besitzer mündelsicherer Anlagen, die ihre Vermögen in fest verzinslichen Frankenwerten anlegen mußten, verloren ein Drittel ihres Wertes. Dieses Verlustkonto ist aber ein Gewinnkonto des französischen Staates geworden.

Als nun der gesunkene Franken etwa Mitte 1924 dank eines amerikanischen 100 Millionen Dollarkredites wieder eine Steigerung erlebte, indem der Dollar von 30 auf 15 Franken sank, geriet erst recht die Wirtschaft an der Saar in Schwierigkeiten, da der Aufstieg des französischen Zahlungsmittels zu rasch erfolgte. Diese durch die Einführung des Franken heraufbeschworene wirtschaftliche Krise ist noch immer nicht ganz behoben, zumal am 10. Januar 1925 das Saarland ein Teil des französischen Zollgebietes wurde und damit der Wirtschaft der deutsche Markt verloren ging. Doch schweben über diese Frage noch Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich.

II.

Der Plan Frankreichs, eine besondere Saarwährung zu schaffen, ist nur verständlich als ein Akt der Verteidigung des Franken gegen die von innen kommende Entwertungstendenz, wie sie in einem vermehrten Notenumlauf liegt. Diese ganze geplante Maßnahme beruht an sich aber in einer Verkennung des Wesens der Inflation, die mit vermehrtem Notenumlauf gleichgesetzt wird. Andererseits ist aber die Stabilität des französischen Franken auch in der Psychologie des französischen Kleinbürgers begründet, der nun einmal in dem Sinken des Notenumlaufs der Bank von Frankreich eine Garantie sieht, um an die Besserung des Franken zu glauben und Devisen abzustoßen. Nach einer kürzlich im „Matin" veröffentlichten Statistik betrug der Notenumlauf in Frankreich am 2. Januar 1925 40 885 000 Franken. Die Bank von Frankreich ist autorisiert bis zu 41 Millionen Franken auszugeben. Es fehlten also damals schon an dieser Summe nur noch einige Millionen, um die Grenze zu erreichen. Durch die Ausgabe von Ersatznoten für das Saargebiet im Betrage von 450 Millionen Franken sollen die dort umlaufenden Noten der Bank von Frankreich zurückgezogen werden.

Eigenartig mutet aber die Begründung dieses französischen Planes durch den verflossenen Finanzminister Clementel an, Frankreich habe niemals die Einführung der französischen Währung im Saargebiete gewollt und niemals sanktioniert. Daraus wird der merkwürdige Schluß gezogen, daß Frankreich diese Währung nunmehr auch ändern könne. Es fehlt eigentlich nur noch, daß die französische Regierung erklärt, die Saarbevölkerung habe die Einführung des französischen Franken begehrt, weil er das stabilste Zahlungsmittel in der ganzen Welt ist.

Wir sind in der angenehmen Lage, den nunmehr übel unterrichteten französischen Finanzminister Clementel an den einstmals besser unterrichteten Finanzminister Clementel zu erinnern, der Ende 1924 in seinem Bericht über die finanzielle Lage Frankreichs die Frage der Erhöhung des Notenumlaufs durch die Einführung des Franken im Saargebiet schon einmal behandelt hat. Über die Mittel, die dadurch entstandene Vermehrung des französischen Notenumlaufs wieder aus der Welt zu schaffen, äußerte sich Herr Clementel folgendermaßen: „Angesichts dieser Sachlage sind wir auf Abhilfsmittel bedacht gewesen. Wir haben aber erkennen müssen, daß man trotz der großen Schwierigkeiten, die die Sachlage mit sich bringt, nicht restlos abhelfen kann. Die Schaffung einer saarländischen Währung, aufgebaut auf die Kohlenvorräte oder auf die laufende Kohlenausbeute, würde denselben Erfolg haben, wie die Ausgabe der Geldscheine, die die französisch-belgische Eisenbahnregie ausgegeben hat. Sie wird daher allerseits im gegenwärtigen Zeitpunkt als praktisch unmöglich bezeichnet." Diese klaren Ausführungen kennzeichnen durchaus richtig das Schicksal eines eigenen Saarfranken, der außerhalb des Saargebietes keine Geltung hätte, so daß ein Disagio entstünde.

Die früher von dem Finanzminister erhobenen Einwände gegen eine eigene Saarwährung können auch heute in keiner Weise als beseitigt gelten. Es ist wohl gesagt worden, daß das neue Saargeld kein rein saarländisches, sondern ein französisches sein soll, da die Möglichkeit des Umtausches in französische Franken und das Aval der Bank von Frankreich bestehe. Gerade diese Umtauschmöglichkeit begünstigt aber das Disagio des Saarfranken. Rein psychologisch wird jeder Währungsersatz minderbewertet.

Die französische Regierung befindet sich bei dem Plane der Schaffung eines Saargeldes auch in völliger Unkenntnis der für das Saargebiet geltenden Bestimmungen des Versailler Vertrages. Es lautet nämlich der Artikel 32 Absatz 1 des Saarstatuts: „Der Umlauf französischen Geldes im Saargebiet wird keinem Verbot und keiner Beschränkung unterworfen." Demnach ist es rechtlich nicht möglich, den Währungsersatz als Zahlungsersatz zu verwenden und dem Saarfranken, der kein französisches Geld im Sinne dieser Bestimmung ist, Zwangskurs zu verleihen; denn das wäre ja Behinderung der Umlaufsfreiheit des französischen Franken. Mit anderen Worten ist die Umtauschmöglichkeit in französischen Franken illusorisch, da niemand im Saargebiet gezwungen werden kann, minderwertigen Währungsersatz an Stelle des französischen Franken in Zahlung zu nehmen.

Der § 32 des Saarstatuts bindet nicht nur die Regierungskommission des Saargebietes, sondern auch Frankreich als Signatarmacht des Versailler Vertrages. Die französische Regierung kann also keineswegs dem Saargebiet statt des französischen Franken den Währungsersatz aufoktroyieren, auch wenn sie nunmehr mit dem durchsichtigen Advokatenkniff operiert, bei der Einführung der Frankenwährung im Saargebiete nicht gefragt worden zu sein.

Wenn Frankreich aus dem Umlauf des französischen Franken im Saarlande für die Stabilität seines Papiergeldes Befürchtunge hegt, so sollte es doch alle Hindernisse aus dem Wege räumen, die der Wiedereinführung der deutschen Reichsmark als gesetzliche Währung des Saargebietes im Wege stehen. Der saarländische Landesrat stellte in seiner Sitzung am 5. Februar dieses Jahres diese Forderung von neuem, nachdam er sie im Laufe des verflossenen Jahres 1924 verschiedentlich immer wieder erhoben hatte. Der Völkerbund, der in Worten das Selbstbestimmungsrecht der Völker preist, hätte alle Veranlassung, der Stimme der Bevölkerung in seinem Mandatsland zu folgen. Vor allem aber muß der Völkerbund darüber wachen, daß der § 32 des Saarstatuts in Anwendung bleibt. Wenn nach dieser Bestimmung dem französischen Franken kein Hindernis in den Weg gelegt werden darf, ist selstverständlich nur der ordentliche französische Franken gemeint, aber niemals der Gruben- oder Bergmannsfranken, der trotz der Garantie der Banque de France stets nur ein Währungsersatz ist.

Dieser Plan der Saarwährung stellt überhaupt ein eigenartiges Unternehmen dar. Die Bank von Frankreich gewährt dem Saarlande, obwohl ihr Papiergeld kraft Verordnung der Saarregierung als gesetzliches Zahlungsmittel hier im Umlauf ist, keine Kredite, will aber nunmehr durch die Ausgabe von 450 Millionen Saarfranken zwangsweise von dem Saargebiete einen Kredit in gleicher Höhe. Das Saarland und seine Bevölkerung sollen so gänzlich ruiniert werden. Dieser geplante Währungsersatz würde nur im Saargebiete Geltung haben. In Frankreich wird er ebensowenig in Zahlung genommen, wie im internationalen Verkehr. Das Saargebiet mit seinen ausgedehnten Außenhandelsbeziehungen kann aber ohne ein derartiges internationalanerkanntes Zahlungsmittel nicht leben. Die Kursentwicklung des Saarfranken wird stets losgelöst sein von der des französischen Franken, so daß das Ausmaß des Disagio unübersehbar wird. Die Notwendigkeit, den Währungsersatz für alle Zahlungen über das Saargebiet hinaus in Franken, Mark oder in Devisen umzutauschen, muß notwendig eine Disagio dieses Saarfranken mit

allen seinen verheerenden Wirkungen für den inneren Verkehr ergeben. Darum Kampf gegen dieses neue Experiment brutaler französischer Gewaltpolitik! Die saarländische Handelskammer hat bereits gegen diesen Plan eines Währungsersatzes ihre Stimme erhoben. Es ist aber auch heiligste Pflicht der deutschen Reichsregierung, mit allen Mitteln bei den im Völkerbundsrat vertretenen Staaten rechtzeitig vorstellig zu werden und für Wiedereinführung der den Bestimmungen des Versailler Vertrages entsprechenden deutschen Markwährung im Saargebiete Sorge zu tragen.

Die französische Literatur der Gegenwart

Die Rückkehr zur Klassik

In meinen ersten Berichten habe ich versucht, die Richtung zu zeigen, in der sich die französische Literatur entwickelt hat. Im Gegensatz zu dieser Richtung besteht, wie ich schon bemerkt habe, hauptsächlich in der Poesie, eine Gegenbewegung, deren Einfluß nicht unbedeutend ist. Es dürfte von Wert sein, die Hauptcharaktere zu skizzieren, um so mehr als die Gerechtigkeit es verlangt zu sagen — eine wie starke Ablehnung auch diese Bewegung hervorrufen mag — daß sie Schriftsteller von Begabung zusammengeschlossen und Werke von Wert hervorgebracht hat.

Diese Bewegung macht sich in der Form eines Rückkehrversuches zur Klassik bemerkbar. Der Verderb ist aus der Vorstellung erwachsen, die sich viele Leute in Frankreich von der Klassik gebildet haben. Die Schwierigkeit beruht nicht auf dem Ausgangspunkt. Die Klassik ist offenbar ein Gleichgewichtszustand, eine augenblickliche Vollkommenheit, zu der eine Literatur ausnahmsweise einmal gelangen kann, aber in der sie unmöglich längere Zeit verharrt. Denn sie kann nicht verwirklicht werden, es müßte denn die Gesellschaft selbst zu einem harmonischen Gleichgewicht kommen. Dieses soziale Gleichgewicht, diese wirkliche Vollkommenheit hatte Frankreich im 17. Jahrhundert erlangt; damals — so scheint es mir — war ein einstimmiger Zusammenklang.

Der erste Fehler war, sich einzubilden, daß diese Klassik der Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. mit der Klassik übereinstimmte, die aus der Latinität des Augustinischen Zeitalters hervorging oder aus dem Hellenismus der Perikleischen Zeit. Wenn es sich dabei jedoch nur um einen geschichtlichen Irrtum gehandelt hätte, wären die Folgen weniger schwerwiegend gewesen. Unglücklicherweise aber folgerte man daraus, daß sowohl durch seinen Eigenwert als auch durch seine Übereinstimmung mit den großen lateinischen und griechischen Stilformen die Klassik des 17. Jahrhunderts in Frankreich nicht etwa zu einer bedingten Vollkommenheit, sondern zu einer absoluten Vollendung gelangt wäre. Es wurde so ein Vorbild geschaffen, von dem die Menschheit nicht abweichen durfte bei Strafe der Degradierung.

Ich sehe meine Leser über die Übertriebenheit einer solchen Behauptung lächeln, jedoch zielt in der Tat der Universitätsunterricht in Frankreich seit dem 18. Jahrhundert darauf hin. Niemals habe ich, wenn ich eine Vorlesung besuchte, ein Werk als Auswirkung seiner Epoche behandeln sehen, sondern immer mit dem Maßstab des „Schönen an sich" in der Auslegung der Ästhetik Boileaus. Tatsächlich sind es nun hundert Jahre her, daß die Romantik gegen diese Methoden Sturm gelaufen hat, aber welche Erfolge auch die großen romantischen Schriftsteller aufweisen konnten, unsere Herrschaften von der Universität, die im Widerstande beharrten, blieben während des ganzen 19. Jahrhunderts dem alten Dogma treu. Gegenwärtig scheinen sie mir davon losgekommen. Auf jeden Fall ist seit längerer Zeit die Sorbonne davon frei. Aber dieses Beharren der öffentlichen Meinung in den alten Vorurteilen bewirkte, daß im Augenblicke, da man annehmen konnte, sie würden nun endlich verschwinden, eine Art Erneuerung zu spüren war.

Unter den symbolistischen Dichtern befand sich ein Fremder, ein Grieche von Geburt, der doch niemals die Eigenarten und Eigenschaften des Levantiners abgelegt hatte, wenn er sich auch recht gut in Paris eingelebt hat: Jean Moréas. Man muß wohl zugeben, daß keinem andern unter den jungen Symbolisten ebenso wie ihm die Gaben des Künstlers von gütigen Geistern verliehen worden sind. Obgleich er durchaus nicht seine Kameraden durch Herzenstiefe und Geist übertraf, so kann man doch nicht leugnen, daß er über uns alle eine unbestreitbare Überlegenheit besaß, was Geschicklichkeit, Reichtum der Mittel und Feuer in der unvergleichlichen Ausführung anbetrifft. Aber das Kennzeichnende an Moréas, was an ihm den Levantiner verrät, ist, daß die Geschichte seines Lebens und seines Schaffens eine ununterbrochene Nachahmung aller französischen Stile ist: Bis 1891 war er der symbolistischste aller Symbolisten gewesen, dann, am Abend nach einem Bankett, das in der literarischen Welt besonders bedeutungsvoll war, gründete er die romanische Schule, die eine Rückkehr zu der Art — nicht des 17. — sondern des 16. Jahrhunderts bedeutete. Um ihn hatten sich einige Schriftsteller von Begabung geschart, so Maurice Duplessys, dessen Tod kürzlich Aufsehen erregte, und ausgezeichnete Dichter, wie Ernest Raynaud und La Tailhède.

Die romanische Schule sollte jedoch nicht lange romanisch bleiben. Da war ein Zeitabschnitt, den Moréas noch nicht nachgeahmt hatte: das 17. Jahrhundert. Da schrieb Moréas seine netten Stanzen. Man kann nicht leugnen, daß ihr Erfolg bedeutend war. Einige dieser Stanzen können selbst den Eindruck erwecken, daß sie zu den schönsten der französischen Dichtung zu zählen sind — wenn man zugibt, daß eine bedeutende Geschicklichkeit genügt, einer Nachahmung den Ausdrucksgehalt eines wirklich lebendigen Kunstwerkes zu geben.

Tatsächlich mußte diese „Rückkehr zur Klassik" die Rückkehr zu den romanischen Musen in Vergessenheit bringen. Einige Bücher, wie „Le Bocage" und „La Tour d'Ivoire" von Ernest Raynaud haben ihren Wert und ihre Anziehungskraft bewahrt, aber es würde heute von Moréas wie von vielen anderen Meteoren, die eine Stunde aufgeleuchtet haben und dann verschwunden sind, kaum mehr die Rede sein, wenn nicht unter seinen Freunden sich ein außergewöhnlicher Mensch gefunden hätte, der es unternahm, ihn zum großen Dichter der Erneuerung französischer Klassik zu stempeln.

Jeder weiß, wie Charles Maurras mit Begabung, Energie und gutem Willen am Ende des vorigen Jahrhunderts darangegangen ist, einen Wiederherstellungsversuch des politischen und sozialen Lebens unter dem Gesichtswinkel eines Nationalismus zu unternehmen, der von ihm selbst als reiner Nationalismus gekennzeichnet wurde und auf den deutlichen Vorsatz hinauslief, in Frankreich die Monarchie wieder aufzurichten. Bei dieser Wiederherstellung brauchte er einen literarischen Bezirk. Moréas wurde der glückliche Auserkorene, der damit beauftragt wurde, bei der Erneuerung der französischen Monarchie die literarische Erneuerung zu vertreten.

Vom politischen Standpunkte aus ist der Einfluß von Charles Maurras und seiner Zeitschrift „L'Action Française" sehr groß gewesen. Freilich habe ich keineswegs das Gefühl, als ob sie die große Masse der Bevölkerung erfaßt habe, doch in den herrschenden Klassen wurde eine recht große Anzahl von bedeutenden Geistern durch die Theorien der „Action Française" bestochen. Man findet in den Lehrsätzen von Charles Maurras eine Durchschlagskraft und einen logischen Scharfsinn, dessen Gewalt nicht geleugnet werden kann. Gerade aus der anarchischen Unordnung, die überall herrscht, und neben der Plattheit des kulturlosen politischen Geistes, der sich unverschämt breit macht, baut sich der tiefere Kulturgehalt der Thesen Maurras' auf und fordert so Aufmerksamkeit und verlangt Achtung. Sein Einfluß würde wahrscheinlich dauerhafter gewesen sein, wenn der Krieg nicht für die „Action Française" eine verderbliche Probe gewesen wäre.

Man durfte von den Männern der „Action Française", mitten in dem allgemeinen Wahnsinn, der sich seit dem August 1914 ausbreitete, Selbstbeherrschung erwarten und, um einen etwas altertümlichen Ausdruck zu gebrauchen, Seelengröße, die ihre hohe Kultur zu versprechen schien. Statt dessen mußte man mit Bestürzung aus ihren Mündern die gleichen Schreie wilder Tiere hören, die jeden Tag die entfesselte Meute ausstieß. Kein Versuch der Mäßigung; und was das Peinlichste ist: kein Versuch, dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Euer Nietzsche hat uns gelehrt, daß es edel ist, den Menschen zu ehren, gegen den man

kämpft, und ich weiß nicht, ob unsere großen Heerführer jemals einer dem anderen gegenüber anderes bekannt haben als Hochachtung. Aber wenn diese Forderung zu groß gewesen wäre, hätte man sich nicht wenigstens daran erinnern können, was die menschliche Gesellschaft den großen Ländern verdankt, mit denen man sich im Krieg befand? Statt dessen — was für ein Schauspiel wurde uns geboten?! Tägliche Schmähungen auf Deutschland. Immer erneute Verleumdungen ohne Prüfung. Mangel jedes Verständnisses und die deutliche Absicht, alle Unternehmungen des Feindes in den Schmutz zu ziehen. Selbst heute ist an dem Umstand, daß der Frieden so schwer zu verwirklichen ist, einzig und allein die Haltung der Männer schuld, die sich zum Programm gemacht zu haben scheinen, Mißtrauen zu erwecken und Mißverständnisse hervorzurufen und wachzuhalten. Ich wiederhole: das ist nicht die Rolle, die man von soviel Scharfsinn und Begabung, wenn sie mit einer unbedingten Ehrlichkeit verbunden ist, hätte erwarten dürfen.

Wenn vom politischen Standpunkt aus auch der Einfluß der „Action Française" geringer geworden ist, von philosophischer Seite aus hat er sich hingegen behauptet, wenigstens in gewissen intellektuellen Kreisen, und viele junge Leute erklären sich noch immer mit Maurras einig.

In der Literatur scheinen die Ausfälle der Männer um die „Action Française" das gleiche Unheil angerichtet zu haben wie in der Politik. In dem Zwang, die Literatur des 17. Jahrhunderts über alles andere zu erheben, haben sie gegen die romantische Schule einen Krieg unternommen, der den Charakter eines heiligen Krieges angenommen hat. Die Romantik ist für sie nicht nur der Gegner, nein, der Feind, den man vernichten muß. Delenda Carthago. Ich sprach eben davon, mit welchem Haß sich die Leitsätze der „Action Française" gegen Deutschland richteten. Die Romantik flößte ihnen die gleiche Wut ein. Man darf wohl sagen, daß Namen wie Jean-Jacques Rousseau, Chateaubriand, Victor Hugo oder Michelet zum Gegenstand nicht geringerer Ausfälle wurden als die Ihrer Staatsmänner oder Philosophen, die Ihre Kultur bestimmt haben. Ganze Bände wurden auserwählt — und nicht einmal ganz ohne Talent — um zu beweisen, daß das 19. Jahrhundert sowohl durch seine Literatur wie durch sein Abweichen von der monarchischen Regierungsform jeder Verdammnis würdig sei. In diesem Sinne konnte Léon Daudet, der jedoch nicht nur unser größter Schmähschriftsteller, sondern auch ein Memoiren-Schriftsteller von stärkster Begabung ist, dieses Buch schreiben, dessen Titel allein ein Programm enthält: Le stupide XIXième siècle.

Seitdem ist diese Frage in der französischen Literatur an der Tagesordnung. Es gibt kaum eine Zeitung oder Zeitschrift, die sich mehr oder weniger mit Literatur befaßt, die nicht einige Untersuchungen veröffentlichte, um bei den Schriftstellern anzufragen — wobei man sich bemühte, die Ausdrücke möglichst zu zergliedern — was sie von der romantischen Schule und dem Klassizismus halten.

Selbst unter den Geistern, die für die Romantik nicht einmal eine sehr große Neigung hatten, mußte die Wut der Angriffe, denen sie ausgesetzt war, eine Gegenwirkung auslösen. So konnte man erleben, daß Henri Clouard, nachdem er einige Jahre vorher in der „Revue critique des Idées et des Livres" den Aufruf zur Rückkehr zur Klassik verteidigt hatte, zu wesentlich gemäßigteren Auffassungen kam. Sein kürzlich veröffentlichtes Buch über die Dichter der Gegenwart wird durch einen Willen zur Unparteilichkeit gekennzeichnet, und nicht zuletzt durch eine schöne Unabhängigkeit: Er wies nämlich vor allen dem Dichter, welcher der Ursprung der neuzeitlichen Entwicklung ist, Baudelaire, und dann Arthur Rimbaud, Paul Claudel, Jules Laforgue und endlich Francis Jammes, Paul Fort und der Komtesse de Noailles Ehrenplätze zu. Man sieht, wir sind weit entfernt vom Neuklassizismus!

Im Laufe der nichtendenwollenden Auseinandersetzungen, in denen die romantische Richtung dem Klassizismus gegenübergestellt wurde, brachte der Philosoph Julien Benda den Namen des alten kananäischen Abgottes Belphegor in Umlauf, um den romantischen Geist zu symbolisieren: als von unklarem Instinkt und wirren Seelenmächten beherrscht. Belphégor gegenübergestellt ist die lichte Gestalt der Minerva, das Symbol der Vernunft, des geklärten Gedankens. Ein begeisterter Anhänger des Klassizismus, Gaëtan Bernoville nahm dieses Doppelgleichnis wieder auf und setzte unter dem Titel „Minerva oder Belphégor?" vor einigen Jahren den Konflikt auseinander, in dem die ganze gegenwärtige Ästhetik befangen sei. Darauf griff er unter dem nicht

weniger symbolischen Titel der „Entfesselten Minerva“ das Problem von einem neuen Gesichtspunkt auf. Die entfesselte Minerva ist in der Tat die Gegenwirkung, ein Rückschlag aus Überdruß, den seine eifrigen Freunde vor den Übertreibungen des Neuklassizismus empfanden.

„Das sicherste Ergebnis des Neuklassizismus“, so schreibt er, „scheint wohl eine Wiedergeburt nicht gerade der Romantik, wohl aber einer freundlichen Beschäftigung mit der romantischen Richtung zu sein. Der Bann, den die neuklassizistische Schule, so lächerlich es ist, gegen Chateaubriand, Hugo usw. zu schleudern wagte, ist sicherlich aufgehoben worden.“

„Minerva“, so fährt er fort, „versperrt unsere Kultur mit bedauerlichen Mißverständnissen, mit beharrlicher Doppelsinnigkeit und offensichtlichen Vergewaltigungen.“

So ist es gekommen, daß auf den Neuklassizismus eine traditionalistische Schule folgte, deren Programm merklich vernünftiger ist. Die Traditionalisten haben meiner Ansicht nach immer den Fehler begangen, ihre dichterische Befruchtung in der Vergangenheit zu suchen und sich hauptsächlich mit dem zu beschäftigen, was getan worden ist, anstatt mit dem, was getan werden soll. Im Gegenteil haben sie sich rein darauf beschränkt, unentwegt auf das Jahrhundert Ludwigs XIV. zu starren. Sie glauben der Tradition zu folgen, aber letztlich folgen sie der vergangenen Literaturepoche, und hier ist der Punkt, in dem sie sich am deutlichsten von der Schule Maurras' unterscheiden: sie erkennen der romantischen Richtung die gleichen Rechte zu wie den anderen literarischen Bewegungen.

In der Tat liegt in der Beschränktheit der Neuklassizisten etwas Befremdendes. Das 17. Jahrhundert gab die Richtlinien zu ihrer Urteilsbildung. Im letzten Grunde beschränkt sich der Klassizismus für sie auf Malherbe, wohl einen großen Dichter, dessen ihn wirklich überlebende Werke jedoch wenige Seiten umfassen, und auf Boileau, der genau das verkörpert, was wir heute als das Gegenteil der Dichtkunst empfinden. Als Gegenwirkung auf diese Tyrannei haben die Traditionalisten eine Gruppe von Dichtern ausgegraben, gegen die Malherbe und Boileau einen erbitterten Krieg geführt haben, trotzdem sie genau so wenig oder so viel wie jene den klassischen Geist vertraten. Ich meine Théophile de Viaud, Tristan und Saint-Amand.

Unter den Werken dieser Schule, die größte Beachtung verdienen, muß „Soir Marin“ von A. P. Garnier genannt werden, das sich unter allen durch die Lebendigkeit der Gedanken und die Rheinheit der Form auszeichnet, und von dem man behaupten kann, es bedeute die vollendete Fortsetzung der alten französischen Dichtung. Louis le Cardonnel, der kürzlich einen wertvollen Preis erhalten hat, gehört seinem Alter nach zur symbolistischen Generation. Bekanntlich ist er katholischer Geistlicher und lebt in Italien. Seine Gedichte gehen mehr oder weniger von Lamartine aus, und sie besitzen daher den Fehler, daß sie langatmige Auseinandersetzungen und zum Teil auch prosaisch sind. Es wären noch Pierre Camo und Tristan Derenne, ferner Léon Verane, François-Paul Allibert zu nennen. Man kann freilich nicht leugnen, daß die Verse von Allibert z. B. nicht gerade sehr schön sind, aber man findet da immerhin „dichterische Rede“, diese dichterische Rede, von der man im Gegenlager nichts bemerkt.

*

Endlich hätte ich noch von einer ganzen Richtung zu sprechen, die mehr oder weniger von der famosen und abscheulichen Erläuterung Théodor de Banvilles ausgeht: „Die Kunst ist die besiegte Schwierigkeit“, und deren Ideal in einer Art Nachahmung der kleinen galanten Meister des 18. Jahrhunderts besteht, doch der Moderne angepaßt. Aber davon ein andermal. Ich will heute mit einem Manne schließen, welcher der berühmteste unter den lebenden französischen Dichtern ist; mit Paul Valéry, der gleichzeitig die klassische Überlieferung, mit modernem Geiste verbunden, vertritt. Unzweifelhaft ist Paul Valéry klassisch, sowohl durch seine Form wie auch durch die Vorherrschaft intellektueller Elemente. Die Rolle des Unterbewußten ist in seinen Gedichten fast vollständig zu einem Nichts zusammengeschrumpft. Die Vernunft hat alles geschaffen, wie sie auch auf alles bestimmend einwirkt. Aber Valéry ist Schüler und Anhänger von Mallarmé gewesen, und die geistige Gebärde seines Meisters findet man auch letzten Endes in seinen Werken. Das, was ich hauptsächlich an Paul Valéry bewunderungswürdig finde, ist der Reichtum seiner Sprache; jeder seiner Verse kann einzeln herausgegriffen werden, alle sind gedankenvoll, voller Innerlichkeit und fein durchdrungener Geistigkeit.

Man behauptete von ihm, ebenso wie von Mallarmé, daß er ein schwerer Autor sei. Zweifellos kann man ihn nicht fortlaufend lesen. Er hat meiner Empfindung nach einen recht großen Fehler: seine Gedichte sind zu lang. Vielleicht bin ich da gerade im Unrecht, aber die Anstrengung der Aufmerksamkeit, wie köstlich sie auch belohnt werden mag, hat mich zu oft ermüdet, bevor ich zum Ende gelangt bin. Paul Valéry gehört vielleicht zu den großen Dichtern, deren Genie es erfordert, daß man ab und zu einhält, daß man eine Seite liest und dann unter ihrem Reiz einhält. Man wird das leicht beurteilen können nach den folgenden sechs bewunderswerten Versen:

Des cimes l'air déjà cesse le pur pillage;
La voix des sources change et me parle du soir;
Un grand calme m'écoute, oû j'écoute l'espoir.
J'entends l'herbe des nuits croitre dans l'obre sainte,
Et la lune perfide élève son miroir
Jusque dans les sec ets de la fontaine éteinte . . .

Wenn man die geschicktesten Dichter liest, die formvollendesten, z. B. die ausgezeichnetsten Stanzen von Moréas — man hat doch immer das Gefühl, daß ein begabter Schüler mit viel Fleiß und ein wenig Glück auch so schöne machen kann . . . . . . Aber gerade dieses Gefühl hat man niemals bei Paul Valéry. Es gibt da eben etwas, was darüber steht.

Nach diesen Ausführungen und nachdem ich auch dem Genie Paul Valérys gerecht geworden bin, bitte ich um die Erlaubnis, mit aller notwendigen Bescheidenheit dem Beispiel des hochberühmten Meisters Platon folgen zu dürfen, der, nachdem er Homer mit Blumen bekränzte, ihn aus seiner Republik herauswarf. Ich wäre betrübt, wenn es mir gelungen wäre, Paul Valéry aus der Republik des Schrifttums zu vertreiben, aber nachdem ich ihn mit dem ruhmvollen Lorbeer gekrönt habe, der ihm zukommt, muß ich doch sagen, daß das nicht die eigentliche Richtung ist, in der sich die Dichtkunst weiterentwickelt.

Edouard Dujardin.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Nord und Süd

II.

Wir schilderten im Aprilheft der „Deutschen Rundschau", wie im Norden Europas die Entwicklung eines kulturellen Minderheitenrechtes begonnen hat. Die doppelte russische Gefahr, die einerseits in den traditionellen moskowitischen Ausdehnungsbestrebungen, andrerseits in der kommunistischen Weltpropaganda liegt, welche eine geschickte, den völkischen Minderheiten entgegenkommende innere Sowjetpolitik erzwang, hat dort zum mindesten diese Entwicklung beschleunigt. Im Süden, genauer gesagt im Südosten Europas, verzeichnen wir bis heute das gerade Gegenteil einer solchen Entwicklung, obwohl die Sowjetpropaganda dort nicht weniger intensiv ist. Die Attentate in Bulgarien dürften auf eine Cooperation der heimischen Agrarsozialisten mit den geldspendenden Bolschewisten zurückzuführen sein. Für den südslawischen Staat ist die bolschewistische Gefahr zur Zeit wohl etwas geringer, da Moskau alle Kräfte auf Bulgarien konzentriert. Der Grund, warum man dort die Gefahr, die von Moskau her droht, geringer einschätzt als in den baltischen Staaten, dürfte in erster Linie in den Kultur- und Temperamentsunterschieden der Herrschervölker und der mangelnden Einsicht ihrer Staatsmänner liegen. Südslawien, mit dessen Entwicklung wir uns zu beschäftigen haben, ist nicht nur durch den freilich auch unsicheren Wall des rumänischen Staates von Rußland getrennt, sondern es unterscheidet sich auch mit seiner Balkankultur sehr wesentlich von den Esten und Letten, die nicht mit Unrecht kulturell zu Mitteleuropa gezählt werden wollen. Südslawien gehört aber mit seinen Hauptbestandteilen sicherlich nicht dazu. Die Bevölkerung Serbiens, Bosniens, der Herzegowina, Altserbiens und Mazedoniens ist vorwiegend griechisch-katholisch oder mohamedanisch. Ihre Anschauungsweise ist,

sagen wir, morgenländisch, der abendländische Überzug jung und noch sehr dünn. Trotz großer Ähnlichkeit zwischen dem Serbischen und dem Kroatischen — man darf von einer serbokroatischen Sprache, aber kaum von einem serbokroatischen Volke sprechen — geht ein tiefer Trennungsstrich längs der Naht, welche seit 1918 die ehemals byzantinischen und später osmanischen mit den ehemals römischen Landesteilen verbinden soll. Diese innersüdslawischen Unterschiede in Geschichte, Religion, Zivilisation und Grundanschauung trennen offenbar noch stärker, als die Sprachverwandtschaft verbindet. Dazu kommt noch eins. Gefühlsmäßig steht dem katholischen Kroaten und Slowenen der bulgarische orthodoxe Bauer, der sich auch als Slawe fühlt, ebenso nahe oder ebenso fern wie der orthodoxe Serbe, der noch dazu als Machthaber unbeliebt geworden ist. Die weitere Fassung des südslawischen Gedankens unter gleichberechtigter Beteiligung der Mazedonier und Bulgaren ist dem Serben natürlich unannehmbar und gerade darum bietet sie der Sowjetpropaganda Hebel. Diese propagiert eine großsüdslawische Union von verbündeten Bauernsowjetrepubliken. Gegenüber den inneren slawischen Schwierigkeiten unter den Serben, Kroaten und Slowenen des mehr dreiuneinigen als dreieinigen SHS-Königreiches, die 80 v. H. der Bevölkerung ausmachen, verschwinden fast die Schwierigkeiten, welche die Verdauung der 20 v. H. „fremdvölkischer" Minderheiten, der gleichfalls slawischen, aber nicht als eigene Nation anerkannten bulgarisch sprechenden Mazedonier, der Deutschen, der Ungarn, der Albanier usw. ausmacht. Diese Spannungen haben zu dauernden Ministerkrisen geführt. Sie sind nur ein Ausdruck der Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem früheren und dem jetzigen Regime. Hinter ihnen steht die große Frage: soll Jugoslawien als ein Groß-Serbien zentralistisch von Belgrad aus verwaltet werden oder soll es als ein Föderativstaat den einzelnen Stämmen eine weitgehende Selbstverwaltung gewähren? Bisher hat sich Serbien unter der Leitung des alten Pasitsch für eine zentralistische Verfassung entschieden. Die Gegner dieser großserbischen Regierungsart sind aber kopfzahlenmäßig stärker. Es gelang ihnen daher, 1924 auf parlamentarischem Wege die Regierung Pasitsch zu stürzen, als die acht deutschen Abgeordneten unter Stefan Krafts Führung den folgenschweren Entschluß faßten, die Regierungskoalition zu verlassen und für die Opposition die Entscheidung zu geben. Deswegen stürzten die Zentralisten. Aber es zeigte sich in der Folge, daß die so außerordentlich verschiedenartige Opposition doch nicht fähig war, eine starke und auf die Dauer tragbare Regierung im Rahmen der bisherigen Verfassung zu bilden. Schon geopolitische Gründe verhinderten dies, und wir glauben aussprechen zu sollen, daß ein langgestreckter, durch Eroberungen von dem relativen Mittelpunkte (dem am frühesten vom Türkenjoch befreiten serbischen Belgrad) aus entstandener Gewaltstaat auf die Dauer durch die an der Peripherie des Staates lebenden, miteinander wenig Anderes als die Abneigung gegen den Zentralismus teilenden Stämme nicht regiert werden kann. (Es sei denn, man mache eine ausgesprochene Föderativverfassung.) Diese Erkenntnis hat sich aber noch nicht durchgesetzt, und so hat man Regierungsmöglichkeiten auf dem Papier immer wieder herausgerechnet. Scheinbar beweiskräftige Zahlenkombinationen von Abgeordneten heterogener Parteien, die eine tragbare Mehrheit bilden könnten, wurden gefunden. Diesen Konstruktionen liegt ein oft übersehener Irrtum zugrunde: der Glaube an das formal-demokratische Gleichheitsschema, das grundsätzlich nicht zwischen dem „Wert" der einzelnen Bevölkerungsteile unterscheidet. Die Bevölkerung des SHS-Staates ist eben im staatlichen Aufbausinne nicht „gleich", und so hat die Praxis rasch erwiesen, daß heute solche Regierungen nicht tragbar sind. Die zentralistischen serbischen Radikalen um Pasitsch bedienten sich zum Sturze der ihnen feindlichen Regierung im vorigen Herbst des Mittels, dem Königshause vor dem Republikanismus der kroatischen Anhänger Raditsch Angst zu machen, welche sie, ganz gleich ob mit Recht oder Unrecht, der Hinneigung zu Moskau verdächtigten. Ein leidenschaftsloser Beobachter wird feststellen müssen, daß für einen so buntscheckigen Staat wie das heutige Jugoslawien bei der geringen Zahl der Serben als Verfassung eine westeuropäische Formaldemokratie so schlecht wie möglich paßt. Denn die zentrifugalen Kräfte halten, wie wir noch sehen werden, den zentralistischen zum mindesten die Wage. Ja diese sind, wenn nicht stärkster Druck ausgeübt wird, schwächer. So bleiben nur drei Möglichkeiten: entweder formal die Demokratie aufzuheben und den Serben als dem „Staatsvolk" auch formal die Regierungsgewalt sicherzustellen oder

formal alles beim alten zu belassen, aber unter faktischer Beseitigung der Demokratie (der freien Wahlen und der daraus folgenden Möglichkeit des Überstimmtwerdens der eigentlich den zentralistischen Staat tragenden Kräfte) ein offenes Gewaltregime aufzurichten oder endlich einen föderativen Bundesstaat mit allen seinen Konsequenzen aufzurichten, also zumindest den unzufriedenen slawischen Stämme diejenige Selbstverwaltung zu geben, die erst Sowjetrußland und dann in anderer Form Estland gewährt hat. Ja man wird viel weiter als Estland gehen müssen, das ja unter den Esten selbst keine Stammesgliederung kennt und dessen Nationalitäten entweder unentwickelt sind oder in völliger Verstreuung leben.

Pasitsch entschied sich, als er vom König wieder zum Ministerpräsidenten ernannt worden war, für den zweiten Weg. Er beseitigte die Verfassung nicht, er schrieb sogar Wahlen aus und führte sie nach seiner Art durch. Er bekam eine Mehrheit, indem er seine Gegner teils vor der Wahl einkerkerte, teils einschüchterte und das Ergebnis der Wahl selbst örtlich noch verschönern ließ. Zu Hilfe kam ihm dann noch die den Serben günstige Wahlkreiseinteilung. Obwohl Pasitsch nur 1 045 000, die Opposition aber 1 355 694 Stimmen erhielt, erlangte er 162 Sitze, die Opposition aber nur 153. Er hat also, obwohl seine Gegner 23 v. H. mehr Stimmen erhielten, im Parlament eine Mehrheit.

Von den 12 Millionen Einwohnern des südslawischen Staates besitzen laut amtlicher Statistik 3 Millionen das Wahlrecht. An den Wahlen vom 18. 3. 23 beteiligten sich 73, an den vom 8. 2. 25 81 vom Hundert der Wahlberechtigten. Bei der vorigen Wahl wurde ein Abgeordneter mit durchschnittlich 6955, bei der jetzigen mit 7622 Stimmen gewählt. Dank der die Serben begünstigenden Wahlkreiseinteilung erhielten daher

am 18. März 1923

Parteien	für Stimmen	Sitze	während sie bei gleicher Verteilung an Sitzen erhalten hätten
Pasitsch-Partei (Radikale)	562 213	108	80
Raditsch-Partei (Kroaten)	473 733	60	68
Demokraten	400 342	44	57
Spaho-Partei (Moslim)	112 228	18	35
Kleine Landwirte	164 602	11	23
Korosec-Partei (Slowenen)	139 171	22	20
Deutsche	43 415	8	6
Montenegrinische Föderalisten	8 561	2	1

am 8. Februar 1925

Parteien	für Stimmen	Sitze		während sie bei gleicher Verteilung an Sitzen erhalten hätten	
Nationaler Block (Pasitsch-Partei u. verbündete Demokraten)	1040 492	162		136	
Raditsch-Partei	532 876	67	152	69	160
Demokraten	284 527	37		37	
Spaho-Partei (Moslim)	132 207	15		17	
Kleine Landwirte	121 369	5		16	
Korosec-Partei (Slowenen)	109 023	20		14	
Deutsche	45 010	5		6	
Montenegrinische Föderalisten	8 617	3		1	

Die übrigen 19 Sitze des früheren Parlamentes waren auf kleine Gruppen aufgeteilt, die jetzt leer ausgingen (Dzemiel, welche das letzte Mal noch 14 Abgeordnete durchbringen konnten, Magyaren, Sozialisten, Wilde). Bei den einzelnen Parteien sind also für je einen Sitz nötig gewesen:

	am 18. März 1923	am 8. Febr. 1925
Radikale	5 205	—
Nat. Block	—	6 412
Raditsch-Partei	6 865	7 953
Demokraten	8 517	7 689
Landwirte	14 963	24 273
Spaho-Partei	6 237	8 818
Korosec-Partei	6 326	5 451
Deutsche	5 375	9 002
Föderalisten	4 280	2 872

Trotzdem gelang es Pasitsch nicht, den Hauptgegner, die Kroaten Raditsch, zu erledigen, obwohl er Raditsch und seine angesehensten Anhänger gefangen nahm. Obwohl man diesem ein Bündnis mit den Sowjetleuten zur Last legte, ja, da Raditsch in Moskau gewesen war, mit gewissem Rechte nachsagen konnte, ist weder eine Erschütterung der Raditsch-Partei, noch eine nennenswerte Absplitterung gelungen. Denn bisher bestanden noch immer Reste der kroatischen Selbstverwaltung aus der Zeit der habsburgischen Monarchie, die seit den Wahlen freilich beseitigt worden sind. So konnte diesmal noch das kroatische Volk, das ja fest geschlossen in einem deutlich abgetrennten Raume sitzt und die „Befreiung“ durch Serbien und serbische Herrschaftsmethoden gründlich satt hat, seine Meinung ziemlich frei äußern. Seither hat Pasitsch versucht, seine Regierungsmehrheit dadurch zu vergrößern, daß er die Mandate der kroatischen Abgeordneten nichtig erklären ließ. Als Gegenschachzug gab Paul Raditsch, ein Neffe des kroa-

tischen Bauernführers Stefan Raditsch, der im Gefängnis sitzt, im Namen der Partei und seines eingekerkerten Oheims Loyalitätserklärungen für den König und den Staat ab, und erreichte so, daß die Mehrheit der kroatischen Mandate anerkannt wurde. Diese Schwenkung erregte ein um so größeres Aufsehen, als Paul Raditsch zweimal vom König empfangen wurde. Man sprach von Eintritt der Raditsch-Partei in die Regierung, aber auch vom Anschluß der anderen kroatischen Partei (der kleinen Frankgruppe) an die Radikalen. Entscheidende Ereignisse sind aber nicht erfolgt. Wir übergehen daher diese balkanischen Manöver und Gegenmanöver, die mit persönlichen Dingen (Spekulationsverluste der Führer der Raditsch-Partei) in Zusammenhang gebracht werden und als Tageserscheinungen wohl nicht allzuschwer genommen zu werden brauchen.

Die größten Verluste erlitten die fremdvölkischen Minderheiten, noch nicht so sehr die Deutschen, als besonders die Mohamedaner und bulgarischen Mazedonier in Mazedonien und die Ungarn, die einfach aller Mandate beraubt wurden. Immerhin wurde die Zahl der deutschen Abgeordneten auch von acht auf fünf herabgedrückt, nachdem eine beispiellose Hetze gegen alle Deutschen eingesetzt hatte, die von den Ministern betrieben wurde und nicht davor zurückscheute, die denkbar antikommunistisch gesinnten deutschen Bauern des Einverständnisses mit Raditsch und Moskau zu zeihen. Den Verleumdungen folgten Gewaltakte. Sie sind dank guter Preßberichterstattung größtenteils so bekannt, daß nur kurz daran erinnert werden soll. Am 25. Januar 1925, wenige Tage vor den Wahlen, wurden der Führer der Deutschen, der Abgeordnete Dr Stefan Kraft und die Abgeordneten Graßl und Carius gegen 6 Uhr abends in dem Dorfe Novisiwac bei Zombor überfallen und fürchterlich zugerichtet. Dr Kraft erlitt drei schwere Kopfverletzungen, Dr Graßl wurde der rechte Arm zerschlagen. Von allen Seiten trafen Briefe und Telegramme an Dr Kraft ein, nicht nur aus dem Deutschen Reiche und den andern Minderheitsgebieten. Nur eine Zuschrift aus Triest wollen wir den Lesern der „Deutschen Rundschau“ als besonders kennzeichnend mitteilen, sie lautet:

„Die Nachricht, daß Sie gelegentlich einer Wählerversammlung schwer verwundet wurden, hat mich peinlich berührt, und ich bin über diese Nachricht außer mir. Leider enthalten die Zeitungen, die mir zugänglich sind, keine Berichte über Ihren Gesundheitszustand. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Sache sich in beschränkten Grenzen abspiele und vor allem, daß Sie so bald wie möglich wieder hergestellt werden. Ohne auf die näheren Umstände zu sehen, die mir unbekannt sind, erachte ich mich für verpflichtet, Ihnen mit Rücksicht auf den gewalttätigen Überfall meine wärmsten Sympathien auszudrücken, wobei ich auf das schärfste jene verurteile, die diesen Überfall, sei es direkt oder indirekt, verursachten. Ich hoffe, daß darin alle anständigen Jugoslawen ohne Unterschied mit mir einer Meinung sind. Ich bitte Sie, trotz des abscheulichen Vorfalles auf jenen Prinzipien weiter zu verharren, auf denen wir uns in Einigkeit getroffen haben, und für die ich auch Ihre weitere Mitarbeit wünsche.

Indem ich nochmals den Wunsch ausdrücke, daß Ihre Gesundheit in kürzester Frist wieder vollkommen hergestellt wird, zeichne ich mit herzlichem Gruße und ausgezeichneter Hochachtung Dr. Josef Wilfan.“

Dr Wilfan ist der Führer der slowenischen und kroatischen Minderheit in Italien, also Stammesgenosse jener Südslawen, die die Rechte der Minderheiten im SHS-Staate auf das brutalste vergewaltigen. In Italien spürt er am eigenen Leibe, was es heißt, einer vergewaltigenden fremdvölkischen Regierung ausgeliefert zu sein. Als der deutsche Gesandte in Belgrad, Dr Olshausen, sein Interesse für die Person Dr Krafts zu erkennen gab und auf die Erregung in Deutschland hinwies, setzte eine üble Hetze gegen ihn ein. Wir wollen diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne festzustellen, welch tiefen Eindruck Dr Olshausens Vorgehen auf das gesamte Auslanddeutschtum und alle im Reiche daran interessierten Kreise gemacht hat; mit einem Schlage wurde er der populärste Diplomat des Reiches.

Daß Wahlen selbst im Balkan etwas anderes sind als in Mitteleuropa, weiß jedes Kind, und daß die dortigen Regierungsmethoden, die dazu dienen, günstige Wahlergebnisse zu erzielen, eigenartig sind, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Trotzdem ist die Verlustliste dieser letzten Wahl erstaunlich. Sie beträgt 27 Tote, darunter mehrere oppositionelle Wahlbewerber, 23 Schwerverletzte und mehr als 200 Leichtverletzte. Als eine anschauliche Probe aus vielen hundert Meldungen geben wir eine Beschreibung der Wahl in Bukin wieder.

Dort verlangte der Oberstuhlrichter Nikolic aus Palanka vom Pfarrer Georg Pötz: er solle in der Kirche verkünden, daß die Gemeinde mindestens 300 Stimmen für die radikale Regierungspartei liefern müsse, widrigenfalls man alle Männer zwischen 20 und 50 Jahren nach Albanien schicken, die Geschäfte sperren und Kaufleute aus Serbien herbringen würde. Als dies Ansinnen erfolglos blieb, wurde der Pfarrer Pötz, der Parteiobmann Ballai und das Ausschußmitglied Christian Schmidt zwei Tage vor der Wahl verhaftet und nach Palanka gebracht. Die beiden letzteren wurden vom Oberstuhlrichter Nicolic und vom Vizestuhlrichter höchsteigenhändig so mißhandelt, daß sie bluteten. Währenddessen erklärte der Polizeikommissar den deutschen Urnenhütern (in Serbien wird wegen der vielen Analphabeten mit Kugeln gewählt, die man in Urnen wirft; jeder Wahlbewerber erhält eine eigene Wahlurne, die von den Urnenhütern gegen Mißbräuche gehütetet werden soll): wenn ihnen das Leben ihrer Kinder teuer sei, sollten sie am Wahltage nicht wagen, das Wahllokal zu betreten. „Die schönsten Blüten trieb jedoch", so schreibt das „Deutsche Volksblatt" in Neusatz, „die behördliche Schamlosigkeit am Wahltage selbst. Die Abstimmung begann um 8 Uhr, und zunächst stimmten die Bediensteten des Gestüts Karagjorajewo. Diese — zumeist arme magyarische Roßknechte — hatten schon Tage vorher das Abstimmen für die zweite Urne (Radikale) mit Maiskörnern üben müssen. Bis 1 Uhr mittags hatten diese Leute (etwa 130) ihre Abstimmung durchgeführt." Dann kamen die Deutschen daran. Zunächst stimmten diejenigen ab, die sich „verpflichtet" hatten, für die radikalen Serben zu stimmen. „Dabei ging der Gemeindenotar Vasa Lusic hinter den Wählern her, um festzustellen, ob sie tatsächlich radikal stimmten." (In Jugoslawien sind die Wahlen angeblich geheim!) Der Wahlpräsident Dr Konstantin Theodorow sah dem ohne Widerspruch zu. Die deutschen Urnenhüter, deren Protest nun hätte erfolgen müssen, waren durch die Drohungen am Erscheinen verhindert worden. So kam der Wahlsieg der serbischen Regierungskoalition in einer gemischt deutsch und magyarischen Gemeinde zustande. Dr Hans Moser hat als Abgeordneter am 26. März in der südslawischen Nationalversammlung die Wahlmißbräuche gegen die Deutschen zusammengestellt und damit eine schier endlose Liste zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht. Sie ist im Neusatzer „Deutschen Volksblatt" vom 29. März wiedergegeben. Und nicht anders sieht es in den anderen völkischen Minderheitsgebieten aus. Dies zeigt ein eine Woche nach der Wahl vom zweiten Vizepräsidenten der Nationalversammlung Dr Hohnjec an den damaligen Präsidenten Ljuba Jovanovic gerichteter Brief, in dem es heißt: „. . . Viele vom Staatsausschuß eingesetzte Wahlpräsidenten konnten ihr Amt nicht ausüben, da ihnen die politischen Behörden entweder ihr Ernennungsdekret nicht zustellten, oder da sie von den politischen Organen ohne jeden Anlaß enthoben, ja selbst am Betreten des Wahllokals mit Gewalt gehindert wurden. Durch solche und ähnliche Mittel ist es ermöglicht worden, daß einfach von den Urnen der Oppositionskandidaten die Stimmkugeln in jene der Regierungspartei hinübergeschüttet wurden, und dann kam es zu dem in der Parlamentsgeschichte unerhörten Fall, daß in der zukünftigen Nationalversammlung Leute sitzen werden, die nicht der Ausdruck des wahren, frei geäußerten Volkswillens, sondern vielmehr Abgeordnete durch gestohlene Stimmkugeln sind . . . . Wenn also solche gesetzwidrigen, gewalttätigen und brutalen Akte ungestraft bleiben, so wird die Öffentlichkeit des In- und Auslandes sie als Beweis dafür auffassen, daß Südslawien aufgehört hat, ein Rechtsstaat zu sein." Dieses Urteil ist hart, aber zutreffend. Die Wahlmißbräuche blieben im wesentlichen ungeahndet. Den Korrespondenten des „Berliner Tageblattes", Th. Berkes, der über die Vorgänge vor, während und nach der Wahl berichtet hatte, wies man aus: weil er dadurch dem Ansehen des SHS-Staates geschadet habe. Dies Verfahren, unbequeme Zeugen zu entfernen, ist reichlich naiv und keineswegs geeignet, die Meinung Europas über radikale serbische Regierungsmethoden zu verbessern.

Mit der Herabdrückung der Zahl der deutschen Sitze von acht auf fünf war die Wut der Radikalen noch nicht besänftigt. Eine Woche nach diesen Wahlen erfolgte ein zweiter Schlag. Der Unterrichtsminister Pribicewic befahl in einer Verordnung die Sperrung der 5. bis 8. Klasse der deutschen Schule von Neuwerbas und Werschetz sowie der 1. bis 4. Klasse der deutschen Mittelschule in Panschowa und Neusatz. Da die beiden letzteren Städte überhaupt nur über Unterklassen verfügen, so wurden dort durch diese Verordnung die deutschen Mittelschulen überhaupt aufgehoben. In Neuwerbas und

Werschetz blieb nur die 1. bis 4. Klasse bestehen. Dafür wurde in Werschetz eine Mittelschule mit serbischer Unterrichtssprache errichtet. Pribicewic begründete zunächst diese Gewaltakte als Vergeltungsmaßnahme wegen der Unterdrückung des slawischen Schulwesens in Kärnten und im Burgenlande, wo die österreichische Regierung angeblich die Bestimmungen des Minderheitenschutzvertrages nicht innegehalten haben sollte. Darauf protestierten die deutschen Abgeordneten, natürlich erfolglos. Die Behauptung der Serben, Österreich unterdrücke seine Minderheiten, ist eine glatte Unwahrheit. Leider verbietet uns Raummangel, das Minderheitsschulwesen in Neu-Österreich darzustellen. In der Wiener Nationalversammlung haben jedoch Abgeordnete aller Parteien, darunter zwei burgenländische Kroaten (Sozialdemokraten) genügend Klarheit geschaffen; die österreichische Regierung und die Presse deckten die Unwahrhaftigkeit der serbischen Entscheidungen auf. Es ist bezeichnend, daß kurze Zeit darauf die südslawische Regierung erklären ließ, es wäre ihr niemals eingefallen, amtlich zu behaupten, die Schulschließungen in der Wojwodina seien Retorsionsmaßregeln. Die Ursache zu dieser Maßregel läge vielmehr darin, daß die Deutschen viel mehr Schulen hätten, als ihnen „zukäme". Auf diese neue Argumentation einzugehen, lohnt nicht.

Zu gleicher Zeit wurde das deutsche Vereinswesen im slowenischen Gebietsteil vernichtet. Dieser Zerstörungsfeldzug begann freilich schon im Jahre 1918, er ist heute im wesentlichen beendet worden. Den Anfang machte die Auflösung aller Ortsgruppen und Unterverbände, die in Österreich oder im Deutschen Reich ihren Hauptsitz hatten, so des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, dessen Schutzhütten vom Slowenischen Alpenverein „übernommen" wurden. Dann löste die Regierung die inländischen deutschen Geselligkeits-, Theater-, Musik-, Gesangs-, Turn-, Sport-, Wohltätigkeitsvereine, Volksbüchereien, Studentenheime, ja selbst Feuerwehren und einen Geflügelzuchtverein auf; denn sie „widersprachen" den Staatsinteressen, oder man fand, daß „die Voraussetzungen für ihren Bestand nicht mehr gegeben waren". Für die 1702 gegründete Philharmonische Gesellschaft in Laibach — den zweitältesten deutschen Musikverein Mitteleuropas, ein Musikinstitut ersten Ranges, das eine eigene Tonhalle und ein wertvolles Archiv besitzt — wurde ein Staatsaufseher bestellt. Dieser stellte die 103 Jahre alte Musikschule ein. Obwohl ihm nur die Vermögensverwaltung oblag, nahm er eigenmächtig slowenische Mitglieder auf, berief sie dann zu einer Hauptversammlung und ließ einen neuen Ausschuß und sich selbst zum Obmann wählen. Beschwerden der eigentlichen Mitglieder bei der Landesregierung hatten nur den Erfolg, daß die Verfügungen des Staatsaufsehers gebilligt wurden. In ähnlicher Weise wurde der Laibacher Kasinoverein, der ausschließlich der Geselligkeit dient, wegen seines stattlichen Vereinsgebäudes den Deutschen geraubt — — — aber nicht ohne scharfe Kämpfe zwischen zwei slowenischen Parteien. Dabei kam es sogar zum Handgemenge. Auch hier trat der Staatsaufseher in Tätigkeit; die von ihm aufgenommenen „Mitglieder" gelangten in den Besitz des Hauses. Das größte Aufsehen erregte — sogar im Deutschen Reiche — der Raub des „Deutschen Hauses" in Cilli. Aus Geldern öffentlicher Sammlungen erbaut, war es, wie es in der Satzung heißt: „Mittelpunkt der Deutschen von Cilli und seiner Umgebung zur Förderung ihrer Bestrebungen in geselliger, wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht durch Unterbringung deutscher Vereine, Beschaffung deutscher Bildungsmittel usw.". Im Kriege wurde es Lazarett. Die nach Kriegsende notwendigen Wiederherstellungsarbeiten überschritten die Vereinsmittel. Eine Hauptversammlung beschloß daher im Beisein und ohne Widerspruch der Vereinsbehörde den Verkauf des Hauses an 11 deutsche Bürger Cillis unter Wahrung der Zweckbestimmung des Hauses. Am 8. September 1919 befahl die damalige Landesregierung in Laibach jedoch die Auflösung des Vereins „Deutsches Haus", weil er mit dem Verkauf seinen satzungsgemäßen Wirkungskreis überschritten habe. Zur Verwaltung des Vermögens des aufgelösten Vereins wurde als Sequester ein Slowene bestellt. Dieser verklagte im Namen des aufgelösten Vereins die nunmehrigen 11 Eigentümer des Hauses auf Wiederherstellung des früheren Zustandes. So brachte er es zu einem Rechtsstreit zwischen zwei deutschen Parteien. Fast drei Jahre lang schleppte sich der Prozeß durch drei Instanzen hin. Er endete damit, daß dem Kläger recht gegeben wurde; die Beklagten sollten jedoch „nur" gegen Ersatz aller ihnen erwachsenen und nützlichen Auslagen zur Herausgabe des Hauses verpflichtet sein. Das Gericht nahm nämlich an, daß

eine nachträgliche Verfügung der Stadtgemeinde Cilli auf Sistierung des Verkaufsbeschlusses zu Recht erfolgt sei, und begründete damit dies sonderbarste aller Gerichtserkenntnisse. Obwohl der Sequester in der Folge die Auslagen der 11 Eigentümer ausdrücklich nicht anerkannte, also ohne daß den Eigentümern, die über ihre Auslagen inzwischen Rechnung gelegt hatten, ein Betrag auch nur angeboten wurde, verfügte das Kreisgericht Cilli kürzlich die Vollstreckung des Urteils. Diesem Rechtsbruch des Gerichts folgte ein Rechtsbruch der Verwaltungsbehörde. Paragraph 15 der Satzungen des Vereins „Deutsches Haus" bestimmte für den Fall einer behördlichen Auflösung des Vereins (die nun eingetreten war), „daß das ganze Vereinsvermögen an den Verein ‚Südmark' zu fallen habe, der es zu verwalten und einem sich etwa bildenden Verein mit gleicher Tendenz zu übergeben habe." Um dem zu genügen, gründeten die Deutschen Cillis einen Verein mit gleicher Tendenz. Dieser wurde jedoch mit der Begründung nicht genehmigt, daß der neu zu gründende Verein keinen Titel zur Übernahme des „Deutschen Hauses" nachzuweisen vermöge. „An der klaren Bestimmung des Paragraph 15 des alten Vereins ging die Behörde vorüber, als ob sie ihn diesmal gar nicht gesehen hätte", so lesen wir in einem Laibacher Brief der „Großdeutschen Beiträge", dessen Darstellung wir folgen. Eine Klage des Vereins „Südmark" in Graz auf Herausgabe der Vermögensverwaltung auf Grund des Paragraph 15 wurde von Amtswegen verworfen, und zwar wegen Rechtsunfähigkeit der klagenden Partei. Weil Ortsgruppen des Vereins „Südmark" in SHS verboten seien, könne auch die ausländische juristische Person hier keine Rechte erwerben. Dafür aber genehmigte der Obergespan in Marburg einen Verein „Celjski dom" (d. i. Cillier Haus) und verfügte am 18. Dezember die Übergabe des beweglichen und unbeweglichen Vermögens des aufgelösten Vereins „Deutsches Haus" an den Verein „Celjski dom", der im Sinne des Paragraph 15 der Statuten des aufgelösten Vereins als Rechtsnachfolger dieses Vereins in allen Rechten und Pflichten anzusehen sei. Auf Beschluß des Kreisgerichts Cilli vom 8. Januar d. J. wurde das „Deutsche Haus" im Grundbuch auf den slowenischen Verein „Celjski dom" überschrieben. Es bleibt nur noch zu bemerken, daß dieser Verein ausschließlich von den ärgsten Deutschenfeinden in Cilli gebildet wurde.

Dies Zusammenwirken von Gericht und Verwaltungsbehörde ist der schlimmste Fall von Mißbrauch der Gewalt gegenüber fremdvölkischen Nationalitäten. Er geschah in einem Landesteil des SHS-Staates, wo die Deutschen seit 600 Jahren wohnen und kulturell in einem ähnlichen Verhältnis zu den Slowenen stehen, wie die baltischen Deutschen zu ihren heutigen Staatsvölkern. Die Lagerung des Nationalitätenproblems hier und dort kann wohl verglichen werden. Aber welche Unterschiede in der Praxis! Der SHS-Staat ist noch fern von jeder Gerechtigkeit. Das ist für ihn und für Europa eine große Gefahr! Aber für Moskau eine Hoffnung, trotz des Fehlschlages der sowjetbeeinflußten Revolution im benachbarten Bulgarien. Sylvanus.

Berliner Theater

Der Bericht kann mit Fug auf drei Bühnenwerke eingeschränkt werden: Barlachs „Sündflut", Sternheims „Oscar Wilde" und Stücklens „ernsthafte Komödie", „Sie selber nennt sich Helsinge".

Denn niemand kann verlangen, daß man sich die Mühe nimmt, nachzuweisen, Victors Hahns „Cesar Borgia" (Lessing-Theater) sei schlecht, wozu man vielleicht vor 30 Jahren verpflichtet gewesen wäre, als solche Versuche, die uns schon längst nichts mehr angehen, noch ernsthaft genommen werden konnten. Hahn ist zwar der Beherrscher des „8-Uhr-Abendblattes" — in dem Stil dieser Zeitung nennt er stolz sein Stück: Die Tragödie der Renaissance — eines Blattes, in dem er seiner Pflicht zur Gegenwart in ebenso großen wie meist schnell durch die Tatsachen widerlegten Überschriften zum Überdruß gerecht wird. Wenn er im Ausgleich seine „Dichter"seele in die Renaissance flüchtet, so ist das seine Angelegenheit und

sollte es auch bleiben, denn für Publikum und Kritik ist's nur ein verlorener Abend.

Eins der besten Bücher der letzten Zeit, die ausgezeichnete Biographie Oscar Wildes von Frank Harris hat leider auch Carl Sternheim gelesen und es daraufhin für nötig erachtet, Harris' Arbeit zu dialogisieren und in das nur von ihm geliebte Deutsch zu übertragen (Deutsches Theater). Der Ansatz, Wilde als den genialen Menschen, der über allen Gesetzen und Maßstäben der Konvention steht, gegen die verlogene, heuchlerische Bürgerlichkeit der zahlungsfähigen Moral zu setzen, war von Sternheim zu erwarten. Aber dabei blieb es, denn seine Kraft und seine künstlerischen Mittel reichen nicht weiter. Dieser Wilde wird nicht lebendig — war es auch wohl nie. So ist das Ergebnis eine Bilderreihe aus seinem Leben: die Freundschaft mit seinem Vampyr Douglas, der Zusammenstoß mit dessen Vater, die Gerichtsverhandlung, der trübe Ausklang in Paris — ohne äußere und innere Spannung. Und es ist ärgerlich und komisch zugleich, daß gerade Sternheim es wagt, mit seiner Sprache diesen Meister des Wortes und der Form zu behandeln. Geradezu erschütternd wirkt es, wenn Wilde ekstatisch von der Schönheit des nackten Jünglingskörpers vor Jockeis schwärmt und sie fasziniert, ausgerechnet in Sternheimscher Prosa. Wenn man Oscar Wildes Schicksal gestalten wollte, könnte man es nur vom Ausgangspunkt seiner wahren Tragik aus, und die war, daß Wilde nie sein konnte, sondern stets nur in immer neuen Rollen sich vor einem Publikum, selbst noch im Zuchthaus, spielen mußte. Freilich ein Problem, das zu gestalten Sternheim die Tiefe fehlt. Der Gesamteindruck war recht unerfreulich, um so mehr als der Regisseur Sternheim die Schwächen des Autors Sternheim noch unterstrich.

Wilhelm Stücklen bezeichnet sein Werk „Sie selber nennt sich Helsinge" als eine „ernsthafte Komödie" (Kammerspiele). Das soll wohl besagenbe, daß auch Stücklen gemerkt hat, wie Ernst und Albernheit, Tragik und Komik so eng nebeneinander liegen im gebrechlichen menschlichen Leben, daß sie nie reinlich voneinander zu scheiden sind — was auch andere schon wußten. Einer von drei Liebhabern einer „romantischen" Frau (von Agnes Straub hinreißend gespielt) erschießt sich und beschuldigt im Sterben den einen Nebenbuhler, er habe ihn gemordet. Diesen liebt selbstverständlich die Frau deshalb sofort bis zum Wahnsinn, so daß sie, um ihn, wie sie meint, vor den bürgerlichen Gerichten zu retten, einen Meineid schwört, er sei in den kritischen Minuten in ihrem Schlafzimmer gewesen. Aber er war natürlich nicht der Mörder, was der dritte besonders kluge und intrigante Liebhaber, nachdem drei Akte glücklich gespielt sind, aufdeckt. Selbstverständlich ist sie nun tief enttäuscht und liebt nur den Toten, wie dieser gar zu oft gestaltete und bis zum Überdruß bekannte Typ Frau natürlich nur den Mann liebt, der etwas Außergewöhnliches, Romantisches, für sie tut. Ein paar Mal horcht man auf bei diesem Stück, um jedoch bald in Teilnahmlosigkeit wieder zu versinken.

Ernst Barlach, dessen eigenste Berufung nie auf etwas anderes weisen wird als auf die Bildhauerei, wird in einer von den so oft zu beobachtenden Hypnosen — oder sollen wir sagen Psychosen? — von einem bestimmten Teil des Publikums und dem überwiegenden Teil der Kritik als der Erfüller und größte Dramatiker unserer Tage gefeiert. Daraus erwächst die unangenehme Pflicht, welche durch die eigene große Verehrung und innere Verpflichtung gegen den Künstler Barlach etwas Schmerzliches bekommt, offen zu sagen, daß sein Drama „Sündflut" (Staatstheater) für den Zuhörer schließlich nur noch qualvoll langweilig war und starke Überwindung heischte, trotzdem Jürgen Fehling seine ganze Kraft als Regisseur an den spröden Stoff verschwendete. Gewiß, auch hier zuckt es auf zu mythenbildender Kraft, und immer wieder rührt ein Wort, ein Gedanke, ein tiefreligiöses Sehnen, die große Ehrlichkeit des Suchens einem unmittelbar ans Herz. Es bleibt jedoch zu viel Ungelöstes.

Barlach läßt, zunächst der Bibel folgend, Gott, der persönlich bemüht wird, an seinen Geschöpfen, den Menschen, verzweifeln und wie der alte Judengott im Jähzorn ihre Vernichtung beschließen. Die Auseinandersetzung mit Gott und zwischen Gott und Noah, dem Kinde, sowie Calan, dem Feind Gottes, wird von Barlach aus der dramatischen Atmosphäre in die Luft einer geistigen Auseinandersetzung heraufgehoben mit dem Erfolg, daß von all diesen Dingen nichts gestaltet, sondern lediglich alles beredet wird. Gott: die Güte, die Allmacht — die Menschen, seine Geschöpfe, seine Ebenbilder: gemein, niederträchtig und voller Bosheit. Wie kann er es verantworten, daß er sie geschaffen?

Und wie soll man ihn lieben und an ihn glauben, wenn er im Gegensatz zu seinem Widerspieler gerade seine liebsten Kinder, die seine Gesetze treu erfüllen, züchtigt und ihnen gerade das versagt, was die doch von ihm in sie hineingelegten Triebe verlangen? Wie kann eine Welt Werk eines Gottes sein, in der es Aussätzige und Verdammte gibt? Warum ist nicht alles Freude, nach der jedwedes Geschöpf dürstet?

Das ist ein Problem, so alt wie die Menschheit, um das vor Barlach Denker und Dichter rangen. Barlach fügt auch nicht ein Gran neuen Gefühls oder neuer Erkenntnis hinzu. Er versucht, die Sache im Geistigen zu erledigen, kennt aber nicht die Gesetze des geistigen Prozesses, und die Erkenntnis letzter Dinge wird um nichts gefördert. Dramatisches Geschehen wird vorgetäuscht durch abscheuliche Dinge, die sich auf der Bühne ereignen (Ratten fressen dem letzten Menschen außer Noah, der mit einem Aussätzigen Rücken an Rücken gefesselt die Flut herannahen sieht, Augen und Glieder ab, ein Diener wird verstümmelt). Sonst bleibt Barlach der Bühne alles schuldig, denn ihre Gesetze sind ihm fast ebenso fern wie die Gesetze rein geistiger Vorgänge. Der Dichter redet seinen Geschöpfen immer wieder in ihre Rollen hinein, so daß man, immer unbeteiligter, dem unfruchtbaren Ringen eines Menschen von besonderem Eigenwuchs zuhört, ohne durch Taten mitgerissen zu werden. In seinem Ringen verstrickt er sich. Da ist noch Avah, die Calan an Noah verschenkt. Er aber gibt sie, die außer ihm das einzige Gotteskind ist, an seinen schieläugigen Sohn und verrät so sein Liebstes — wie es ja schließlich auch Gott mit seinen Geschöpfen tut. Sie aber, die ein Kind von Calan trägt, kommt mit in die Arche, und also wird Calans Geschlecht die Strafe Gottes überdauern. Vieles bleibt dunkel, nicht weil es tief, sondern weil es unklar ist. Gott ist alles und in allen. Der Kampf der Menschen gegen Gott ist doch nur Gottes Kampf mit sich selbst und den ihm zugeschriebenen Eigenschaften. Eine Lösung? Nein, ein vorläufiger rednerischer Ausweg eines Künstlers, deren Bestimmung das Ringen mit dem Dumpfen, Schweren menschlicher Bedingtheit ist.

So muß man trotz innerem Berührtsein auch hier erneut bestätigt finden, daß unsere Zeit bisher ihren Ausdruck im Drama nicht fand. Dem, der der Form gebietet, fehlt der seelische Gehalt. Wer ihn hat, stammelt in der Form. So werden wir eben weiter warten müssen.

Auf den Bühnen kündigt sich der Sommer an. „Bars auf Montmartre“ werden geöffnet, „Sprechende Affen“ und „Silberne Kaninchen“ tummeln sich auf den Brettern, und das schauspielerische Niveau sinkt wie gewöhnlich mit dem zunehmenden Grün der Bäume.

Der Ertrag des Theaterwinters ist mager und gering trotz einigem Wenigen von bleibendem Gewinn. Die schleichende Krise besteht weiter. Die Zukunft der Berliner Bühnen bleibt dunkel. Ziel und Richtung etwa noch vorhandenen ernsten Strebens sind nicht erkennbar, und hierin wenigstens hat das Theater, das so ausgesprochen und merkwürdig neben dem wahren Leben des Volkes steht, die Fühlung mit ihm nicht verloren. R. P.

Aus dem Berliner Musikleben

Aktuelle Opernprobleme

„Intermezzo“

Wohl ist — in höherem Sinne — die Bühne ein Spiegelbild des Lebens — doch wehe der Kunst, wenn sie nur ein Klischee des Alltags zeigt! Zumal die Oper hat ihre besonderen Gesetze, die man nicht ungestraft verletzt, und ihre Grenzen lassen sich weder verschieben, noch gewaltsam aufheben.

Und doch erleben wir seit längerem, wie diese Grenzen immer mehr verwischt werden, wie wesensfremde Elemente, dem Drama, den „visuellen“ Künsten entlehnt, getrennt sein sollende Bezirke vermischen und die Musik ihrer wahren Bestimmung entziehen.

So sind dem Wagnerschen Götter- und Heldentum die „Sensationsopern“ mit Mord und Erotika gefolgt und jene pathetische Unnatur wurde abgelöst durch starre Reproduktion der Natur, die — in ihren

äußeren Formeln zu kopieren — menschlicher Imitationstrieb sich begnügte, statt bis zu ihrem Innersten vorzudringen. Die planmäßige Mechanisierung alles Lebendigen, der jede „moderne technische Errungenschaft“ sofort dienstbar gemacht wird, begünstigt diesen Mißbrauch der Oper nur zu sehr, so daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn selbst der reife Meister Richard Strauß irre geht mit der ausgesprochenen Absicht, dem „musikalisch-dramatischen Schaffen neue Wege“ zu eröffnen. Schon in der „Sinfonia Domestica“ gab Strauß ein höchst unerfreuliches, peinliches Familiengemälde der Öffentlichkeit zum besten. Immerhin: es war nur eine Sinfonie! Das „Intermezzo“ hingegen (dessen Text diesmal vom Komponisten stammt) will eine Oper sein, wenngleich der vorsichtige Untertitel „eine bürgerliche Komödie mit sinfonischen Zwischenspielen“ nach außen kluge Beschränkung auferlegen möchte.

Diese 13 Bilder mit musikalischer Untermalung sind im Grunde nichts anderes als — ein abrollender Filmstreifen, den stark illustrierende Musik begleitet, lebende, tönende, „gut geschnittene“ Photographie, deren bildmäßige Szenenschlüsse und Höhepunkte auf anspruchslose Gemüter wirken müssen.

Kann man z. B. eine kräftigere Kinodramatik bieten als die Szene im Kinderzimmer, wenn die zerknirschte Gattin fassungslos am Bettchen ihres 8 jährigen Sohnes kniet?

Jeder Schaffende hat das Recht und sogar die Pflicht, aus eigenem Erleben zu schöpfen, jedes Kunstwerk ist bis zu einem gewissen Grade eine Beichte, nie darf jedoch das „Private“, Lokale, Allzuvergängliche den niederen Instinkten des enthüllungslüsternen Publikums entgegenkommen, ihnen gar wichtiger erscheinen als das Werk selbst.

Aber können wir uns über solchen Mangel an Schamgefühl wundern? Seit die Psychoanalyse grassiert, seitdem das Kino Alt und Jung zu wollüstigem Verweilen bei heiklen Situationen einlädt, ausführliche Darstellungen erotischer Gefühle und Begebenheiten, sowie breite Schilderungen häuslicher Intimitäten lehrt, mußten notgedrungen auch musikalische „Großaufnahmen“ von Familienszenen entstehen — hoffen wir, daß sie „Intermezzi“ bleiben.

Das Vorwort

In dem ausführlichen „Vorwort“ berichtet Strauß, wie er zu seinem „neuen“ Stil gelangte. Er geht von dem Rezitativ der Klassiker aus, das in zweifacher Form (recitativo secco, recitativo accompagnato) mitsamt dem Prosa-Dialog Träger und Weiterführer der Handlung darstellt. Strauß fühlte sich nun bewogen, den aus dem realen Leben gewonnenen „von nüchternster Alltagsprosa durch mancherlei Dialogfarbenskalen bis zum gefühlvollen Gesang sich steigernden Stoff“ zu verarbeiten und so alle die bisher nicht ausgenutzten Schattierungen, die zwischen Prosa und Cantilene pendeln, anzuwenden. Wenn er jedoch eine „sichtbare und gemeinverständliche“ Handlung durch den Ausgleich von Sänger und Orchester erreichen will, wenn ihm jede instrumentale Polyphonie den Tod des gesprochenen Wortes bedeutet, wenn er einen „Mezzavoce“ gezischten Konsonanten empfiehlt, um die Deutlichkeit des Textes zu gewährleisten — so ist das, streng genommen ein Widerspruch: sind Dialog und Dichterwort wirklich das Wichtigste in der Oper? Wendet sie sich mehr an das optische Auge als an Gehörs- und Gesichtssinn der Seele? Ist nicht in der Oper die Musik die Hauptsache? Sollte sie nicht sogar „für sich“, d. h. losgelöst von Handlung, Wort und Bild, rein als Musik ertönen können und diese schwer zu bestehende Prüfung eine Grundbedingung für den Wert des Werkes sein? (Übrigens gibt es Beispiele von instrumentaler Polyphonie, die gesprochenes Wort verständlich ausklingen läßt — man darf allerdings nicht die undurchsichtige Massivität Wagnerscher Klangfluten zum Vorbild nehmen.) —

Gesungen wird in der bürgerlichen Komödie nur am Schluß des 1. und 2. Aufzuges. Die sinfonischen Zwischenspiele (wie überhaupt die ganze Partitur) zeigen die virtuose Hand des erfahrenen Könners, dem die Ingredienzen fremder Rezepte in Gestalt von Zitaten aus Gounod, Schumann, Mozart, Wagner, Weber usw. sehr willkommene Hilfsmittel liefern. Strauß will die „Liebesaffairen“ der landläufigen Libretti verbannt wissen — er schenkt uns dafür den „Ehezank“, dessen „Soprano ostinato“ sicherlich zetern wird, solange es Menschenpaare gibt; ihr Duetto eterno möge hinter wohlverschlossenen Türen erschallen, nicht aber sich breit machen im Tempel der Musik.

Umschau

Was erblicken wir nun in diesem Allerheiligsten der Kunst? Werden die Zöllner und Pharisäer den Sieg über sie davontragen?

Die Charlottenburger Oper ist „städtisch“ geworden, d. h. mehrere Outsider (mögen sie sonst treffliche Männer sein) „verhandeln“ ad infinitum, und man wagt nicht auszudenken, was ihnen dabei noch einfallen könnte.

Die große Volksoper, deren unbefangenem Mut wir u. a. Händel sowie den allzuverspäteten „Boris Goudonow“ verdankten, will ohne begründete Aussichten auf Weiterführung des Unternehmens noch zwei Monate im Theater des Westens spielen, ja sie hat es als einziges Theater fertig gebracht, das Komödiantenphänomen Titta Ruffo in „Rigoletto“ hören zu lassen, wenn auch nicht mehr mit dem vollen Glanze seiner einst schönsten Baritonstimme, die er, wie so viele Europäer dem Moloch der Neuen Welt seit 2 Jahrzehnten opferte.

Das „Krollsche“ Etablissement bietet hauptsächlich Provinzvorstellungen 2. und 3. Garnitur der aus Geldmangel an Durchschnittskräften überreichen Staatsoper und beherbergt in seinen erinnerungsgesättigten Räumen, deren ganz verfehlte Akustik und „Modernisierung“ einen üblen Mißgriff der jungen Republik verewigen, das Abonnentenpublikum der Volksbühnenorganisationen.

Die Staatsoper erleidet heftige Bevormundungen durch Bürokraten. Ein im Januar 1924 veranschlagter Einnahmeetat konnte aus begreiflichen Gründen nicht erreicht werden, die wenig einsichtsvolle Verwaltung der Staats-Theater beanstandete ihrerseits das obligatorische Defizit der Oper und das Kultusministerium, die vorgesetzte Behörde, machte den Intendanten von Schillings für alle Sünden verantwortlich. Sie bemängelte seine gewissenhafte und umsichtige Neuaufstellung der Betriebskosten, verlangte eine Kürzung des Etats um 50 % (mit anderen Worten: die Entlassung von ca. 15 Mitgliedern!) und beauftragte einen ihrer Kunst-Referenten mit der Geschäftskontrolle des historischen Hauses in der Dorotheenstraße. Diese behördliche Fehde bot erwünschte Gelegenheit, Herrn von Schillings anzugreifen und im geheimen eine Umstellung nach Hülsenschem Muster anzubahnen, bei der sogar schon der Name des dementsprechenden Intendanten-Ersatzes geraunt wurde. Die tiefsten und eigentlichen Beweggründe dieser ganzen Angelegenheit werden wahrscheinlich nur den nächsten Beteiligten voll verständlich sein. Unzweideutig klar sind jedenfalls folgende Tatsachen: keine Oper, am wenigsten eine Qualitätsbühne, kann ohne beträchtliche Zuschüsse bestehen, gleichviel ob sie aus kaiserlicher Privatschatulle, Mäzenatenfonds oder wo immer herrühren.

Kein Außenstehender vermag die ungeheuren Schwierigkeiten zu überblicken, mit welchen die Staatsoper arbeitet.

Unter den in Deutschland obwaltenden Umständen ist es durchaus verständlich, wenn die Regierung prinzipiell spart. Doch gerade die Oper, dieser wichtige Kulturfaktor von europäischen Auswirkungen, sollte eine Ausnahme bilden. Schlimm genug, daß rigorose finanzielle Beschränkung die dringlich zu wünschende qualitative und quantitative Steigerung des Sängermaterials, eine strenge Auslese nach rein künstlerischen Maßstäben, nicht zuläßt — um so entschiedener muß gegen eine Kürzung des Etats und dadurch bedingte weitere Einschnürung der Oper protestiert werden.

Auch scheinen uns Anlaß sowie Zeitpunkt eines Intendantenwechsels denkbar ungeeignet. Es ist Herrn von Schillings nicht genug zu danken und hoch anzurechnen, daß er die bedrängte Oper allen Nöten der Nachkriegsepoche und Inflationsperiode zum Trotz erhielt, daß er die Hindernisse, die einen geregelten Betrieb zuweilen kaum ermöglichten, mit vornehm-liebenswürdigem Bemühen überwandt. Dieses Verdienst muß man immer aufs neue betonen, selbst dann, wenn — oftmals zu Recht — Einwände erhoben werden gegen eine unschlüssige nachgiebige Haltung, die der Intendant in entscheidenden Momenten annimmt.

Jedes positiven Beweises entbehrt die von der Presse lanzierte Anschuldigung Kleibers, daß er seine „Machtbefugnisse“ erweitern und den Intendanten stürzen will. Das Gerücht kann nur auf Grund einer zwischen Schillings und Kleiber bestehenden Differenz entstanden sein, welche die Frage einer Rollenbesetzung zum Gegenstand hatte. Jedenfalls tragen Kleibers unermüdliche Arbeit, seine starke Begabung, der trotz aller „Gärungen“ seines Temperamentes stets merkbare Musiksinn ausschlaggebend dazu bei, die Oper langsam auf ein höheres

Niveau zu bringen. Sehr erschwerend wirkt die vielumstrittene Gegenkonvention des diktatorischen Bühnenvereins, die Schillings und — bis vor wenigen Tagen — auch Strauß heftig bekämpften. Daß letzterer in unbegreiflicher Charakterlosigkeit plötzlich umfiel und der Konvention, die einen Höchstbetrag von 1000 M Honorar pro Abend vorschreibt, zustimmte, läßt darauf schließen, daß eine Formel gefunden wurde, anspruchsvolleren Forderungen dennoch zu genügen. Die Situation des Intendanten wird immer kritischer — neueste ministerielle Kombinationen bringen das seit zwei Jahren gehegte Projekt Klemperer wieder an die Oberfläche. — — Trüber Nebel verbirgt die Aussicht — was wird?

Leonhard Thurneiser.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

X.

Im Frühjahr 1915 wurde der russische Druck gegen die Österreicher derartig stark, daß es sich als unumgänglich nötig erwies, sie davon zu befreien, und zwar sobald es die Jahreszeit gestattete, d. h. die Wegsamkeit im Operationsgebiet sich nach dem östlichen Winter gebessert hatte. Die deutsche Oberste Heeresleitung entschloß sich das große Unternehmen zur Befreiung der Ostfront auf längere Zeit von der russischen Gefahr selbst zu leiten.

Es wurde eine Angriffsgruppe unter dem Oberbefehl des Feldmarschall v. Mackensen, Generalstabschef Oberst v. Seeckt, gebildet, bestehend aus der deutschen 11. Armee und der österreichischen 4. Armee. Dank sorgsamster Vorbereitungen, reichlicher Ausstattung mit schwerer Artillerie und Minenwerfern konnte Mackensen am 2. und 3. Mai die russischen Linien bei Gorlice—Tarnow mit großartigem Schwung durchstoßen. Die von nicht angegriffenen Fronten herangeführten russischen Verstärkungen konnten das im Laufe des Monats Mai gebildete Loch der russischen Front von etwa hundert Kilometer Tiefe und mehreren hundert Kilometer Breite nicht stopfen. Schon um die Mitte des Monats Mai waren den Mittelmächten 150000 Gefangene, 100 Geschütze und 350 Maschinengewehre in die Hände gefallen, auch hatte der Gegner schwere blutige Verluste erlitten. Die Kämpfe zur Ausnutzung des Sieges gingen weiter.

Aber eine neue schwere Gefahr entstand, als Italien im Mai seine bis dahin nur notdürftig die wahren Absichten verhüllende Maske ganz lüftete. Am 3. Mai hatte es den Dreibundvertrag endgültig gekündigt, seine Rüstungen emsig fortgesetzt, und am 23. Mai erklärte es Österreich-Ungarn den Krieg. Der Aufmarsch an der norditalienischen Grenze begann, und zu Ende des Monats waren dort 850000 Mann Kampftruppen versammelt. In der Heimat waren noch eine halbe Million Soldaten in der Ausbildung begriffen. Weitgehende Anerbietungen Österreichs hatten Italien nicht abzuhalten vermocht, mit der Entente gemeinsame Sache zu machen.

An der Westfront hatten, wie wir gesehen haben, die im März von den Franzosen geführten Kämpfe in der Champagne keine Erfolge gehabt. Im Mai und das ganze Frühjahr hindurch sollte der Durchbruch großen Stils mehr nördlich bei Arras und La Bassée hauptsächlich von den Engländern versucht werden. Kleine und wechselnde Erfolge wurden zwar von der Entente errungen, ihr aber zumeist wieder entrissen. Die deutsche Front stand also fest, dank der heldenhaften Ausdauer unserer Truppen.

Am 7. Mai erfolgte die folgenschwere Versenkung des großen englischen Passagierdampfers Lusitania durch U. 20. Der deutsche Botschafter bei den Vereinigten Staaten hatte ausdrücklich, aber fruchtlos davor gewarnt, das Schiff in Rücksicht auf die U.-

Bootsgefahr zur Überfahrt zu benutzen.' Es führte erhebliche Mengen von Munition an Bord und war schon deshalb ein rechtmäßiges Angriffsobjekt. Die Munition explodierte, so daß der Riesendampfer in etwa einer Viertelstunde in die Tiefe ging. Über 1100 Menschen versanken in den Fluten, darunter mehr als 750 Passagiere. Obgleich die Kriegshandlung völlig im Rahmen des Völkerrechts lag, hat daraus die gegen Deutschland andauernd betriebene hetzerische Propaganda viel Kapital geschlagen. Die sogenannte erste Lusitania-Note der Vereinigten Staaten kam erst am 15. Mai, aber schon vorher, am 9. Mai, erging ein kaiserlicher Befehl, die U-Boote sollten keine Schiffe versenken, bei denen es zweifelhaft wäre, ob sie einer neutralen oder einer freundlichen Macht angehörten. Da Großbritannien den Mißbrauch mit fremden Flaggen geradezu angeordnet hatte, kam das Verbot der Ausschaltung des U-Bootkrieges annähernd gleich und England gewann gleichzeitig nun wertvolle Zeit, um die Schutzmaßregeln gegen die U-Bootsangriffe, die Bewaffnung seiner Handelsschiffe usw., lebhaft zu betreiben.

Am 28. Mai und 25. Juni ergingen entgegenkommende deutsche Noten an Amerika, und die Versenkung großer Passagierdampfer wurde grundsätzlich verboten. Schlimmer als der unmittelbare Schaden war noch, daß Deutschland sich in ein System von Nachgiebigkeit verstrickte, das von den Gegnern begriffen und rücksichtslos ausgebeutet worden ist.

In England kam am 26. Mai unter Asquith das sogenannte Koalitionsministerium ans Ruder, dessen Munitionsminister Lloyd George war, mit ihm ein Mann, der wenn auch nicht mit politischem Weitblick, so doch mit rücksichtsloser Tatkraft die Kräfte Großbritanniens in die Wagschale des Krieges zu werfen verstand.

General v. Zwehl.

Literarische Rundschau

„Tarzan und Ossendowski."

Der Tarzan-Verlag Dieck u. Co. Stuttgart, teilt uns berichtigend mit, daß er nicht sechs, sondern bisher nur fünf Tarzanbände hat erscheinen lassen, und daß ihm von dem Inhalt des siebenten Bandes „Tarzan the untamed" nichts bekannt gewesen sei. An unserm Urteil über den Wert der Bücher und die Person des Verfassers wird hierdurch nichts geändert. Die Schriftleitung.

England und Deutschland

London, den 14. April 1925.

Die englische Politik steht vor schweren Entscheidungen. Die freundliche Episode des deutschen Paktangebotes ist fast Vergangenheit geworden, zu einem Denkmal, wie man sie in unserer Zeit den verpaßten Gelegenheiten nur zu gerne errichtet. Zögernd hat Austen Chamberlain vor wenigen Wochen die schwanke Brücke betreten, heute weiß man, daß es keine Brücke, sondern ein Sprungbrett war; und daß sich niemand getraute, den Sprung ins Dunkle zu wagen.

Schon jetzt sind die internationalen Falschmünzer eifrig am Werke, um aus dem Fehlschlag des deutschen Angebotes einen Strick für die deutsche Politik zu drehen. Wie liegen die Dinge in Wahrheit? Das Ende Januar vorgebrachte deutsche Angebot, einen Pakt der Westmächte abzuschließen, welcher die französische Ostgrenze verewigen und garantieren sollte, wohingegen Deutschland sich den Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen mit seinen anderen Nachbarn vorbehielt, wobei in mündlicher Erläuterung in einigen Fällen auch die deutsch-polnische Grenze leider erwähnt wurde, war der englischen Politik ein sehr willkommenes Ereignis. Die konservative Regierung hatte das Genfer Protokoll abgelehnt. Man vertrat dabei den Standpunkt, daß England eine territoriale Generalgarantie für den Friedensvertrag unter keinen Umständen übernehmen könne, weil es sich damit seiner Rechte als souveräner Staat begeben hätte. Der deutsche Vorschlag schien einen Ausweg aus diesem Dilemma zu bieten. Er bedeutete die positive Ergänzung zu dem bislang nur negativen Programm der neuen konservativen englischen Regierung. Insofern nämlich, als die freiwillige Anerkennung der Vertragsgrenze durch Deutschland die englische Politik entlastete. Ursprünglich hatte Austen Chamberlain an einen Pakt der drei Westmächte: England, Frankreich, Belgien gedacht, um das im Jahre 1919 den Franzosen gegebene Versprechen einzulösen. Dies Versprechen, den französischen Besitzstand durch ein besonderes Abkommen zwischen England, den Vereinigten Staaten und Frankreich zu schützen, war bekanntlich wegen des Ausscheidens der Vereinigten Staaten aus Völkerbund und Versailler Regelung hinfällig geworden. Die englische Politik erblickte und erblickt auch heute noch in der Nichteinlösung dieser alten Zusage den Hauptgrund der französischen Militärpolitik auf dem europäischen Festlande.

Es zeigte sich aber, daß ein Dreimächteabkommen zum Schutze der französischen Westgrenze für England deswegen nicht tragbar war, weil ein solches Abkommen die Bereitschaft Englands voraussetzte, im Falle eines europäischen Konfliktes aktiv einzugreifen. England konnte dabei ohne sein Zutun in einen europäischen Krieg verwickelt werden, ohne die Möglichkeit zu haben, dieser Gefahr aus dem Wege zu gehen. Der ausgesprochen frankophile englische Außenminister hatte diese Gefahr nicht in ihrem ganzen Umfange bedacht, fand aber keine Unterstützung von seinen Ministerkollegen, und so blieb es bei theoretischen Erwägungen und vertraulichen Besprechungen. Fortschritte wurden nicht gemacht.

Da kam gerade rechtzeitig der deutsch Vorschlag. Er wurde von Chamberlain zunächst nicht beachtet. Lord Curzon war es, der die Tragweite des deutschen Angebotes begriff und ihm und seinen Ministerkollegen ist es gelungen, den Außenminister von der Unrichtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen, und, zwar wie hervorgehoben zu werden verdient, ganz zu überzeugen. Wir können das Begräbnis des Protokolls in Genf füglich übergehen. Nur wäre zu erwähnen, daß der sachliche Inhalt, ja vielleicht die Form der Erklärung des englischen Außenministers das Werk des leider dahingegangenen Lord Curzon war. In der Ende März

abgehaltenen Unterhausdebatte stellte sich Chamberlain schließlich mit viel weniger Vorbehalten, als man erwartet hatte, ja mit einer ungewohnten Wärme auf den Boden des deutschen Vorschlages. Seine Worte über die Ostfrage waren indessen recht vieldeut g. Dennoch ist es nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß sich die englische Politik damit auf die Weiterverfolgung des deutschen Angebotes festgelegt hat.

Auf diesem Standpunkte steht die englische Politik auch heute noch. Formal betrachtet hat sich an der außenpolitischen Lage seither nichts geändert. Frankreich hat nun die Absicht, wegen des deutschen Angebotes einen Fragebogen in Form einer Note nach Berlin zu richten. Im Augenblick der Niederschrift dieser Ausführungen ist jedoch noch nichts weiter in dieser Richtung geschehen. Die französische Kabinettskrisis hat ein Vakuum geschaffen. Es ist möglich, daß noch mehrere Wochen ins Land gehen werden, ehe in dieser Hinsicht eine Entscheidung getroffen wird. Denn aus dem Fragebogen ist, wie neuerdings berichtet wird, eine Note geworden, welche formulierte Bedingungen enthält.

Ein Fragebogen wäre nach hiesiger maßgebender Auffassung ein durchaus harmloses politisches Schriftstück gewesen. Seine Beantwortung hätte die deutsche Politik nicht in Verlegenheit bringen können, hätte auch die englische Politik gleichgültig gelassen. England kann aber nicht zugeben, daß der französische Außenminister Bedingungen formuliert. Das wäre ein Akt, der nur von den Alliierten gemeinsam vollzogen werden dürfte.

Überdies hat sich inzwischen Italien zum Worte gemeldet. Mussolini vertritt den Standpunkt, daß Italien als die nach Frankreich stärkste westeuropäische Landmacht ein unmittelbares Interesse an einem Westpakte besäße. Italien würde schließlich die wirklichen Kosten zu bezahlen haben. Auf die italienischen Gründe braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Es genügt zu wissen, daß Italien ebenfalls an dem „Westpakt“ beteiligt und zwar maßgebend beteiligt zu werden wünscht.

Der Vollständigkeit halber müßte in diesem Zusammenhange auch Polen erwähnt werden. Da Polen indessen in dem deutschen Vorschlage nicht erwähnt worden ist, die Behandlung der polnischen Frage überdies nur im französischen Interesse liegt, kann und muß auf diese Seite der Betrachtung im Augenblick verzichtet werden.

Wir sehen also, daß sich noch alles in der Schwebe befindet, obwohl die formale Behandlung des Problems scheinbar auf dem richtigen Wege ist. Es ist auch nirgendwo eine amtliche Äußerung gefallen, die etwa den Rückschluß gestattete, daß das deutsche Angebot als solches nicht mehr das Hauptproblem der europäischen Politik bildete. Wohl aber hat es inzwischen mehr und mehr den Charakter einer Fata Morgana angenommen.

Der Verdampfungsprozeß des konkreten Gehaltes des deutschen Vorschlages hat, wie zunächst erwähnt werden muß, nicht erst mit dem 6./7. April begonnen, obwohl die öffentliche Meinung den möglichen oder wahrscheinlichen Fehlschlag der deutschen Friedensbemühungen einmal mit der französischen Kabinettskrisis und andererseits mit ner Präsidentsschaftskandidatur Generalfeldmarschalls von Hindenburg in Verbindung bringen wird. Daß sich die Stimmungsmache in der Presse dieser beiden Themen bemächtigt hat, um plausible Erklärungen für eine Entwicklung zu finden, die andernfalls weniger leicht verständlich wäre, ist erklärlich. Aber es handelt sich gar nicht um Marx, Hindenburg, Herriot, Briand, sondern um den Kampf um die europäische Hegemonie. Dieser Kampf wird im Rheinland und um das Rheinland ausgefochten. Dieser Kampf im Rheinlande und um das Rheinland ähnelt in mancherlei Hinsicht dem siebenjährigen Kriege, als Friedrich II. bei Roßbach und Leuthen siegte, sich Schlesien eroberte, die Grundlage zur politischen Einigung Deutschlands schuf, während weltpolitisch gesehen England und Frankreich in gleichfalls siebenjährigem Ringen auf dem ganzen Erdball einen Krieg führten, der heute noch nicht beendet ist, und der sich für den deutschen Beobachter unter der Terminologie, Separatistenbewegung, Präsidentschaftswahl, Demokratie, Monarchie, Militarismus, Hindenburg, Breitscheid, Marx, kurzum bierbankmäßig darstellt.

Das Verdienst des deutschen Angebotes hätte darin gelegen, wenn es der englischen Politik als Sprungbrett geeignet erschienen wäre, aus der Umschlingung europäischer Politik herauszukommen. Ein solcher Satz ins Freie, in die Unabhängigkeit und Ungebundenheit einer „splendid isolation“ ist

zurzeit der einzige Weg, auf welchem England der deutschen Politik und dem deutschen Interesse näher gebracht werden kann. Diese Gefahr hat man in Frankreich alsbald begriffen. Dort weiß man, daß England der verwundbarste von allen großen Staaten der Erde ist. Man appelliert an die Furcht der englischen Nation. England muß eine Gefahr fürchten: kriegerische Verwicklungen auf dem europäischen Festlande. Die Rechnung ist dabei ganz einfach. Die Verhältnisse im englischen Reiche sind alles andere als erfreulich. Nicht, daß irgendwo eine unmittelbare oder dringende Gefahr vorläge, obwohl die Zahl der ungelösten Probleme Legion ist, wohl aber kann die Unmöglichkeit, sich der Probleme anzunehmen, schließlich eine Gefahr heraufbeschwören, einfach weil die Summe der Schwierigkeiten physisch untragbar wird. Obwohl das kleine Einmaleins keine Schwierigkeiten bietet, kann es zu einer solchen werden, wenn man einen einzelnen Menschen zwänge täglich zehntausend Aufgaben im kleinen Einmaleins zu lösen, oder wenn er das schon vermöchte, ihm zu dieser Aufgabe noch ein Problem in höherer Mathematik vorzulegen. Das aber wäre die europäische Erschütterung in der englischen Rechnung.

Wir müssen auf eine ins Einzelne gehende Darlegung verzichten und geben nur einige Stichworte. In Indien beruht die englische Herrschaft auf einem Heere vom 60 000 (sechzigtausend) Engländern, die von etwas mehr als der doppelten Zahl indischer Truppen unterstützt oder bedroht werden. Im nahen Osten bemüht sich England bisher vergeblich um die Sicherung seines „neuen Reiches", der Brücke zwischen seinem afrikanischen Besitz und Indien. Wir erinnern an den Kurdenaufstand, an die Reise des Franzosen Franklin Bouillon nach Angora, an die Flucht Balfours aus Beirut, an die ägyptischen Wahlen und kommen zu dem Schluß, daß allenthalben französische Agenten — auch auf dem Balkan — im Spiele sind, welche den englischen Einfluß zu untergraben trachten, und dies nicht ohne Erfolg. Eine Summe von gleichgerichteten Wirkungen geht im Osten von Japan aus. Wie die Dinge in der heimlichen englischen Kolonie, in China, stehen, läßt sich schwer beurteilen, aber gewißlich ist der Plan der Flottenbasis von Singapur eher defensiv als offensiv gedacht. Wie gut oder schlecht die japanisch-französischen Beziehungen sind, entzieht sich gleichfalls der öffentlichen Kenntnis, aber es bar, vielleicht daran erinnert werden daß der Mandschurengeneral Tsangsolin bei den Kämpfen im vergangenen Herbste Parteigänger des japanischen Einflusses war, daß er aber gleichzeitig von den Franzosen mit Flugzeugen beliefert wurde.

Daß im übrigen ein stiller, aber zielbewußter Kampf um die Vorherrschaft im Mittelmeer stattfindet, daß Frankreich allenthalben seine Luftrüstung verstärkt, und daß sich andererseits die Hauptmacht der englischen Flotte im Mittelmeer befindet, dürfte bekannt sein. Das Sturmzentrum dieses Kampfes ist Marokko.

Aller dieser Fragen kann sich die englische Politik nur mit halbem Herzen annehmen. Immer wieder sieht sie sich genötigt, ihr Augenmerk auf Europa zu richten. Der Kanal, sagte Austen Chamberlain, ist nur mehr ein Graben, England hat aufgehört, eine Insel zu sein.

Militärisch hat man schon seine Folgerungen gezogen. Es werden außerordentliche Anstrengungen zur Verstärkung der englischen Luftrüstung gemacht. Aber alle militärischen Anstrengungen können an der geradezu verzweifelten außenpolitischen Situation nichts ändern. England braucht dringend eine Atempause. So gewaltig der geographische Begriff des englischen Weltreiches ist so überwältigend sein Reichtum auch erscheinen mag, so gleicht seine enpfindliche innere Konstruktion der eines Zeppelinluftschiffes: Unendlich fein berechnete politische Spannungsverhältnisse halten das Ganze zusammen. — Es beruht auf der brutalsten Ausnutzung der Widerstandskraft eines jeden dünnen Drahtes, es ist ein mächtiges Gebäude. Soll es jedoch intakt bleiben, so bedarf es fortgesetzter sorgfältigster Pflege.

Aus dem Gesagten folgt, daß die englische Politik weder durch die Regierungskrisis in Frankreich noch die Präsidentschaftswahlen in Deutschland beeinflußt werden kann und beeinflußt werden wird. Man wird die Mittel den gegebenen Tatsachen anpassen, aber man wird sich beispielsweise nicht in das Schlepptau Frankreichs nehmen lassen. Diese Zeit ist vorüber. Aber naturgemäß fordert das eigentümliche Verhältnis zum französischen Nachbarn bestimmte Methoden, die in Deutschland häufig Mißtrauen, ja Feindschaft erzeugen. Man wird aber ebensowenig von der Wahl Hindenburgs eine grundsätzliche Schwenkung der englischen Politik er-

warten dürfen. Sollte Hindenburg gewählt werden, so würde sich naturgemäß die Notwendigkeit einer neuerlichen Beteuerung der Freundschaftsgefühle für Frankreich ergeben, die vielleicht etwas herzlicher ausfallen dürfte, als das bisher der Fall gewesen ist, aber an der Sache selbst wird sich nichts ändern. England wünscht aus Europa den Weg ins Freie zu gewinnen. Dazu braucht es Ruhe auf dem Festlande. Solange die deutsche Politik diesem Bedürfnis Rechnung trägt, ohne dabei der französischen Politik Vorschub zu leisten, ohne „Verzichtpolitik" zu treiben, wird England für den Ausgleich von Gegensätzen arbeiten. Deutschland hat mit seinem Angebot eines Westpaktes vor einigen Monaten den ersten erfolgversprechenden Schritt getan, welcher der englischen Politik im Falle des Gelingens die Verwirklichung ihres Herzenswunsches ermöglicht. Seine erste Wirkung war die Krisis in der französischen Politik. Ohne französische Mitarbeit wird das deutsche Angebot, und es ist vor allem und gleichzeitig ein englisches Angebot, scheitern. Ja, es ist wohl schon gescheitert. Die politische Aufgabe der nächsten Zukunft wird darin bestehen, dem Grundgedanken des deutschen Vorschlages wieder neues Leben einzuflößen. Sollte das nicht gelingen, dann steht Europa vor einer Krisis, die sich nur mit jener des Jahres 1914 vergleichen läßt. Darüber ist man sich in England klar. Für den Deutschen wird es sich also darum handeln, ob wir in der Auseinandersetzung im Rheinlande, in dem Kampf um unsere politische Ordnung das weltpolitisch Wesentliche von dem parteipolitischen Gerümpel zu trennen lernen werden. Wie die Dinge heute liegen, steht indessen zu fürchten, daß die Beförderungsaussichten nachrevolutionärer Landräte oder eine Weimarer Doktrin oder eine Erinnerung an die Vorkriegszeit als wesentlicher betrachtet werden als die Möglichkeit, wieder Anschluß an die Weltpolitik zu bekommen. Wie auch immer das Wahlergebnis sein wird, unter allen Umständen wird der Nachweis erbracht werden, daß Deutschland von einer so ungeheuren Anzahl politischer Doktrinäre bevölkert ist, daß England daraus den Schluß ziehen könnte, mit einem Volke, das zur Hälfte aus politischen Theoretikern besteht, läßt sich keine Weltpolitik treiben.

Die Gefahr liegt darin, daß die englische Politik in dem unsicheren Zwielicht der deutschen Volksabstimmung den rechten Weg verfehlt. Wilhelm von Kries.

Wirtschaftliche Rundschau

Als ein wirtschaftspolitisches Ereignis ersten Ranges ist für den Monat April die Rede zu bezeichnen, die Reichswirtschaftsminister Dr. Neuhaus bei der Beratung des Haushalts des Reichswirtschaftsministeriums im Haushaltsausschuß des Reichstages über unsere Wirtschaftslage gehalten hat. Handelspolitik, Produktionssteigerung und Kapitalbildung im Zusammenhang mit der Währungsfrage waren der Inhalt der Rede. Die Schwierigkeiten im Fortkommen unserer Wirtschaft sind auf der einen Seite Folgeerscheinungen der Kriegs- und Nachkriegsblockade, wie der im Ausland noch vorhandenen Kriegspsychose, auf der anderen Seite der außen- wie innenwirtschaftlich schwer auf uns lastenden Kapitalnot. Der Grundsatz der gegenseitigen Meistbegünstigung im Handelsverkehr ist vielfach nicht erreicht, vielfach steht er nur auf dem Papier. Charakteristisch Frankreich, das bei den Verhandlungen über das Provisorium uns zwar eine gewisse Meistbegünstigung auf grundsätzlicher Gewährung seiner Mindestzölle zusicherte, de facto aber in das Verzeichnis der nach wie vor mit höheren Zöllen zu belastenden deutschen Waren so ziemlich den gesamten deutschen Export nach Frankreich aufnahm. Die Schwierigkeiten in den Handelsvertragsverhandlungen mit Italien und die Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsprovisoriums zeigen deutlich, daß wir immer noch erst im Begriff sind, handelspolitisch die uns in unserer Wirtschaft entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Deutlicher zeigt sich täglich, wie eigentlich das industrielle Ausland sich die Auswirkung des Dawes-Planes für Deutschland gedacht hat. Was durch den Krieg und die völlige Vertreibung der deutschen Export-

industrie vom Weltmarkt nicht erreicht worden ist, sollte durch das Versailler Diktat geschaffen werden. Trotz der Verstümmelung der deutschen Wirtschaft und trotz des damit eingeleiteten deutschen Währungszerfalls mit dem der deutschen Exportindustrie für lange Monate erwachsenden Valutavorsprung zeigte sich die in 50 jähriger Entwicklung von innen erstarkte deutsche Wirtschaft auch diesem Anschlag noch gewachsen. Deshalb mußten zuletzt das Reparationsproblem und der Dawes-Plan kommen, um durch wirtschaftliche Knebelung des deutschen Konkurrenten auch jede neue Gefährdung des durch Kriegsblockade so mühelos errungenen Monopols im Weltmarkt nachdrücklich zu unterbinden. Heute beginnt man im deutschen Volke zu begreifen, daß uns der Dawes-Plan politisch wohl eine Erleichterung gebracht hat, daß er aber wirtschaftlich und innerpolitisch in der Tat die Versklavung des deutschen Volkes, die Auslieferung der gesamten deutschen Wirtschaftskraft der Unternehmer wie der Arbeiter an das Ausland bedeutet. Der Vorsitzende des Reichsverbandes der englischen Industrie, Mr. Geddes, hat schon vor Monaten ja offen ausgesprochen, es sei mit Hinblick auf die Arbeitslosenziffern in England der Zweck des Dawes-Planes, den sich England dachte, nämlich die Drosselung der deutschen Konkurrenz, noch nicht erreicht.

Ein typischer Einzelvorgang der letzten Wochen gibt hier eine neue Illustration. Bei der Ausschreibung von 5 Motorschiffen zu je 10 000 Tonnen durch eine englische Reederei hat die Deutsche Werft in Hamburg das billigste Angebot machen können und den Zuschlag bekommen; darüber große Entrüstung in England. Arbeitgeber und Arbeitnehmer des englischen Schiffbaues sitzen zusammen, um die Gründe für diesen Vorsprung der deutschen Konkurrenz zu suchen. Man möchte gern feststellen, daß das Reich Subsidien, deren Beträge doch viel besser dem Reparationskonto hinzugefügt werden könnten, den Werften zur Verfügung gestellt habe, so daß diese in der Lage seien, Dumping zu treiben. Daneben spielen selbstverständlich Hinweise auf die zu niedrigen deutschen Löhne und die zu lange Arbeitszeit in der deutschen Rohstoff- und Verarbeitungsindustrie eine große Rolle, und als das Ende aller Weisheit, ebenso wie vor kurzem Herr Macdonald in seiner „Osterbotschaft“ an die Arbeiter, kommt die Aufforderung der englischen Konkurrenten, von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gemeinsam gestellt, an die Regierung, sie möchte ihren ganzen Einfluß dahin einsetzen, daß auch in Deutschland dieselben Arbeitsbedingungen eingeführt würden wie in England, d. h. englische Löhne und englische Arbeitszeit eingeführt und dadurch die Produktionskosten des deutschen Konkurrenten vermehrt würden. Nicht ausgesprochen wird, daß selbstverständlich die Unkosten bis zur völligen Konkurrenzunfähigkeit der deutschen Wirtschaft zu vermehren seien, denn es bedarf dieser besonderen Betonung im Gedankengang eines Engländers nicht, weil er ohnehin erkannt hat, daß das Niveau der deutschen Arbeitsbedingungen ja zwangsläufig durch die Kriegs-, Inflations- und Reparationslasten bedingt ist. Denn der Engländer ist gewiß klug genug, diese Zusammenhänge zu erkennen. Er treibt aber hier nur englische Politik. Sein Ziel ist, die englische Arbeitslosigkeit auf Kosten der übrigen Weltwirtschaftsstaaten und im besonderen Deutschlands zu vermindern. Seit Jahren ist dieses Ziel offen ausgesprochen, und Macdonald sah sich auch als englischer Ministerpräsident seinerzeit entsprechenden Forderungen der englischen Bergarbeiter gegenüber, die von ihm verlangten, auf Deutschland einen Druck im Sinne der Arbeitszeitverkürzung im deutschen Bergbau auszuüben.

Wir wollen den Engländern solche Gedankengänge, die ja vor Jahresfrist auch die Aussprache über den Achtstundentag im Internationalen Arbeitsamt in Genf beherrschten, gewiß nicht übel nehmen. Es bleibt uns nur übrig, daraus zu lernen, daß auch wir in Deutschland, Unternehmer und Arbeitnehmer, am besten tun, statt bei jedem unserer Schritte über die Grenzen und nach dem Gesichtsausdruck des Auslandes zu schielen, unsere Aufmerksamkeit gemeinsam auf die Wege zur Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb der Grenzen zu richten.

Der Reichswirtschaftsminister hat auf die Bedeutung der Schaffung der inneren wirtschaftlichen Voraussetzungen für unsere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkt deutlich genug hingewiesen. Sie liege vor allem auf dem Gebiet der Produktionssteigerung und -verbilligung. Hier greifen viele Räder ineinander. Warum können sich die beiden deutschen Wirtschaftsfaktoren, Kapital und Arbeit, hier nicht finden? Verständige Gewerkschaftsführer geben offen den Ernst der Lage zu. Ihre Ausführungen sind viel-

fach so, daß man sie nicht anders in ausgesprochenen Arbeitgeberblättern lesen könnte. Kommt es aber an die Schlußfolgerung, kommt es darauf an, zu erkennen, wo die Ursachen für die schlimmen Wirkungen liegen, so tritt der alte Klassengegensatz in den Vordergrund, nationale Wirtschaftserkenntnisse werden mit internationalen Schlagworten vermischt. Es wird übersehen, wie die Internationale mit der Einfalt des deutschen Michels auch im deutschen Arbeiter und Gewerkschaftler ihr Spiel treibt, es wird verkannt, daß Lohn und Lebenshaltung heute bei uns nun eben einmal die Wirkung unseres Kapitalverlustes, des Verlustes unseres Weltmarktes, des Verschwindens der inneren Kaufkraft infolge Vernichtung des deutschen Sparkapitals und der Dawes-Belastungen sind. Es wird vergessen, bei der Frage der Arbeitszeit neben das von allen gemeinsam angestrebte Ideal die rauhe Wirklichkeit dieser „ekligen Dinge von Tatsachen" zu stellen, und zugegeben, daß beim mangelnden betrieblichen und technischen Fortschritt die Produktionssteigerung nur auf Kosten der Arbeitszeit möglich ist, daß aber Beseitigung der technischen Mängel nicht von heute auf morgen und vor allem nicht ohne Kapital erreicht werden kann. Wer kritisch die Kundgebungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu diesen Fragen verfolgt, kann zu 99 Prozent theoretische Übereinstimmung der Ansichten feststellen. Gilt es aber das Ergebnis aus den Erörterungen zu ziehen, so treten krasse Gegensätze und Dogmen an die Stelle der theoretischen Erkenntnis, und die Kluft wird größer, als sie war.

Dabei sollte doch jeder Deutsche erkennen, welche Zusammenhänge zwischen diesen Fragen der Wirtschaft, der Produktion und des Konsums auf der einen Seite, und der Währung auf der anderen Seite bestehen. Je mehr in der Öffentlichkeit von der Reichsbank betont wird, daß die Mark rein währungstechnisch unangreifbar stabil wäre, um so unbehaglicher wird dem Beobachter der Wirtschaft zumute, denn er sucht die Ursachen für diese Nervosität und kommt dabei zu der Erkenntnis, daß eben der währungstechnischen Stabilität leider die wirtschaftliche Untermauerung unserer Währung immer noch fehlt.

Es ist deshalb außerordentlich zu begrüßen, daß sich gerade in den letzten Wochen die Wirtschaftspolitiker zunehmend mit der Frage und vor allem mit den einzelnen Positionen unserer Handelsbilanz beschäftigen, und daß vor allem darauf hingewiesen wird, wie ungesund die zunehmende Einfuhr von Fertigwaren und der zunehmende Vertrieb ausländischer Verbrauchsgüter des täglichen Lebens im deutschen Inlandmarkt ist, und wohin der Weg geht, wenn wir mit passiver Handelsbilanz nicht nur die aus dem Ausland hereingenommenen Kredite verzehren, sondern auch durch mangelnde Sparsamkeit in der Verwendung des Inlandkapitals einen vielfach verschwenderischen Konsum treiben. Das deutsche Volk verbraucht mehr, als es produziert. Da es eigene Kapitalreserven zur Bezahlung dieses Verbrauches nicht hat, ist es auf Pump angewiesen, und täglich wird die auf dem deutschen Volk lastende private Verschuldung größer. Man braucht, losgelöst von allen Kompliziertheiten des feinmaschigen Staatswirtschaftsnetzes, das ganze Problem der deutschen Handels- und Zahlungsbilanz nur einmal vom Standpunkt eines Privatmannes aus zu betrachten, der glaubt, wohlerworbene Ansprüche auf eine gewisse gesellschaftliche Stellung und Lebenshaltung zu haben, und der infolgedessen einen erheblichen Konsum hat, diesen Konsum aber mit eigenen Mitteln nicht decken kann und deshalb in Schuldwirtschaft gerät. Hier wie dort kann das Ergebnis dieser passiven Bilanz nur der Konkurs sein.

Die Sorge vor diesem Konkurs, vor neuester schwerster Wirtschaftskrisis, ist deshalb das Zeichen der Stunde. Es handelt sich hier nicht nur um Tagessorgen, sondern um Sorgen für die Zukunft. **Die Währungssorgen sind nicht übertrieben.** Der Zahlungsmittelumlauf hat seine Höchstgrenze erreicht. Wird das deutsche Preisniveau, nicht zuletzt auch durch neue Wirtschaftskämpfe, durch Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzung weiter nach oben getrieben, wird die Schulden- und damit die Zinsenlast täglich drückender, werden mit teurer werdendem Geld auch die Preise teurer, so werden wir in kürzester Frist in derselben Krisis stehen, die jetzt in Frankreich zum Sturz des Kabinetts **Herriot** geführt hat. Der durch das Preisniveau bedingte Umlauf an Zahlungsmitteln, der nötig ist, um nicht den Warenaustausch zum Erliegen, das Wirtschaftsleben zum Erstarren zu bringen, wird über die gesetzlich gezogene Höchstgrenze hinausgedrückt, und wir kommen entweder zu neuen Krediteinschränkungen mit erbarmungsloser Arbeitslosigkeit oder zu neuer Inflation nach französischem Muster, wo ja auch die Bank von Frankreich unter

dem Druck der Regierung, die als besonderes Aushängeschild den sozialpolitischen Fortschritt übernommen hatte, und die sich auch zum Indexlohn hatte bestimmen lassen, die gesetzliche Höchstgrenze des Notenumlaufes um 2 Milliarden Frcs. überschritt. Vestigia terrent! Uns ist weder mit einer Kreditdrosselung, noch mit einer neuen Inflation gedient. Den Konsumenten, d. h. der breiten Masse des deutschen Volkes, und nicht zuletzt den Arbeitnehmern, am wenigsten. Denn das Ergebnis dieser Wirtschaftskrankheit ist die Arbeitslosigkeit, sind neue politische Unruhen, ist ein neues Aufflammen politischen Terrors, der sich ideologisch Kommunismus nennt, in Wirklichkeit aber der Sammelpunkt aller derer wird, denen in solchen Notlagen Gewalt vor Recht geht.

Wie sollten uns klarmachen, daß nicht nur wir, sondern auch das kritische, mit wirtschaftlichem Weitblick gewiß nicht minder ausgestattete Ausland diese Dinge klar erkennt. Man braucht nur den Blick auf das deutlichste und empfindlichste Barometer für solche wirtschaftlichen Vorgänge, auf die Börse, zu werfen. Die Tendenz unserer Börsen wird täglich schwächer. Die Zusammenhänge sind klar. Der deutsche Effektenbesitzer, in der Hauptsache die Industrie selbst, hat kein Geld. Denn die Reichsbank beginnt wieder mit der Eisenbartkur der Kreditdrosselung, ihr liegt mehr an der Währung als an der Wirtschaft. Ob diese Politik richtig ist, wird sich erst erweisen, wenn die breite Masse das Ergebnis in der Arbeitslosigkeit vor sich sieht. Die Industrie muß deshalb ihre Effekten flüssig machen, um das tägliche Geld zu bekommen. Überdies sind die Zinsen geborgten täglichen Geldes nach wie vor unerschwinglich. Die Schuldenlast der deutschen Wirtschaft bleibt in ihrer Höhe nicht weit hinter dem gesamten deutschen Aktienkapital zurück. Dieser Umstand und das zunehmende Angebot von Effekten müssen zu einem ständigen Abdrücken der Kurse führen. Das Ausland kennt die deutschen Schulden, es kennt auch den Dawes-Plan, und weiß, daß schon im September d. J. mit dem Einsetzen der ersten gesteigerten Staffel während der sogenannten Atempause ernste Zahlungsschwierigkeiten entstehen können. Es beobachtet die deutsche Börse; das Ergebnis ist klar: Es kann nur zunehmende Zurückhaltung auf neue Kreditwünsche deutscher Wirtschaftskreise sein. Dazu kommt ein weiteres. Allmählich kommen die ersten Jahresabschlüsse der deutschen Aktiengesellschaften nach dem Übergang zur Goldbilanzierung heraus. Dividenden im Durchschnittsbetrag von 10 Prozent werden ausgeschüttet. Kurzsichtige Konsumentenpolitik erblickt darin einen Beweis für den Gewinn des Unternehmens, für die Bevorzugung des Kapitalisten. Denn immer waren die Dividendenpolitik und die daraus fließenden Renten an die Aktionäre Gegenstand der Mißgunst in nicht kapitalistischen Kreisen. Denn wer nur die Arbeit als Wirtschaftsfaktor bewertet und das Kapital gering schätzt, wird in der Dividendenpolitik überhaupt nur eine der schlimmsten Formen des Kapitalismus und der Ausbeutung der arbeitenden Klassen durch schmarotzende Aktionäre erblicken. Wir konnten derartige Ansichten in der Vorkriegszeit wie in der ersten Inflationszeit beobachten, die namentlich als die Frage der Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer während der Sozialisierungspläne zur Erörterung standen, und finden heute ähnliche Auslegungen in der Presse. Behauptet im Ernst irgend jemand, der die Kapitalnot der deutschen Betriebe und das Bestreben der deutschen Wirtschaft kennt, Kapital zur Aufrechterhaltung des Betriebes und zur Vermeidung der Arbeitslosigkeit hereinzubringen, es wäre möglich, auch nur 1 Pfennig Auslandskapital in der deutschen Wirtschaft zu investieren, wenn nicht wenigstens eine bescheidene Rente, und zum mindestens die Rente gewährleistet ist, die das Ausland selbst seinen Kapitalisten gibt? Bei der Bedeutung, welche die Kapital- und die Kreditfrage für die Fortführung der deutschen Wirtschaft heute hat, müßte es selbstverständlich erscheinen, wenn Aktiengesellschaften sich dazu entschließen, Dividenden aus der Substanz zu zahlen, um wenigstens einmal den Beginn der Wiederverzinsung von Kapitalanlagen anzudeuten. Es ist deshalb durchaus zutreffend, wenn der Reichswirtschaftsminister ausdrücklich darauf hingewiesen hat, daß an eine Ermäßigung der deutschen Bankrate unter die Auslandsrate so lange nicht zu denken sei, als gerade in der höheren Verzinsungsmöglichkeit des in Deutschland angelegten Kapitals eines der wichtigsten Aussichten für ausländische Kapitalinvestierung in Deutschland gegeben sei. Auf die Dauer wird dieses Anreizmittel natürlich nicht verfangen können, wenn nicht neben dem nominalen Zinssatz auch die Sicherheit für tatsächliche Verzinsung durch Gesundung der deutschen Wirtschaftsverhältnisse gegeben wird.

Wir wollen uns am Schluß dieser Betrachtung nur noch die eine Frage erlauben: „**Wo bleibt bei der Aufklärung der Öffentlichkeit über den Ernst der Stunde und der Zukunft eigentlich der Reichsbankpräsident?**“ Solon.

Politische Rundschau

Der Sturz des Ministeriums Herriot durch den Senat hat die Osterpause an der Behandlung der diplomatischen Fragen über die gewöhnliche Frist hinüber verlängert. Wir dürfen die Verzögerung als Gewinn für uns buchen. Denn nicht nur bleibt uns Zeit zur Besinnung in der erneut ungewöhnlich schwierigen Lage, in die wir geraten sind. Wir können auch die Präsidentenwahl zunächst einmal durchführen. Die wichtigste innerpolitische Machtfrage, die uns beschäftigt, wird entschieden sein, bis uns die französischen Fragen vorgelegt werden und wir dazu Stellung nehmen müssen. Der Keim zu einer Gegenbewegung gegen das parlamentarische System und die reine Parteiführerherrschaft, der mit der Vorschrift der Volkswahl für den Präsidenten in die Weimarer Verfassung gebettet worden ist, ist sofort ins Sprießen und Treiben gekommen, da zum ersten Male der Präsident gewählt werden muß. Nicht nur stärker, sondern vor allen Dingen auch deutlicher werden durch die Wahlen alle unsere inneren Gegensätze aufgerührt und zur Erscheinung gebracht als bei den Parlamentswahlen: Das Gewicht, das Bayern in der Entwicklung der letzten Jahre im Reiche wiederum zukommt, das Zusammenwachsen des Zentrums mit der Demokratie und Sozialdemokratie zur Linken, die beträchtliche Anziehungskraft, die immer noch davon auf Teile der Deutschen Volkspartei ausgeht, die Bedingtheiten des preußischen und rheinischen Schicksals von dem Wahlerfolg der Linken, die innere Zusammengehörigkeit der Deutschnationalen Volkspartei und der Nationalen Verbände in allen ihren mannigfaltigen Formen. So ist nur natürlich, daß zuletzt der Feldmarschall und der Zentrumsführer einander gegenüberstehen, der eine wie der andere bezeichnet am schärfsten die Lage von der einen wie von der anderen Seite her gesehen.

Die Franzosen haben inzwischen eine Regierung Painlevé-Briand-Caillaux erhalten. Vor 7½ Jahren leitete Painlevé von Briand und Ribot zu Clemenceau, von der gemäßigteren zur Kriegspolitik bis aufs Messer über. Wahrscheinlich ist er auch diesmal wieder nur ein Mann des Überganges. Bemerkenswerter als er selbst sind seine beiden Gehilfen im Kabinett. Caillaux wird sich als Finanzminister nur behaupten können, wenn die angelsächsische Finanz stärker ist als der Gegendruck der nationalistischen Stimmungen. Auch Briands Aufnahme in die Regierung darf als Nachgiebigkeit gegen die angelsächsischen Bestrebungen auf dem Festlande ausgelegt werden. Herriot war gar kein Außenpolitiker. Er konnte sich halten, solange als er mit Marx und Mac Donald zusammensaß, die ebenso wenig wie er mit der Außenpolitik Berührung haben. Die Übernahme der englischen Regierung durch die Konservativen und die Führung der auswärtigen Geschäfte dort durch einen so leidenschaftlichen Außenpolitiker wie Chamberlain und der Eintritt der Deutschnationalen in die Reichsregierung haben in verhältnismäßig kurzer Zeit dazu geführt, daß sich auch Frankreich außenpolitisch wieder mit besseren Kräften versah. Wenn sich Briand und Caillaux miteinander vertragen, so bringt Frankreich in die Verhandlungen der nächsten Monate ein beträchtliches Vermögen an außenpolitischer Erfahrung und Routine ein. Für uns besonders lehrreich ist dabei die glatte Kapitulation der Franzosen vor den Elsaßlothringern. Die Erregung in Elsaß-Lothringen hatte einen außerordentlich hohen Grad erreicht. Es war möglich geworden, daß die elsässischen Zeitungen Karikaturen brachten, die der Kirchen- und der Zentralisationspolitik Herriots prophezeiten, sie werden mit dem Wiederverlust der eben erst zurückeroberten Provinzen endigen. Das neue Ministerium wird die Botschaft beim Vatikan im vollen Umfange wiederherstellen und vertagt den Abbau der elsaß-lothringischen Gesetzgebung, die Einpassung Elsaß-Lothringens in die französische Verwaltung auf unbestimmte Zeit. Auf die Franzosen hat

wohl der beständige Aufschwung mit gedrückt, den die vlämische Bewegung im verbündeten Belgien nimmt. Die jüngsten Wahlen in Belgien haben die liberale Partei, die bis in die 80er Jahre die erste Partei Belgiens war, wohl endgültig zermürbt. Es sind ihr kaum 20 Sitze in der Kammer verblieben. Die liberale Partei aber war und ist die Partei der grundsätzlichen Verwelschung Belgiens. Das Schwergewicht der belgischen Innenpolitik ist seit dem Kriege mehr und mehr auf die Seite der Vlamen und der Sozialdemokratie hinübergeglitten. Sie sind ungleiche Brüder. Es wird ihnen schwer fallen, die Regierung gemeinsam zu übernehmen. Dadurch können sich die Träger des bisherigen Systems immer noch einmal wieder in den Sattel schwingen. Aber sie können nicht mehr reiten. Vlamen und Elsässer im Widerstande gegen den französisch-wallonischen Antiklerikalismus und Zentralismus: das dürfte mehr sein, als besonnen urteilende französische und belgische Politiker lange als erträglich für ihre Staaten ansahen.

Marx hält neuerdings Reden über den Anschluß Österreichs. Dabei hat Ende Februar Herr Seipel in Köln auf Einladung der Parteifreunde des Herrn Marx in einer großen Rede den mit ganz anderer Meinung herbeigeströmten Scharen Kölner Katholiken kühl und nüchtern auseinandergesetzt, daß es mit dem Anschluß vorbei sei, und daß wir nicht mehr an ihn denken dürften. Herr Mataja, der österreichische Außenminister, der immer auf Reisen in fremden Ländern ist, hat dieser Tage sogar beinahe zynisch die Anschlußidee abgeschworen. Diese Österreicher bedenken sich gar nicht mehr, den Grund dafür anzugeben. Sie sind wieder in einer Hunger- und Elendspsychose, wie sie und wir zusammen im letzten Jahre des Krieges, und ihre Politiker machen es leider wieder genau so, wie sie es damals getan haben. Leider werden ihnen von unserer deutschen Staatsführung und von unseren Parteimännern auch wieder dieselben Vorwände geliefert. Heute den Österreichern öffentlich vom Anschluß reden, heißt, ihnen nur das Leben noch schwerer machen, als es ohnehin schon ist, und sie noch mehr den gemeinsamen Feinden zutreiben, als sie im Gefühl innerer Schwäche und Verlassenheit sich hinzugeben schon bereit sind, sich selbst und das deutsche Volk aber ungeheuerlich betrügen. Der Weg nach Osten wird wahrhaftig deshalb nicht frei, weil wir die Türe hinter uns im Westen selber zuzuschlagen bereit sind.

Darüber hat uns auch Chamberlain in seiner großen Unterhausrede vom 28. März keinen Zweifel gelassen. Der englische Außenminister ist sehr weit in der wörtlichen Benutzung des sogenannten Memorandums der deutschen Regierung gegangen. Er hat keinen Unterschied zwischen Ost und West gemacht, nur von deutschen Wünschen im Osten etwas nebenher gesagt, nichts über ihre Erfüllung, und im übrigen kalt, wie er gegen uns von Jugend an empfindet, festgestellt, daß wir die erzwungene Unterschrift von Versailles in eine freiwillige verwandeln würden.

Neben dem Sicherheitsvertrag werden wir in den nächsten Wochen mehr als bisher aufzumerken haben, ob die anderen auch schon eine „Entwicklung" des Londoner Abkommens vorbereiten. Darlegungen, die Herr Seipel kürzlich auf einer Tagung seiner Partei machte, lassen uns in dieser Hinsicht geradezu aufschrecken. Seipel sagte ausdrücklich, daß es sich nach dem Mißlingen des ersten Sanierungsplanes für Österreich um neue wirtschaftliche Maßnahmen handele, die nicht nur auf Österreich beschränkt bleiben würden. Sie beziehen sich also entweder auf das Gebiet der sogenannten Donaukonföderation oder, was noch wahrscheinlicher ist, auf Gesamtmitteleuropa, uns eingeschlossen.

Frankreich ist, ungeachtet seiner Inanspruchnahme durch den Ministerwechsel im Inneren, im Osten sehr tätig gewesen. Sein Vertrauensmann Benesch hat sich alle Mühe gegeben, Polen zu beruhigen, damit es nicht vor der Zeit dem deutschen Volk die Augen öffnet darüber, daß es mit den Aussichten auf die Erweiterung nach Osten nichts ist. Französische Offiziere haben in aller Heimlichkeit von Warschau aus die Bearbeitung der übrigen Randstaaten übernommen. In der anderen Ecke gräbt sich Frankreich tiefer und tiefer in Syrien ein, um dort die Entscheidung für die Unterstützung einzuheimsen, die es den Türken mit Erfolg bei der Niederkämpfung des Kurdenaufstandes gewährte.

Die Russen zeigen sich entsprechend der Betätigung der verstärkten Tätigkeit der Franzosen im östlichen Mitteleuropa ebenfalls wieder tätiger. Tschitscherin hat irgendeinen Vorwand benutzt, um Polen wieder zu drohen. Viel bedeutsamer aber ist der kommunistische Putschversuch in Sofia, der durch das Attentat in der Kathedrale einer großen Anzahl Menschen das Leben kostete. Er dürfte sein Ziel freilich nicht erreicht haben,

bleibt jedoch ebenso wie im vorigen Herbst der Versuch in Reval als Warnungszeichen beachtenswert. Trotzki hat sich für gesund erklärt und ist aus dem Kaukasus zurückgekehrt. Bestätigt sich die Nachricht, so werden wir der anderen Nachricht, wonach auch Sinowjew nahe daran ist, dem Ansturm seiner innerpolitischen Gegner zu erliegen, alles Mißtrauen entgegenbringen müssen.

Jugoslawien hat in der ersten Aprilwoche plötzlich eine neue Ministerkrisis erlebt. Es ist zu Verständigungsverhandlungen zwischen der Partei Raditschs und den Serben gekommen, die Pasitsch veranlaßten, zurückzutreten, um die Möglichkeiten für eine Neubildung der Regierung zu schaffen. Auch hier handelt es sich um Dinge, die vorläufig mit großer Vorsicht zu beurteilen sind.

Im Bereich des Islam regt sich Afghanistan wieder stärker und zuversichtlicher. Seine Regierung hat die selbständigen Bewegungen, die man auf englische Treibereien zurückführt, niedergeschlagen. Sie betont auf der einen Seite ihre Unabhängigkeit von den Bolschewisten, läßt aber auf der anderen Seite zu, daß der Gedanke der Notwendigkeit, Indien von den Engländern zu befreien und dem Orient seine Selbständigkeit auch den Engländern gegenüber zurückzuerobern, propagiert wird. Die Interessengemeinschaft von Mohamedanern und Hindus wird dabei aufs nachdrücklichste hervorgehoben. Unter den Hindus hat Das in den vergangenen Wochen Gandhi wohl endgültig den Vorsprung abgewonnen. Die Partei, die mit der englischen Regierung mitarbeiten und über der Mitarbeit die Autonomie des Landes allmählich erweitern und vertiefen will, beherrscht das Feld. Die Engländer werden sich den Erfolg dieser Gruppen nicht unbedingt als Plus für sich auslegen. Der Gang der Dinge in Ägypten, die Mehrheitsbildung in der neugewählten Kammer gegen sie und der Zwang für sie, dort weiter zu kämpfen, um die Gewalt wieder in die Hände zu bekommen, bedeutet eine genügend starke Mahnung für sie, das Gebiet des Indischen Ozeans dauernd als gefährdet zu betrachten. Auch nach Südafrika werden sie nicht lächelnd hinübersehen. Der leitende Minister Hertzog geht Schritt für Schritt, aber beständig auf dem Wege der Wiederstärkung des holländischen Elementes in der Bevölkerung vor sich. In China sind die Verhandlungen zwischen Wupeifu und Tsangsolin zu einem vorläufigen Ergebnis geführt worden, das Pekings Vorherrschaft in China, auch der Mandschurei gegenüber, anerkennt und beide Generäle als einig in ihren Zielen erklärt.

Pertinacior.

Literarische Notizen

Deutschlands gerechte Grenzen. Von Adriaticus mit 14 Zeichnungen und 1 Landkarte. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Das schon heute recht umfangreiche Schrifttum, das den Pariser Vorstadt-Diktaten seine Entstehung verdankt, ist um ein weiteres Stück vermehrt worden. Das Buch von Deutschlands gerechten Grenzen bedeutet insofern eine Bereicherung, als es unseres Wissens die erste Schrift ist, die über die reine Darstellung der durch die Grenzziehung von Versailles geschaffenen volklichen und staatlichen Lage hinaus reiflich überlegte Vorschläge zur Änderung des heutigen auch für Europa unhaltbaren Zustandes macht. — Der unehrlichen, lediglich brutalen Machtzwecken dienenden Grenzziehung von Versailles setzt der Verfasser — unter stärkerer oder geringerer Ablehnung der „geschichtlichen", „strategischen", „natürlichen" und der Sprachgrenze — die „gerechte" Volksgrenze entgegen, die „unter Berücksichtigung der Lebensinteressen aller Beteiligten und im Geiste der Billigkeit festgesetzt wird". Dabei wird vorausgesetzt, daß Blutsverwandtschaft, gleiche Kultur, geschichtliche Gemeinschaft und Gemeinschaftswille ein Volk bestimmen. Nimmt eine Grenze, die nach diesem Grundsatz gezogen wird, eine unmögliche Form an, was bei „gemischten" Gebieten leicht vorkommen könnte, dann sollen nötigenfalls soviel Volksfremde hineingenommen werden wie Volksangehörige z. B. in Sprachinseln außerhalb der Grenze bleiben müssen. Dementsprechend

fordert Adriaticus alle Gebiete zurück, die 1918 (bei Abschluß des rechtsverbindlichen, aber nur von uns eingehaltenen Vorfriedensvertrages) zum deutschen Volksboden gehörten. — Unter genauester Einhaltung seines Grundsatzes der Gerechtigkeit zieht der Verfasser dann, in der Nordostecke beginnend, die Grenze des „neuen" Reiches. Die sogenannte „preußische Ostkurve", die Grenzlinie von Memel bis Auschwitz im abgetretenen Oberschlesien, ebenso wie die „Westgrenze" und die Grenze von den Niederlanden bis Memel folgen den Grenzen von 1918. Über die Grenze gegen Dänemark soll eine neue Volksabstimmung Klarheit schaffen. „Flandern einschließlich Dünkirchen wird selbst zu entscheiden haben, ob es sich völlig „verfranschen" lassen will" — also auch Volksabstimmung. — Im Gebiete der heutigen auf Lügen und Gewalt aufgebauten „tschecho-slowakischen" Republik „bleibt nur eine Trennung der überwiegend tschechischen von den überwiegend deutschen Gebieten und die Vereinigung der letzteren mit dem Deutschen Reich übrig". Die Trennungslinie wird in der Regel der Sprachgrenze folgen. Wo diese unklar oder als Staatsgrenze unmöglich ist, wird die Hereinnahme von ebenso viel Tschechen empfohlen, wie Deutsche in den Sprachinseln von Prag, Pilsen usw. draußen gelassen werden müssen. Von Preßburg aus läuft die geforderte Grenze an der heutigen burgenländischen Grenze entlang um das vom südslawischen Staate annektierte „untersteirische Dreieck" (das Land zwischen Seebergsattel, Rann a. d. Save und Radkersburg) herum und folgt dann etwa der Linie Rann a. S., Steinbrück, Trifail, Grintuz, Radmannsdorf (Wocheiner Tunnel nördlich von Görz), alte Grenze zwischen Krain und Küstenland, Triglav, Flitscher Klause und Pontafel. Selbstverständlich umschließt die ganze Grenze auch das deutsche Südtirol bis Salurn.

Dem Verfasser ist klar, daß die von ihm gezogene Grenze „in allen vier Himmelsrichtungen von Deutschen schwere Opfer wirtschaftlicher, geschichtlicher und gefühlsmäßiger Art verlangt", die aber, „um des großen Leitgedankens willen der Wiedereinführung der Gerechtigkeit in das Leben der Rassen und Völker getragen werden müssen". Das deutsche Land, dasvon dieser „Volksgrenze" umspannt wird, bezeichnet Adriaticus als „Gesamtdeutschland", das natürlich nicht an einem Tage erstehen wird. Etappen auf diesem Weg bilden zunächst die Befreiung des deutschen Westens und die „Wiedergutmachung" allen seit 1918 im Westen begangenen Unrechtes; dann der Wiederanschluß Deutschösterreichs und Danzigs. Dies Gebiet bezeichnet der Verfasser als „Großdeutschland". Den Abschluß der Entstehung des „dritten Reiches" bildet die Wiedervereinigung dieses „Großdeutschland" mit den durch die Friedensdiktate geraubten Grenzmarken. — Auch die Frage der Verwaltungseinteilung des kommenden „Gesamtdeutschlands" wird vom Verfasser bereits gestreift. Der Verfasser ist vorsichtig genug, selbst auf das Problematische seiner Lösung der „deutschen" Frage aufmerksam zu machen.

Es ist an und für sich gewagt, sich mit den schwierigen Fragen der deutschen Zukunft im Augenblick völliger Disharmonie im europäischen Mächtekonzert in konkreter Weise zu beschäftigen. Niemand aber wird die Grundlage des Buches, „die Forderung nach geregter Grenzziehung in Europa", ablehnen können. Rudolf Zesch.

Flügel der Nike. Von Fritz von Unruh. Frankfurt a. M., Societäts-Druckerei.

Wenn Fritz von Unruhs Schriften mindestens nach dem Kriege nicht so wohl eine Sache der Literatur, als vielmehr überdies noch und in erster Linie eine Angelegenheit weltanschaulicher und parteilicher Anteilnahme waren, so gilt dies in besonderem Maße von seinem jüngsten Buch, das eindeutiger als alle vorigen ein weltanschauliches Bekenntnis und eine Programmschrift ist. Fast in Form eines Reisetagebuches berichtet die Schrift über Unruhs Fahrt nach Paris, der sich ein kurzer Abstecher nach London und Wembley anschließt. Mit verblüffender Offenherzigkeit, die vielleicht vom Fehlen eines natürlichen Taktgefühls zeugt, berichtet Unruh, wie in Paris sein erster Gang dem französischen Kriegsdenkmal gilt, wie er vor den Kriegsspuren in Senlis niederkniet und wie ihn in beiden Fällen erst ein Franzose auf das Erstaunliche seines Verhaltens aufmerksam machen muß. Doch soll auf diese und ähnliche Geschmacklosigkeiten nicht weiter eingegangen werden, da sie bedauerlich ja nur insoweit sind, als Unruhs Buch gewiß auch von Franzosen gelesen wird. Was aber das weltanschauliche Bekenntnis anlangt, das die Hauptsache dieser 400 Seiten bildet, so wird es mit gedanklich

so herkömmlichen und ungeeigneten Waffen verfochten, daß eine Auseinandersetzung damit kaum lohnen würde. Sein Ton wird gehässig, sobald er auf seine Gegner zu sprechen kommt, als da sind Krieg, Monarchie, Adel, Kadettenerziehung, Studententum, Ludendorff, wobei es ihm nichts verschlägt, ohne auch nur einen Versuch zu historischem Verständnis die Vergangenheit zu schmähen, sofern sie unter nichtpazifistischen Antrieben Kulturen schuf. Die Art des Vortrages entgleist bisweilen geradezu in die Geistesarmut gewissenloser Demagogen, die zu überreden suchen, indem sie sich an den platten Menschenverstand richten. Unruh geht soweit, die gesamte Kunst zu verleumden, nicht etwa, wie man vielleicht annehmen möchte, um einer platonischen Politik willen, sondern indem er fragt, inwieweit die Kunst die Nützlichkeit gefördert, die Armut beseitigt, das Glück verallgemeinert habe. Ähneln diese Gesinnungen im Kern schon der materialistisch-utilitaristischen Weltanschauung und Aufklärung, die von ihren Trägern freilich in minder banaler Form vorgebracht wurde, so bekennt es Unruh selbst einmal, an welche Macht er im Grunde, als an das letzte weltverbessernde Heilmittel glaubt: nämlich an die Vernunft. In ihrem Namen geißelt er den Nationalismus, in ihrem Namen möchte er — wie schon aus seinen früheren Dramen bekannt ist — auch hier wiederum die Liebe reformieren. Und wie denn der paragraphierte Weltfriede eine rationalistische Ideologie der Aufklärung ist, so möchte auch Unruh im Namen der Vernunft die Völker zu einem Menschheitsbau zusammenzwingen, genau so, wie der Ingenieur die eisernen Pfeiler und Streben zum Bau des Eiffelturms zusammenzwang. Kurzum: Wo immer man dem weltanschaulichen Bekenntnis auf den Grund geht, trifft man auf so überraschend altmodische Gedankengänge, daß man nicht glaubt, das Buch eines jungen Schriftstellers der Gegenwart, eines Führers der modernen Jugend vor sich zu haben. Man bedauert den menschlichen Ernst, mit dem hier ein unselbständiger Geist um Probleme ringt, die in der deutschen Geistesgeschichte längst gelöst, verflüchtigt oder in tiefere Schichten verlegt wurden, und man bedauert die künstlerische Gestaltung, die Unruh inmitten all des gedanklich-dilettantischen und sprachlich stilistischen Wustes auf einigen Seiten gelungen ist, und man bedauert am allermeisten, daß dies Buch wiederum bezeugt, wie sehr hier ein Dichter, der ursprünglich in schöner Begeisterung für Leben, Blut und Natur erglühte und in seinen jungen Jahren sogar eine echte Tragödie geschrieben hat, in seiner organischen Entwicklung gestört und auf die falsche Bahn geworfen wurde.

Werner Deubel.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Guenther. — Das Tierleben unserer Heimat von Konrad Guenther. 171 S. Freiburg 1922, Ernst Fehsenfeld.

Hahnewald. — Die Reise nach Sylt von Edgar Hahnewald. 87 S. Bremen 1924, Schünemann.

Hammer. — Abraham Düringer. Ein Herrnhuter Wirtschaftsmensch des achtzehnten Jahrhunderts von Herbert Hammer. 191 S. Berlin 1925, Furche-Verlag.

Hampe. — Der Zinnsoldat von Theodor Hampe. 101 S. Berlin 1924, Stubenrauch.

Hankamer. — Preußen und die Rheinlande im Spiegelbild der Wahrheit von W. Hankamer. 119 S. Essen, Fredebeul & Koenen.

Hanstein. — Das Licht im Osten. Roman von Otfrid von Hanstein. 311 S. Dresden 1924, H. G. Münchmeyer.

—. — Die donnernden Wasser. Roman von Otfrid von Hanstein. 246 S. Dresden 1924, H. G. Münchmeyer.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Adolf Eichler, Berlin. — Generalmajor a. D. Universitätsprofessor Dr Haushofer, München. — Dr Wilhelm Vershofen, Bamberg. — Fritz Walther Bischoff, Breslau. — Oberregierungsrat Dr Breger, Berlin. — Axel de Vries, Reval. — R. Herdman Pender, Berlin. — Baron Emil Petrichevich Horváth, Budapest. — Dr Hans Siegfried Weber, Berlin. — Professor Edouard Dujardin, Paris. — Dr Wilhelm v. Kries, London.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang Juni 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder unmittelbar vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Scharnhorst

Von

Hermann Aubin[1]

Unter all' den großen, mächtig anziehenden, hinreißenden Gestalten des Deutschlands vor 100 Jahren steht Gerhard Scharnhorst unscheinbar und still. Wie er zwischen den Mitlebenden unauffällig und weiteren Kreisen fast unbekannt seinen Weg ging, so tritt auch heute noch sein einfaches Bild vor jenen anderen zurück, deren geistvolle oder imponierende Züge sich schon dem ersten Blick einprägen. Das Hauptstück seines Werkes freilich hat die Nachwelt voll anerkannt. Jedes Buch, jede Rede nennt Scharnhorst als den Erneuerer des preußischen Heeres, Denkmäler sind ihm deshalb errichtet worden und viele Städte haben in Dankbarkeit seinen Namen zu dauerndem Gedächtnis an ihren Straßen angeschlagen. Das Deutschland, das sich bewußt war, daß es die heißersehnte Einheit seiner Wehrkraft verdankte, hat die Tat nicht vergessen, welche den Grundstein dazu gelegt hat. Indessen ist es doch immer an erster Stelle diese Tat, derentwegen Scharnhorst weiterlebt. Trotzdem schon 1832 aus dem Nachlasse von Clausewitz, seinem vertrautesten Schüler, seinem Johannes, wie Gneisenau ihn einmal genannt hat, Ranke eine klassische Umrißzeichnung von Scharnhorsts Charakter ans Licht zog, trotzdem die Lebenserinnerungen und Briefe Gleichstrebender, wie Boyen oder wieder Clausewitz, die Spiegelung von Scharnhorsts Wesen in den Augen Nahestehender erkennen ließen, trotzdem uns nach anderen Versuchen Max Lehmann in den 80 er Jahren eine große Biographie des Mannes geschenkt hat, haftet das Interesse an Scharnhorsts Leben vorwiegend doch an seiner organisatorischen Leistung. Viel seltener versucht man, den ethischen Gehalt seiner Persönlichkeit zu erfassen.

Wir dürfen uns, was das Urteil der Menge angeht, darüber nicht wundern. Scharnhorsts Leben bewegte sich, gleich dem Gneisenaus, bis in die reifen Mannesjahre hinein in subalternen Bahnen. Der Höhepunkt dann seiner Wirksamkeit, wie wir sie heute sehen, war nur Vorbereitung, und dies unter einem Zwange, der Scharnhorsts zurückhaltendes Wesen zur vollständigen Verborgenheit steigerte. In dem Augenblicke aber, da es sich, wie er selbst glaubt, zur höchsten Leistung

1) Aus einer Reihe von Vorträgen „Deutschland vor 100 Jahren", welche an der Universität Bonn im Wintersemester 1924/25 gehalten worden sind.

entfalten sollte, brach es plötzlich ab, und über das frische Grab rauschten die ungeheuren Ereignisse zweier Jahre hinweg, welche Europa umgestalteten. Scharnhorsts Name, kaum lauter genannt, ging in dem Jubel unter, welcher die überlebenden Befreier begrüßte. Das Schicksal hat ihm die Erfüllung vorenthalten, und was er letzten Endes gedacht und gewollt, blieb den Zeitgenossen gänzlich verborgen.

Scharnhorst war einer der ersten und der freieste Kopf, welche das Wesen der Veränderung erfaßten, welche die französische Revolution in der Kriegführung hervorgebracht hatte, indem sie, wie Clausewitz es nachmals ausgedrückt hat, „das furchtbare Element des Krieges aus seinen alten diplomatischen und finanziellen Banden losgelassen", ihn wieder zu „einem Akt der Gewalt" gemacht. Aber Scharnhorst hat die Gedanken, mit denen er dieser neuen Kriegführung geistig Herr wurde und mit denen er als Lehrer an der Berliner Kriegsschule seit 1804 eine Generation bedeutender Köpfe befruchtete, niemals abschließend zusammengefaßt. Sie blieben als einzelne Erfahrungssätze stehen, die nur in seinem Vortrag eine Einheit erhalten hatten. So schienen einige „Hand- und Taschenbücher" der einzige faßbare Ertrag seiner Bemühungen um Einsicht in die Kriegskunst zu sein. Erst Clausewitz hat, auf Scharnhorst fußend, dieser Denkarbeit in seinem Buche vom Kriege den einheitlichen und klassischen Ausdruck gegeben.

Es ist Scharnhorst niemals vergönnt gewesen, seine hohe Einsicht in das Wesen des Krieges und die Aufgaben der Kriegsleitung als Heerführer in die Tat umzusetzen. Nie hat er ein selbständiges Kommando, und sei es nur in den unteren Graden geführt, ja nicht einmal die Entschließungen eines der Feldherren, deren Gehilfe er war, entscheidend beeinflussen dürfen. Seine großen Feldzugsentwürfe blieben zum größten Teil Papierarbeit. Denn die Gestaltung des Oberbefehls 1806 und 1813, die Abhängigkeit von den Russen bei Preußisch-Eylau und Groß-Görschen machten es unmöglich, daß sich seine Gedanken rein und voll durchgesetzt hätten. Daß er trotz seiner Teilnahme in hoher Stellung zwei Niederlagen nicht abgewendet hatte, ließ Menschen, welche die Bedingungen seiner Tätigkeit nicht kannten, den Vorwurf erheben, er sei nicht einmal ein außerordentlicher Generalstabschef gewesen. Auf seinem Posten hat dann Gneisenau die Armee zum Sieg geführt, indem das ganze zu Scharnhorsts Zeit noch labile Gewicht der Umstände auf Preußens Seite fiel, indem er freilich auch das Glück mit unerhörter Kühnheit auf seine Seite zwang.

Ja selbst die Tat, welche am frühesten und vollkommensten als Scharnhorsts Verdienst anerkannt worden ist, die Wehrhaftmachung des preußischen Volkes, mußte bald in einem gedämpfteren Lichte erscheinen, als 1814 Boyen das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht, das Scharnhorst 1813 noch durch die Freiwilligenkorps durchbrochen hatte, unverletzt zur Anerkennung brachte. Es konnte sogar die Ansicht auftreten, Scharnhorst sei ein Feind der Volksbewaffnung gewesen und habe der Bildung der Landwehr in Ostpreußen entgegengearbeitet.

Soweit sich also die Welt selbst bemühte, nach den Tatsachen, die sie zu kennen vermochte, das Bild Scharnhorsts zu formen, es konnte seinem Wesen nicht gerecht werden.

Clausewitz, der Vollender von Scharnhorsts wissenschaftlicher Denkarbeit, hat es selbst unternommen, deren Bedeutung nachzuweisen und ihren fragmen-

tarischen Charakter zu erklären. Boyen ist nicht minder für seinen Meister eingetreten und hat sehr genau dargelegt, warum Scharnhorst den auch von ihm in aller Klarheit erfaßten Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht nicht in vollem Umfange zur Anwendung bringen konnte und durfte. Und Gneisenau hat, wenn auch mit zu großer Selbstbescheidenheit, bekannt: „Ich bin ein Pygmäe gegen diesen Riesen, dessen Geistestiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen kann."

Trotz dieser Zeugenschaft derer, die ihm in der Arbeit und im Geiste am nächsten gestanden, galt noch auf lange, was Gneisenau nach seinem Tode schrieb: „Allgemein gefühlt und anerkannt ist doch Scharnhorsts Verdienst nimmermehr."

Wir müssen allerdings zugeben, daß Scharnhorst es den Zeitgenossen und auch uns noch schwer gemacht hat, den Kern seines Wesens zu erfassen. Sein nicht nur bescheidenes, in sich gekehrtes, sondern anscheinend teilnahmloses, ja schläfriges Auftreten verriet keinen Funken von dem Geist, der in ihm lebte. Am wenigsten konnte man kriegerischen Sinn in ihm vermuten. „Er sah aus wie ein alter nachdenklicher Schreiber." Selbst für die Mitteilung an Nahestehende fehlte ihm die Kunst, ja nur die Sicherheit des Ausdrucks. Sogar beim Vortrag seiner militärischen Anschauungen mußte er einen Gedanken mehrfach wiederholen, um ihn in der Klarheit darzustellen, in der er ihn selber besaß. Seine Briefe sind ungelenk, im Ausdruck von Empfindungen oft geradezu stammelnd. Naturell und erste Lebensumstände hatten ihn verschlossen gemacht und als er, zu großer Wirksamkeit berufen, das innerste Selbstgefühl hätte zur Geltung bringen können, legte er sich in Rücksicht auf seine Aufgabe tiefes Schweigen über sein Handeln und dessen Motive und Ziele auf. Zeit seines Lebens ließ er seine Person in solchem Maße hinter seinem Werk zurücktreten, daß sie dahinter fast völlig verschwand, und „die hochsinnige Sorglosigkeit um den eigenen Nachruhm", die ihn nach Lehmanns treffendem Wort auszeichnet, hat uns selbst vieler Urkunden beraubt, die von seinem Leben Zeugnis geben könnten. Nur in einigen Feldbriefen der 90 er Jahre an seine Gattin blitzt hier und da ein Strahl durch, der sein Streben erhellt. Der letzte Inhalt aber seiner Persönlichkeit wäre für immer verhüllt geblieben, und niemals hätte man die Tragik dieses Lebens der Aufopferung begreifen können, wenn Scharnhorst nicht wenigstens ein einziges Mal den Schleier g a n z gelüftet hätte, den Veranlagung und bewußter Wille über seine Seele gezogen hatten. Schon auf dem Krankenbette liegend, das er für ein Genesungslager halten wollte, und doch als Sterbelager ahnte, hat er in wenigen Worten seiner Tochter vertraut, was der Inbegriff seines Strebens war. Ohne diesen e i n e n Brief würde uns der Schlüssel zu diesem eigenartigen Charakter fehlen. Erst dieser letzte und einzige Blick auf den Grund seiner Seele enthüllt als ihren demantnen Kern ein hohes, männliches Selbstbewußtsein, von dem sein ganzes Tun und Handeln den Glanz wahrer Größe empfängt.

Scharnhorsts Bild erschließt sich darum nicht leicht und ihm fehlen die blendenden Züge, welche uns unwiderstehlich anlocken, uns in das Leben anderer großer Männer zu versenken. Seine Größe ist so im letzten Grunde innerlich, so bar jeden äußeren Ausdrucks, daß man nur zu leicht an ihr vorübergeht. Und nicht jeder mag, am wenigsten in der Jugend, einen Mann zu seinem Helden machen, dessen Heldentum durch ein oft duldendes Zurückschieben der eigenen Person in Frage gestellt scheint. Wer aber in dem aufopfernden Dienst eines

großen Geistes und in der Selbstbeherrschung einer glühenden Seele zum Frommen eines hohen, allgemeinen Zieles eine Tat sieht, die der Bewunderung aller Edlen und des Heldennamens wert ist, der muß in Scharnhorst den Mann verehren, der solchem Handeln sein Leben als reines Beispiel hingestellt hat. Ich möchte wünschen, daß es mir gelingt, zu solcher Erkenntnis Führer zu sein.

Scharnhorsts Werk ist bekannt genug, und man wird nicht glauben, daß ich dessen Bedeutung um ein Haar herabsetzen will, wenn ich hier den Versuch mache, aus Scharnhorsts ganzem Leben die Werte herauszuschälen, durch welche es uns ein Vorbild und eine Mahnung sein kann.

Es sind in ihm viele menschlich bedeutende Eigenschaften, in die es sich zu vertiefen lohnt, und an denen eine breiter angelegte Darstellung seines Charakters nicht vorübergehen dürfte. Hier freilich können sie nur soweit einen Platz finden, als sie Scharnhorsts Haltung in der großen Zeit erklären, da er zur verantwortlichsten Arbeit für das deutsche Volk berufen war. Ohne Rückblicke freilich in sein früheres Leben werden wir ihn in dieser Periode nicht recht zu würdigen vermögen.

Die äußere Entwicklung Scharnhorsts hat sich nur sehr langsam abgespielt: Vom Artilleristen zum allgemeinen militärwissenschaftlichen Schriftsteller und Lehrer, bis er bereit stand, sich selber als Heerführer zu erweisen; vom hannöverschen Subalternoffizier zum Erneuerer des preußischen Heeres; vom warmherzigen Soldaten zum großfühlenden Patrioten und Staatsmann. Seine inneren Züge dagegen stehen schon frühe fest.

Niemals wird man Charakter und Schicksal eines Menschen restlos aus seiner Abstammung und seinen Lebensumständen erklären können. Bei Scharnhorst aber glauben wir mit den Händen zu greifen, wie sein Wesen in seiner Herkunft bestimmt war und durch seinen Lebensgang ausgeprägt worden ist. Die Schwere, ja scheinbare Trägheit, die Bedächtigkeit, die Verschlossenheit und Treue darf man alle ohne Konstruktion als Erbgut des niedersächsischen Stammes und des Bauernstandes ansprechen, denen er entsproß. Diesem Boden ist zum mindesten nicht fremd der einfache, klare Geist, der zwar „nicht spielend ohne Zweck bunte Blumen treibt, aber scharf und durchdringend die Gegenstände erfaßt und an Stelle der Phantasie ein höchst klares Vorstellungsvermögen" aufweist. Die unvollständige Form seiner militärischen Theorie ist in dieser Veranlagung ebenso begründet — denn er war kein Mann, um glänzende Systeme zu entwerfen — wie die große Geschicklichkeit in der Behandlung aller Geschäfte, die ihm seine Mitarbeiter nachrühmen. Man möchte sagen, es war natürlicher Bauerngeist, in eine höhere Sphäre gehoben, wie er auch aus Luther spricht, und es fehlte ihm nicht ein Zuschuß von Schlauheit. In ihr war freilich niemals Falschheit, wie uns Clausewitz versichert, der sie erklärt aus der Überzeugung, „daß die meisten Menschen nur durch unsichtbare Hebel auf der Sandbank ihrer Vorurteile flott gemacht werden können, und (aus dem) Studium der Kriegskunst, in der Alles darauf ankommt, seine Absichten zu verstecken". „Der wahren Verstellung, die ihm seine äußerliche Unbeholfenheit schon unmöglich machte, war er auch aus inneren Gründen ganz unfähig."

Diese Geistsverfassung zu erklären, dürfen wir allerdings nicht vergessen, daß Scharnhorst Autodidakt war. Seine ersten Kenntnisse hat er sich ganz in Selbstunterricht erworben, und wenn er dann auch auf dem Wilhelmstein eine

allgemeine und Fachausbildung genossen hat, so war erstere nicht umfassend und letztere nicht tief genug für die Aufgaben, die er damit lösen wollte. Deshalb hat er unablässig an seiner eigenen Belehrung gearbeitet, aber mit einer weisen Beschränkung auf das Zunächstliegende, die in inniger Wechselwirkung mit seinem praktischen Geschäftssinn steht.

Auf dieser Selbsterziehung beruht gewiß zu einem Teil die Unabhängigkeit der Meinung, die Scharnhorst auszeichnete. Gewohnt, seine Erkenntnisse seiner eigenen Denkkraft zu verdanken, wurde er niemals abhängig von der Meinung anderer.

Erbteil waren auch die bitteren Anfänge seiner Laufbahn, nachdem die vielversprechenden Aussichten vom Wilhelmstein mit dem Grafen Wilhelm von der Lippe begraben waren, und er den hannöverschen Dienst genommen. Seine unadelige Herkunft verdammte ihn von vornherein zur Zurücksetzung in einem Staatswesen, in dem alle Gunst und Einkünfte, alle höheren Posten nicht dem Verdienste, sondern nur einem engen Kreise geschlechterstolzer Familien offenstanden. Wie kümmerlich mußte der Leutnant, der schon in die höchsten Fragen der Kriegskunst eindrang, der schon als Lehrer unentbehrlich war, bei der noch keineswegs als vollbürtiger Waffe angesehenen Artillerie aufdienen! Von manchem Günstling übersprungen, um manche Hoffnung betrogen, erreichte er erst mit 37 Jahren den Kapitäns*titel*; und erst als er im Felde schon die vollkommensten Proben seines Mutes und seiner hohen Begabung abgelegt hatte, als schon sein General erklärt hatte, daß er Scharnhorsts Anordnungen allein die Verteidigung von Menin und den glücklichen Ausgang des Durchbruchs — die einzigen Ruhmesblätter der Armee in diesem Feldzuge — verdankte, wurde dem fast Vierzigjährigen nur widerwillig durch eine außerordentliche Beförderung der Lohn rastloser Selbstaufopferung zuteil. Unter diesen Bedingungen diente er auf dem verantwortungsvollen Posten des Generalquartiermeister-Leutnant, voll von Gedanken und Vorschlägen, die nicht ausgeführt wurden, in Hannover weiter. Als ihn, der sich schon als Militärschriftsteller und Artilleriefachmann einen Namen gemacht hatte, 1797 Dänemark, Preußen und Baden in ihre Dienste zu ziehen suchten, machte ihm Hannover nur so unbedeutende Zugeständnisse, daß sie noch nicht das erreichten, was ihm nach Alter und Dienststellung lange schon gebührt hätte, und dennoch blieb er im Gefühl der Verpflichtung gegen diesen Staat.

Auch nachdem er 1801 in das preußische Heer übergetreten, hatte er kein leichtes Dienen. Wie stach auch dieser auf die äußere Erscheinung so wenig wertlegende, bescheidene Mann von seinen neuen Waffengenossen ab, denen Strammheit des Anzuges und des Auftretens erster Beweis militärischer Befähigung war. „Seinen Regimentsgefährten", hören wir, „galt . . . der ruhige, schweigsam in sich gekehrte, dem Anscheine nach langsame Scharnhorst für schwerfällig und trocken, und man machte sich nur geringe Erwartungen von seiner militärischen Zukunft".

Man mag in dieser Abstammung und vor allem in dieser Laufbahn eine Erklärung suchen für das *Verhaltene* in Scharnhorsts Wesen; man mag gewillt werden, die fast übermenschliche Selbstbescheidung, die er gerade in der Zeit seines großen Wirkens geübt hat, zurückzuführen auf die Gesinnung eines Niedergeborenen, der gewohnt ist, seine Leistungen nur unvollkommen anerkannt zu wissen; oder

in der Vorsicht seines Auftretens die Erfahrung des Emporgekommenen wieder zuerkennen, der sich auf den unsicheren Boden der höfischen Gunst gehoben sieht.

Gewiß hat Scharnhorst, in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, im Kampf mit drückenden Nahrungssorgen und dem festgewurzelten ständischen Vorrecht sich durchringend, niemals die leichte Freiheit der Umgangsformen gewonnen, deren er im ständigen Umgang mit dem Könige und dem Hof zum Nutzen seiner Aufgabe sehr bedurfte. Aber sein Auftreten war stets getragen von sachlicher Würde, ohne Lärm und fest, felsenfest, wenn es der Zweck erheischte. Gewiß hat Scharnhorst die Schwierigkeit, als Ausländer an den Grundfesten des preußischen Heeres und Staates zu reformieren, durch äußerste Vorsicht des Vorgehens einzuengen gesucht. Indessen ist er nicht vor einer Maßnahme zurückgeschreckt, welche die Gesundung des Staates nach seiner Meinung erforderte, und wenn sie noch so schmerzhaft älteste Traditionen verletzte oder weite Kreise schwer betraf. Gewiß hat Scharnhorst sein Amt, möglichst wenig anstoßend, so geführt, daß er es durch Jahre innehaben konnte. Aber niemals hat er an seinem Amte geklebt. Selber hat er zweimal um die Enthebung angesucht, als sie dem Staate politischen Vorteil bringen konnte, und 1810 hat er tatsächlich den Posten des Kriegsministers wenigstens dem Scheine nach aufgegeben, um den König Frankreich gegenüber zu entlasten.

Scharnhorst ist beileibe nicht ein bloßer Gelehrter, wie viele Zeitgenossen meinten — als ancien professeur de Göttingen führten ihn ja auch die Franzosen in der Liste der Verdächtigen —, nicht ein Theoretiker, dem es auf Umsetzung seiner Lehrmeinungen in die Praxis ankam, auch kein Emporkömmling, der sich zu halten suchte, kein von Jugend auf Zurückgesetzter, der auch die undankbarste Aufgabe brav durchführte, er ist auch nicht, wenngleich er es selber von sich gesagt hat, das „Lasttier, welches dem Zuge der anderen folgt, unbekannt mit seiner inneren Bestimmung, mit seinem Wert“.

Sondern unter der ruhigen Oberfläche seines Wesens ruhte eine Seele voll Selbstgefühl, voll Mut, voll Kühnheit und der Fähigkeit zu hohen und großen Gesinnungen.

Die Beweise dieses Selbstgefühls gehen weit zurück. Wenn wir es auch aus der schriftstellerischen Tätigkeit des Leutnants erschließen, der mit größter Ruhe über die höchsten Fragen der Kriegskunst urteilt, so springt es uns doch etwas verblüffend aus der fast traurig bedrückten und herzensweichen Grundhaltung der Feldzugsbriefe von 1793/94 entgegen, in denen er der Gattin seine Empfindungen und Gedanken offenbart. Er übt nicht nur scharfe Kritik an der Heeresleitung, freut sich nicht nur seiner überlegenen Einsicht in die Belagerungskunst: „Ich kann mich wohl rühmen, daß niemand den Zusammenhang so weiß, als ich“, sondern es treibt ihn auch fort zu Taten, zu denen er sich berufen fühlt: „Ein Kampf zwischen Vernunft und Ehrgeiz ist meine bleibende Stimmung, und wechselweise der einen oder anderen zu folgen ist mein Schicksal“ — oder: „Ich kann nicht dafür; das Gefühl meiner Kräfte, etwas Außerordentliches tun zu können, wird mir nicht aufhören zu quälen, bis sich irgendeine vorteilhafte Veränderung eröffnet oder eine Rückkehr in mich selbst alle Ambition erstickt.“

Worauf zielt dieser Ehrgeiz? Auf militärische Karriere? Gewiß war dieser Ehrgeiz Scharnhorst nicht fremd, er wußte, daß er seine Karriere vom zehnten

Jahre, wie er später einmal gesagt hat, nur sich selbst verdankte, und er betont die dauernde Vorsorge für sein Fortkommen besonders, um die furchtsame, lebensschwache Gattin zu beruhigen. Aber darüber hinaus geht damals sein Ehrgeiz schon höher. Es ist der Ehrgeiz, der alle hohen Geister erfüllt, der Ehrgeiz der großen, der unsterblichen Leistung.

Lange schweigt nach dieser ersten Eröffnung die Stimme Scharnhorsts. Er hat die Gattin verloren, hat keinen Vertrauten mehr. Erst als 1811 ein Jugendfreund aus der Wilhelmsteiner Zeit wieder mit ihm anknüpft, und der arbeitsüberlastete, sorgengequälte General mit fast schwärmerischer Hingebung die alten Bande erneuert, kommen ihm auch Worte unter von der Eitelkeit, die mit im Spiele gewesen sei, daß er 1808 die Aufgabe der Heeresorganisation übernommen, daß er geglaubt habe, „es könne mir zur Ehre gereichen, wenn ich den Kampf bestände", und das Eingeständnis, daß er sich nicht leicht „über das elende Machwerk, was wir Glück und Ehre nennen" erhebe. Das sind alles Worte, in denen ein Körnchen Wahrheit steckt, das Zugeständnis des kleinmenschlichen Untergrundes auch seines Wollens, die aber doch das Wichtigere, das Höhere bescheiden verschweigen. Ja selbst aus jenem Abschiedsbrief an die Tochter, von dem ich schon sprach, können wir, rein den Worten folgend, noch nicht das letzte Bekenntnis herauslesen. Denn Scharnhorst war kein Mann großer Worte und blieb mit dem Ausdruck hinter dem Gedanken zurück. Um so erschütternder klingen freilich die Sätze des Verwundeten: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir doch nicht; . . . Mir ist eine Stelle, wenn ich hergestellt bin, bestimmt, eine sonderbare. Mir ist das aber gleichgültig. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig . . . . . . An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erreiche, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages."

Nehmen wir diese Worte auch nur als das, als was sie sich geben, als das Bekenntnis des Soldaten, der Scharnhorst von Jugend auf aus eigener Wahl mit Leib und Seele gewesen ist, so sind sie das Zeugnis eines nicht mehr zu übertreffenden Selbstbewußtseins, und als solches müssen wir sie uns fest einprägen. Diese Selbsteinschätzung ist aber nicht ein endliches Aufflammen des lange Gedrückten, sondern es ist nur der immer zurückgehaltene Ausdruck einer stets gehegten Überzeugung, die an die ähnlichen Ausbrüche der 90er Jahre unmittelbar anknüpft. So hat Scharnhorst alle die Jahre hindurch von sich gedacht, nur hat er dieses Bewußtsein tief in sich verschlossen. Und er würde es auch jetzt nicht ausgesprochen haben, wenn er nicht den Schatten des Todes über sich gespürt hätte. „Daß dies," fährt er an die Tochter fort, „was ich hier schreibe, ganz meinem Wesen zuwider, daß ich nichts verlange, nie mich unzufrieden äußere, und jetzt so ganz anders Dir schreibe, wird Dich befremden. Es ist aber dies kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte."

Dieser Brief, sagte ich, ist der Schlüssel zu seinem Innersten. Halten wir es fest: So still und ruhig der Spiegel seines Wesens schien, so heiß brannte in seinem Tiefsten die Flamme des höchsten Ehrgeizes.

So viel auch die schwere Anlage des Niedersachsen, die ersten Lebenserfahrungen zu dieser Verschlossenheit mitgewirkt haben, damals im Coalitionskrieg fuhr er noch auf gegen Zurücksetzung und hielt mit den Worten auch gegen die Vorgesetzten nicht zurück. Es ist noch ein anderer Grund, der ihm die Selbstbescheidung auflegte, und der erst, wenn er enthüllt ist, läßt uns Scharnhorsts ethische Tat ganz verstehen.

Sicher fehlte ihm nicht der Mut, mit seiner Überzeugung hervorzutreten. Es bedürfte kaum des Beweises, wenn nicht auch sein Mut angezweifelt worden wäre. Scharnhorst besaß den Mut der Schlacht, den er schon in den ersten Feldzügen vielfältig bewiesen hat. Als erster im Angriff, wenn es sich durchzuschlagen galt, wie bei Menin, als letzter in der Verteidigung, wie bei Hondschoote und anderwärts. Das Schlachtfeld von Auerstädt verließ er, der Generalquartiermeister, nachdem er, schon verwundet, den Prinzen Heinrich auf sein Pferd gehoben hatte, zu Fuß, mit dem Gewehr auf der Schulter. Er ist gestorben an der Wunde, die er, mit dem Säbel die Truppen gegen den Feind führend, bei Groß-Görschen empfangen hatte. — Scharnhorst besaß aber auch den Mut des kühnen Entschlusses als Feldherr unter der Verantwortung für das Leben Tausender. Als der noch unbeachtete Kapitän für sich einen Plan für den Feldzug von 1794 entwarf, baute er ihn auf dem Gedanken des Stoßes in das Herz des Feindes auf, einen Gedanken, den die Kriegskunst der Zeit noch nicht fassen konnte; und als Preußen in den Jahren von 1808—1812 in seiner Existenz bedroht war, damals im Unglück, das ihm, wie er dem Jugendfreund gestand, erst alle Kräfte löste, da sind seine Verteidigungspläne alle getragen von dem kühnsten Entschluß, auch das letzte an die Rettung des Vaterlandes zu wagen. Dieser klare, bedächtige Rechner war so weit, mit dem Kleinkrieg des Volksaufgebotes den sieggewohnten Heermassen Napoleons entgegenzutreten, weil es andere Mittel nicht mehr gab, und er den Untergang in Ehren der dauernden, knechtischen Unterwerfung vorzog.

Kein Wort also mehr von furchtsamer Selbstbescheidung. Jetzt erst verstehen wir Scharnhorst recht. Wenn er immer wieder seine Person, seine Interessen, sein Leben in die Schanze schlug, so war es, weil er die innere Verpflichtung in sich fühlte, sich keinem Rufe des allgemeinen Wohls zu versagen. Scharnhorst gehörte zu jenen Menschen, die im Leben zuerst die allgemeine Aufgabe sehen und vor ihr bei allem Selbstbewußtsein auf das eigene Fortkommen, den eigenen Ruhm zu verzichten bereit sind. Dieses Selbstbewußtsein aber gibt ihrem Handeln den hohen Wert. Nicht nur leisten sie deshalb mehr, sondern der vor leerer Schwärmerei freie, eigene Entschluß verleiht ihrem Tun eine höhere Weihe.

Anfangs war es bei Scharnhorst der Dienst im einfachen militärischen Sinne, für den er sich einsetzte. Ihm zu folgen wäre ihm bei dem brennenden Soldatengeist, der ihn beseelte, leicht geworden, wenn nicht seine weiche Seele ihm den Anblick der Kriegsgreuel zur erschütternden Qual gemacht hätte. Später ist er hinausgewachsen aus diesem einfachen Dienstbegriff. Sein Herz fand die große Bestimmung, der es sich ganz hingeben konnte. Dieses Wachsen ist nicht nur das natürliche Reifen des Mannes überhaupt, dem ein erweitertes Feld der Tätigkeit den Blick auf die höheren Ziele freimacht, sondern es ist zugleich der zeitbestimmte Entwicklungsgang der großen Deutschen seiner Generation. Scharnhorst gehört zu der nicht geringen Zahl jener Männer, welche sich unwider-

stehlich nach Preußen gezogen fühlten und in Preußen erst zu wahren Deutschen wurden. In Kalenberg, als einem Teil der hannöverschen Lande, geboren, hat er seine militärische Erziehung in Bückeburg, dem sprüchwörtlich kleinsten der deutschen Territorien durchgemacht. Die Laufbahn dann im hannöverschen Heere konnte ihn mit loyaler Untertanengesinnung gegen seinen Landesfürsten und dem Verpflichtungsgefühl gegen seinen obersten Kriegsherren erfüllen. Aber eine innere Begeisterung vermochte ihm der Dienst für den König von England nicht zu geben, um so mehr, als er sehen mußte, wie die englischen Soldaten im Felde vor den deutschen Landeskindern bevorzugt und geschont wurden. Eine deutsche Gesinnung ist bei Scharnhorst in den Coalitionskriegen nur erst leise zu spüren. Auch den Zusammenbruch Preußens erlebte er noch in territorialem Geist. Das Unglück aber und der grenzenlose Hochmut des korsischen Eroberers haben auch in ihm das Bewußtsein des Deutschtums entzündet. Nicht in Preußen geboren war ihm, wie dem Freiherrn von Stein, wie Gneisenau, Arndt und vielen anderen Führern jener Periode das Überspringen der traditionellen, territorialen Schranken leichter. In seinem Handeln stand er freilich als loyalster Untertan ganz auf dem Boden Preußens und konnte es auch ohne Konflikte, denn in Preußens Sache sah er die Sache Deutschlands, ja noch mehr die des Guten überhaupt. Wir dürfen bei Scharnhorst keinen großartigen und allgemein gefaßten Ausdruck dieser Gedanken erwarten. Scharnhorst ist auch nicht eigentlich berührt von den großen Geistesströmungen der Zeit, soweit sie einen philosophischen Untergrund hatten und literarischen Niederschlag fanden. Sein Denken blieb auch jetzt das natürliche des edlen in sich selbst ruhenden Geistes. Aber wie die deutschen Männer und Frauen seiner Umgebung, die dafür die schönen Worte prägten, die uns immer noch ans Herz greifen, dachte Scharnhorst auch. Auch ihm handelte es sich, aus dem ethischen Grund seiner Handlungen, nicht allein mehr um Preußens Erhaltung, sondern um Deutschlands Rettung, um den Kampf gegen das „böse Prinzip" überhaupt. „Ein glühender Haß gegen Napoleon und Frankreich kochte", so bezeugt uns Boyen, „fortwährend in diesem anscheinend teilnahmslosen, schläfrigen Körper und gab ihm die Kraft, zur Erreichung seines Zweckes gegen Kabalen und Undank zu kämpfen."

Wir stehen an dem Punkte, wo wir den letzten Hebel von Scharnhorsts Handlungen bloßgelegt sehen. In der Reorganisation des preußischen Heeres entfaltete er alle seine reichen und für diese Aufgabe so glücklichen Anlagen. Seine Geschäftssicherheit, seine naturgemäße Behandlung aller Fragen kamen nun zur vollen Geltung. Die unendlich schwierige und peinvolle Aufgabe des Strafgerichts über die Offiziere, die versagt hatten, der Herabsetzung der Stände und Gehälter, der Anstellung in der kleinen Armee konnten nur in der Hand dieses unbestechlichen, im Urteil völlig unabhängigen und niemals für sich, nicht einmal für seine Freunde fordernden Mannes ohne schwere Erschütterung gelöst werden. Seine humane Gesinnung und tiefe Kenntnis der Menschen, vor allem aber des niederen Volkes ließen ihn den Weg finden, auf welchem die innere Erneuerung des Heeres gelingen konnte. Denn hinter aller praktischen Tüchtigkeit stand ein hoher Sinn für das Wesen des Staates und seines vornehmsten Instruments, des Heeres, der in alle Entscheidungen einfloß und sie zu dem großen Ziele lenkte.

Ich halte es nicht für meine Aufgabe, alle diese Leistungen der Reorgani-

ationsperiode zu würdigen. Ich will den Menschen Scharnhorst darstellen, und da überragt alle Taten die Selbstbeherrschung, mit der er sie vollbracht hat.

Eingriffe in ein durch Jahrhunderte in besonderer Eigenart erwachsenes Gemeinwesen, wie Preußens Staat und Heer, geweiht durch die großen friederizianischen Traditionen, waren, können nicht ohne den tiefgreifendsten Kampf vorsichgehen. Daß ein völliger Umbau nötig sei, darüber herrschte bei allen Denkenden kein Zweifel. Aber wenn schon über den Weg die Meinungen sehr verschieden sein mußten, so hefteten sich nun auch, wie stets in solchen Lagen, die privaten Interessen an die Erhaltung dieser und jener Einrichtungen und vergifteten die notwendige Auseinandersetzung. Wie Stein als Führer der zivilen Reform, so ist Scharnhorst als Vertreter der militärischen mit einer Feindschaft überschüttet worden, die vor keiner Verleumdung zurückschreckte. Es war nicht nur die Partei, welche aus Überzeugung das Heil Preußens darin sah, sich unter den Sieger zu beugen, sondern es war der Haufen der Kleinmütigen, der an einer Rettung verzweifelte, der nicht das Ganze, sondern nur die nächsten und eigenen Interessen im Auge hatte, der über den Neuerer, den Ausländer herfiel. Wie aber in solchen Lagen die Dinge sich verstricken, das zeigt das Beispiel Yorks, dieses entschlossenen Kämpfers, der aber doch das alte Preußen nicht so völlig aufgeben konnte und in dem haßvollen Mißtrauen, das er gegen den Umstürzler Scharnhorst faßte, sich auch zu einem Schritte genötigt sah, den Scharnhorst als Denunziation und Anzweiflung seiner Pflichttreue auffassen mußte. So gehen in solchen Sturmzeiten die Männer aneinander vorbei, die sich demselben Ziel geweiht haben. So verwirrt sich vor dem Trümmerfeld des Alten der Blick, daß der Baumeister des Neuen auch Wohlgesinnten als Feind des Staates erscheinen kann.

Deren Mißtrauen zu zerstreuen, konnte Scharnhorst ja nicht laut hinausrufen, wie sehr er eines Zieles sei mit Männern vom Schlage Yorks, wie seine Arbeit nur der Ertüchtigung der selbstgewählten Heimat gelte. Denn mehr noch als die Rücksicht auf innere Parteien legte ihm die auf den Feind die äußerste Selbstbescheidung auf. Scharnhorst mußte auch jeden Schein der Bedeutung seiner Tätigkeit vor den argwöhnischen Augen der Franzosen verbergen, wenn er überhaupt wirken wollte. Und so ist er durch alle diese Angriffe und Kabalen mit einer Ruhe hindurchgeschritten, die übermenschliche Anstrengung auch von seiner dafür disponierten Natur gefordert hat. Er konnte es nur tun, getrieben von dem Gedanken höchster Vaterlandsliebe und dem Bewußtsein, für sich auch nichts zu fordern. Den Titel des Kriegsministers nahm er nicht an, um weder von außen, noch von innen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Immer von neuem setzte er zu Erreichung seiner Ziele an, obwohl die Natur des Königs die größten Hindernisse für große Entschlüsse bot. Die Mißstimmung, ja Ungnade, die der König Scharnhorst bewies, und die in der Unentschlossenheit des Königs ihren Grund hatte, überwand er in sich, solange er glaubte, auf seinem Posten das Meiste nutzen zu können. Eine noch schwerere Probe in dieser Vorbereitungszeit bestand Scharnhorst aber, als 1809 beim Ausbruch des Krieges mit Österreich und noch mehr, als 1812 die besten Männer auch seiner Umgebung den preußischen Dienst quittierten, weil sie dort fechten wollten, wo eine Fahne gegen den Unterdrücker Deutschlands wehte. Grolmann, Oppen, Lützow, Boyen, Clausewitz,

Friedrich Dohna eilten unter die Waffen zu wirklichem Kampfe. Sie glaubten nicht mehr untätig dem sicheren Untergange des Vaterlandes zusehen zu dürfen. Scharnhorst aber, wegen des französischen Verdachtes in seiner Wirksamkeit eingeschränkt, zügelte den so menschlichen Drang, seinem Innern Luft zu machen durch einen Ausbruch des augenblicklichen kraftvollen Entschlusses, der doch das Ganze nicht retten konnte. Er blieb, in dem Bewußtsein, durch nichts mehr als durch seine stille Arbeit dem Vaterlande dienen zu können; und in dem aufreibenden Kampfe mit Hintertreppenanschuldigungen und ungreifbaren Gegnern schmiedete er Waffen, Waffen aus Eisen und Waffen des Geistes. Es ist klar, daß von einem Manne wie Scharnhorst keine hinreißende Wirkung auf die Allgemeinheit ausgehen konnte. Nur ein kleiner Kreis vermochte überhaupt eine Ahnung von seinem Wesen und seinem Wollen zu gewinnen. Auf die aber, welche er zur Mitarbeit herangezogen hat, strahlte ein unwiderstehlicher Einfluß aus. Sein Wollen floß in sie ein. Scharnhorst bot ihnen nichts als das Bewußtsein der guten Tat und seine nur kärglich sich äußernde Anerkennung. Aber eben sein edles Beispiel nahm sie gefangen. Ein Geist der Reinheit verbreitete sich um solche Führer. Als Scharnhorst 1793 seine Batterie ins Feld führte, da stimmten seine Kanoniere, das zusammengetriebene Pack des geworbenen Heeres, weil er ihre Zoten nicht leiden konnte, geistliche Morgengesänge an. In den herrlichsten Worten aber spricht dieser reinigende und anfeuernde Geist aus den Briefen, die Clausewitz in den Monaten der gemeinsamen Aufbauarbeit an die Braut richtete, während sich Anfeindungen und Spott auf Scharnhorst häuften. Trotz aller Trauer und Sorgen war es eine Lust, in diesem Geiste mitzuwirken, und von dem engen Kreise ging er dann aus ins Volk. Clausewitz sagt: „. . . der vorurteilsfreie Beobachter Preußens in seiner sechsjährigen Krisis wird in das Urteil einstimmen, daß dieser merkwürdige Mann für das damalige Preußen als der Kern und Schwerpunkt des politischen Widerstandes, als der Keim und das lebendigste Bildungsprinzip zu staatsbürgerlicher Gesinnung angesehen werden kann. Die Wiedergeburt des preußischen Heeres, die Vereinigung der Stände im Volk, die Schöpfung der Landwehr, der hartnäckige Widerstand gegen den Kleinmut der Zeit und das Mißtrauen der Parteien sind ebensoviele Anker, die die Hand dieses geschickten Piloten in den Zeiten der gewitterschweren Atmosphäre ausgeworfen, und an welchen das königliche Schiff den losbrechenden Stürmen getrotzt hat."

Hatte Scharnhorst alle Kränkung und Zurücksetzung während der Vorbereitungsjahre schweigend getragen, so mußte er die schwerste Probe der Selbstüberwindung doch noch ablegen, als endlich das preußische Heer zum Kriege der Befreiung auszog. Selber hatte er das Instrument geschaffen, er brannte, wir wissen es, darauf, es nach seiner Einsicht zu gebrauchen. Aber er legte es einem anderen in die Hand. Ein Held, an dem sich das Volk begeistern konnte, mußte an der Spitze stehen. Er wußte, daß er das nicht war. Blücher übernahm den Oberbefehl. Und Scharnhorst diente als sein Generalstabschef, gehindert durch die Rücksicht auf den mächtigeren russischen Verbündeten, mit gleicher Ruhe und Selbstverständlichkeit an der zweiten Stelle weiter. Er sah seinen Feldzugsplan, seinen Schlachtenentwurf entworfen. Mit dem zähen Festhalten an jedem noch möglichen Vorteil, wie schon 1806, aber jetzt noch beschwingt von dem Glauben an das preußische und das deutsche Volk, arbeitete er unentwegt an dem

Rettungswerk. Ein Wunder schon, suchte er Österreich zu gewinnen. Sein Selbstbewußtsein erhob sich zu der größten Tat, die damals vollbracht werden konnte, denn wir dürfen es jetzt sagen: Jener Anspruch auf das Oberkommando, dessen er sich in aller Vergleichung ganz fähig hielt, hat im Munde dieses verantwortungsbewußten Mannes doch den letzten Sinn, daß er es sich zumaß, Napoleon besiegen und somit Deutschland befreien zu können. Da wurde ihm noch die Gewißheit, daß ihm wieder nur die undankbare, ja peinliche Rolle eines Beraters und Vermittlers zugedacht war, und wieder war er schweigend bereit, auch diesen Posten im Dienst des Vaterlandes auszufüllen. Die Gewißheit, daß Deutschland frei würde, ist ihm nicht mehr geworden. Wir wissen heute, daß er einer der ersten gewesen ist, dem das Vaterland die Befreiung verdankte.

Scharnhorsts Leben, nehmen wir es im Ganzen, ist das schönste Bild eines Mannes, der bereit ist, alles für das Vaterland zu opfern. Nicht getragen von dem lauten Sturm der Begeisterung, nicht angetrieben von dem Rausch der Worte, nicht hinstürmend in ungehemmten Trieben, sondern der, so heiß auch sein Herz glüht, sich seine Pflicht von dem ruhig abwägenden Verstande vorschreiben läßt, und ohne zu zucken, ohne nur durch eine Miene den Gewinn seiner Hingabe in Frage zu stellen, auch das Schwerste auf sich nimmt, was ein ehrliebender Mensch ertagen kann, die Verkennung. Es geziemt unserer Zeit, es ist unsere Pflicht, dieses Bild als Beispiel und Mahnung im Herzen zu tragen.

Der König und sein Volk

Eine Erinnerung an König Wilhelm I. aus der Konfliktszeit am Anfang des Jahres 1862

Von

Eduard Freiherr von der Goltz

Die Grundlage der alten preußischen Monarchie war das Vertrauen zwischen dem König und seinem Volk. Seit dem großen Kurfürsten, der es besonders verstanden hatte, nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges sein Land zu pflegen und seinem Volke zu helfen, war es den Hohenzollern im wachsenden Maße gelungen, das Vertrauen aller Kreise des Volkes zu gewinnen. Der „alte Fritz" hatte seinen Untertanen ganz Ungeheures zugemutet, aber er war durch alle seine Kriege und durch jahrzehntelange Friedensfürsorge ein strenger gerechter Herr, zugleich ein überall helfender Vater gewesen. Die vorübergehende Entfremdung, die unter seinem Nachfolger zwischen dem Hof und dem Volke eingetreten war, vermochte die Grundlagen des Vertrauens zwischen Fürst und Volk nicht zu erschüttern. Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise verstanden es, das Treueverhältnis von neuem zu befestigen, und die Unglücksjahre

von 1806—1813 trugen nicht unwesentlich dazu bei, daß König und Volk Leid und Freude miteinander teilten. Die erfolgreichen Freiheitskriege befestigten das alte Band der Treue, und die größten Hoffnungen knüpften sich an den gemeinsamen Sieg, der recht eigentlich durch die Volkserhebung errungen worden war. Wenn solche Hoffnungen weiter Volkskreise auf eine enge Mitarbeit des Volkes sich nicht erfüllten, so war daran ein fremder, nicht preußischer Geist schuld, der seinen Einfluß in der Furcht vor der Revolution von Petersburg und von Wien aus geltend machte. Das berechtigte Bestreben nach größerer geistiger und politischer Freiheit war in Gefahr, in Enttäuschung und Verbitterung umzuschlagen, auch wirkten ausländische Einflüsse ein, die das alte Vertrauen zwischen dem König und seinem Volk zu zerstören suchten. Es waren polnische und internationale Machenschaften, welche den revolutionären Geist schürten, der dem preußischen Volk von Haus aus fremd war. Friedrich Wilhelm IV. war persönlich durchaus davon durchdrungen, im altangestammten Vertrauen mit seinem Volk leben zu wollen, aber sein romantischer Geist träumte von einer unmöglichen Wiederherstellung der alten „Stände", und seine nähere Umgebung machte ihn blind für das Verständnis der Volksseele. Trotzdem zeigt gerade der Verlauf der Berliner Märztage im Jahre 1848, wie leicht es dem König gewesen wäre, weit über Preußen hinaus, des Volkes Freund zu werden. Als dann aber der König und seine Minister die Macht wieder in Händen hatten, verstand es ein enger Kreis wohlmeinender, aber kurzsichtiger Politiker, den Geist des Königs wieder zu umdunkeln. Die „Kamarilla", wie man diese Gruppe rückwärts schauender Ratgeber nannte, beherrschte den König und hinderte ihn an dem gesunden Fortschritt, durch welchen der König das Vertrauen des Volkes hätte gewinnen können. Mit größter Besorgnis beobachtete der Thronfolger, der Prinz Wilhelm von Preußen, diese Entwicklung am Berliner Hof. Man stieß dort edeldenkende weitsichtige Männer vor den Kopf, versuchte, die Verfassung wieder rückgängig zu machen, und vermochte doch in der deutschen und in der ausländischen Politik keine Erfolge zu erzielen. Der Prinz, der im März des Jahres 1848 mit Unrecht als der blutige Reaktionär angesehen wurde und deshalb nach England hatte fliehen müssen, war inzwischen kommandierender General in der Rheinprovinz geworden. Dort lernte er das altliberale Bürgertum, seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit kennen und stand in ständiger Verbindung mit Männern, die in scharfem Widerspruch zur Reaktion auf treumonarchischer Grundlage das alte Vertrauen zwischen Fürst und Volk wiederherstellen wollten. Der in den altkonservativen Anschauungen seiner Heimatprovinz Pommern wurzelnde Oberpräsident von Kleist-Retzow verstand es ganz und gar nicht, die Herzen des Volkes in der ihm anvertrauten Rheinprovinz zu gewinnen. Er stand deshalb im schärfsten Gegensatz zu dem Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin Augusta. Dagegen verstand es das prinzliche Paar in reichem Maße, persönliches Vertrauen zu gewinnen. Als dann im Jahre 1858 der Prinz von Preußen die Regentschaft für seinen unheilbar erkrankten Bruder übernahm, war es den Rheinländern keine Überraschung, daß der „Kartätschenprinz von 1848", sich durchaus als ein besonnener und weitblickender Freund seines Volkes darstellte, der von einer „Kamarilla" an seinem Hof nichts wissen wollte. Das Programm der „neuen Ära" erregte überall großen Jubel und im Gegensatz zu dem langen Druck der „Reaktion" hoffte man überall

im Volk auf bessere Zeiten. Dem neuen Regenten aber war es Ernst nicht nur mit seiner Treue zur „konstitutionellen Verfassung", sondern auch mit der Einsicht, daß sich eine kräftige preußische Politik nicht ohne ein wohlorganisiertes Heer führen lasse. Besonnener Fortschritt in der inneren Politik, dazu aber Befestigung einer wahrhaft königlichen Politik nach innen und außen durch ein wohldisziplinierteS Heer waren die leitenden Gedanken der neuen königlichen Regierung. Aber weder bei seinen liberalen Ministern noch bei dem Parlament fand er dafür ausreichendes Verständnis. Jene fürchteten sich vor dem Volk, das Parlament fürchtete sich vor dem Heere. Der Prinzregent wurde nicht verstanden, und auch als er im Januar 1861 König wurde und nun erst ganz freie Hand bekam, versäumten es die liberalen Politiker, sein Vertrauen zu gewinnen durch mutiges Eintreten für die Heeresreform. Der König aber, in seinen besten Absichten enttäuscht, verlor das Vertrauen zur Volksvertretung. Diese glaubte eine Wiederkehr der Reaktion befürchten zu müssen und drängte zu innerpolitischen Reformen ohne geschichtliche Besonnenheit. Die Minister leisteten der liberalen Durchschnittsströmung keinen Widerstand und traten nicht deutlich hervor. Wie so oft nach einem Thronwechsel, folgte so der Begeisterung eine allgemeine Ernüchterung.

Zwar hatte die Durchführung des Grundsteuergesetzes, das die alten Adelsprivilegien auf dem Gebiet des Steuerwesens aufhob, auf liberaler Seite einen günstigen Eindruck gemacht, aber die Zähigkeit, mit welcher der neue König mit dem Kriegsminister Roon an der Heeresreform festhielt, gab der politischen Fortschrittsbewegung Oberwasser. Die Liebe weiter Volkskreise zum König kam zwar lebhaft zum Ausdruck, als am 14. Juli Oskar Becker einen mißglückten Attentatsversuch auf den König machte, und auch die Reise zur Krönung im Oktober 1861 ließ den König fühlen, wie viel echte Begeisterung und Liebe im preußischen Volk schlummerte. Aber solcher Enthusiasmus konnte den erfahrenen und klugen Monarchen nicht täuschen. Weil seine Minister keine klare Parole ausgaben, so fielen die Wahlen im Dezember 1861 ganz gegen die Wünsche des Königs aus. Die antimilitärisch gestimmte Fortschrittspartei kam bedeutend verstärkt in das Parlament. Der König, der sein Volk liebte und so gern zu ihm Vertrauen behalten wollte, sah sich unverstanden — er war innerlich auf das äußerste verstimmt, und gelegentliche Ansprachen ließen das deutlich merken. Gerade am Rhein war man nun auf das Lebhafteste besorgt, der König könnte sich durch solche Verstimmung dahin führen lassen, die altkonservative Politik seines Bruders wieder aufzunehmen und der sog. „Kamarilla" wieder Einfluß zu verstatten. Man verstand auch nicht recht, warum der König so zähe an seiner Heeresreform festhielt. Trat jetzt eine neue Enttäuschung ein, so fürchtete man gerade in monarchisch gesinnten Kreisen eine neue Sturmflut revolutionärer Strömungen. Als das Jahr 1862 begann, war der König oft mit dem Gedanken der Abdankung beschäftigt. Wir wissen, daß ihn nur ein Mann davon abgehalten hat, Otto von Bismarck, der sich erbot, den schweren Kampf durchzuführen. Wer es, wie der Verfasser dieser Zeilen, später erlebt hat, wie täglich das Volk seinen Kaiser grüßte, und zu welcher Höhe die Liebe des Volkes zu diesem Mann an seinem 90. Geburtstag emporstieg, der weiß es wohl zu würdigen, was derselbe Mann einst hatte durchmachen müssen, als er „gegen sein Volk" zu regieren genötigt

war. Es wäre aber verkehrt, allein dem großen Staatsmann Otto von Bismarck alle Erfolge zuzuschreiben. Dieser hätte diese Aufgabe weder übernehmen noch hätte er sie durchführen können ohne die hohen ethischen Eigenschaften dieses Königs, die ein auf das Gewissen gegründetes königliches Bewußtsein ausglichen mit der Ruhe und Besonnenheit staatsmännischen Denkens. Diese Grundlage des Vertrauens zwischen dem König und seinem Volk kommt ergreifend zum Ausdruck in einem unscheinbaren, bisher noch unveröffentlichten kurzen Briefwechsel des Königs mit einer warm preußisch empfindenden Frau.*) Gerade weil es ein Frauenbrief war, der dem König Anlaß gab, seine Empfindungen auszusprechen, kommt das unmittelbar Gefühlsmäßige so deutlich zum Ausdruck, wie es damals das Herz des Volkes ebenso bewegte wie das Herz des Königs.

Die Frau, welche aus heißer Vaterlandsliebe damals an den König schrieb, war die Witwe des früheren Regierungsvicepräsidenten Eduard Delius, der im Gegensatz zu Kleist-Retzow dem Prinzen in Koblenz nahegestanden hatte. Sie gehörte zu den näheren rheinischen Freunden des Königs — aber sie schreibt als eine echte Rheinländerin, lebhaft und mit warmem Gefühl, aus der damaligen altliberalen rheinischen Stimmung heraus, tief besorgt, das Herz des Königs könne seine besten Absichten wieder aufgeben, in engster Fühlung mit dem Volke zu regieren. Wir geben zuerst den Brief der Frau Charlotte Delius, den sie kurz nach dem fortschrittlichen Wahlsieg im Dezember 1861 an den König schrieb:

An Seine Majestät den König in Berlin.

Wenn Ew. Majestät mit Verwunderung den Inhalt dieser Zeilen ersehen, so bitte ich Höchstdieselben doch von ganzem Herzen, sie ruhig für Sich bis zu Ende zu lesen. Es hat mich seit lange schon mit tiefer Betrübnis erfüllt, daß in den öffentlichen Ansprachen Ew. Majestät ein so trüber, Böses ahnender Geist sich aussprach, da meine feste Überzeugung nach allem, was ich sah und hörte, täglich wuchs, es sei durchaus kein Grund dazu vorhanden, nicht als wollte ich den großen Ernst der Zeit überhaupt verkennen, aber es wurde mir so klar, daß sich die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, unendlich leichter würden besiegen lassen, wenn es Ew. Majestät gelingen könnte, volles und unbeschränktes Vertrauen zu Ihrem Volke zu fassen und die bösen Geister, die Ew. Majestät darin stören wollen, von Sich zu weisen. Ja, das ist gewiß wahr, es ist eine große, ungeheuchelte, warme Liebe und Begeisterung für Ew. Majestät im ganzen Lande und weit über die Grenzen desselben hinaus in ganz Deutschland vorhanden, ein unbedingtes Vertrauen in Ew. Majestät hohe Rechtlichkeit, eine Zuversicht zu Höchstdero geheiligtem, ernstem Willen, wie es wohl selten einem Monarchen gewidmet sein mag. Der Ausdruck davon hat seit dem fluchwürdigen Attentat von Baden bis auf die neueste Zeit hinaus Ew. Majestät Herz mit dieser Gewißheit erfüllen müssen, was auch von anderer Seite darüber gesagt werden mag; es ist gewiß und wahrhaftig nicht wahr, daß Umsturz-Gelüste in unserm Vaterland umgehen, ja, daß die Rechte der

*) Das Original des Königlichen Briefes war im Besitz der Familie Delius und wurde einige Zeit vor dem Kriege S. M. dem Kaiser Wilhelm II. als Geschenk überreicht; er überwies den Brief dem Kgl. Hausarchiv. Eine Photographie ist in meinen Händen, ebenso wie die Konzepte der Briefe der Frau Delius, meiner Großmutter.

Ew. Majestät von Gott gegebenen Krone gefährdet sein könnte. Die Leute, die Ew. Majestät das sagen meinen es nicht gut, oder sind selbst im Irrtum befangen. Jetzt sollen wieder die Wahlen schrecklich ausgefallen sein, auch das ist nicht wahr. Es geht ein mächtiger Zug nach wahrer Freiheit durch die Völker, nach Lösung von altem Druck und alten Banden, aber in Preußen versteht doch gewiß die ganze große Stimme nicht darunter die Lösung von den geheiligten Banden, die Ew. Majestät Volk an seinen geliebten König binden. Preußen, sein ganzes Volk will nur frei und glücklich sein, seinen allverehrten König an der Spitze. Kleinliche Leidenschaften mögen wohl hin und wieder siegen, wie es auch selbst hier noch geschehen, aber alles Schlechte wird in der allgemeinen Liebe seinen Untergang finden. Mein geliebter König und Herr, möchten Ew. Majestät es doch einmal wagen frei und fröhlich mit gleichem Vertrauen wie das ganze Volk sich Ihnen naht, Ihrem getreuen Volk gegenüber zu treten und das Werk weiter bauen zu helfen, das begonnen ist. Es müßte ein Tag über Preußen, über Deutschland hereinbrechen, hell und klar und glorreich wie er noch nie dagewesen! Ja gewiß unser begeistertes Volkslied hat recht: nicht Roß noch Reisige, aber die Liebe des freien Mannes, des Vaterlandes, stützen den Thron wie Fels im Meer.

Ich fühle, daß ich unbegreiflich kühn gewesen bin — aber ich konnte nicht anders, der Drang meines Herzens vor Gott Ew. Majestät die reine Wahrheit zu sagen, und das ist sie, darauf wollte ich mein Leben lassen, war zu mächtig und ich dachte: wenn es mir doch vergönnt ist, dem König aller Könige und dem Herrn aller Herren immer mit kindlicher Zuversicht meines Herzens Gedanken sagen zu können, warum denn nicht meinem geliebten König auf Erden, dessen Huld und Gnade mich persönlich schon so oft erquickt hat? — Und wenn der Herr einst die Schleuder des armen Hirtenknaben gesegnet hat, sein Land von einem mächtigen, trotzigen Feind zu befreien, warum sollte Er nicht das Wort einer armen Frau segnen können, daß es den rechten Fleck in des Königs Herzen träfe und allen bösen Argwohn und die, die ihn nähren, verscheuche? —

Keine Seele ahnt etwas von dem, was ich getan, ich habe nur Gf. O.(riola) gebeten, den Brief in Ew. Majestät Hände zu befördern und hoffe von der Großmut Ew. Majestät, daß auch ein undurchdringliches Schweigen darüber ruhen möge. — Ich konnte, Gott weiß es, nicht anders — Gott helfe mir! Gott segne unsern geliebten König, unser teures Vaterland! In tiefster Ehrfurcht

Ew. Majestät

untertänigste Charlotte Delius geb. v. Ammon.

Darauf antwortete der König:

Der Frau Geheimen Rätin Delius, geb. von Ammon, Coblenz.

Berlin, 26. 12. 6.

Sie haben, gnädige Frau, mir eine große Freude durch Ihre lieben Zeilen vom 21. d. Mts. gemacht, aus denen ich so ganz die Teilnahme und Anhänglichkeit erkenne, die Sie dem Vaterlande und seinem momentanen Haupte zollen. Empfangen Sie dafür zuvörderst meinen aufrichtigsten Dank. Was den Sinn selbst Ihrer Zuschrift betrifft, so sind unsere Ansichten eigentlich gar nicht verschiedener

Art, wohl aber ist eine augenblickliche Verstimmung in mir vorhanden, und diese werde ich versuchen zu schildern und zu rechtfertigen.

Das Vertrauen, welches mir bei Antritt der Regentschaft entgegentrat nach Bekanntwerdung meines Programms vom 8. November 58, die Liebe, welche mir nach dem Attentat bewiesen wurde, die Ausbrüche der Anhänglichkeit, die mir in neuester Zeit vom Rhein nach der Ostgrenze des Landes zuteil wurden, sind meinem Herzen und meinem Sinn die teuersten und wertesten Erscheinungen in meinem Leben gewesen. Ich habe mich in meinen Regierungs-Maximen auch nicht einen Moment von meinem Programm entfernt und auch bereits mit Hilfe meines Ministeriums vieles Zeitgemäße geleistet, dabei aber stets den Grundsatz des besonnenen Fortschrittes festgehalten. Im vorigen Winter fing aber bereits das Drängen nach Neuerungen an, sich Bahn zu brechen und die Minister ließen sich treiben; da setzte ich einen festen Damm entgegen, um die Besonnenheit nicht aus den Augen zu lassen. Daneben erfochten wir den Sieg des Grundsteuer-Gesetzes nach 50 jährigem Kampfe. Statt, daß ein solches Ereignis nebst mehrerem anderen Erreichten Dank und Vertrauen erwecken sollte, vergaß man dies alles und die Wahl-Agitation bewies so wie deren Ausfall, daß von Vertrauen zu meinen Maximen und von Dankbarkeit nur wenig bemerkbar blieb. Nicht die Massen klage ich an, wohl aber die Personen, die behaupten, mit mir zu gehen, die aber die Hände in den Schoß legten und den Agitatoren das Feld überließen, die ungebildete, daher leitsame Menge zu betören. Die unbesonnensten Forderungen sind als Programm wieder aufgestellt worden, die im Jahre 1848 während und nach einer revolutionären Bewegung aufkeimten und die nach und nach beschworen wurde, teils mit Waffengewalt. Jetzt tritt dergleichen in den Vordergrund und je toller die Forderungen, je sicherer die Wahl! Das sind Auswüchse, die ich nicht dulden kann und nicht dulden werde. Dies ist es, was ich in meinen Ansprachen bezeichnet habe und Mangel an Vertrauen zu mir und meinen Regierungs-Maximen nenne, von denen ich, wie gesagt, mich keinen Moment entfernt habe noch entfernen werde. Aber man muß in Preußen wissen, daß es noch einen König in demselben geben muß, der seinen Willen auszusprechen hat, damit die Umsturzmänner von 1848 nicht fort und fort die Menschen betören und belügen, daß ihre Maximen die meinigen seien. Und daß dies alles möglich gewesen ist nach Attentat-, Reise- und Krönungs- (sogenannter) Begeisterung, das ist es, was mich tief, sehr tief schmerzt und was erfreulicher Erscheinungen bedarf, um die alte Freudigkeit wieder zu gewinnen.

Wenn man in der Welt aussprengt, daß ich Einflüsterungen, denen man nun auch schon den Namen Kamarilla so freundlich ist, beizulegen, Gehör gebe, so kann ich mit gutem Gewissen vor Gott behaupten, daß davon keine Spur existiert. Ich bin alt und besonnen und klar genug, um aus allen Erscheinungen mir selbst ein Bild zu machen und niemand in Preußen existiert, der es nur wagt, mein Vertrauen zum Volk zu erschüttern. Aber ich frage, sind Waldeck, Schulze-D. et Konsorten — das Volk? Soll ich diesen etwa vertrauen und damit die revolutionären Erscheinungen von 1848 wieder heraufbeschwören?? Diese Menschen haben mein Volk betört und ihm momentan das Vertrauen zu mir geraubt; sie wissen sehr gut, wohin sie wollen d. h. zur Schmälerung

aller königlichen Macht und Gewalt, damit sie durch das Parlament regieren können. Eine parlamentarische Regierung werde ich nie zugeben, wohl aber die parlamentarische Gesetzgebung aufrecht erhalten und ausbauen. Dies ist der eigentliche Kampf, der jetzt in der Welt der Meinungen gekämpft wird. In Preußen muß die erstere Maxime den Sieg erringen oder es ist um seine Stellung und Existenz gebracht!

Somit haben Sie in etwas mehr Seiten als ich erwartete, mein politisches Glaubensbekenntnis über die jetzigen schweren Augenblicke, in denen das Vaterland sich befindet. Wie wir dieselben bestehen werden, weiß Gott allein! Ich werde nach meinem Gewissen meinen Weg gehen, denn des Gewissens Stimme ist Gottes Stimme!

Nun nochmals meinen besten Dank, daß Sie mir Gelegenheit gaben, mich aussprechen zu können, wenngleich dies nur langsam geschehen konnte, bei dem Übermaß an Geschäften.

Ihr
ergebener
Wilhelm.

Beendigt 13. I. 62.

Hervorzuheben ist in dieser Antwort die wahrhaft königliche Auffassung seines Berufs und die klare Einsicht, daß ein Zusammenwirken des Königs mit einer parlamentarischen Gesetzgebung nötig sei, daß aber das Schicksal des alten Preußens besiegelt sei, wenn eine parlamentarische Regierung sich an die Stelle der königlichen Macht setze. Das hat sich in unseren Tagen traurig bewahrheitet. Auch die Verwechslung der politischen Demagogie mit dem wahren Willen des Volkes hebt der König mit vollem Recht hervor. Im übrigen spricht dieser Königsbrief so für sich selbst, daß es keines weiteren Wortes bedarf. Diesen Brief des Königs beantwortete Charlotte Delius mit folgendem Schreiben:

An Seine Majestät den König in Berlin

Ew. Majestät werden mich nicht der Unbescheidenheit zeihen, wenn ich es wage, dem dringenden Bedürfnis meines Herzens folgend, Allerhöchstdenselben meinen innigsten Dank auszusprechen für die überaus gnädige und ausführliche Antwort, deren mich Ew. Majestät gewürdigt haben und die mich wahrhaft gerührt hat. Möchte doch die nächste Zukunft die Überzeugung in Allerhöchstdenselben befestigen können, daß Ew. Majestät getreues Volk in der Mehrzahl seiner Vertreter nichts anderes verlangt und will, als was auch Allerhöchstderselben Wille ist: treues Festhalten an dem beschworenen Gesetz und ruhiges und besonnenes Fortschreiten auf der betretenen Bahn — möchte mit dieser Überzeugung die andere wachsen, daß Ew. Majestät getreues Volk in Allerhöchstdenselben nicht nur seinen ihm von Gott gegebenen König und Herrn ehrfurchtsvoll verehrt, sondern auch seinen redlichen, treuen und gewissenhaften Landesvater, innig liebt. Möge Ew. Majestät in dieser Überzeugung Ersatz finden für so manches schwere persönliche Opfer, welches Allerhöchstderselbe gebracht haben und noch immer wieder bringen. Diese allgemeine Verehrung und Liebe für Ew. Majestät ist gewiß und wahrhaftig da, es ist keine vorübergehende Begeisterung, die das ganze Land durchzog, künstlich läßt so etwas in dieser Ausdehnung sich unmöglich schaffen. Der Ausgang der Wahlen, der Ew. Maje-

stät Herz leider tief betrübt, ist indeß eben darum auch kein künstlicher und noch weniger ein Beweis, daß die wahre allgemeine Liebe und Verehrung und das Vertrauen zu Ew. Majestät geheiligter Person fehlt, wenn auch verderbliche Leidenschaften hin und wieder manchen Unwissenden mögen betört haben.

Halten Ew. Majestät mit fester und besonnener Hand das Steuerruder, so müssen wir bei dem Vertrauen zwischen Fürst und Volk, bei dem gesunden Lebenskern, der in unserm Volk ist, einer schönen Zukunft entgegengehen, müssen die Auswüchse immer mehr verschwinden und die dunkeln Gestalten verschwinden in den Abgrund, dem sie entstiegen waren.

Gestatten Ew. Majestät mir großmütig ein freies und offenes Wort, welches ja außer Allerhöchstdenselben nur Gott hört, und auf Gott kann ich mich berufen, wenn ich sage: daß ich freudig bereit wäre jederzeit Blut und Leben für Ew. Majestät hinzugeben — meine Überzeugung aber nicht, denn das wäre ein Unrecht gegen Gott, und wenn Ew. Majestät mit vollem Recht sagen: ich werde der Stimme meines Gewissens folgen, denn des Gewissens Stimme ist Gottes Stimme, so müssen Allerhöchstdieselben dies Recht auch Ihrem höchsten, wie Ihrem geringsten Untertan gestatten. Die geheiligte Stellung Ew. Majestät dünkt dem menschlichen Auge eine überaus schwere — die Stellung über allen Parteien, alle mit derselben Gerechtigkeit anblickend; aber der allmächtige Gott, der Ew. Majestät dazu berufen hat, wird auch Allerhöchstdieselben mit Seiner Kraft und Seiner Gnade darin erhalten, stärken, segnen und stützen. Von ganzem Herzen bitte ich darum zu unserm Herrn und Heiland, der verheißen hat gläubiges Gebet zu erhören und bei uns zu sein bis an der Welt Ende.

In tiefster Ehrfurcht

Euer Majestät untertänigste

Charlotte Delius geb. v. Ammon.

Der Ausblick in dem letzten Brief der Briefschreiberin ist erst nach schweren Kämpfen zur Wirklichkeit geworden. Der König aber ist seinen Weg gerade weiter gegangen, hat aber auch abweichende Überzeugung getragen. So ist ihm am Ende seines Lebens wirklich in vollem Maße das geschenkt worden, was sein Herz suchte, des Volkes Vertrauen, und eben darauf ruhte seine Macht. Vertrauen aber muß erworben werden. Hier liegt auch der Schlüssel zur Zukunft.

Veronika Laubrecht

Novelle

von

Josef Friedrich Perkonig

Die süße Milch gerann in den Gefäßen, weil sie von niemandem gereinigt wurden; die Zuber blieben im Regen draußen liegen und wurden leck; an den Sicheln gab es keine hölzernen Griffe, die Schweine waren mager und fraßen nicht. Das war so, weil die Augen des jungen Weibes in dem Hofe fehlten. Die alte Bäurin war tot und die neue Bäurin noch nicht da. Die Magd aber, förmlich von Urzeit her auf dem Gehöfte, hörte nicht und eine ihrer Augenhöhlen glotzte leer. Die Spitze einer Heugabel hatte es ausgebohrt, als die jungen Mägde einmal beim Heuen rauften.

Thomas Moser hätte heiraten sollen. Er brauchte Verwandte, denn die von seinem Blute her mußte er an der Kirchenmauer suchen, wenn ihm an ihrer Gegenwart gelüstete. Aber an Sonntagen konnte er an den Gräbern nicht stehen bleiben, der Pfarrer behielt die Messegänger zu lange in der Kirche. Er predigte viel und las die Messe umständlich. Für Werktage lag die Kirche zu abseits und vorher kam man an dem Wirtshaus vorüber. Die Gäste sahen jeden, der da ging, denn sie saßen neben der Türe, unter dem hölzernen Vordach. Und immer schlug der Holzhammer an die Piepe, die Kellnerin kreischte, ein Lied wurde laut oder ein Gast brauchte Gesellschaft und rief jeden an, der auf dem Wege ging.

In dem Hofe war nur das Vieh laut, die Stille gehörte dem Rind. Die taube Magd verlangte nach keinem Menschenton, sie war seiner immer wenig gewohnt gewesen; sie wußte für jede Minute des Tages, wonach ihre Hände zu fassen hatten. Und Thomas Moser konnte doch nicht mit sich selber reden. Nur beim Dreschen fluchte er. Wenn der Flegel auf die harte Tenne schlug, war eine Sekunde mit großem Lärm gefüllt. Da konnte sie auch noch ein ausgestoßenes Wort vertragen.

Thomas Moser hätte heiraten können. Aber er sah, was eine Familie brauchte. Er sah in nachbarliche Wirtschaften, als wären die Häusermauern aus Glas. Die eine Bäurin verkaufte heimlich hinter ihrem Manne Schmalz, zwei irdene Hafen standen in einem dunklen Winkel der Räucherkammer; das ganze Dorf wußte es, nur der Bauer nicht. Eine andere trank schon am Morgen Säuerling,

eine dritte verstreute von der Scheune in den Stall immer eine Menge Heu und ließ es liegen; und wieder eine ging bei der Schneiderin häufig aus und ein, oder bei der Hebamme. Und weil Thomas Moser das alles bemerkte und deutete, kam auf den Hof kein junges Weib.

Der arme Pfarrer der kleinen Gemeinde, der die geizigen Bauern beinahe bitten mußte, daß er zu leben vermochte, konnte nicht nach Tod oder Taufe, die ihm Geld eintrugen, fragen, solche Ereignisse ließen sich nicht erzwingen, aber auch Hochzeiten waren nahrhaft und seine Kuppelei war halb geheiligt. Thomas Moser lachte ihn jedesmal förmlich aus.

*

An einem Märzentage stellte er sich vor der Kirche auf. Er war absichtlich zu spät in die Messe gekommen, daß er an der Türe bleiben und am Ende als Erster in das Freie treten konnte. Er stand so, daß jeder Kirchenbesucher an ihm vorüber mußte. Der Geruch von Weihrauch reichte gerade noch bis zu ihm, wenn die Türe offen blieb, aus der paarweise die Menschen traten, denn die Öffnung war eng. Alle bekreuzten sich und schauten mit verwunderten Augen in das ungewohnte Licht. Und dabei mußte auch jeder den Thomas Moser ansehen. Der kümmerte sich nicht um jeden. Anfänglich, als nur Männer heraustraten, die dem Altar nicht allzunahe sein wollen, und jetzt zuerst die Hüte besahen, ehe sie damit den Kopf bedeckten, schaute er lässig umher; er sprach auch einige Worte mit Redefreudigen. Dann aber kamen die Weiber, alte und junge gemengt, und da mußten seine Augen scharf werden. Denn wenn man nur oberflächlich hinschaute, dann war oft eine junge Tochter schwer von einer alten Mutter zu unterscheiden. Die ärmlichen Keuschlerinnen oder jene, denen der Hof an den kärglichen Lehnen klebte, trugen die Spenser, Röcke und Hüte von alten Geschlechtern, von leisem Schimmel behaucht, grünlich schillernd. Diese Kleider aber machten alle Gestalten einförmig. Ein beiläufiger Blick, vielleicht gar von rückwärts auf einen enteilenden Menschen geworfen, täuschte gewöhnlich. Deshalb sah Thomas Moser zuerst in das Gesicht und dann auf die Brust und auf die Hände, deren Finger sich häufig um ein Gebetbuch schlossen.

Langsam wickelte sich die Reihe der Leute ab. So schätzt man auch das Vieh ab; mit demselben prüfenden, lauernden Blick. So fragen die Augen, ob das Ding, das da vor einem steht oder geht, tadellos sei und einem passen könne.

Moser wurde unruhig. Bei manchem der jungen Weiber, das ihm zu taugen schien, redete doch ein heimliches Mißtrauen in seine Meinung hinein. Jemand nur so für einige Augenblicke anschauen, das konnte ebensogut täuschen, wenn man auch jeden Menschen weitum kannte. Aber diesmal war er hier auf einen gewissen Zweck hin betrachtet. Es drängte den Bauer, hinzugehen und Wuchs, Muskeln, Knochen zu befühlen, nicht anders als bei einem Stück Vieh. Und weil er nun nur mit dem Auge urteilen mußte, wurde er unruhig.

Da war auch bald der Letzte der Reihe vorüber, der krumme Orgelaufzieher.

„Wartest du auf den Pfarrer?" fragte er neugierig.

„Nein." Seine Stimme klang rauh.

Thomas Moser war vergeblich an dem Kirchentor gestanden. Er hatte das Mädchen nicht gefunden, das er auf seinen Hof rufen wollte. Einem waren rote Flecken auf die Wangen gezeichnet und er wußte, daß es die Lungensucht holen

werde, eines hatte ihm zu feine Hände und bei dem anderen waren sie wenig gewaschen; bei einem hing ein kurzes Bandende unter dem Rocksaume vor und eines hatte im safrangelben Kopftuch einen deutlich kennbaren dunklen Fleck.

War es Schicksal, daß auf den Hof kein weibliches Wesen sollte?

*

Der März war warm und in der Schule standen alle Fenster offen. Aus einer Klasse kam das dumpfe Geleier der im Chore lesenden Kinder. Aber es blieb dann nur noch ein dunkles Summen, als wenn ein Wind ferne wo in einem Walde rausche, denn darüber stieg heller Gesang auf. Eine Kindermelodie rann in den lauen Tag heraus; der Wind nahm sie und trug sie ferner und näher.

Thomas Moser, der auf seine Felder ging, ließ sich davon anlocken; er wollte zuerst einen anderen Weg gehen, aber die heiteren Kinderstimmen hatten eine seltsame Kraft; sie ließen ihn nicht los, er mußte in ihre Nähe. Er hatte auch einmal so gesungen und er erinnerte sich noch, wie es war, wenn zum ersten Mal im werdenden Frühling die Fenster geöffnet wurden. Das ganze Leben roch auf einmal anders, roch nach Erde.

Da war er nun nahe dem Gesang. Er schaute zu den Fenstern empor, aber in dem schattendämmerigen Raume zeigte sich keine Gestalt.

Er hätte beinahe das Mädchen übersehen, das regungslos da am Schulzaune lehnte. Mit jeder der Hände hielt es sich an einem Pfahle und hatte das Kinn auf einen dritten gestützt.

Moser erschrak; weil er das Mädchen so unvermutet gewahr wurde und weil das Auge ein so jähes Bild empfing, war das Mädchen, das er hier nicht zum ersten Male sah, für ihn dennoch ein neuer Mensch. Er wußte, daß es die Tochter des Schneiders Laubrecht sei, aber er hatte niemals noch mit ihr geredet; denn auf die Tanzböden kam sie nicht und sonst gab es wenig Gelegenheit zu Gemeinschaft.

„Hörst du zu?“ fragte er das Mädchen.

Es nickte nur, als bedeute diese Gebärde eine Mahnung, zu schweigen. Moser sah zuerst verwundert zur Seite, aber dann fügte er sich und blieb stumm, bis das Lied oben im Schulzimmer zu Ende war.

Dann aber fragte er: „Jetzt darf man wohl reden?“

„Jetzt schon.“

„Tust du gern singen?“

„Ja, der Vater leidet es gern.“

„So.“

„Auch wenn ich nicht im Haus bin, singe ich immer.“

„Du bist die Tochter vom Schneider?“

„Ja.“

„Wie heißt du denn?“

„Veronika Laubrecht.“

„Vroni heißt du also?“

„Nein, nicht Vroni; Veronika.“ Sie wurde dabei sehr unwillig.

„Es ist ja dasselbe.“

„Es ist nicht dasselbe. Veronika ist schöner.“

Moser betrachtete das Mädchen näher. Man kannte es ihm irgendwie an, es war bei Nadel und Zwirn daheim. Die Kleider waren arm, aber sauber. Der Rock reichte nicht nahe zum Boden, die Strümpfe waren aus grober Wolle und die Schuhe unförmig und für viele Jahre bestimmt. Aber dieses Mädchen schien nicht aus der Bauernerde gewachsen. Der Schneider hatte dazumal ein zartes Dienstmädchen aus der Stadt als Weib auf das Land mitgebracht. Die Bauern kümmerten sich nicht viel um ärmliches Volk und der Schneider des Moser, dem er wenig zu verdienen gab, wohnte in einem anderen Dorfe. Moser empfand irgendwie, daß das Mädchen eine halb fremde Pflanze war, und so hielt ihn die Neugierde länger an.

„Hast du nichts zu tun, daß du da stehen kannst?" fragte er.

„Ich bin auf dem Weg." Es klang wie eine Zurechtweisung.

„Fragen wird man wohl noch dürfen?"

„Aber Antwort kriegt man keine."

„Schau den Igel an."

„Ich bin ja nicht beim Moser im Dienst."

„Wie alt bist du denn?"

„Zu Michaeli bin ich siebzehn."

„Schaust kleiner und schwächer aus."

„Das macht nichts; der Vater sagt, darauf kommt es nicht an."

„Bei einem Bauern kannst schwer einstehen."

„Ich will ja gar nicht zu einem Bauer."

„Ist dir vielleicht der Dienst zu gering?"

„Der Vater sagt, ich hab es nicht notwendig."

„Freilich, der Laubrecht steckt tief im Geld."

„Wenn auch nicht, hungern tun wir nicht."

„Was hast du denn vor?"

„Der Vater will mich in die Stadt geben."

„So, in die Stadt."

Sie wandte sich ab und sah in den Garten hinein, denn sie hatte den Hohn in den Augen und in der Stimme des jungen Bauers bemerkt. Zuerst wollte sie gehen, aber ein Trotz ließ sie doch am Zaune verharren; der Moser war später gekommen, er konnte auch früher gehen.

„Wann kommst du denn einmal zum Tanz?"

Sie gab ihm keine Antwort.

Eben als er wieder einen Spott bereit hatte, begann der Kindergesang von neuem. Da ging er längs des Zaunes dahin.

*

Als Thomas Moser am Abend in die Küche trat, in der kein Licht gebrannt wurde, weil die Glut aus dem Herde durch die Löcher des Türchens genug leuchtete, fand er die alte Magd auf einer Bank kauern. Sie rührte sich nicht und als er sie anstieß, kam ein klagender Ton aus ihrem Munde. Dann schüttelte sie sich, als fröstelte es sie sehr.

„Ist dir was?" fragte er.

Sie antwortete nicht.

Er rüttelte sie wieder an der Schulter. Da verlor ihr Leib das Gleichgewicht und fiel zur Seite auf die Bank.

Das Weib war alt, es konnte krank sein. Sie war sonst wie eine Maschine gewesen und niemals hatte er ihr etwas befehlen müssen. So lange er sich erinnern konnte, war sie um diese Stunde niemals in der Küche gehockt; weil er sie nun hier antraf, mußte ihr etwas fehlen. Nur mühsam brachte er sie in ihre Kammer; sie legte sich in den Kleidern auf das Bett, stöhnte und redete irr durcheinander. Sie glaubte, sie sei im Stall und ein Nagel müsse aus einem Brett gezogen werden.

Moser holte vom Nachbar eine Magd, denn er wußte sich nicht zu helfen. Und auf dem Hin- und Rückwege fiel es ihm besonders eindringlich auf das Herz, daß diese dauernde Einschichtigkeit kein Hausen sei.

Was sollte dann sein, wenn auch er einmal krank wurde. Niemand war da, der nach seinem Begehren fragen würde. Die alte Len ging von dem Vieh nicht fort, auch wenn ein Mensch krank lag; dann mußte noch in diesem Frühjahr ein Knecht zum Hof. Er fühlte in Kopf und Armen die Kraft, daß er den Besitz mehren würde. Ein Stück Wald mußte dazu kommen, und einmal ein Feld, eine Almwiese; und Viehsegen war beim Hause. Eine Hauserin mußte her, keine junge Bäurin, aber eine gute, junge Magd. Jetzt schrieb man März; Märzensonne und Märzenwind aber waren tückisch. Dünste stiegen aus der Erde und warfen die Bauern hin. Einmal zur unrechten Zeit beim Ackern sich abkühlen und der stärkste Schnaps, das längste Anrauchen schützen nicht mehr vor dem Bett. Und jetzt ist die Len bettlägerig geworden und wenn es ihn morgen träfe, den Schaden auf dem Hofe mag er gar nicht überdenken. Aber er wehrte sich ja nicht gegen eine neue Magd, er war doch vor dem Kirchentor gestanden und die ganze Gemeinde ging an ihm vorüber . . . Aber die er brauchen konnte, die war nicht darunter. Einmal hatte er gedacht, sie müßte feste Knochen und grobe Hände haben, sie müßte schon an dem Gange, an den ausgreifenden Schritten zu erkennen sein als eine, die mehr arbeitete als schlief und aß. Aber war das wirklich so notwendig? Zwei starke Hände kamen nun mit einem jungen Knecht; seine eigenen dazu, waren es vier. Die Len reichte für das Vieh aus; zur Zeit der Getreidemahd kamen die windischen Schnitterinnen, seit erdenklichen Zeiten, da noch die alten und uralten Moserleute lebten, immer aus den gleichen Familien. Die Hände des neuen Weibes konnten also eigentlich schwach sein und auch sonst das ganze Wesen mußte nicht von der landläufigen Festigkeit sein. Er brauchte einen klugen Kopf, zwei klare Augen und einen Mund, der sich zu reden getraute. Es sollte jemand da wohnen, der auf dem Hofe schaute und anordnete. Und wenn dann dieser jemand manchmal sang, so war es nur recht und es sollte niemandem mißfallen. Als er noch ein Knabe war, hatten die Alten auch eine windische Magd, die immer sang; und die Arbeit war deshalb doch auch getan worden. Wo aber eine solche Magd finden? Thomas Moser betrog sich selbst, denn insgeheim wußte er wohl, an wen er dachte.

Am nächsten Abend klopfte er an den Fensterladen des Schneiders Laubrecht. Durch die Scheiben fragte, wie ganz von ferne, eine Stimme: „Wer ist draußen?"

„Ich, der Moser," sagte der Mann, der im Halbdunkel stand.

Ein Schlüssel schnappte im Schloß.

„Die Keusche ist in der Einschicht", sagte der Schneider, „und unrichtiges Volk treibt sich jetzt überall um."

„Hast einen Häfen voll Gold versteckt?"

„Es braucht das gar nicht."

Der Moser stieß mit dem Kopf gegen eine Kante der niederen Türe.

„Es ist ein Vogelhäusel", sagte der Schneider zur Entschuldigung. Er nahm den Bauer an der Hand und führte ihn.

„Licht brenn ich nicht; es tut meinen Augen weh. Und dann ist die Nacht auch nicht umsonst geworden."

Da erinnerte sich Thomas Moser, daß man vom Schneider Laubrecht wußte, daß er in Büchern lese, daß er einmal beim Militär gewesen und in der Welt gewandert sei.

Warme Luft schlug ihnen entgegen. Der Schneider zog den Besucher in ein Zimmer. Als sich die Türe hinter ihnen schloß, glaubte er sich wie gefangen. Ein merkwürdiges Unbehagen regte sich in ihm. Die Hitze des ungelüfteten Raumes, in dem der Handwerker noch heizte und die Sonne den lieben langen Tag schon durch die Fenster brannte, klemmte ihn von allen Seiten ein. Auch ein ungewohnter Geruch machte ihn unruhig.

„Veronika, bring eine Kerze", sagte der Schneider.

Ein Schatten löste sich von der Ofenbank. Moser tat einen Schritt, da schien das ganze Haus zu zittern, denn es war nur aus Holz gebaut. Ein leiser, eigentümlicher Ton ging durch das Zimmer.

„Die Vögel erschrecken sich", erklärte Laubrecht.

Nun wurde Moser aufmerksamer und er hörte die kaum vernehmbaren Laute des Fedesträubens und -reibens, der stillen Kehllaute, das Atmen eines Lebens. Er hörte ein Rascheln von Tüchern, ein schwaches Klingen von Drähten.

„Ich muß die Häuseln bedecken, sonst machen die Vögel Spektakel, wenn das Licht kommt. Manche schlafen auch schon."

Veronika trat mit der brennenden Kerze ein. Moser erkannte sie kaum in dem russigen Talglicht.

„Was steht also zu Diensten, Moser?" fragte der Schneider.

„Den Rock möcht ich wenden lassen."

Laubrecht nahm ihn am Saum und besah ihn außen und innen.

„Der hält es nimmer aus."

„So."

„Der geht ja wie Zunder auseinander."

„Dann nimm mir halt Maß für einen neuen."

Stumm legte Laubrecht den Meterstreifen an und kritzelte in ein kleines Heft, das er selbst aus Packpapier geschnitten und zusammengenäht hatte. Vor jeder Ziffer leckte er die Bleistiftspitze ab.

„Wegen des Stoffes will ich morgen kommen."

Laubrecht wischte sich mit dem Handrücken die entzündeten Augen aus. Als Thomas Moser noch in der engen Flur war, erlosch in dem Zimmer bereits die Kerze.

In der Dunkelheit stieß er mit der Schulter an den Balken der Türfüllung. Durch das ganze schwankende Haus ging ein Knacken.

*

Der junge Bauer kam zu Mittag, aber keiner von den Stoffen der Musterkarte, die ihm Laubrecht zeigte, gefiel ihm oder schien ihm passend. Er kam am Abend und meinte, ein Rock aus hellgrauem Hausloden dauere von Vater auf Sohn und noch weiter hinaus. Am nächsten Mittag war er wieder da und sagte, er habe es sich überlegt, Hausloden sei bockig, und er suchte neuerlich unter den Mustern. Am Abend dann meinte er so nebenhin, er möchte doch die neuen Muster abwarten.

Aber da wußte der hellhörige Schneider auch schon, warum Thomas Moser wegen eines Rockes, der doch niemals zustande kommen sollte, sich viermal zu ihm bemühte. Solche Eile war sonst nicht Bauernart und jedesmal hatte er so getan, als ob die Veronika nicht da wäre. Also war er wegen ihr gekommen.

An dem zweiten Abend begann er dann so beiläufig von seinem Hofe zu erzählen, was ein Bauer von seinem Besitz redet. Laubrecht hörte mit einer heimlichen Angst hin, er wartete auf eine Frage, aber er fürchtete umsonst.

Als Moser dann ging, fragte er draußen im Freien, wohin ihn der Schneider begleitet hatte:

„Eine Person braucht ich für meinen Hof. Weißt du keine, Laubrecht?"

„Es wird nicht wenige rundum geben, für die es eine Ehr ist, Hauserin beim Moser sein."

„Kannst du mir eine sagen?"

Laubrecht nannte ihm schnell hintereinander drei Keuschlertöchter, für die die Heimat zu eng zu werden drohte und die daran denken mußten, auszufliegen.

Moser verneinte ärgerlich: „Ich muß eine andere haben."

„Wie muß sie denn sein?"

Der andere antwortete nicht, aber Laubrecht kannte die Antwort trotzdem.

„Ich will mich beim Stergehen umschauen", sagt er dem Davonschreitenden nach. Er hörte dessen Schritte noch einige Zeit aus der Nacht herhallen.

„Zünd die Kerze an", forderte er von Veronika.

„Die Augen", sagte sie verwundert und erschrak.

Er schüttelte den Kopf: „Eigentlich soll man es gewohnt sein, in grelles Licht zu schauen."

Aber sie verstand ihn nicht.

Am blinden Morgen, als sich die Vögel eben erst leise regten, suchte Laubrecht seine Werkzeuge zusammen. Das Wichtigste waren die drei verschiedenen Scheren, die große für das Zuschneiden, die mittlere für das feinere Zurechtrichten und die kleine für die Knopflöcher.

Veronika hörte den Vater, der in dem Zimmer neben den Vögeln schlief, in der ungewohnten Frühe; sein Tagewerk reichte sonst nur vom ersten Licht bis zum letzten Licht. Sie trat voll Angst ein und fragte: „Bist du krank?"

„Nein, ich werde in die Ster gehen."

„Heute?"

„Ja, heute."

„Aber du bist niemals im März gegangen."

„Pfingsten fällt heuer früher und du weißt, wie die Leute bitten."

„Es ist im April auch noch Zeit."

„Ich habe es versprochen."

„Davon weiß ich nichts."
„Du warst nicht daheim."
„Du hast es mir auch nicht gesagt."
„Ich habe es vergessen."
„Ich mag aber nicht allein bleiben."
„Es ist ja nicht das erste Mal."
Und der Schneider füllte seinen Rucksack.
„Das Bügeleisen", erinnerte Veronika, die im Dämmern auf dem Tische herumtappte, um dem Vater zu helfen.
„Ich werde es heute nicht mitnehmen."
„Sonst hast du es aber immer mit."
„Ich werde heute nur zuschneiden und vielleicht früher heimkommen. Warum soll ich das schwere Eisen mittragen?"
Veronika sperrte die Türe hinter dem Vater zu. Sie nahm sich vor, heute niemandem zu öffnen, gleich darauf aber wunderte sie sich über sich selbst. Was war Merkwürdiges geschehen? Nichts. Der Vater war auch an anderen Morgen irgendwohin gegangen, ohne daß sie früher davon wußte. Aber etwas Geheimnisvolles, Unbequemes war doch da; sie konnte damit nicht fertig werden. Warum kam der Moser viermal hintereinander zu ihnen? Auch das stand gegen den Brauch. Alles hatte sie nicht gehört, was die beiden Männer miteinander sprachen. Und so begann sie aus ihrem untersten Herzen herauf eine Gefahr zu ahnen.

*

Laubrecht hatte manche verrückte Bücher gelesen, deren Sinn er nicht verstand. Es gab eine Zeit, da er alles an sich gerissen hatte, was nur gedruckt war. Da standen damals auf den Wochenmärkten Tische, über und über mit alten Büchern bedeckt. Und um wenige Kreuzer, über die auch der arme Gehilfe und später arme Soldat verfügen konnte, kaufte er sich die gelben, schimmeligen, muffigen Schriften. Und manchmal tauchte jetzt so aus der Tiefe herauf, gerade immer zur rechten Zeit, wenn er einen Rat oder einen Gedanken zu brauchen schien, etwas Erwachendes aus jenen Büchern.
Und so hörte er auch an diesem Morgen in seinem Kopfe eine sich erinnernde Stimme sagen, daß man einem Schicksal nicht ausweichen könne; und man müsse es nun glauben, ob man Christ oder Heide sei. Denn Gott sei allwissend und wisse daher auch jeden Anfang und jedes Ende voraus; damit mußte sich ein Christ zufriedengeben. Der Heide aber meinte, es sei ihm alles vorbestimmt.
Der Schneider Laubrecht dachte es natürlich mit anderen Gedanken, er ahnte jene Wissenschaft mehr, die er einmal nur halb verstanden und deshalb auch nur halb behalten hatte. Aber es genügte für eine traurige Unruhe und schmerzliche Hilflosigkeit.
Warum ging er dann da im Morgen, wenn es nicht nützen sollte? Noch vor zwei Tagen war alles schön und gut gewesen. Aber da kam ein Mensch viermal zum Haus und auf einmal war alles anders.
Er mußte plötzlich an seine Jugend denken.
Sie waren ihrer fünf Geschwister gewesen und die Eltern rackerten als arme, brave Leute. Der Vater zog als Glaserer im Lande umher und schnitt die neuen

Fensterscheiben ein. Am Rücken trug er den hölzernen Kasten. Unten ließen sich zwei kleine Laden aus- und einschieben, darüber standen in sicheren Klammern die großen Glasscheiben, in verschiedener Stärke und Farbe. Es war ein karges und mühsames Brot, um das er sich die Füße ablief, denn die Leute vernagelten die Fensterlöcher lieber mit Brettern oder wenn es im Hause selbst war, dann klebten sie ein festes Papier darüber. Lange blieb in der Familie alles unverrückbar, kein Übel reichte zu nahe heran; was da kam, waren kleine Krankheiten und vorübergehende Stockungen im Glasbedarf der Leute; dann aßen sie durch Wochen hin am Abend nur schwarzen Kaffee und gelben Türkensterz. Wie ein abwehrender Zaun stand ein freundliches Schicksal um die Familie. Aber dann in einem Fasching begann es. Ist nur einmal eine Latte an einer festgefügten Hürde oder ein Steinchen aus einer Mauer los, dann bedeutet es ein geheimes Zeichen, daß sie die Hand der Zerstörung berührte. Betrunkene Bauernburschen zerschlugen dem Glaserer mit Steinen seine Scheiben, als er sich von einem Wirtshaus entfernte. Käseweiß vor Zorn oder Schrecken stellte er den Kasten auf die Erde nieder und fiel daneben tot hin. Zu Ostern desselben Jahres erblindete der älteste Bruder beim Pöllerschießen, im Herbste starb eine Schwester an der Bräune und die Mutter, die sich bei den Bauern verdingen mußte, begann zu kranken. Also irgendeinmal hatte es angefangen, beinahe über Nacht. Und es mußte wohl so sein, daß sich die gute und die böse Zeit die Klinke gaben. Hatte es nicht auch in einem Buche gestanden, daß Tag und Nacht nicht jedes für sich allein erschaffen wären?

Es war eine seltsame Ster; er kehrte in drei Gemeinden in vielen Häusern ein. In jedem einzelnen sagte er, er sei nur zu einem flüchtigen Gruß gekommen; bis zum Mittag gab er an, er ginge irgendwohin zu einer Arbeit, am Nachmittag dann, er käme von ihr und wäre auf dem Heimwege. Überall hinterließ er die Botschaft, daß der junge Moser eine Wirtschafterin suche und daß im Dorfe die Rede gehe, er wolle sie zuerst erproben und dann heiraten.

Am Abend kehrte er todmüde und trotz allem unsicher zurück.

Als die erste Magd bei Thomas anklopft und nach einem Dienst fragte, dachte er darüber nicht weiter nach. Seine Not hatte sich eben herumgeredet. Die zweite dann war ein merkwürdiger, die dritte ein verdächtiger Zufall. Sie stammte aus einem anderen Dorfe und von ihr erfuhr er auch, wer ihm die Weibsleute zum Hofe schickte. Als noch vier andere kamen, innerhalb weniger Tage demnach nicht weniger als sieben, da kannte er den ganzen weiten Weg, den der Schneider gegangen war, um den Moser von seinem Hause abzuhalten. Er lachte die Anfragenden nacheinander aus, erlaubte sich mit der einen und der anderen in dem stillen Hause, von den Hoffnungen jeder Einzelnen unterstützt, mehr, als ihm selbst als Dienstgeber gebührt hätte, und freute sich in einer rohen Überlegenheit und Lust der unausgesprochenen Angst des Schneiders.

Nun fürchtete er ihn nicht mehr; er wollte sich noch an seiner Verlegenheit und Hilflosigkeit freuen und nicht eher vom Hause gehen, bis er seinen Wunsch gesagt hatte.

Laubrecht bügelte, als er kam, und sah von dem Tuch, das er unter dem Eisen hatte, nicht auf.

„Ich dank dir, Schneider", begann Moser.

„Ich wüßt nicht, für was."

„Daß du den weiten Weg für mich gemacht hast."
„Ich hab für dich keinen weiten Weg getan."
„Du hast eine Magd für mich gesucht."
Laubrecht schüttelte langsam den Kopf.
„So viel Zeit hätt ich nicht, für einen reichen Bauer nach Leuten zu suchen."
„Scheint aber doch."
„Was man halt so in der Ster redet."
„Du mußt auf vielen Höfen gewesen sein."
„Nicht mehr als auf zweien, aber du weißt es ja selber, die Leute gehen aus und ein."
„Hast es aber nicht getroffen. Keine von den Sieben hab ich zurückgehalten."
Laubrecht antwortete nicht, er bespritzte den Rock, den er bügelte, mit Wasser.
Und nun begann das Spiel zwischen der Schlange und der armen Maus.
„Jemand muß aber doch zum Haus", sagte Moser.
Laubrecht richtete den Schuber des Bügeleisens.
„Ich mein, daß der Hof nicht so bleiben kann."
„Du wirst es schon wissen, Moser. Warum sagst du es mir?" entgegnete ganz verschüchtert der Schneider.
„Weil du dich doch um meinen Hof so kümmerst, Schneider, daß du mir sieben Mägde schickst. Vielleicht wirst du auch noch eine achte wissen."
„Ich weiß keine mehr."
„Schneider, besinn dich doch."
„Ich weiß keine."
„Einer, der so viel in der Gegend herumkommt."
„Ich denk nicht, daß es mehr gibt, als sieben."
Thomas Moser sprach nun einige Sekunden lang nicht. Er sammelte Stille an, um mit dem, was er nun zu sagen gedachte, noch gewalttätiger zu wirken. Laubrecht wußte auch, was jetzt kommen würde. Seine Arme begannen zu zittern und er mußte innehalten.
„Wie wäre es mit deiner Veronika? fragte Moser.
„Sie ist noch zu jung", versuchte der Schneider so obenhin zu sagen.
„Es gibt jüngere Mägde."
„Sie ist noch ein Kind."
„Sie hat einen hellen Kopf."
„Aber schwache Hände."
„Ich brauche nur einen Kopf."
„Sie ist mir selber notwendig."
„Sie kann alle Tage zu dir herschauen."
„Das ist mir zu wenig. Wer soll mir die Wirtschaft führen?"
„Das Essen bekommst du von mir. Zwei Stunden im Tag soll sie dir aufräumen."
„Die Veronika hat die Arbeit noch nicht notwendig."
„Der Mensch muß sich frühzeitig daran gewöhnen."
„Solang ich arbeiten kann, soll sie sich nicht plagen müssen. Sie ist schwach wie ihre Mutter."
„Sie braucht Bauernkost."

„Aber sie ist nicht für Bauernarbeit."
„Sie könnt vielleicht ihr Glück machen."
„Mein lieber Moser, es kommt alles, wie es kommen muß."
Der Bauer rückte die Achseln und ging.

*

Längs der Gewässer macht sich der Frühling zuerst bemerkbar. Er greift in die Zweige der Weiden, berührt sie leise und sie stäuben. Es gibt Bauernsagen, die erzählen, daß in den Märznächten ein geheimnisvolles Schiff auf jedem rinnenden Wasser hinschwimme. Veronika Laubrecht kannte dieses Märchen vielleicht nicht aber ihr Blut ahnte es, denn sie ging am Ufer des Flusses ohne daß sie der Vater hingeschickt, ohne daß sie dort für sich etwas zu holen hatte. Sie sah auch, was den meisten Menschen entgeht, schon gar den Bauern, die für Selbstverständlichkeiten und natürlich wiederkehrende Ereignisse keine wachen Augen besitzen. Sie sah, wie sich das erste, zarte Grün ankündigte. Sie hätte wohl auch die Vögel gehört, die in ihrem Bereiche sangen, aber der Fluß rauschte zu laut. Er führte hellbraunes Schmelzwasser und in seinen ungestümen Wellen ging der wilde Bergfrühling landauswärts. Veronika Laubrecht hatte niemals die hohen Berge gesehen, aus denen die Gewässer kamen, und sie fühlte nun auf einmal Sehnsucht nach den Quellen, von denen sie wußte, daß sie dort lägen, wo keine Menschen wohnten und wohin vielleicht auch noch niemals ein Fuß getreten war. Für sie blieb es das Sonderbare, und jetzt an dem Wasserbrausen, in dem sich der Klang und Lärm aller Strecken mengte, die der Fluß durchmaß, dachte sie wieder daran.

Thomas Moser, der oftmals das Haus des Schneiders von weitem umlauert hatte und seine scharfen Augen wandern ließ, weil er das Mädchen allein antreffen wollte, kam ihm am Flußufer mit raschen Schritten nach. Er wollte sie anfänglich umbiegen und ihr begegnen, aber sie konnte ihm vielleicht ausweichen. Der feine Sand aber saugte den Laut seines Schrittes völlig in sich. Auf einmal hörte sie hinter sich seine Stimme. Sie erschrak sehr, und er bemerkte es, weil sie ihre Schultern zuckend hob, als müsse sie den Kopf irgendwie verstecken.

„Du mußt dich nicht fürchten, Veronika."
„Ich fürcht mich ja nicht."
„Was tust du denn da am Fluß?"
„Ich hör das Wasser gern."
„So." Er lächelte.
„Der Lehrer, der schon gestorben ist, hat uns in der Schule einmal gesagt, daß im Frühling jedes Ding singt, man muß nur die Ohren dafür haben."
„Und das hast du geglaubt?"
„Der Vater sagt es auch."
„Das ist ja alles Unsinn."
„Du hast halt die Ohren nicht, Moser."
„Schau nur, wie groß sie mir gewachsen sind."
„Ich hör aber den Frühling", sagte sie trotzig.
„Dann sei froh. Ich hör nur die Tanzmusik."

Sie sah ihn neugierig an. Es war ein Blick, der bei Wissenden oder Bewußten das Bedauern einschließt.

„Jetzt hast du ein Grausen vor mir, gelt?"
Sie schüttelte den Kopf, aber ein seltsam unbequemes Gefühl regte sich doch in ihr.
„Hast du schon Tanzmusik gehört?" fragte er.
„Ja."
„Und es hat dich nicht zum Tanzen getrieben?"
„Nein."
„Deine Zeit ist noch nicht da."
„Der Vater sagt immer, die Welt tanzt auf dem hohlen Kopf."
„Dein Vater kann gut nähen und bügeln, aber vom Tanzen versteht er nichts."
„Er hat viel getanzt, als er jung war."
Veronika Laubrecht war einmal in der Türe eines Gastzimmers gestanden, aus dem sie die Tische fortgeräumt hatten. Und da schaute sie in den heißen Dampf, aber der Vater zog sie bald an der Hand fort. Alles das, was der junge Moser von Lust, Vergnügen, Austoben sagte, bedeutete ihr keine Verlockung. Da zuckte Thomas Moser abermals ratlos und verächtlich die Achseln.

*

Es kamen Tage, an denen die Kämme der südlichen Berge verhüllt waren von grauen und grauvioletten Wolkenbauschen. Die Luft war trunken von einer traurigen Klarheit. Es schien kein Geheimnis zu geben, alles war offenbar. Hoch oben gingen die Wolken unablässig nach Norden, ohne daß sich herunten in den irdischen Tiefen die Türkenkolben regten, die an den Bauerhäusern am hölzernen Gang oder an der Giebelwand in breiter, leuchtend gelber Fläche hingen, ohne daß die letzten welken, braunen Blätter, die der Herbst nicht von den Bäumen geweht und der Frost nicht abgefroren hatte, unter einem Hauche gezittert hätten. Manchmal nur schien es, als senke sich aus der Luft in jähem Gefälle ein Strom nieder; der heulte dann in anschwellendem Ton über Dörfer, Wälder und Felder hin, verklang, schwoll neuerlich an und stieg wieder in die Höhen empor, wo er sich mit allen anderen Strömen vereinigte. Tag und Nacht zog der Föhn, und das Vieh in den Ställen war unruhig. In der Nähe des Hofes blieb das Scheuern und Klirren der Ketten beständig hörbar, die heiseren Hunde beruhigten sich überhaupt nicht mehr.
Thomas Moser ging mit übler Laune und schwerem Kopf auf die Äcker. Der neue Knecht hatte einen Tag lang gepflügt, aber die Pflugsterzen zu wenig stark angedrückt; so war die aufgeworfene Scholle zu seicht geworden. Schelten durfte er noch nicht mit ihm, sonst verließ er ihn wohl in derselben Stunde. Die Len lag an der Lungenentzündung, und der Nachbar wollte ihr die junge Magd nicht länger zur Pflege lassen. Dem Moser sagte er, er wisse selber, wie das Frühjahr Hände brauche, seinen eigenen Leuten schimpfte er hinter dem Rücken des Moser vor, daß er ihm nicht sparen und geizig sein helfen wollte. Das alles bereitete ihm einen schweren Kopf.
Und dann sott in seinem Blute immer auch der eine Gedanke von der Veronika Laubrecht. Vielleicht aus einer Einbildung geworden, aber jetzt durch mancherlei zufälliges und bewußtes Zutun gewachsen. Er fühlte Widerstände, nun wollte er erst recht, und er dachte darüber nach, wie er den heimlichen Kampf mit dem Schneider weiter führen sollte.

Er dachte an die Veronika und er sah sie am Zaune lehnen und längs des Ufers gehen.

Es würde auf dem Hofe heimeliger sein, wenn ein anderer junger Mensch unter dem Dache wohnte. Und die Veronika würde die zierlichste Magd unter allen anderen im weiteren Umkreis werden. War sie damals nicht auf dem Kirchgange gewesen? Ganz gewiß, denn der Schneider war ein frommer Mann; so war sie seinen Augen entgangen. Oder aber er hatte sie gesehen und mit den übrigen achtlos vorübergehen lassen. Warum aber gefiel sie nun auf einmal seinen Augen?

Er ließ ärgerlich von den Gedanken, es war nicht seine Art, so lange Reihen zu bilden und sich nach etwas Vergangenem zu fragen.

Was stark war, war dumpf. Es drängte in ihm und verursachte ihm Unbehagen, es ließ sich nicht fassen und nicht ausdrücken. Die Unruhe des Märzen. Alljährlich zur Zeit des Föhns, wenn sich das Frühjahr ankündigte, dann griff es nach den Menschen. Mißmut und Müdigkeit kamen aus der giftigen Luft. Und auch die dummen Gedanken.

*

Drei Tage schlich er so herum, unfähig, sich selbst etwas abzuzwingen, das er bei sich unabänderlich beschlossen hatte, weil es aus einer dunklen Tiefe herauf gewollt wurde. Dann kam plötzlich gegen den Abend hin eine Erleichterung über ihn, nicht allein deshalb, weil der Doktor gesagt hatte, daß die Len nicht sterben werde. Gewiß, es machte ihn froh, denn die alte Magd konnte er brauchen, ihr Tod wäre ihm so nahe gegangen, als wäre eine Kuh umgestanden. Nein, seine Leichtigkeit kam daher, weil von ihm etwas Beschwerendes abgefallen war. Nun wollte er nicht mehr zögern, sondern zu dem Schneider gehen und ihn wegen der Veronika bedrängen. Er wunderte sich über sich selber, daß er drei Tage hatte vergehen lassen.

Der Schneider schien ihm heiter und beweglicher als sonst. Die anderen Male hatte Moser eine leichte Befangenheit des Alten gefühlt. Diesmal pfiff er mit einem Vogel ein Zwiegespräch. Diese fröhliche Sicherheit bedrückte den Bauer und hinderte ihn, gleich von dem Mädchen zu beginnen, wie es seine Absicht gewesen war.

„Die Vögel kennen dich?“ fragte er.

„Sie kennen mich alle und ich rede mit ihnen.“

Moser konnte darauf nichts antworten.

„Ich möchte gern ihre Sprache verstehen, aber das wird einem Menschen natürlich nie möglich sein. Der da, mit dem ich mich jetzt unterhalte, möchte mich wahrscheinlich lehren, er pfeift immer dasselbe, ich pfeife immer verschieden zurück, aber es ist ihm natürlich nicht recht.“

Moser sah sich in dem Raume um, es war ihm beinahe unheimlich zumute. Er kannte die Handwerker zu wenig, vor allem die, die den Kopf jahraus jahrein über eine Arbeit gebeugt halten müssen, um zu wissen, daß sie alle seltsame Sinnierer seien, vor denen man manchmal verwunderte Augen machen müsse.

„Wo ist denn die Veronika?“ fragte Moser nach einiger Zeit.

„In der Stadt.“

„Wann kommt sie zurück?“

„Gar nicht mehr.“

„Sie muß doch kommen."

„Sie ist bei einem Verwandten. Sie hat einen guten Kopf und wird noch etwas lernen."

Das Blut stieg dem Moser in den Kopf.

„Du hast sie in der Stadt in den Dienst gegeben?"

„Und wenn?"

„Dort ist sie also nicht zu schwach und nicht zu jung?"

„Sie muß Welt und Menschen probieren."

„Auf meinem Hof wäre sie aus der Welt gewesen."

Laubrecht zuckte die Achseln. Moser stieß einen Fluch aus.

„Ich bin dir nichts schuldig", sagte der Schneider.

„Die Leute sollen in der Gemeinde bleiben."

„Wo steht denn das geschrieben?"

„Das ist so Brauch."

„Für die anderen, gewöhnlichen Leute vielleicht; die Bauern werden wenig nach diesem Brauch fragen."

Thomas Moser saß einige Zeit in einer verbissenen Stummheit. Finster schaute er auf die Vogelbauer, in denen die lebendigen Tiere flatterten und zirpten. Dann erhob er sich mit einem jähen Ruck, so daß das Holz in Wänden und Decke krachte.

„Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren", sagte er. Draußen hörte er, wie Laubrecht wieder mit seinem Vogel zu pfeifen anfing.

*

Zweimal sieben Tage trug Moser seinen heimlichen Zorn mit sich herum, ohne daß er seiner ledig werden konnte. Die Wolken über den Bergen waren dunkler geworden und ihre Jagd gegen den Norden noch hetzender. Es war so lau, daß die Knospen der Obstbäume aufbrachen und der Saft hinter den Rinden zu strömen begann, zwar wohl noch träge, aber doch in Verheißung.

In einer Abenddämmerung rief Moser den Knecht zu sich und sagte ihm: „Wir wollen heute das Geschirr beim Reutter holen. Ich werde vorausgehen und beim Schneider zukehren; ich brauche einen Rock. Nach einer halben Stunde kommst du und schlägst auf die Haustür. Der Schneider sperrt sie jedesmal ab; reiße nur fest an der Klinke. Geh dann voraus zum Reutter, ich komm dir gleich nach."

Moser ging in den Abend, der nach Regen roch.

Laubrecht wollte sich zuerst lange nicht melden, aber der Bauer ließ nicht ab, an der Türe zu rütteln. Kleine morsche Schindelteilchen rieselten vom Dache nieder. Moser wußte, daß der Alte im Finstern sitze und hämmerte auch an die Fenster.

„Ich bin es, Laubrecht, der Moser."

Endlich öffnete ihm stumm der Schneider.

„Du sollst nicht schimpfen, Laubrecht; Bauersleute können erst am Abend kommen. Der März läßt dich nicht einmal aus deinem Garten, mich noch weniger vom Acker."

„Ich denke, wir haben ausgeredet", sagte der Schneider.

„Wegen der Veronika ja. Aber ich brauche jetzt noch den Rock.“

Laubrecht entzündete die Kerze und stellte sie auf das Fensterbrett, denn das Bett, das davor stand und das durch eine aufklappbare hölzerne Verschalung als Arbeitstisch benützt wurde, war abgedeckt.

Laubrecht breitete darauf die Musterkarte aus.

Moser rieb die Stoffflecke zwischen Zeigefinger und Daumen. Auf einmal richtete er sich auf.

„Du hast recht, Laubrecht, daß du dich einsperrst.“

Der Schneider zuckte die Achseln: „Es ist Abend und ich bin allein.“

„Es gehen schlechte Leute um. Bei mir sind gestern zwei Kühe ausgemolken gewesen und von der Tenne war Heu verstreut.“

„Es wir dich nicht arm machen.“

„Nicht deswegen, aber man muß wissen, daß Stürzler in der Gemeinde sind.“

Dann beugte er sich wieder zu den Mustern nieder.

Als der Schneider die Bestellung in das Notizbuch schrieb, zuckte er plötzlich zusammen. An der Klinke des Haustores riß eine ungestüme Hand. Moser faßte das Handgelenk des Schneiders und horchte in die Nacht.

„Still“, sagte er, „die Stürzler wissen, daß du allein bist.“

Das Schlagen und Rütteln an der Türe wiederholte sich noch einige Male, dann blieb alles still.

„Sie probieren“, flüsterte Moser. „Sie werden vielleicht wiederkommen.“

Aber nichts regte sich, nur der Wind war gewachsen und das Dach knisterte unter dem Andruck seines Wehens.

„Vielleicht melken sie deine Ziege oder stehlen dir Holz“, sprach Moser. „Komm, wir wollen sie verjagen.“

Sie gingen auf leisen Sohlen in die Flur. Draußen erinnerte sich Moser: „Ich habe meinen Stock im Zimmer gelassen. Sperr ganz leise die Haustüre auf.“

Der Bauer aber ging in die Stube und stellte den Leuchter mit der Kerze so an den Fensterbrettrand, daß die Hälfte des unteren Blechkreises darüber ragte. Dann klemmte er sich in einen Winkel hinter den Ofen und schon nach wenigen Augenblicken rief er nach dem Schneider: „Der Stock ist nicht da.“

Laubrecht zeigte stumm in die Ecke neben der Türe. Sie gingen wieder gemeinsam hinaus. In der Flur stieß Moser an eine Wand und das ganze Haus zitterte.

„Bei dir muß man sich halb erschlagen“, schimpfte er.

Sie gingen um das Haus und der Bauer stolperte in der Nähe eines Fensters und schlug schwer gegen das Haus.

Sie fanden nirgends die Spur eines verdächtigen Menschen. Die Ziege atmete ihnen ihren feuchten Dampf entgegen; die Schlösser waren nicht berührt worden. Laubrecht horchte in den Wind.

„Geht da nicht ein Schritt?“ vermutete er leise.

„Ich höre niemand.“

Sie dehnten noch einige weitere Kreise um das Haus. Auf einmal schrie Laubrecht auf. Es war der Ton eines verwundeten Tieres.

„Teufel, es brennt“, keuchte Moser.

Die Flammen schlugen aus dem Schneiderhause. Das Holz, gedörrt in Jahrzehnten, brannte und krachte wie Pulver. Und der Wind blies seinen an-

fachenden Atem hinein. Ein Strahl Feuer zuckte aus dem Dache hinaus. An den Kampf gegen das Unglück dachte keiner, denn der Brunnen war alt und lahm, ein anderes Wasser aber lag nicht in der Nähe.

Moser sah den hinstürmenden Schneider und schrie: „Geh nicht hinein". Laubrecht aber stürzte durch den Rauch in das Haus. Der Bauer ließ die Ziege aus dem Stall und lärmte in die Nacht hinein: „Feuer! Feuer!"

Aus dem Hause wankte der Schneider und brach auf die Erde hin. Es klirrte hell durcheinander, als er in die Knie sank. Alle Vogelbauer, die er zusammengerafft hatte, fielen nieder, Moser suchte die verstreuten zusammen und stellte sie abseits.

Die Glocken des Dorfes fingen an zu läuten.

Leute kamen gelaufen. Sie standen, tief nach Atem ringend, vor dem niederbrennenden, bald in sich sinkenden Hause und ihre Gesichter waren von einem wilden Rot beschienen.

„Es müssen Stürzler gewesen sein", sagte immer wieder Thomas Moser und zuckte die Achseln. Laubrecht kam zu Bewußtsein und starrte wie versteinert in seinen Untergang.

„Du ziehst zu mir, Schneider", sagte der Bauer. „Eigentlich bin ich schuld an dem Unglück."

Die einzige bewußte Handlung des stummen Laubrecht war, daß er seine Vogelbauer behutsam aufnahm, dann ließ er sich von einem Schwarm Menschen, an deren Gesichter er sich später nicht erinnern konnte, abdrängen.

Bei den schwelenden Balken blieb nur eine Feuerwache und das Grauen der Nacht zurück.

*

In der Stube, in die ihn der Bauer gebracht hatte, lag er nun angekleidet auf dem Bette und überdachte die schreckliche Nacht. Dabei besann er sich, daß der Moser seit einiger Zeit sein Unheil sei. War ihm vielleicht dieser Mensch geschickt, daß er geprüft werde? Aus der Bibel und auch aus anderen Büchern wußte er, daß sich das Schicksal solcher Zwischenträger bediente. Alle gewaltsamen Veränderungen hatte der junge Bauer verursacht oder er war wenigstens zugegen gewesen. Man sollte ihn fliehen, aber dann fiel dem Schneider schwer auf die Seele, wo er eine vorübergehende Heimat finden würde. Er war klug und kannte die Menschen und den Geiz der Bauern, von denen ihn jeder einige Tage lang bei sich dulden wollte, bis die Fetze ndes Hofes geflickt waren, um ihn dann als Umsonstfresser irgendwie los zu werden. Hier aber konnte er bleiben, denn der Moser glaubte sich halb schuldig. Und die Veronika blieb ruhig, wenn sie wußte, daß über dem Kopfe des Vaters ein sicheres Dach war.

Er wendete den schmerzenden Kopf gegen das Fenster. Die Nacht lichtete sich und er sah im Ungewissen die schwachen Schatten der übereinandergestellten Vogelbauer auf dem Fensterbrett. Die allein hatte er sich von seinem alten Leben gerettet. Nun würden sich die Vögel bald zu regen beginnen; auch an dem fremden Orte würden sie dem Morgen entgegensingen. Ihr Gott war keine Heimat, waren nur Licht und Wärme.

Aber sie schwiegen, sie regten sich nicht und sangen nicht, als sie längst lebendig hätten sein müssen. Laubrecht, so zerschlagen und krank er war, sprang plötzlich

zum Fenster hin und sah die kleinen Tiere auf dem Boden der Käfige liegen, alle gleichmäßig vom schwarzen Rauche gebeizt. Der Schneider starrte auf den seltsamen, kleinen Friedhof nieder und seine Hände streiften längs der dünnen Gitterstäbe hin, die nur einen trockenen Ton hören ließen, als wären sie eine vor Schmerz verstummte Harfe. Es schien ihm beinahe natürlich, daß ihm auch die kleinen Freunde gestorben waren.

Aber da atmete eines der kleinen Geschöpfe noch. Von Zeit zu Zeit lief ein Zucken durch das Körperchen, dann sperrte es seinen Schnabel weit auf, als müßte es seinen Ruf ausstoßen. Laubrecht nahm den Vogel in seine Hände, erkannte ihn auch unter dem berußten Kleide. Es war ein zarter, kleiner, quecksilberner Grünling, ein Hanswurst, der das Konzert seiner Brüder oft respektlos überschrie. Hier lagen nun die Lauten und die Stillen alle gleich starr und nur der kleine, freche Eigenbrödler hatte für sich wieder eine Ausnahme.

Für den Vogel strömte in die kalten Hände des Schneiders die Wärme aus dem Herzen. Und als der neue Tag endlich geworden war, saß der schwarzgraue Grünling wieder auf einer Stange, wohl noch in sich geduckt und geängstigt, aber doch lebend.

*

An diesem Vormittag kam der Bauer auf das Feld hinaus, wo der Knecht eggte. Sie waren allein unter einem hohen Himmel, Moser brauchte sich nicht umzusehen, ob jemand käme, der ihn hören konnte.

„Du bist an dem Feuer schuld", sagte der Bauer zu dem Knecht.

„Ich?" erschrak der andere.

„Du. Weißt du, was die Leute reden?"

„Nein."

„Sie sagen, daß die Stürzler an der Türe der Keusche gerissen haben, als ich bei dem Schneider war."

„Ihr habt es mir ja geheißen."

„Ich habe es dir geheißen, aber ich habe es nicht gewußt, daß es der Schneider nicht glauben werde. Er meinte, es seien die Stürzler; wir gingen ins Freie und während der Zeit kam das Feuer aus."

„Da war ich schon auf dem Weg zum Reutter."

„Bist du bis zu dem Hof gekommen?"

„Ich kehrte früher um; ich sah das Feuer."

„Dann reden wir nicht, daß du geklopft hast. Du kennst die Leute."

Der Knecht nickte und war froh, daß er einem so klugen Bauer diente.

An demselben Mittag, als Moser von den Feldern zurückkam, wo er die Saat geworfen hatte, kam ihm Laubrecht ein Stück Weges entgegen. Er ging langsam und barhäuptig und sein Gesicht war gelb.

„Ein harter Schlag", sagte Moser.

Der Schneider zuckte die Achseln. „Ich werde halt wieder von vorn anfangen."

„Glück sollst du haben."

„Zuerst brauch ich jetzt etwas anderes, Moser, und dich tät ich darum bitten."

„Was?"

„Geld für Nadeln, Scheren, Bügeleisen, Zwirn, Knöpfe und solches Schneiderzeug."

„Ich werde es dir geben."

Am nächsten Tag kam er in der Abenddämmerung aus der Stadt zurück. In einem neuen Rucksack trug er seine neue Werkstatt. Veronika hatte viel geweint, als er erzählte, wie das Häuslein in Rauch und Feuer zerging und die armen, kleinen Sänger erstickten.

(Schluß folgt)

Goethe im Orient

Von

Otto von Glasenapp

I

Goethe und die türkische Zensur

Der unserem Vaterlande durch ein furchtbares Unglück allzufrüh entrissene Karl Helfferich war bekanntlich im Jahre 1906 als Direktor der Anatolischen Bahn nach Konstantinopel berufen, wo er verblieb, bis er 1908 in die Direktion der Deutschen Bank eintrat. In diese Zeit seines Konstantinopeler Aufenthalts fällt folgende kleine Episode, die er mir selbst erzählt hat.

Während des Jahres 1907 war die schöne, von Eduard von der Hellen herausgegebene Cottasche Jubiläumsausgabe der Werke Goethes zum Abschluß gelangt. Helfferich, der zu den besonderen Verehrern Goethes gehörte, beschloß, sich mit dieser Ausgabe selbst eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Er bestellte das Werk, das dann auch rechtzeitig in Konstantinopel eintraf. Sobald er von der Ankunft Kenntnis erhalten hatte, schickte er nach der Douane, um die Bücherkiste abholen zu lassen. Sie war soeben geöffnet und geprüft worden. Der Inhalt wurde ihm ausgehändigt, jedoch mit Ausnahme eines — des 15. — Bandes, der mit dem Bemerken zurückbehalten wurde, daß er in der Türkei verboten sei.

Das Verbot ist begreiflich. Der Band enthält die Übersetzung von Voltaires „Mahomet". Voltaire stellt seiner ganzen Weltanschauung entsprechend Mahomet als einen Betrüger dar, der seine Gegner schließlich mit List und Gewalt überwindet. Das Werk Voltaires wurde erklärlicherweise in der Türkei verboten, und dieses Verbot mußte das Verbot der Goetheschen Übersetzung nach sich ziehen. Ob das Verbot jetzt noch besteht, vermag ich nicht zu sagen.

Helfferich, der vermöge seiner Stellung sich sehr guter Beziehungen zur türkischen Regierung erfreute, versuchte vergeblich, die Freigabe des Bandes zu erlangen. Er half sich schließlich, indem er sich den Band durch die Post aus Deutschland nachschicken ließ. Da die Postsendungen der Zollprüfung nicht unterlagen, kam das Buch ungefährdet in seine Hände.

II

Eine Botschaft des Ostens

Einer der bedeutendsten Dichter Indiens ist Mohammed Ikbâl. Er wurde im Jahre 1876 zu Sialkot (im Pandschâb) geboren. Er entstammt einer Hindufamilie, die vor einigen Generationen zum Islam übergetreten war. Seine Eltern gehörten

dem geachteten Mittelstande an. Die westliche Kultur hat er in sich aufgenommen. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Europa. In Cambridge legte er die vorgeschriebenen juristischen Examina ab. In München erwarb er sich mit einer Arbeit über persische Philosophie den philosophischen Doktorgrad. Dann kehrte er nach Indien zurück, wo er zurzeit als Rechtsanwalt in Lâhor lebt. Kürzlich wurde ihm von der englischen Regierung die Ritterwürde verliehen.

Er hat seine zahlreichen Gedichte teils in persischer Sprache, teils in Urdû, dem von den Mohammedanern gebrauchten „Hindi"-Dialekt, geschrieben. Sein jüngstes, dem Emir von Afghanistan gewidmetes Werk, führt den Titel: „Payâm-i-mastrik", d. h. „Die Botschaft des Ostens". Nach Ikbâls eigenen Worten soll es eine Art Erwiderung auf Goethes Westöstlichen Divan sein. Es wird eingeleitet durch ein auf Goethe bezügliches Gedicht, das für weitere Kreise von Interesse sein dürfte. Der Gedankengang des Gedichtes, das an mehreren Stellen eine gewisse Dunkelheit und Verschwommenheit zeigt, läßt sich kurz dahin zusammenfassen:

Der Dichter beginnt mit sich selbst. In den einleitenden Versen bekennt er, daß die Flamme der Begeisterung sich in ihm entzündet habe, sobald er zur Erkenntnis gelangt sei. Ein resignierter dumpfer Unterton sei seinem Gesange eigen, die Liebe habe er immer stärker und lebendiger empfunden. Dann wendet er sich zu Goethe, dem Großen, Erhabenen, Königlichen, der dem Osten einen Gruß aus dem Westen gesandt habe, welchen er nun beantworte. Er vergleicht sich mit Goethe, dem gegenüber er durchaus zurücktrete. Jener sei eine Perle, welche die umschließende Muschel gesprengt habe und das Weltmeer erleuchte. Er selbst sei in der Muschel verborgen geblieben. Auch in seinem eigenen Volke habe er keinen rechten Anklang gefunden, seit sein Lied den großen, ihn bewegenden nationalen und Glaubensfragen gelte. Ja, man habe ihm vorgeworfen, er suche aus seiner Kunst Gewinn zu ziehen. Mit dem Hinweis darauf, daß ihm die verdiente Anerkennung nicht zuteil geworden sei, schließt er.

Zur näheren Erläuterung der beiden ersten und der sieben letzten Strophen darf ich noch bemerken, daß Ikbâl in einer Reihe eindrucksvoller Gedichte die politische Ohnmacht und die religiöse Zerrissenheit seines Vaterlandes beklagt, so in dem Liede „Indien ist das Land der Länder", das mit den Worten schließt:

.... „Wir haben keinen Freund auf Erden weit und breit,
Einsam tragen wir im Herzen unser tiefes Herzeleid",

so in der „Klage eines Vogels im Käfig", die mit den Versen beginnt:

„Tief in mir Erinnerungen an vergangne Zeiten klingen,
Die ich konnte frei im Garten und im eignen Nest verbringen",

so in „Sizilien":

„Weint ihr Augen blut'ge Tränen, wie sie euch noch nie entflossen,
Seht das Grab, das der Araber Glanz und Reichtum hielt umschlossen",

so vor allem in dem Ghasel „Bild des Schmerzes", wo es heißt:

„Glaubensfeindschaft wohnt in meinem Volke, um sie zu vernichten
Wie der Sturm bin ich berufen und gesandt — das ist mein Streben!
Die zerstreuten Perlen will ich reih'n auf einer Schnur zum Kranze,
Sei auch noch so schwer zu knüpfen solch ein Band — das ist mein Streben!

Wenn der Islam heute fordert Bruderzwist, will ich nicht rasten,
Bis der Moslem sich vom Islam abgewandt — das ist mein Streben [1])

Ich lasse nun das Gedicht selbst folgen. Die Nachbildung schließt sich im Rhythmus und Reim dem Original an.

Goethe

Als ich aus des Dunkels Tiefe bin zum Lichte aufgewacht,
Wurde eine helle Flamme mir im Innersten entfacht.

Dumpfes Stöhnen in der Stimme mir von jeher eigen war,
Und die Liebe ist gewachsen mir im Herzen Jahr für Jahr.

Er, der große deutsche Dichter, der des Westens Meister hieß,
War von Persiens Kunst begeistert, unsern Stil er rühmend pries.

Der Geliebten holde Bilder zeichnet seine Künstlerhand,
Aus dem Westen an den Osten hat er einen Gruß gesandt.

Ihm antwortend hab' ich Botschaft aus dem Osten nun gebracht,
Einen Mondschein ausgegossen hab' ich auf des Westens Nacht.

Mich erkennend darf ich sagen: nicht zum Hochmut neigt mein Sinn,
Und so will ich denn verkünden, was er war und was ich bin.

Aus des Westens Jugend stieg er glänzend auf in Blitzesschein,
Ich kann aus dem Hauche alter Meister nur ein Funke sein.

Er entstand und ist erwachsen auf der schönsten Blütenflur,
In dem dürren Wüstensande bin ich aufgewachsen nur.

Er singt wie im Paradiese eine süße Nachtigall,
Wie die Schelle auf der Eb'ne tönet meiner Stimme Schall

Aufgeschlagen vor uns beiden lag der Schöpfung ew'ges Buch,
An die Sterblichen des Lebens Botschaft von uns jeder trug.

Beide gleichen wir zwei Dolchen, spiegelnd hell in Farbenglut,
Seiner ist gezückt und funkelt, meiner in der Scheide ruht.

Alle beide sind wir schönen, glänzend hellen Perlen gleich,
Die geboren in des Meeres weitem, uferlosem Reich.

Er bewegte und erregte kühn das Meer, das ihn umspannt,
Bis durch seine Kraft zerrissen ward der Perlenmuschel Rand.

Aber ich, in der Umarmung meiner Muschel tief versteckt,
Bleibe in des Meeres Herzen unbekannt und unentdeckt.

Die Geliebte ist geschieden von mir ohne Wiederkehr
Und vom Wein, den ich verschenke, blieb der Becher immer leer.

Goethe, dem Erhab'nen, Großen, Königlichen gilt mein Gruß
Und bewundernd leg' ich eine Krone unter seinen Fuß.

---

1) Die Gedichte sind enthalten in meinem kürzlich erschienenen Buche „Indische Gedichte aus vier Jahrtausenden in deutscher Nachbildung". Berlin, G. Grothe.

Aber was wird er verlangen, eh' er selbst mir reicht den Kranz?
Dichterische Reize fordern wird er, Glut und Farbenglanz.

Ach, er kennt ja nicht die Ruhelosigkeit, die mich erfüllt,
Denn er sieht, was offenbar ist und nicht sieht er, was verhüllt.

Eine hohe, reine Liebe, immer mehr durchdrang sie mich,
Und das Reisig hat an ihrem Feuer dann entzündet sich.

Denn seit über Volk und Glauben ich die Wahrheit klar erkannt,
Habe von den andern Bildern ich mein Auge abgewandt.

Die Gedanken färbten mir der Rose Blatt, — daß ihr es wißt! —
Meine Strophe nur ein Tropfen meines eignen Blutes ist.

Glaubet nicht, Ihr meine Leser, was ich rede sei ein Wahn,
In dem ganz vollkommen Wahne liegt Vernunft, o denket dran!

Kapital herauszuschlagen aus der Kunst warf man mir vor,
Und es hat geschmäht in Indien mich des Volkes lauter Chor.

Nicht den Tulpen, nicht den Rosen tönt mein Sang und klingt mein Reim,
Bin ein Vogel, der im eignen Rosengarten nicht daheim.

Da der Himmel die Gemeinen und die Niedrigen beschützt,
Weh' dem Manne, der Begabung, diesen Edelstein, besitzt.

Zu Thomas Manns 50. Geburtstag

Von

Hans Brandenburg

Thomas Mann ist kein Freund der „großen Wörter", der festlichen Deklamation, der bengalischen Beleuchtung. Er wird sich an seinem 50. Geburtstag nicht als „Jubilar" fühlen und als solcher gefeiert werden wollen. Auch bedarf es in diesem Falle glücklicherweise einmal eines solchen Anlasses nicht, um für einen Verkannten eine Lanze zu brechen oder auf einen noch zu wenig nach Gebühr Geschätzten hinzuweisen. Denn Thomas Mann gilt mit Recht und fast unumstritten als einer der ersten Repräsentanten unseres modernen Schrifttums. Und er vertritt uns vor uns selber und vor dem Auslande durch Eigenschaften, die man nicht allzuhäufig bei unseren Dichtern und Schriftstellern findet: durch Witz und Geist, durch Schärfe und Anmut einer höchst gepflegten Prosa, durch gesellschaftlichen Rang und einen äußeren und inneren Wohlstand, der mit der hohen Verantwortung von Bildung, Kenntnis und Erkenntnis getragen und mit Strenge und Kampf gefestigt und behauptet ist. So gibt es über ihn auch schon eine ganze Literatur, die wir kaum bereichern geschweige übertreffen zu können uns anmaßen wollen, und sein schwieriger und komplizierter Typus wird von ihm selbst immer wieder in Spiegeln gesehen, die schärfer geschliffen sind, als es die

unsrigen sein könnten. Er steht ja außerdem erst in einem Alter, das noch kein Abschluß sein soll, sondern Fülle der Jahre, schöne Mitte, sommerliche Reife, und wenn wir, wie so oft, das Bekenntnis eines seiner dichterischen Helden, ebenfalls eines Fünfzigers, als Selbstbekenntnis nehmen dürfen, so will er alt werden, um auf allen Lebensstufen charakteristisch fruchtbar zu sein. Immerhin ist nun eine Stufe erreicht, auf der sich ein Rückblick ziemt. Nichts weiter als ein solcher Rückblick sei dies bescheidene Festblatt, und zwar ein kritischer, wie es mir, auch an an einem Festtage, durchaus im Sinne Manns, dieses leidenschaftlichen Liebhabers der Kritik, zu liegen scheint.

Er hat in der frühesten und berühmtesten seiner umfangreicheren Novellen, in „Tonio Kröger", mit den Linien einer zarten Silberstiftzeichnung den Umriß seines ganzen menschlichen und literarischen Wesens und Schicksals vorweggenommen. Der in die Kunst verirrte Bürger oder, umgekehrt gesehen, der Künstler mit — bürgerlich gesprochen — schlechtem Gewissen ist in keiner der beiden Welten zu Hause, weder in der nordisch-hanseatischen Kaufmannsstadt seiner Herkunft noch in der südlichen Kunststadt seiner Wahl. Unvergleichlich fein und gleichnishaft erstehen hier diese beide Welten, von ganz wenigen, aber beziehungstiefen und symmetrisch einander gegenübergestellten Figuren belebt, bis dem Einsamen aus doppeltem Blute, der zwischen ihnen schwebt, das Wiedersehen von Vaterstadt und Meer die schöpferische Versöhnung bringt, das ahnungsvolle Aufklingen einer noch ungeborenen Gestaltenwelt, einer künstlerisch gesehenen Bürgerwelt, der seine neidvoll-sehnsüchtige und schmerzliche Liebe gilt.

Das ist genau die Konstellation, aus der das Werk hervorging, das Manns Ruhm begründete und vor allen anderen mit seinem Namen verknüpft ist, sein eigentliches Meisterwerk, der zweibändige Roman „Buddenbrooks. Verfall einer Familie." Heute kennen wir längst die Grenzen von Thomas Manns dichterischer Begabung. Sie schöpft nicht aus dem Vollen, sie ist nicht sehr ursprünglich und naturhaft, das Elementare und Genialische fehlt ihr, aber auch das Architektonische und Polyphone, und wie sie ohne Sturm und Drang anfing und der Kunst des Verses entraten muß, so blieb sie auch in der Folge zu wenig vom schönen Wahnsinn gesegnet. Sie ist mehr aufs Einzelne als auf ein Ganzes gerichtet, mehr Erkenntnis als Gestaltung; Erfindung und Komposition sind nicht ihre stärkste Seite, und ihr Gebiet ist eine Epik, die ohne die kunstreich verschlungene Novelle auskommen muß: Epik als Lebensbeschreibung, von der Anekdote über die deterministische Studie bis zum biographischen Roman. So ist sie auf das Porträt angewiesen, auf Milieu und Modell, und sie konnte sich einer Fülle nur versichern, als es den Schatz von Heimat- und Jugenderinnerungen zu heben galt. Erstaunlich bleibt es darum nicht weniger, wie früh und auf welche Art sie das vermochte. Ein Jüngling bewährte, als sei er ein Greis, den erfahrenen, tiefen und geklärten Blick über Generationen und verstand freilich sich selbst, sein eigenes Künstlertum, als angeborenes Alter, als ein Ende, als einen zarten und tiefsinnigen Verfall, als die morbide und sich verklärende Bewußtwerdung dessen, was in Geschlechterreihen schlief.

Man kann heute vielleicht dennoch allerlei Jugendliches in den „Buddenbrooks" feststellen, man kann sehen, wie ihr Dichter in den weiteren Werken an Umblick, Bildung, Vielseitigkeit, Reichtum der Weltkenntnis und des Stils gewann — das ändert nichts an der merkwürdigen Tatsache, daß hier ein letztes und die Natur seines Dichters einmalig und endgiltig umfassendes Meisterwerk am Anfang eines

Lebens statt in der Mitte oder gar am Ende steht, daß hier ein erster Frühling späte Frucht brachte. Das war ein Schicksal, das der Dichter schwer bezahlen mußte. Wer möchte nicht einen ersten großen Wurf wieder erreichen oder womöglich überbieten? Thomas Mann war zu klug, einen zweiten Kaufmannsroman zu versuchen. Aber dreimal nacheinander hat er Milieus gewählt, deren jedes, in Romanform bezwungen, angetan schien, ebenso bedeutsam, zeitgemäß und symbolisch neben dem ersten zu stehen: das des Hofes in „Königliche Hoheit," das des modernen Sanatoriums im „Zauberberg" und das der freien, abenteuerlich umworbenen Welt im „Hochstapler Felix Krull", von dem wir einstweilen nur erst die Kindheit kennen. Allein die „Buddenbrooks" behielten bei Manns naturalistischer Dichtweise den Vorzug, daß ihr Stoff unmittelbar, ohne Gedanken an literarische Verwertung, rein durch Erinnerung, Phantasie und Blut zum Bilde geworden war, während die neuen Stoffe zum Zweck von Büchern studienmäßig und ohne letzte gestaltende Notwendigkeit erarbeitet wurden. Der allzu früh kluge und kalte Dichter hatte kein Reservoir in sich, das sich aus natürlichen Quellen wieder füllte, zumal er den autochthonen Norden für immer verlassen hatte. Was übrig blieb und sich immer glänzender entfaltete, war der Schriftsteller Thomas Mann, der norddeutsch geborene und süddeutsch beheimatete urbane Literat, der späte Humanist, der repräsentative Zeitgenosse, der bewundernswerte episierende Beobachter und Kritiker, der vielgestaltige Bildungsmensch, der fragwürdige, pikante und aufs tiefste amüsante intellektuale Schauspieler seiner selbst.

Denn die ganzen weiteren Bücher sind in höchst vielfältigem und doch höchst losem und durchsichtigem Maskenspiel Selbstdarstellungen des Autors, kritische Nachträge und Parerga in epischen Scheinformen, späten Misch- und Verfallsformen, die oft sehr reizvoll sind wie etwa in „Königliche Hoheit", wo die Erzählung zum Essai degeneriert und doch zugleich durch einen atavistischen Rückschlag in die Welt des Märchens umgebogen wird, Auseinandersetzungen mit dem eigenen Phänomen, mit der Geistesverfassung, aus der die „Buddenbrooks" hervorgegangen waren. Die Königliche Hoheit und der Schriftsteller Aschenbach, der einsame Schiller der „Schweren Stunde" wie die klägliche Literatengestalt Spinells, Friedrich der Große wie der arme Fanatiker in „Gladius dei", der berühmte Tonio Kröger und der aus purer Neckerei als unbedeutender junger Mann aufgemachte Hans Castorp, Lorenzo Medici so gut wie sein Antipode, der Mönch Girolamo — sie sind alle nur leichte Verhüllungen jenes Ibsenschen dichterischen Gerichtstags über das eigene Ich. Und der Sinn aller dieser intellektualen Spiele, dieser tiefsinnigen Allegorien und Spiegelfechtereien beruht in einem Gegensatz von Geist und Leben, wobei sich Mann als Vertreter des Geistes fühlt und doch wieder auf die Seite des Lebens tritt, was die besondere ironische Haltung dieses Dichters und Schriftstellers bedingt, eine Ironie nach beiden Seiten, welche die eine wie die andere zwischen Erhabenheit und Lächerlichkeit oszillieren läßt. Selbst in der humoristischen Anekdote „Das Eisenbahnunglück", einem Meisterstück freilich, das um so größer erscheint, je kleiner sein Anlaß und sein Umfang sind, tritt jener Gegensatz beherrschend hervor und erweitert Nichtigkeiten zum ganzen Umfang der Mannschen Welt.

Bis ins einzelne ist diese Entwicklung im „Tonio Kröger" vorgezeichnet, der Fürst des Hofromans erscheint in einer kleinen Bemerkung schon hier, und eine Frau — es ist eine Russin! — spricht wörtlich wie der Herr Settembrini des

zwanzig Jahre später erschienenen „Zauberbergs“ von der „reinigenden, heiligenden Wirkung der Literatur, der Zerstörung der Leidenschaften durch die Erkenntnis und das Wort.“ Aber während hier erst die „Buddenbrook“-Welt gefunden wird, der Weg zu einer Liebe, die „ aus einem Literaten einen Dichter macht“, erleben wir in der Folge des Mannschen Schaffens das rückläufige Schauspiel, wie der Dichter wieder, und mehr und mehr, zum Literaten wird. Zwei retardierende und das Dichterische noch einmal ganz rein zusammenfassende Momente gibt es dabei. Es konnten nur solche sein, wo sich nochmals große Stoffe boten, in denen das Subjekt des Dichters nicht nur Spiegelbild, sondern durch die Vermählung mit Objektivem Gestalt wurde, und zwar bezeichnenderweise historische Stoffe, die der einzige Ausweg nicht völlig originaler Talente sind: in „Fiorenza“, jenem dialogischen Kulturbild, das sich von Gobineau, aber doch mehr noch aus dem eigenen „Gladius dei“ herleitet, und in der Schiller-Novelle. Die Gestalt des großen Preußenkönigs dagegen blieb Essai, und die naturalistisch-kritische Methode, allzu beflissen angewandt, macht das Sinnbild des Heroen zur Karikatur. Das Format der „Buddenbrooks“ wurde nur einmal wieder erreicht, allerdings nur auf kritischem Gebiet, in den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ mit ihrer Tat der Brandmarkung und Gestaltung des „Zivilisationsliteraten“. Nach dieser bedeutenden Konfession, in welcher der kosmopolitische Schüler der Franzosen, Russen und Skandinavier auf die Seite des deutschen Krieges, der Monarchie, des Konservativismus, der Autorität und auf die Seite unserer dichterischen Traditionen trat, folgten die Idyllen vom Hund und vom Kindchen wie aus der gleichen Heimkehrstimmung einer kreatürlichen Wärme. Aber dann kam die Überraschung der „Republik“-Rede — eine Überraschung freilich nur für diejenigen, die überhört hatten, daß Thomas Mann auch im „Zivilisationsliteraten“ sich selber richtete. Konzessionenmache und Konjunkturenjagd? Beileibe nicht! Aber die Not einer allzu großen Labilität, die zu wechselnden und darum unverbindlichen Manifesten führt statt zu verbindlichen und gültigen Gestalten. Und daneben die tief wesenhafte Listigkeit und Schlauheit, die „verschmitzte Lebensfreundlichkeit“ des Hans Castorp. Denn Thomas Mann stand nicht, wie er uns glauben machen will, zweimal in Opposition gegen die Zeit, wenn er unter „Zeit“ nicht sophistisch jedesmal etwas anderes versteht, sondern zweimal auf Seiten der Macht.

Alles, was dieser Dichter und Schriftsteller sagt, ist weniger für eine Sache als pro domo geredet, so zuletzt und am meisten auch sein an Goethe und Tolstoi erhärteter Satz, daß der autobiographische mit dem pädagogischen Trieb identisch ist. Ihn selbst nämlich führte die Autobiographik zur Erneuerung des Bildungsromans: zu seinem „Zauberberg“. Auch hier ist noch Dichterisches, und zwar, wie schon im „Tod in Venedig“, in einer Verfeinerung, die zugleich äußerste Verdünnung bedeutet, aber die einheitliche Schau der „Buddenbrooks“ ist in ihre Bestandteile auseinandergefallen: in Beobachtung und Räsonnement, die nun beide an Hypertrophie leiden. Die Beobachtung wird letzte Akribie, teils beispiellos amüsante, teils beispiellos widerwärtige, und die Kritik führt zu manchen Figuren, die nur noch dialektische Konstruktionen sind. Der Stil ist bei aller Musikalität bis zum glänzend Apparathaften das, was jüngst ein kluger Mann „Definitionsdeutsch“ nannte: er ist überwach, Hochspannung statt Blut, treffsicher, aber tötend, ein Aufspießen der schwebenden Dinge. Thomas Mann bekennt selber, daß er sich bei Beginn jeder Arbeit über deren Umfang täuscht, aber Größe entsteht nicht

dnrch sein „Emporschichten“, sondern eher durch Weglassen, zum mindesten durch genaues Vorgefühl des Volumens. Die Gedankenmasse des „Zauberbergs“ findet sich schon in den unpolitischen „Betrachtungen“, und das Physiologisch-Medizinische, das dem Autor aus seinem Stoff erwuchs, hätte als Nebenprodukt des dichterischen Prozesses in Aufsätze und Broschüren gehört. So wäre ein voller Einbänder statt eines aufgefüllten Zweibänders zustande gekommen. Aber der Roman hätte auch dann noch viel von Präparat und „Pneumothorax“, von Narkose und geistiger Infektion. Thomas Mann setzt hier seine „moribunden“ Typen, in denen einzig er groß ist, in Spiritus. Zwar bekennt er sich dabei ausdrücklicher denn je zum Leben, aber er hat das Leben zu wenig, und die Menschlichkeit ersetzt er durch den Begriff der „Humanität“.

Josef Ponten hat im letzten Oktoberheft dieser Zeitschrift an Thomas Mann einen offenen Brief gerichtet, den ich soeben erst kennen lernte und der, obwohl ein Freundesbrief, lebhaft gegen Manns Prodomo-Meinung protestiert, Dichtung werde mehr und mehr Kritik. Ponten zieht scharf die ewige Grenze zwischen dem begnadeten und weisen Dichter und dem fleißigen und nur klugen, zivilisatorischen, sophistisch-rhetorischen, „kunstvollen“, reflektierenden und räsonierenden Schriftsteller, der immer nur ausspricht statt gestaltet, das Geistige mit dem Intellektuellen verwechselt und nicht die einfache Größe des Organischen hat. Aber Thomas Mann kennt ja schon im „Tonio Kröger“ den Dichter nur als Literaten, schon Kröger redet von der Literatur und der literarischen Sprache, wenn er vom Dichter zu reden glaubt, in „Fiorenza“ werden Geist und Schönheit zur Antithese, und Aschenbach gar, diese zum Teil unfreiwillige Karikatur, verwechselt das Wesen der Dichtung mit demjenigen der ciceronianischen „Beredsamkeit.“ Wir teilen Manns bürgerlichen Verdacht gegen den Künstler, aber nur gegen den Halbkünstler seiner Art, den gauklerischen Nervenkünstler, dessen Wort die Empfindung „kalt stellt“ und „auf Eis legt“. Das dichterische Wort strömt aus dem Gefühl, es ist seelenhaft und ohne eitle Bewußtheit seiner selbst, es beruht weder auf „Kenntnis“ der Seele, auf „psychologischer Hellsicht“, noch hat es jene definitorische Überwachheit und zweifelhafte „Munterkeit“, die aus den artistischen „Vergnügungen des Ausdrucks“ entsteht. Wo sind Shakespeare und Dostojewski, Stifter und Keller, Gotthelf und Liliencron „ironisch“, wo „menschlich verarmt und verödet“, und wo haben sie „Geschmack“? Ist aber der Schaffende dennoch ein „Gestorbener“, lebt er nur in Werken, so kommt er als Gegenstand der Dichtung gar nicht in Frage. Wir wollen Schau der Welt von ihm und keine Nabelbeschauung, Geburten und keine Berichte über die Schmerzen des Gebärens.

Wir grüßen den Dichter Thomas Mann, der besser ist als sein schriftstellerisches Räsonnement über den Dichter und auch noch in anderem lebt als im Spiegel seiner allzu häufigen Selbstdarstellungen, nämlich in mancherlei Gestalten. Aber wir grüßen auch den Schriftsteller Thomas Mann, der unter den lebenden deutschen Schriftstellern vielleicht der glänzendste ist und alles, was er ist und hat, auszusprechen wußte. Und nur in der Mischung von Dichter und Schriftsteller konnte er den Ehrgeiz „Fiorenzas“ und der „Schweren Stunde“ befriedigen, mit Leiden Ruhm zu erkaufen. Anderen muß Gnade genügen. Sein Reich ist die „sympathetische Vertrautheit“ mit den Bedürfnissen der lesenden Zivilisation, es ist Wille und Wachheit. Er kennt nicht die Form und Unbefangenheit, die aus dem Unbewußten, aus Rausch und Begierde hervorgehen statt zu ihnen hinzuführen,

und Element und Chaos sind ihm nicht Mutterschoß, sondern Zauberberg und Schande. Er hat seine Ehre und Würde nur in der gespannten Haltung gefunden, mit der er, immer am Rande und Abgrund des Versagens, einem kargen Talent die höchste Leistung abrang. Noch bleibt ihm vieles zu tun, namentlich der Hochstaplerroman ist erst ein großes Versprechen. Aber schon darf der langsame Arbeiter, der besorgte Meister eines äußerlich sorgenfreien Lebens, auf ein gesammeltes Werk zurückblicken, das als schwere Ernte — schwer durch Mühsal und Gewicht — neun Bände füllt.

Weltpost und Luftverkehr in weltanschaulicher Beleuchtung

Von

Robert Schwellenbach

Was noch um die Jahrhundertwende, ja fast bis zum Weltkriege den meisten Menschen als eine Utopie erschien, die niemals verwirklicht werden würde, das hat Stephan, der geniale Verkehrsorganisator und Begründer des Weltpostvereins, schon 1874 in einem Vortrag „Weltpost und Luftschiffahrt“ mit prophetischem Geist vorausgesagt: Die Eroberung der Luft durch den Menschen und die Einfügung der Luftpost in das Verkehrsnetz des Weltpostvereins, der erst durch einen Weltverkehr in den Lüften seinen organischen Abschluß erhalten werde. — Noch fehlt ja, trotz der technischen Beherrschung des Luftmeers, der eigentliche Weltluftpostverkehr, weil Deutschland durch die seinem Luftfahrzeugbau vom Ausland auferlegten Beschränkungen nicht als Gleicher unter Gleichen zum Luftverkehr zugelassen ist. Aber diese Schranke wird fallen, weil die Idee des Verkehrs es gebieterisch verlangt. Deutschland muß frei werden, um zu vollenden, was Stephan einst begonnen hat.

Worauf gründete Stephan die Zuversicht, mit der er die Eroberung der Luft voraussagte? Woher nahm er den Mut und die Ausdauer, mit der er an das schwierige Werk des Weltpostvereins heranging und es glorreich durchführte, ob auch unsägliche Hindernisse sich ihm entgegentürmten und mühsam von ihm hinweggeräumt werden mußten?

In seinem Vortrag „Weltpost und Luftschiffahrt“ hat Stephan deutlich seine Weltanschauung ausgesprochen, die ihn zu seinem großen Werke befähigte. Indem er darauf hinweist, daß die Frage der Lenkbarkeit eines Ballons sich im wesentlichen anf die Kraftmaschine zuspitze, fragt er, wer angesichts so vieler wunderbarer uud oft ganz plötzlich gemachter Erfindungen verneinen wolle, daß es in näherer oder kürzerer Zeit dem Menschengeist gelingen werde, entweder die bereits bekannten Kräfte der Elektrizität, des Magnetismus, der Wärme usw. zu diesem Zweck zu verwenden, oder aber eine neue, bisher noch schlummernde Kraft, vielleicht mit Hilfe des Zufalls, zu entdecken, die ohne weiteres allen an sie zu stellenden

Ansprüchen genüge. „Von diesem Standpunkt aus“, fährt er dann fort, „der in der Geschichte der Erfindungen, in dem Zutrauen auf die Macht der Vorsehung und in dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit seine Berechtigung findet, darf der Luftschiffahrt jedenfalls eine günstige Zukunft prophezeit werden.“

An den Flugverkehr, mit Luftfahrzeugen schwerer als die Luft, war 1874 noch nicht zu denken, weil Otto Lilienthal, der als der Schöpfer des eigentlichen Flugwesens zum Unterschied von dem Verkehr mit Luftschiffen oder Zeppelinen anzusehen ist, damals noch nicht bekannt war. Nach dem Tode Lilienthals, der 1896 verunglückte, ist dann erst seine Idee des Menschenfluges nachhaltig gefördert worden. Gegenwärtig kann Deutschland, sowohl was die Luftschiffe als was die Flugzeuge angeht, auf hervorragende Leistungen hinweisen. Es spielt in der Geschichte der Erfindungen eine ganz bedeutende Rolle, weil der deutsche Geist besonders zu eindringender wissenschaftlicher Forschung neigt und weil die deutsche Tatkraft zähe und unbeugsam ist, mögen auch noch so viele Schwierigkeiten sich ihr in den Weg stellen.

Aber es ist nicht nur die Geschichte der Erfindungen, auf die Stephan seine Prophezeiung gründet, sondern auch das Vertrauen auf die Vorsehung und daneben noch die Hoffnung auf einen glücklichen Zufall, die ihn nach seinen eigenen Worten dabei beeinflußt. Wie lassen sich diese verschiedenen Gesichtspunkte miteinander in Übereinstimmung bringen und zugleich auch mit dem Standpunkt vereinbaren, dem die neuere Technik alle ihre erstaunlichen Errungenschaften verdankt, mit dem Standpunkt der exakten Naturwissenschaften, der anscheinend weder den Vorsehungsgedanken noch den Begriff des Zufalls gelten lassen kann, sondern den einen wie den anderen nach der Meinung Unzähliger von vornherein ausschließt?

Sicherlich, wir können niemals wieder von jener Auffassung abgehen, die im Naturgeschehen ein in sich zusammenhängendes und durch und durch ursächlich bestimmtes Ganze sieht, in das der Mensch ebenso hineingestellt ist wie alle anderen Lebewesen der Erde, nur daß er seine Vernunft besitzt, um sich mit ihrer Hilfe im Kampf ums Dasein zu behaupten. Wenn wir die Luft als das Element, in das wir uns mit dem Luftschiff oder Flugzeug hineinbegeben, naturwissenschaftlich erforschen, so wissen wir, daß die Windrichtungen und Windstärken sich nach festen Gesetzen bestimmen, denen wir uns fügen müssen, weil sie sich nach uns nicht richten können. Anschauungen, wie wir sie aus der Geschichte kennen, wonach die Königin Elisabeth von England im Jahre 1588, als die spanische Armada, jene aus 130 Schiffen bestehende Flotte, durch Stürme vernichtet war, eine Denkmünze habe prägen lassen mit der lateinischen Inschrift: „afflavit Deus et dissipati sunt“, Gott sandte seinen Sturm und sie wurden zerstreut, erscheinen uns heute unhaltbar, ja vermessen oder frivol. Wir betrachten das Naturgeschehen als blind, insofern wir nicht annehmen, daß bei diesem Geschehen auf uns irgendwie Rücksicht genommen wird. Das ist der Standpunkt jedes Wetterkundigen, jedes rein wissenschaftlich eingestellten Forschers. Dieser Standpunkt bildet die Grundlage unserer Weltanschauung, soweit sie sich an die sinnenfällige Wirklichkeit hält. Er bedeutet für uns eine sichere Stütze, weil er in der Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens wurzelt. Sobald wir diese im einzelnen kennen, fühlen wir uns in ihr geborgen, da sie sich nicht willkürlich ändern kann. So steigt der Flieger furchtlos in die Luft

empor, wenn ihm die Wetterwarte günstigen Wind ansagt. So fliegt das Luftschiff über den Ozean mit Hilfe der Wissenschaft.

Aber wenn wir so einem blinden, in starrer Gesetzmäßigkeit sich vollziehenden Naturgeschehen uns anzupassen suchen, so sind wir uns doch zugleich auch darüber klar, daß das Naturgeschehen nicht blind in dem Sinne ist, wie wenn ein Blinder aufs Geradewohl in einen Steinhaufen greift und die Steine um sich wirft, einerlei wohin sie fliegen, oder wie wenn eine Anzahl Kraftwagen führerlos nach den verschiedensten Richtungen hin losgelassen würden, einerlei wohin sie sausen und wen sie in tollem Wirrwarr zu Boden reißen. Das grundlegende Windsystem auf der Erde, die sogenannten planetarischen Winde, die ihre Entstehung der starken Wärmeausstrahlung der durch die Sonne am meisten erhitzten Äquatorgegenden verdanken, wehen ständig in derselben Richtung, ebenso wie die Planeten selbst bei ihrer Bewegung um die Sonne stets dieselbe Richtung einhalten und nicht blindlings im Weltenraum umherfliegen. Blind nennen wir das Naturgeschehen nur deshalb, weil wir uns in naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise daran gewöhnt haben, seine Gesetzmäßigkeit als etwas an sich Gegebenes anzusehen, bei dem der Gedanke an einen Gesetzgeber überhaupt nicht mehr aufzusteigen pflegt. Aber es heißt die innere Verbundenheit von Natur und Kultur vollständig außer acht lassen, wenn man auf der einen Seite nur ein blindes, sozusagen in der Luft schwebendes und in rein zufälliger Anziehung und Abstoßung bestehendes Naturgeschehen annimmt, auf der anderen Seite aber ihm gegenüber eine selbstherrliche Menschheit, die völlig schrankenlos mit ihrem freien Willen verfahren könne, wie es ihr beliebe. Auf diesem Standpunkt haben offenbar die Machthaber von Versailles gestanden, als sie Deutschland vollständig vom Weltluftverkehr ausschalten wollten, indem sie ihm unter dem nichtigen Vorwande, es müsse an der Schaffung einer den Weltfrieden bedrohenden Luftflotte behindert werden, verboten, Luftfahrzeuge zu bauen, die einem tatsächlichen Weltluftverkehr zu genügen vermögen. Aber sie haben dabei ebensowenig bedacht, daß Deutschland, flugtechnisch betrachtet, den Mittelpunkt Europas bildet, über den alle internationalen Luftpost- und -reiseverkehrslinien notwendig hinüber führen müssen, wie sie überhaupt die geographischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge sich nicht klar gemacht haben, als sie Deutschland und Österreich willkürlich zerstückelten und trotzdem nicht verhindern konnten, daß in den neuen Staaten Millionen unterdrückter Bewohner geschaffen wurden. Wahre Kultur ist stets auch echte Natur, niemals Widernatur und gipfelt in dem Bewußtsein, daß sowohl die einzelnen Menschen trotz ihrer Wahl- und Willensfreiheit, wie auch die Staaten und Völker auf ihren Wegen immer wieder Einflüssen unterworfen sind, deren tiefste Quelle außerhalb ihrer eigenen Erkenntnis liegt. Darum kann auch die Kultur nur blühen und gedeihen, solange sie in dem kosmischen Organismus wurzelt, in den alles in der Welt sich einfügen muß. Das gilt von jedem einzelnen Kulturzweige, also auch vom Post-, Personen- und Güterverkehr, der durch die Eroberung der Luft nach dem Weltkriege eine ungeheure Ausdehnung erfahren hat.

Wie ist der Mensch überhaupt auf die Idee gekommen, sich dem Vogel gleich in die Luft erheben zu wollen? Warum begnügt er sich nicht mit der Erde, die ihm zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse doch Arbeit in Hülle und Fülle bietet? Was war es, das so manchen antrieb, sein Leben aufs Spiel zu setzen, um die Kunst des Fliegens zu erlernen, die doch anscheinend dem Menschen von der Natur

versagt war, weil sie ihm im Kampf ums Dasein gar nicht vonnöten schien? — Sicherlich, das Schlagwort vom Kampf ums Dasein, der als ein Mittel zur Auslese, zur Entstehung höherer Lebensformen in der Natur eine so große Rolle gespielt haben soll: auf den fliegenden Menschen ist es nicht ohne weiteres anwendbar. Denn im Kampf ums Dasein, um das tägliche Brot und die materiellen Lebensgüter hat der Mensch sich der Kunst zu fliegen ursprünglich zweifellos nicht zugewendet. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß der Weltkrieg die Eroberung der Luft mächtig gefördert hat, weil der Kampf in den Lüften für den endgiltigen Sieg der schließlich um ihr Dasein ringenden Völker von großer Bedeutung erschien. Aber tatsächlich hatte der Mensch schon vor dem Weltkrieg das Fliegen gelernt, nicht aus äußerer Not, weil die sogenannte Notdurft des Lebens ihn dazu zwang, sondern aus innerer Notwendigkeit, aus einem triebhaften Drange, der bei den davon Ergriffenen mindestens ebenso stark war, wie bei allen um das nackte Leben Ringenden der reine Selbsterhaltungstrieb, der die Kräfte aufs äußerste anspannt. Wenn also für die Entstehung der Arten im Tierreich zunächst der bloße Zufall als maßgebend erscheinen kann, indem etwa Wassertiere, durch ein zufälliges Naturereignis aufs Land geschleudert in einzelnen zählebigen Exemplaren sich dort erhielten und ebenso zufällig nach und nach aus kriechenden Lebewesen zu springenden und fliegenden geworden sein könnten, so legt ein Rückschluß vom fliegenden Menschen auf das Tierreich den Gedanken nahe, daß auch bei den Tieren im wesentlichen innere Triebkräfte es waren, die zur Entstehung höherer Formen drängten und sie unter der Einwirkung äußerer Naturereignisse schließlich notwendig hervorbringen mußten. Oder mußte nicht auch das Menschengeschlecht vermöge seiner Anlagen und Bedürfnisse sich im Laufe der Geschichte notwendig vor seiner naturhaften Gebundenheit an den Erdboden frei machen, so daß es im 20. Jahrhundert mit Hilfe der Technik sich stolz und sicher nach allen Richtungen hin im Weltenraum bewegen kann? Es war der „fliegerische“ Geist, der dies zustande gebracht hat, ein Wort geprägt im Kreise tapferer Heldenflieger im Weltkriege, die jetzt als Flugzeugführer und Kulturpioniere den Ruhm deutscher Flugzeugtechnik in ferne Länder tragen. Er entspringt seiner Natur nach demselben tiefsten Quell, dem auch der tierische Instinkt entspringt, dem Quell alles Seins und Lebens, der von Ewigkeit zu Ewigkeit das ganze All durchdringt.

Ist es nicht das, was Stephan meint, wenn er von dem Vertrauen auf die Macht der Vorsehung spricht und damit sich letzten Endes zu einer religiösen Weltanschauung bekennt, wie sehr er auch als Verkehrsorganisator in der rein sinnenfälligen Wirklichkeit lebte und schaffte? Es kommt bei dem Wort Vorsehung zunächst nicht darauf an, wie man sich den Quell alles Seins und Lebens, wie man sich das Letzte und Tiefste, zu dem das Nachdenken über die Welt und das Leben führt, begreiflich zu machen sucht. Begreifen läßt sich ja das Welträtsel, wie auch die Religion zugeben muß, vom Menschengeist überhaupt nicht. Man kann es sich höchstens vergleichsweise verständlich machen, wie es im Begriff der Vorsehung geschieht, indem das gesamte Natur- und Kulturgeschehen einheitlich zusammengefaßt und so vorgestellt wird, als ob es von einem alles überblickenden Geiste planmäßig gelenkt und zielbewußt geleitet werde. Aber diese Vorstellung ist Vorsehungsglaube, ist eine Vorstellung, die auf die Zukunft geht und dem Menschen die Kraft verleiht, das, was er in seinem Gewissen als seine Lebensaufgabe erkennt, mit unerschütterlichem Mute durchzuführen, weil es im Plane der Vor-

sehung liege, daß es durchgeführt werden solle und daher auch allen Widerständen zum Trotz gelingen müsse. Es geht nicht an, den Gedanken der Vorsehung in der Weise auch auf die Vergangenheit anzuwenden, daß jedes Ereignis durch das Walten einer allgütigen und gerechten Vorsehung erklärt und den Menschen begreiflich gemacht werden könne. Dem Vergangenen gegenüber heißt es zunächst rein wissenschaftlich forschen und die ursächlichen Zusammenhänge ergründen, die es ermöglichen, vorbeugende Maßnahmen für die Zukunft zu treffen. Aber wenn der Mensch mit seiner Wissenschaft und Erfahrung zu Ende ist, dann ist es der Vorsehungsglaube, der ihm weiter hilft und ihn aufrecht erhält. Er ist Lebensglaube, Lebenszuversicht, unerschütterlich, wie es auch kommen mag. Und er hat ungeheuere Wirkungen in der Geschichte ausgeübt, wie sich an zahlreichen Geschichtshelden nachweisen läßt, so daß er eine tatsächliche Macht im Kulturgeschehen darstellt, die zweifellos für den Kulturfortschritt von der allergrößten Bedeutung ist.

Wie verträgt sich nun aber mit dem Vorsehungsglauben der Begriff des Zufalls?

Man muß wohl beachten, daß Stephan, indem er von der Hilfe des Zufalls spricht, den glücklichen Zufall im Auge hat und nicht den unglücklichen, der anscheinend so manchen Kulturfortschritt gehemmt, so manchen großangelegten Plan aufs kläglichste hat scheitern lassen. Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß für den sogenannten Zufall überhaupt kein Raum übrig bleibt, wenn man mit dem Vorsehungsgedanken vollen Erst macht und ein allmächtiges Wesen annimmt, dem alles Geschehen in der Welt sich fügen muß. Aber ebenso unleugbar ist es auch, daß rein kulturhistorisch und geschichtswissenschaftlich betrachtet nichts anderes übrig bleibt, als von Zufall zu sprechen, wenn ein Ereignis nicht ursächlich und sinnvoll aus dem Zusammenhang heraus erklärt werden kann, sondern auf ein Zusammentreffen von Umständen zurückgeführt werden muß, die nach der ganzen Sachlage ebensogut nicht zusammentreffen konnten, wie sie im gegebenen Falle zusammengetroffen sind. Es liegt im Wesen der menschlichen Kulturtätigkeit begründet, daß sie den unglücklichen Zufall möglichst aus der Welt zu schaffen sucht und alles dem zielbewußt und planmäßig handelnden Willen unterzuordnen strebt. Aber wie der wahrhaft Gläubige trotz einer streng wissenschaftlichen Einstellung zur Wirklichkeit auch bei den allerunglücklichsten Zufall aus seiner religiösen Grundüberzeugung stets völligen Trost zu schöpfen weiß, so erblickt er auch im glücklichen Zufall nichts als ein Mittel der Vorsehung, mit dem man freilich nicht rechnen, auf das man aber schließlich noch hoffen kann, wenn man selbst mit seiner Einsicht keine Lösung mehr zu finden vermag. So fügt sich der Begriff des Zufalls sinnvoll in den Vorsehungsglauben ein. Er trägt der Wirklichkeit, wie sie tatsächlich ist, Rechnung und schließt doch den Gedanken an ein blindes Schicksal aus, wie er mit der Vorstellung einer starren Naturgesetzmäßigkeit notwendig verbunden sein muß. Indem Natur und Kultur zunächst vom rein naturwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus in Eins zusammengefaßt werden, erscheinen beide als ein gesetzmäßiges Geschehen, in dem alles durch und durch bedingt ist und daher notwendig so verlaufen muß, wie es tatsächlich verläuft. Indem dann aber die Kultur, so wie sie im Verlauf der Geschichte sich wirklich gestaltet hat, als ein besonderes Gebilde, das wesentlich durch den zielbewußt handelnden menschlichen Willen sein Gepräge erhalten hat, für sich betrachtet wird, läßt sich neben den Naturkräften und ihrer Gesetzmäßigkeit weder der Gedanke der menschlichen Willensfreiheit, noch der

Gedanke des Zufalls irgendwie ausschalten. Erst die echt religiöse Weltanschauung bietet dann schließlich eine befriedigende, einheitliche Lösung, indem sie alle drei Gesichtspunkte derartig zusammenfaßt, daß der Mensch im Vertrauen auf die Macht der Vorsehung nicht nur über das Schicksal, sondern auch über den Zufall triumphiert und ihn als Bundesgenossen in den Dienst der Kulturideen stellt. So dachte Stephan und wandte diesen Gedanken vor allem auch auf die Idee des Verkehrs an. Denn in ihr lebte er, wie ein Künstler in der Idee des Schönen lebt, wie ein Forscher von seinem Forschungsdrang erfüllt ist und eher sterben würde, als daß er die Wahrheit fälschte.

Es kennzeichnet das Wesen Stephans als eines genialen Verkehrsorganisators, daß er schon frühzeitig die Natur des Verkehrs und seine Bedeutung für die Kultur in vollstem Umfange erkannt hatte, nicht minder frühzeitig aber auch sich seiner eigenen Lebensaufgabe, die ihn mit ganzer Seele in den Dienst dieser Kulturidee sich stellen hieß, völlig klar bewußt war. Mit 27 Jahren hatte er in rastlosem Schaffen seine Geschichte der preußischen Post vollendet, ein monumentales Werk von über 800 Druckseiten, das ihn als geborenen Kulturhistoriker erkennen läßt. Meisterhaft zeigt er hier an der Entwicklung des Postwesens zugleich den Charakter eines jeden geschichtlichen Vorgangs auf, indem er an der Post ein Doppeltes unterscheidet, nämlich einmal das in ihrer Aufgabe liegende innere Gesetz und sodann die besonderen Bedingungen ihrer geschichtlichen Erscheinung. Wenn er ferner betont, daß es stets tief durchdachter, von schöpferischen Ideen beseelter Pläne bedürfe, die geeignet seien, die in historischen Zuständen liegende Notwendigkeit mit der Freiheit zeitgemäßer Reformbewegung zu versöhnen, so ersieht man aus diesen Gedankengängen sofort, wie er dem Wesen der Kultur als eines im Grunde genommen dem Naturverlauf ähnlichen Geschehens, das aber zugleich durch das zielbewußte, auf Wahlvermögen beruhende Handeln der Menschen sein äußeres Gepräge erhält, vollständig Rechnung trägt. Diese Verknüpfung von Notwendigkeit und Freiheit ist auch rein entwicklungsgeschichtlich betrachtet durchaus nicht als Widerspruch anzusehen, weil das, was dem Menschen, wenn er rückwärts schauend den bisherigen Gang der Geschichte überblickt, trotz mancher sogenannten Zufälle als Entwicklungs**notwendigkeit** erscheint, ihm bei einem Blick in die Zukunft als Entwicklungs**möglichkeit** sich darstellt, dessen Gestaltung ganz wesentlich von seinem eigenen Verhalten abhängig ist. Jeder einzelne Mensch weiß ja auch an sich selbst, daß er sein Leben ganz verschiedenartig führen kann, je nachdem ob er von den Stürmen der Leidenschaft sich blindlings hinreißen läßt, oder ob er, wie in der äußeren Natur bei Ausübung der Kunst des Fliegens die Bewegungen der Luft, so auch in der eigenen Natur bei echter Lebenskunst die Bewegungen und Erregungen der Seele sich nutzbar macht zu freudigem Wirken und Schaffen. So werden ja auch die geschichtlichen Persönlichkeiten danach gewertet, ob sie zielbewußt und unentwegt ihren Willen angespannt und durchgesetzt haben oder ob sie sich planlos hin- und hertreiben ließen und schließlich nur rückschrittlich wirkten. Aber Stephan verdient durchaus den Ruhm, den die Geschichte ihm in reichstem Maße zollt, weil er den Verkehr auf eine vor ihm gar nicht geahnte Höhe gebracht hat, auch wenn er selbst sich nur als den willenlosen Diener der Idee des Verkehrs gefühlt haben mag, die ihn in tiefster Seele unwiderstehlich beherrschte.

Dieser gänzlichen Hingabe des genialen Organisators an die Idee des Ver-

kehrs ist es zu danken, daß im Jahre 1874 der „Allgemeine Postverein", später Weltpostverein genannt, zustande kam, der auch nach dem Weltkriege wie ein gewaltiger Hallenbau dasteht und die ganze Erde umspannt. Man ist gegenwärtig leicht geneigt, den internationalen Postdienst als etwas so Einfaches und Selbstverständliches anzusehen, daß man sagen möchte, er sei, wie die Bahn der Gestirne, durch Naturgesetze geregelt. Mit Recht aber wurde bei der 50 jährigen Jubelfeier des Weltpostvereins im Reichspostministerium am 9. Oktober v. J. darauf hingewiesen, daß dies das glänzendste Zeugnis sei, das man der Schöpfung Stephans ausstellen könne. Denn es hat der Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten bedurft, um die Postverwaltungen der verschiedenen Länder zu einem umfassenden Ganzen mit einheitlichen Gebühren und Versendungsbedingungen zusammen zu schweißen, obwohl im Grunde genommen der Weltpostverein ein organisches Gebilde darstellt, das herangewachsen ist, wie eine Kulturpflanze heranwächst, die ihre Triebkraft in sich selbst hat, aber dennoch immer wieder, um zu gedeihen und neue Triebe anzusetzen, vom Gärtner gehegt und gepflegt werden muß. Daher vollzieht sich auch der Fortschritt im Laufe der Geschichte insofern mit Notwendigkeit, als die Natur der Menschen und der Dinge ihn von selbst mit sich bringt und daher auch allen Hindernissen und Zufälligkeiten zum Trotz schließlich unaufhaltsam herbeiführt. Aber ob er früher oder später, gradlinig oder auf Umwegen sich vollzieht, das hängt von den Geschichtshelden, von den großen Persönlichkeiten ab, mit deren Namen jeder Fortschritt verknüpft ist, die zwar auch wieder im letzten Grunde es sich nicht als besonderes Verdienst anrechnen, wenn sie Großes geleistet haben, weil ihnen ja ihrer Natur nach große Gaben eigen waren, die aber doch zugleich auch während ihres ganzen Lebens fühlten, daß sie straucheln konnten und daher der größten sittlichen Energie bedurften, um ihr Werk zu Ende zu führen. Und unzweifelhaft erneuert auch jeder wahrhaft große Mensch seine sittliche Energie stets wieder durch den engen Zusammenhalt mit seinem Volke, in dem er wurzelt. So ist auch die Volkskraft von gewaltigem Einfluß in der Geschichte. Sie trägt die Großen, deren die Völker sich rühmen.

Aber wenn wir nun so bewundernd auf die größte von allen Schöpfungen Stephans hinblicken, muß dann nicht mit aller Macht in uns das Bestreben sich regen, ohne Unterlaß darauf hinzuwirken, daß der gewaltige Hallenbau des Weltpostvereins auch der Weltluftpost nicht ermangele, um das ganze Gebäude zu krönen? Längst gibt es Luftposten, nicht nur in Amerika über den ganzen Erdteil hinüber in ununterbrochenem Tag- und Nachtflug, sondern auch in Europa, auch im verarmten Deutschland, wo die Junkers Luftverkehr A.-G. sogar in diesem Winter einen täglichen Postflug Berlin—Dresden und zurück unterhalten hat, daneben aber auch noch vom Tempelhofer Feld in Berlin aus jeden Mittag Flugzeuge mit Zeitungen nach Leipzig und nach Hannover verkehren ließ, die auch Personen eine günstige Gelegenheit boten, dreimal so schnell als mit der Eisenbahn nach diesen Städten zu gelangen. Aber noch fehlt die Eingliederung aller Luftposten der Welt in das Verkehrsnetz des Weltpostvereins, wie sie von der Idee des Verkehrs gebieterisch verlangt wird. Sie muß Deutschland herbeiführen, weil es, wie schon gesagt, luftverkehrstechnisch den Mittelpunkt Europas bildet, über den alle Luftverkehrslinien der Welt notwendig hinüber führen müssen.

Es ist Stephans Verdienst, daß er in seinem großen Geschichtswerk mit feinsinnigem und zugleich prophetischem Blick die einigende Wirkung des Verkehrs

klargelegt hat, wie er ja auch am Schluß des Werkes die preußische Post als eine Freundin der Nation, zugleich aber auch als eine Botin des Völkerfriedens pries und den Wunsch aussprach, daß sie fort und fort in diesem Sinne wirken möge. Wenn man aber in England und Frankreich mit allen Kräften eine mächtige Luftflotte erstrebt, um sie als neueste Kriegswaffe zu benutzen, gleichzeitig jedoch Deutschland aus dem Weltluftverkehr auszuschalten sucht, indem man ihm verbietet, Luftfahrzeuge zu bauen, die diesem Verkehr zu genügen vermögen, dann kann die Eroberung der Luft, die bis jetzt größte Ruhmestat des menschlichen Geistes und Willens, überhaupt nicht für die Menschheit nutzbar gemacht werden, sondern nur zur Befriedigung der schrankenlosen Herrschaftsgelüste einzelner Völker dienen und damit vielleicht zum Untergang Europas führen. Es ist ja überhaupt eine Frage der Weltanschauung, ob es tatsächlich einen allgemeinen Kulturfortschritt in der Welt gibt, oder ob alles, was im Buch der Geschichte verzeichnet wird, nur ein Auf und Ab, ein Entstehen und Vergehen von Kulturvölkern bedeutet, bei dem eine einheitliche aufsteigende Linie sich mit Sicherheit nicht nachweisen läßt. An einem einzelnen Kulturzweige, wie ihn der Verkehr darstellt, ist jedoch deutlich ein Fortschritt zu erkennen, wenn man sich klar macht, daß alles Irdische in die Schranken von Raum und Zeit festgebannt erscheint, während die Idee des Verkehrs dahin zielt, diese Schranken immer mehr hinwegzuräumen. Oder kann jemand leugnen, daß bei der Verfolgung dieser Idee schon Gewaltiges vom Menschengeist erreicht worden ist, wenn man auf die Geschichte des Verkehrs von seinen ersten Anfängen an zurückblickt und sich dann in ein Flugzeug setzt, um in einer Stunde so weit zu gelangen, wie zur Zeit Goethes vielleicht kaum in acht Tagen? Was alles auf dem Gebiet des Verkehrs im Laufe der Geschichte noch erreichbar sein wird, ist auch im entferntesten nicht abzusehen. Aber bisher hat noch stets die Geschichte ein vernichtendes Urteil gesprochen über alle die Völker, die die Errungenschaften des Menschengeistes mißbrauchten zu materieller Genußsucht und zur Unterdrückung anderer.

Es steckt zweifellos, weltanschaulich betrachtet, ein tieferer Sinn als der bloße Kampf um unsere Selbstbehauptung darin, wenn wir mit zäher Energie um unsere Luftgeltung ringen und fest entschlossen sind, keine Nachgiebigkeit zu zeigen, bis wir auf dem Gebiet des Luftfahrzeugbaus und Luftverkehrs die volle Gleichberechtigung mit allen Kulturstaaten der Erde erreicht haben werden. Denn es handelt sich dabei nicht nur um unsere Kultur allein, sondern zweifellos um die ganze europäische Kultur, die bis zum Weltkriege als führend galt auf der ganzen Welt und jetzt in Gefahr ist, der Selbstauflösung zu verfallen, wenn statt eines einmütigen Zusammengehens aller europäischen Völker zur Sicherung eines gradlinigen Kulturfortschritts die Zerklüftung anhält, unter der immer noch ganz Europa leidet. Ein wesentlicher Fortschritt zur Befriedung Europas wird an dem Tag erzielt sein, an dem endlich die deutsche Tatkraft in froher Friedensarbeit sich ungehemmt entfalten kann auf dem Gebiet, dem naturgemäß eine Anzahl der besten und diszipliniertesten Köpfe, die früher militärisch eingestellt waren, sich nach dem Weltkriege zugewendet haben, auf dem Gebiet der Luftschiffahrt und des Flugwesens. Denn dann wird die ganze Welt sehen, daß Deutschland keine militaristischen Ziele verfolgt, daß also alles Wettrüsten der außerdeutschen Länder gar keinen Sinn hat, sondern nur ein Spiel mit dem Feuer bedeutet. Von Otto Lilienthal ist der Satz überliefert: „Jenen großen Augenblick, wo der erste

frei fliegende Mensch sich mit Hilfe von Flügeln von der Erde erhebt, müssen wir als den Anfang einer neuen Kulturepoche bezeichnen." Dieser Anfang ist gemacht. Jetzt gilt es, sich nicht zu zersplittern, sondern planmäßig zu schaffen und zielbewußt beizutragen zum Wiederaufstieg Deutschlands und zum Höhenflug der ganzen Menschheit.

Berlin

Von

Paul Gurk

I

Der Buchtrödler Eckenpenn lehnte an seinem Wagen: ein fliegender Handel, der seit zwei Jahrzehnten an derselben Stelle hielt — zwischen einem Kanalräumerloch und einem ewig ausgesprungenen Stück Asphalt, drei Schritte links vor dem Eingang zu einer Kunsthandlung, zehn Schritte rechts von einem Torweg.

Die Wahl dieses Platzes war das Ergebnis der letzten selbständigen Intelligenzanwendung Eckenpenns. Seit jenem Tage hatte er beschlossen, den Geist als freien Beruf aufzugeben, das aktive Denken in die Reserve der Träume zu entlassen und von dem abgelegten Geist anderer zu leben.

Der Platz war gut gewählt.

Der Kunstladen mit den Radierungen und den für die fällige jährliche Unsterblichkeit gemäß Übereinkommen bestimmten literarischen Neuerscheinungen, sorgsam und mit revolutionärer Delikatesse abgetönt gegen die schwere Serienbestimmtheit der Nochklassiker mit ihren monumentalen Ledermänteln, zog alle Liebhaber und Kenner des Geistes an, besonders diejenigen, welche nicht in der Lage waren, außer dem Auge auch die Hand zu betätigen. Da dies aber die hochprozentige Mehrzahl war, so konnte Eckenpenn hoffen, daß die vorerwähnte Idealität sich leichter bereit finden würde, die billigen Schaugerichte seiner Buchplatte sich einzuverleiben. Daß die langsam ergilbenden Folianten in Golderpreß auf der ersten oberen Reihe jemals gekauft werden würden, damit rechnete der Buchtrödler nicht. Sie dienten zur Befestigung des Wagens bei Sturm und Regenstößen. Eckenpenn musterte diese Hausgeister mit Liebe. Eine Lücke in ihnen wäre empfunden worden, als hätte sich ein wichtiger Knochen entfernt.

Der Torweg aber war oft von langen Handwagen oder Plattenwagen befahren. Sie enthielten teils Tuchballen, teils Messingstangen von aufreizender Länge und impertinenter Stößigkeit. Nicht selten gaben sie freundnachbarlichen Anlaß, die wandernde Last des Bürgersteigs zu beschauendem Verweilen zu zwingen. Die Bücher auf der Platte boten in solchen Fällen bequeme Niederlassungspunkte für unbeschäftigte Augen.

Mit aufrichtiger Rührung und Dankbarkeit aber schwebten Eckenpenns

Gedanken über das traditionelle Asphaltloch vor seinem Stand, das noch jede Revolution und jede Regierungsform überstehen konnte. Sein Mund war noch nie gestopft worden! Einmal, zu Zeiten des verflossenen sechsten Kanzlers (der Buchtrödler zählte die Ereignisse nach diesen Olympiaden) hatte ein Asphaltwagen gegenüber geraucht und etliche Knaben und Mädchen mit halbflüssigen Asphaltkugeln für die Spitzen ihrer Flitzbogenpfeile versorgt; nach zwei Tagen jedoch hatte damals ein Lastkraftwagen drittletzter Konstruktion die Senke wieder erscheinen lassen und sein Nachfolger die Lochursprünglichkeit hergestellt. Der alte Geschichtsprofessor Dr Hettwer, dem gerade seine Frau und der Zustand seines Regenschirmes einen Ausgang gestattet hatten, wollte in diesem Loch die Schwelle zur Unterwelt der Großstadt erkennen und stand tiefsinnig davor, mit seinem Schirm im Staube an einem Stammbaum der Flavier arbeitend, bis er von einem Sprengwagen zum Weitergehen aufgefordert worden war.

Eckenpenn also war dem Loch dankbar. Er liebte es. Denn da es von allen Autos, Lastkraftwagen und Droschken, selbst von schleudernden Handwagen und Rollern vorsichtig vermieden werden mußte, wurde seine Auslage in einem sorgfältigen rechten Bogen umfahren, der sie und die Außenbetrachter schützte. So kann zuweilen ein Abgrund Sicherheit bringen — in der Großstadt! — —

Es war die graue Stunde . . . .

In der Hauptstraße, auf die vier Häuser weiter die ruhigere Seitenstraße zulief, brauste schon der verwirrende Kontrapunkt des Lebens, stoßweise, in unerklärlichen und abgebrochenen Rhythmen.

Das Leben sog die Leere und Stille ein und stieß dann in donnernden Gaswolken den Hauch seines Mundes von sich. Das Gebrüll von Tönen, in Staub gekaut, stieß sich ineinander. Unaufhörlich floß das Blut durchschnittener, geschrammter Schreie und Töne auf das zermahlene Pflaster: das Blut der Stadt in seinen ewigen Kämpfen und Revolten.

Und doch war es nur erst der zweite und noch gebändigte Ruf des Tages, nicht der große Schrei nach Gier, den der Abend ausstößt. Nie war Stille in dieser Straße. Die wiedermahlenden Kühe der Ruhe fanden nicht einen Halm auf dem Asphalt und nicht einen Platz, auf dem sie lagern konnten, ohne von vergossenem, verstäubtem Öl befleckt und von den Messerschärfen der elektrischen Lichtbänder geschnitten zu werden . . .

Eckenpenn sah von seinem ruhigen Ort, am Wagen gelehnt, in das Gebrause. Die in der Ferne herabstürzenden Häuser seiner Straße hatten noch die grauen Schlafmäntel nicht ganz abgeworfen. Das Licht schlief noch. Die Sonne lag zögernd, zum zerreißenden Sprunge geduckt, hinter den Wolken aus grauem Rosa. Aber fern blaute es ruhig wie abschließendes Gebirge. Nur der Querstrom der Straße schoß erregt durch die graue Stunde. . . .

Der Buchtrödler stand und nahm das Bild in sich ein. Bald würde die rosa Stunde kommen, dann die gelbe Stunde, dann die weißen Stunden, die blaue Stunde, die lila Stunde, die rote Stunde, die heimlichste Stunde, die grüne Stunde, — und zuletzt würden die schwarzblauen Stunden der Nacht über der Stadt liegen und sie aussaugen, die gleißenden Stundenwirbel der elektrischen Lichtbogen, in denen er ermüdet, in den Stiefeln einknickend, den Weg zu seiner einsamen Schlafkammer entlang tastete. — —

Der Vorfrühling der Großstadt war da. Das Benzin roch ein wenig anders,

zu den immerwährend blühenden Apfelsinenschalen des Rinnsteins kam eine zerplatzte Murmel aus buntem Ton, die ein streifendes Rad halbiert hatte, und ein Stück Peitschenschnur, das einem vorwitzig trieselnden Jungen bei der Flucht vor einem Postwagen entflogen war. Daran merkte Eckenpenn hier die Jahreszeit; denn die klebrigen Knospen der Kastanien konnte er nur morgens und abends am Kanal sehen, und die Händler mit Weidenzweigen und Erlenkätzchen standen weiter unten am großen Platz. —

Es war noch kühl.

Eckenpenn schob die Fäuste in die weiten Taschen seines Bozener Mantels und nahm ihn nach vorn zusammen. Der Mantel war noch älter als sein Bücherwagen. Unzählige Herbste, Winter und Frühlinge hatten ihn gebeizt und seine Fasern durch Wind, Hagel, Regen, Säuren, Schneewasser und die planetarischen Abgänge von schwingenden Rädern ausgeprobt: er war fest, ein zuverlässiger Freund, an Farbe und Gehabe, den harzigen, sturmgebogenen Kammkiefern gleich — und auch der Buchtrödler sah einem zähen, verstürmten Krüppelholz ähnlich. Sein Gesicht war fahlbraun: braun vom Leben auf der freien Straße, fahl aber von dem laugenden Atem der Stadt. Er war als junger Mensch aus den Meilern und den gedrängten, schweigenden Wäldern des schlesischen Gebirges in die große Stadt gekommen. Sie hatte ihn eingesogen und nicht wieder in die Berge entlassen — nur daß noch die Augenbrauen und der Faserbart dem borkigen grauen Silber von Mooshaargehängen glichen . . .

Eckenpenn drehte sich halbschräg um.

Der Durchbruch der Sonne sandte die flinken Winde voran, die die Wolkenvorhänge aufzogen und sie weit über den Himmel rollten. — Der Buchtrödler empfand sich beim Zusammennehmen des Mantels gedrückt. Als er jedoch in eine besondere, hintere, unergründliche Tasche faßte, fühlte er einen Band seines kantigen Umgangsfreundes — einen Band Morgenstern — lächelte — und vergab ihm. Da aber kein des Kaufes verdächtiger Literaturfreund zu sehen war, auch die Stunde noch früh und die Witterung zu beschauendem Verweilen weniger geeignet, so zog er den Band aus der klüftereichen Tasche, Orkus genannt, und las mit tiefer Teilnahme das Lied vom Gingganz. — —

Nach einer Weile fühlte er, daß seine Buchplatte mit der preiswertesten deutschen Literatur leise schwankte. Offenbar hatte ein Mensch wählend in die chaotisch gestürzten Haufen gegriffen, die eine hinweisende Hand aus Schlemmkreide mit den Preisgrenzen von zehn bis sechzig Reichspfennige belastete.

Eckenpenn sah auf.

Er bemerkte ein Mädchen, das vielleicht Käuferin werden konnte — und legte das Buch hin.

Auf den ersten Blick erschien das Mädchen jung, auf den zweiten alt — und auf den dritten wieder jung. Sie trug ein braunes, verwaschenes Kleid und hatte ein graugelb gewürfeltes Umschlagetuch umgenommen. Ihr Haar schien noch schwarz, es war von einem Hornpfeil durchstoßen. Ihre Schultern waren schmal und von der Eckigkeit ungenutzt vergangener, verarbeiteter Jugend. —

Der Buchtrödler schob ihr etwas Lyrik in die Nähe. Dann wandte er sich wieder ab. Er ließ seinen Besuchern Zeit zum Blättern und zum Prüfen. Dies kleinste Warenhaus der Literatur war ohne Kaufzwang und zeichnete sich vor vielen großen Karawansereien dadurch zum Vorteil aus, daß der Inhaber, —

zugleich Verkäufer und Packer — nichts anpries und niemand zum Kauf reizte oder unter Zuhilfenahme der menschlichen Verkehrssitte nötigte. —

Das Umschlagetuch des Mädchens hatte Eckenpenn daran erinnert, daß die gelbe Stunde an diesem Tage in einem besonderen Zeichen stehe. Er sah in die abzweigende Querstraße. Droschken gaben das Letzte her. Zuweilen schoß ein Auto herum, das Verdeck zurückgeschlagen, bis zur gigantischen Unform mit Ballen beladen. Aber diese Blöcke waren fertige Sachen, mit grauen oder blauen Tüchern umwunden und verknotet. Hausdiener und Burschen, die Haare schweißverklebt, die Gesichter von Eile verzerrt, die Zigaretten zugleich gekaut und sprühend, sprangen in der Fahrt auf die Trittbretter und rissen die Ballen heraus. Von Faust zu Faust schwangen sich die Ballen. Die verschlossenen Großkontore und Hoftüren standen um diese Stunde offen und fraßbereit. Die stille, graubraune Straße mit den erstaubenden Firmenschildern voll gedunkelter, altverschnörkelter Buchstaben hatte Fieber.

Eckenpenn wußte jetzt: es war heute Liefertag in der Konfektion . . .

Nun sah er auch die abgehetzten Motten und Bienen der Arbeit. Sieben Tage und sieben Nächte, lauerndes Zerschneiden, Vorheften, Nähen, Steppen, Befestigen der Knopflöcher, Bügeln — — verblakte Luft, herber Schweiß, hintrübende Augen, Gezänk, überhitztes Zählen, zerrissene Träumereien: das lief jetzt mit schweren Packen und lieferte ab.

„Haben Sie — abgeliefert?" fragte Eckenpenn unwillkürlich und deutete mit der Schulter.

Das Mädchen nickte ernsthaft. Dann sagte sie: „Es ist ja Torheit. — Ich kann nichts kaufen. Es ist wenig diese Woche herausgekommen. Wenn man alles abzieht . . . Ich kann kaum mit der Straßenbahn zurückfahren . . . Nur — ich bleibe manchmal stehen — und suche die Braut von Messina. Das rollt so — anders als meine Singer! — Entschuldigen Sie!" —

Der Buchhändler sah sie aufmerksam an. Bin ich in meiner Art, dachte er bei sich, nicht auch ein Fischer? Auch mit Büchern fischt man Menschen . . . Dann ließ er leise noch einige Hefte hingleiten . . .

„Lesen Sie doch! Es kann nicht jeder kaufen!"

Das Mädchen griff zögernd nach einem blauen Heft und schlug auf. In der Beugung des Kopfes kam eine schmale weiße Strähne neben dem Hornpfeil hervor. Als sie nach einiger Zeit zufällig den Blick hob, sah sie, daß der alte, kleine Mann in dem sturmfarbigen Mantel — errötet war.

Der Mann und das Mädchen sahen sich an.

Ihre Blicke sprachen zueinander.

Der Blick des Mädchens sprach:

„Ich bin so müde. . ."

„Ich habe die Nacht durchgenäht und taumele . . . Kaum halte ich mich am Wagen fest . . ."

„Ich habe die Sehnsucht nach etwas anderem, das anders ist als Maschine treten, staffieren, Finger zerstechen . . ."

„Es ist etwas in mir, das tanzen will!"

„Hier tanzen Worte! Darum wohl blieb ich stehen — und las!"

„Wie ist es möglich, daß ein alter Mann rot wird und sich schämt, da er doch über sechzig Jahre alt ist und das Leben gesehen hat!" —

Der Buchhändler Eckenpenn sprach in seinem Blick:

„Wo kommst Du her, Mädchen — das Du alt wirst und um Dein Jungsein betrogen bist?“

„Seit zweiundzwanzig Jahren stehe ich hier und sah Dich nicht — bis jetzt!“

„Wie kamst Du darauf, dies Buch zu nehmen und aufzuschlagen?“ —

„Dies ist die Stadt, die keinen werden läßt, was er ist!“

„Jeder ist anders als sein Geschäft, anders als sein Tag zu sein scheint, und hat nachtgesichtige Träume!“

„Hier sind selbst die Tiere nicht mehr Kreatur, und es gibt Menschen, die drei- und viermal gebrochen sind und nicht mehr wissen, was sie sind — und daß sie sind!“

„Hier rennt man, weil man nicht mehr gehen kann!“ — —

„Deine Stirn ist zerstochen von Gedanken! Unter Deinen Augen ist die Nähnadel hin und her gefahren. Dein Mund ist blind, zusammengeschlagen. In Deine Wangen fielen die kalten Stunden und höhlten sie aus.“

Da fuhr das Mädchen auf: „ Ich muß gehen . . .“

Der Buchhändler fragte still: „Wie kommt es, daß Sie noch nie an meinen Wagen gekommen sind?“

Das Mädchen antwortete zögernd: „Ich gehe sonst eine andere Straße . . . Es ist Zufall. — Stehen Sie schon lange hier?“

„Seit zweiundzwanzig Jahren. Mein Wagen übernachtet dort im Hause. Man kennt mich. Mittags frühstücke ich in einer Kaffeestube. Abends verkaufe ich Bücher in den Lokalen und Studentenkneipen. Dann gehe ich in meine Schlafstelle.“ — Und als das Mädchen mit einer Frage zögerte, antwortete Eckenpenn: „Menschen meiner Art sind immer einsam. — — Aber — gefällt Ihnen das Buch?“

„Es sind Gedichte, nicht wahr? — Sie sind . . . so anders . . . Ich komme nicht sogleich hinein.“

Der Buchtrödler errötete wieder.

„Sie wurden vor achtunddreißig Jahren gedruckt. Ich — habe sie gemacht . . .“

Das Mädchen ließ das Heft mit einem Ruck sinken und sah ihn an.

Eckenpenn flüsterte eilig: „Nehmen Sie es mit und lesen Sie! Und dann sagen Sie, was Sie denken!“ — —

Drei Fabrikmädchen gingen vorbei. Die Fabrik, die gierig und zäh, auch die Hinterhäuser der Stadtmitte anfraß, ließ ihre lebendigen Maschinen auf eine Viertelstunde hinaus.

Die drei Mädchen, fleischig, mit wüsten Haaren, die glitzernde Spange tief rechts, schoben untergefaßt mit wiegenden Schritten und schrammten die Näherin an. Dann grinsten sie und spien Erdnußschalen aus.

Das Mädchen schien zu erwachen.

„Wann schämen sich die? Sie werden höchstens rot, wenn sie ein Boxer oder ein Preistänzer bei der Öffentlichen für Shimmy oder Chaplin auffordert! — Ich kann die Gedichte nicht kaufen . . .“

„Nehmen Sie sie mit!“

„Vielleicht — kann ich selbst kommen, wenn ich wieder abliefere — oder ich schicke . . .“

Das Mädchen war fort. — —

Nun war die weiße Stunde da.

Die Straße der Konfektion lag wieder in Apathie, in einem schweren Verdauungsschlaf. Nur in den Höfen, in den Speicherräumen, in den multerigen Gängen der Läger und Kontore kreisten die Säfte, ein scheinbar sinnloses Sichwinden und Verkrampfen, bis die Ware verdaut und gestapelt war. Auf der Straße aber, die in das lichte Dämmer eines Platzes mündete, wandelte dienstberuhigt, zuweilen angenehm durch Dialektgespräche und nackte Arme der Küchenmädchen unterbrochen, der Postbote. — —

Die große Straße schoß unaufhörlich Raketen des Lärms vorbei. Ihr Wesen war die Explosion. Nicht eines Auges Heben schleuderte sie das gleiche Bild, und doch war es immer der eine große Strom: die Straße, immer eine der aufgerissenen Schlagadern der Stadt! — Sie schäumte Schreie und Bellen, warf das blitzende Zucken von silbernen Automobilen und wegbeworfenen Tourenwagen auf, schnitt kreischende Hupenwarnungen dazwischen, ward von den Armen des Verkehrspolizisten stromlos gemacht, hielt wie im Krampf das Blut zurück — und dann schoß es doppelt in wüsten Strudeln, das aufgehäufte Blut! — Die Menschen trieben gleich fliehenden Punkten auf dem Schaum der Kreisung, helle, gelbe, grüne, schwarze Farbspritzer, rasend, ohne eigenen Willen, dem Explosionsrhythmus unterworfen, von Benzinwolken eingehüllt . . .

Eckenpenn sah zum abertausendsten Male dieses Bild, das ihn bannte, und das ihm wie mit dem Stich eines grausamen und süßen Speeres auf seinen Platz genagelt hatte. Auch das war ein Grund — damals — vor zweiundzwanzig Jahren: — der tiefste! — —

Nun — gegen Mittag — kamen auch gelegentliche Käufer. Nicht die Damen, die ihr irdisch Teil in die Extrakte aller Erdteile eingewickelt hatten und den Boden zur Schonung ihrer Gesundheit und ihres Schuhwerks nicht beeindruckten. Sie zogen es in hygienischer Freundlichkeit vor, die Masse der laufenden Menschen und die Staubdecke nicht zu vermehren. Ihre Autos warteten vor den schimmernden Läden, in denen sie der süßen und volkswirtschaftlich ersprießlichen Gewohnheit des Kaufens oblagen, indeß die Autos, von den igelstarrenden Schofföören mit Zeitung und Zigarette bewacht, die Goldränderung der Straße bildeten. Unverändert standen sie, die Eckkulissen des Reichtums; der tobende Verkehr mußte demütige Schlingen um sie ausbiegen . . .

Den Buchtrödler besuchte diese Welt nie. Er neigte auch mehr dazu, sich die berufsmäßig verbindlichen Verkäufer und Verkäuferinnen vorzustellen, die ihm doch gelegentlich etwas Goldschnitt oder ein Schlagerrepertoire entführten, und die erst abends um sieben Uhr einen Abglanz der Mondäne im Mietsauto zeigten. Eckenpenn konnte sich diese Steinblüten, diese Orchideen der Stadt, nicht in einem Kretscham unter absynthtrinkenden, bohrend-eigenwillligen Bergarbeitern denken; aber — eine verheimlichte Neigung schwang doch um diese bizarre, zwecklose Schönheit, die fähig war, ein System der Unnatur zur Natur zu steigern. Was wäre der Blumenladen der Stadt ohne die Orchideen? Zwar schien es Eckenpenn, als ob in den letzten Jahren zuviel Orchidee und Orchiersatz sich zeige . . .

Da kam einer seiner Stammkunden, ein schwarzbärtiger, hagerer Mensch, der alle Woche einmal ein Bändchen extremste Lyrik kaufte, um auf der Straßenbahnrückfahrt des grimmigen Vergnügens einer körperlichen und seelischen Verdauungsstoßreihe sicher zu sein! Der Buchtrödler konnte diesem Mann fast für

ein Jahr dienen; denn er hatte einige vierzig Bändchen dieser Art, und der Schwarzbärtige kaufte sogar Exemplare, deren Rhythmen durch Reißzwecken gestört waren. Nach einem Jahr aber würde die fruchtbare Erde, vom Miste der Zeit gedüngt, wieder unzählige lyrische Gänseblümchen, Grashalme, brünstige Nelken und erlösende Kompositen getrieben haben, die sämtlich von ihrer heiligen Sendung und der Erst- und Einmaligkeit ihres Erscheinens sowie ihrer Blumenart überzeugt wären!

Eckenpenn lächelte grimmig — — über sich . . .

Und ein Dienstmädchen aus der schlafenden Konfektionsstraße, das den Valutahund der Herschaft spazieren führte (er hatte eine Goldplombe), fragte in rotleuchtender Verlegenheit nach einem Briefsteller (für Liebende).

Eckenpenn sah das Mädchen mit herzlichem Wohlwollen an. So war das noch nicht ganz ausgestorben und von der Hausangestellten mit Reiseschreibmaschine, Einheitsstenographie, Jazzband, Leichners Fettpuder und Farbstift verschlungen!

Nach zwei Sätzen wußte der Buchtrödler, daß das Mädchen aus Pommern zugezogen sei und ihre erste Stelle habe. Zu gemäßigtem Preis empfing sie ihren Schriftsteller. Eckenpenn war überzeugt, die Liebe würde die individuellen Interpunktionsfehler und orthographischen Gefühlsverschiebungen von selbst hineinbringen. Die zweite oder dritte Stellung aber würde wahrscheinlich in der Fabrik sein . . .

Es war jetzt ein Augenblick glänzender Tagesklarheit.

Über der großen Straße lag die breite Sonne und nahm den Damm und die beiden Fußsteige, die aufbrüllenden Verkäufer der Mittagspresse, die sausenden Zeitungsradler mit den hängenden Rücken — und alle Gerechten und Ungerechten in ihre Arme. Eckenpenns Wagen aber lag in einem zarten, blauen Schatten, und nur die Schaufenster der Kunsthandlung wurden am Rand licht gestreift. Schräg herab aber flirrte der Goldstaub, aus seiner Armseligkeit für eine kurze Stunde in die Sonnenseligkeit genommen, bis er wieder grau und blinder Kehrricht würde . . .

Ein junger Mensch von höchster und letzter Eleganz stand mit gelöster Vornehmheit vor den Radierungen. Als er sich jetzt mit dem Lächeln eines vollkommen zufriedenen Gemütes und absoluter Ungeschäftigkeit umwandte und mit glücklicher Interesselosigkeit Eckenpenns Auslage musterte, erkannte ihn der Buchtrödler als den wieder aufs allerletzte aufgemachten Elegant, den er sei einem Jahr etwa zu verschiedenen Tageszeiten und als jeweiligen Träger der Mode und völliger, glückseliger Sündlosigkeit gesehen hatte. Zuweilen war er mit einer Dame oder mit einem Herrn zu beobachten, die Damen jünger, die Herren älter als er, die Damen erfreut, die Herren bestürzt und sorgenvoll. Dann schien er mit vornehmer Gelassenheit endlose Perioden abzurollen.

Der Herr nahm ein Buch vorsichtig in Augenschein. Der Buchtrödler wußte, daß er nie etwas kaufte. Dies schien ein Prinzip zu sein. — Ein älterer Herr noch im Pelz und mit einem tanzenden goldenen Zwicker ging vorüber. Der Herr der Zeitlosigkeit machte eine kurze, ruhige Bewegung, grüßte und schritt neben dem Herrn im Pelz hin. Eckenpenn sah noch einen ärgerlichen Blick und ein ergebenes Zucken. — —

Also war schon wieder eine neue Mode in der Stadt. Sogar eine neue Herren-

mode! Zwar: sie wechselten neuerdings häufiger als die Damenmoden. Auch die Literatur tat also! — —

In diesem Augenblick pfiff es durchdringend und erstarb dann in einem traurigen abgesenkten Heulen. Kurz darauf war alles mit Fabrikmädchen und mangelhaft komplettierten Lehrjungen bedeckt.

Sie rauchten Zigaretten oder rissen Fetzen aus den Doppelstullen, kauten Bonbons und Pralinen.

Zwei Burschen, blaß, mit Öl- und Rußflecken auf den Gesichtern, standen am Wagen. Ein grünes Heft wurde für zehn Pfennige erstanden: das Schulprogramm eines abgebauten Schulrats über die freie Schule mit dem planfreien Stundenplan, nach dem Interesse und den Idealen der Kinder orientiert. — Der andere Bursche fragte, ob das „Kapital" von Marx da sei — und was es koste. Der Buchtrödler bedauerte höflich und sanft; er habe weder Kapital noch Marx am Lager. So große Werke seien unverkäuflich. Er empfahl die Volksbibliotheken und Lesehallen oder allenfalls die Staatsbibliothek.

Der Bursche zerbiß die Zigarette. Eine steile Falte war auf seiner Stirn. — (Eckenpenn log. Das Kapital war eine der sichersten Sturmstützen seines Wagens. Aber er hatte die modernste Lyrik davorgestellt). — —

Es war Mittagspause.

Das Licht selbst in der Straße des Buchtrödlers schien von den herausgestoßenen Fabrikfüllungen mit ihrer Maschinengeschwätzigkeit, von ihren Abgängen an öliger Staubluft und Nahrungsresten eingeschüchtert und überdeckt zu sein. Die Sonne zog Wolken um sich. Aber über die einundachtzig Zacken der Fabeldrachenwolken spähte doch ein scharfer, fast stechend warmer Strahl nach der Stadt.

Eckenpenn erinnerte sich, daß es Zeit sei, zu frühstücken und seine gewöhnliche Kaffeestube in der großen Stadt aufzusuchen. Es gingen ihm sonst die Börsengespräche und sein hinkender Freund Fox Randolfini verloren . . .

Im Begriff, den Wagen in den Torweg und seine gewöhnliche Unterstellung in einer Autogarage zu bringen, ließ ihn ein johlendes Geschrei und ein unbändiges Gelächter innehalten.

Der verrückte Bengel mit der grimassierenden Tanzwut war da! So kam er in seinen Springtanzbewegungen durch die Stadt selbst hierher! Das letzte Mal hatte ihn Eckenpenn eine halbe Stunde östlich bei einem Abendgang durch Cafés gesehen.

Der Verrückte, abgezehrt, nur Gelenk, in einem zerrissenen blauen Fabrikanzug, eine frische Rose aus Treibhäusern in der Hand, pfiff, sang und tanzte, die Arme vorwärts und rückwärts schlenkernd. Auf eine unerklärliche Weise wußte er stets die neuesten Melodien und rhythmischen Zuckungen, nach denen die Stadt tanzte.

Der Tanz des Irren machte die Fabrikmädchen aufkreischen und dann sich wie angesteckt winden. — Eckenpenn fühlte sich an seinen Platz gebannt. — —

Der Irre war eine ganze Kapelle. Er sang gequetscht, schrillte Flöten, bog eine dünne, hohe Geige, rollte ein schmachtendes, tremolierendes Cello, knatterte den Klavierrhythmus, wimmerte spitz und stählern das Banjo. Aus seinem offenen Munde lief das betrunken um den Ton Herumheulen und Torkeln der Saxophone. Seine Knochen waren ein Schlagzeug von schärfster Präzision. Aus seinen Grimassen und aus den funkelnden Augen wogte das lüsterne Schreien und ließ die

drehenden Rauchschwaden und den Schweißdunst des Tanzsaales entstehen. Das gehackte, wahnsinnig beschleunigte Zeitmaß mit den plötzlichen, arhythmischen Pausen, die wie ein Vorschlag pfiffen, Gongschreie und Hupenheulen, das gleichzeitig kalte und irrsinnig taumelnde Blut der Zeit war in dem Tanz des Irren der Rhythmus und das Tempo der großen Straße: Shimmy!

Der Damm und die Fußwege wogten von Tanzenden — ein Sichschieben, Winden, Aufheulen und Schreien, Fetzen von Worten aus dem letzten Schlager! —

Der Irre war fort. Aber sein Tanz tobte unter den Mädchen und Burschen weiter, und Eckenpenn schien es, als wäre die große Wund- und Rauschinfektion über die ganze Stadt gekommen. Die Häuser taumelten. Ihre Giebel wanderten in einem eckigen, trunkenen Gesang. Die Wolken waren Zigarettendunst. Die Sonne wurde zu einer Starkstromlampe in dem schweißigen, staubvollen Tanzsaal Welt! — —

Da gellte ein scharfer, schmerzschneidender Schrei.

In der großen Straße lief es zusammen — wie eine Beule von Menschen. Nach Sekunden rannte das Gerücht bis zu Eckenpenn: es war einer von einem Auto überfahren worden. Tot. — Da erwachte der Buchtrödler, griff nach seinem Stullenpaket und schob den Wagen in den Hof. — — — — — — — — — — — —

In der Kaffeestube war kaum ein Platz mehr zu haben.

Der Buchtrödler wand sich durch die bösartig nach dem Fuß schnappende Tür, da er nicht die selbstverständliche, großartige Rücksichtslosigkeit der zweireihigen Jünglinge und der Damen in Affenhaut aufbrachte, die die Tür mit souveränem Ruck aufschleuderten, so daß sie erstarrt im offenen rechten Winkel verharrte, solchergestalt die Käufer und Gäste mit frischer Zugluft versorgend. An dem Verkaufsstand für Tee, Kaffee, Zucker, Kakao und allerlei Leckereien vorbei schritt er zur Kasse, löste seinen Bon und schaute nach seinem Wandpfeilerplatz aus. Fox Randolfini war nicht mehr da. Nur zwei ältere Damen mit einer gefüllten Einkaufstasche und einem entsprechenden Mops saßen auf drei Hockern.

Eckenpenn verneigte sich verlegen und nahm seine Stullen heraus. Die Damen, im Besitz von Cakes und Schokolade, rümpften.

Als die wohlbekannte Verkäuferin im schwarzen Kleid mit weißer Schürze ihm den kochenden, starken Kaffee brachte, sah Eckenpenn sie fragend an und deutete mit dem Blick auf den Hocker neben sich.

Das Mädchen, rot und abgejagt, krauste die Stirn und flüsterte: „Der Herr Randolfini mußte schon gehen. Er sagte etwas Komisches. Ich habe vielleicht auch falsch verstanden. — Ich soll Ihnen sagen, sie müßten alle drei wieder einen Abend der Gehirnerweichung machen. — Kann das stimmen?"

Der Buchtrödler lächelte: „Es ist schon richtig!" —

Das Mädchen hastete mit dem Kaffeebrett weiter, und da Eckenpenn still in seine Schmalzstulle biß, erhoben sich die Damen voll Würde und gingen. Der Mops versuchte, den Hals zu drehen. . . . .

Eckenpenn trank mit Genuß. Dieser Kaffee war der schwarze Lichtpunkt seines Tages. —

Fox Randolfini also wünschte, mit ihm und Professor Hettwer demnächst eines Abends zusammenzukommen! — Der Gedanke an diesen seltsamen Freund nahm dem Buchtrödler den Sinn für die Gespräche der Umwelt. Er liebte es sonst, zusammengekrümmt, mit leerem Gesicht dazuhocken und der schallenden, zischenden

oder meckernden Kaufmanns- und Börsenweisheit zu lauschen. Heute aber hörte er kaum, daß der neuerliche Frankensturz ein wahrer, zu rechter Zeit wie Manna vom Himmel herabgekommener Segen Gottes für einige witternde Baissiers gewesen sei. — — —

In diesem Gewimmel, in dem Klirren der Tassen, dem Kommen und Gehen, dem Summen der Stimmen, das sich zusammenmischte und klang gleich dem Reiben von Pferden an der Kette: hier konnte der Buchtrödler mit seinen tiefsten Gedanken der Einsamkeit sprechen! —

Wie war doch der alte und übersichtige Professor Hettwer zu ihm gekommen? —

Eckenpenn mußte lächeln . . . .

Mitten auf dem Pflaster einer der befahrensten Brückenzugänge des Zentrums sah er einst, als er hastig kreuzend quer über den Damm schritt, einen graubärtigen Mann im langen Schoßrock stehen, starr über das Pflaster gebeugt, mit seinem Stock deutend und zeichnend. Er schien weder das Klingeln der Straßenbahnen noch das entrüstete Doppelpfeifen und Kreischen der Autos zu hören. Der Buchtrödler konnte ihn noch gerade von einem Vorderrad hinwegziehen . . . . Der alte Mann faßte ihn nachdenklich am Arm und schritt auf das andere Ufer. „Dank' Ihnen schön“ brummte er, warf wie einen alten Lappen die Worte weg: „Professor Hettwer“ und fügte dann eifrig hinzu: „Wissen Sie, daß gerade da vor 550 Jahren der Narrenkäfig gestanden hat, in den der Büttel nachts alle aufgelesenen Betrunkenen gesperrt hat? Ohne Ansehen, denn er stellte sie morgens von sechs bis acht Uhr aus und bekam einen Groschen dafür. — Die Jöhren spuckten nach ihnen . . . Das Ding sah aus wie ein großer Gänsestall. Davor war ein Jaucheloch, in dem anno 1398 ein Dominikanermönch elendiglich ersoff. Chronik sagt nicht, auf welchen Pfaden. Da erst mußten auf Schluß des Hohen Rates die Gewerke das Jaucheloch zuschaufeln. — Und doch hat mich das Mistvieh von Wagen bis oben bespritzt!“ —

An einem warmen Junitage aber hinkte ein langer, gelbblasser Mensch, in einen Winterüberzieher gepreßt, an seinem Wagen vorbei, sah ihn an, blieb stehen — und kehrte zurück. Einen schwarzen, dünnen Schnurrbart, auf ungarische Art nach unten gebogen, nahm er in den Mund, kaute ihn, so daß er selbst jetzt einem Chinesen glich — und trat dann an die Auslage. — Eckenpenn hielt ihm einen Band Schopenhauer entgegen. Der Hinkende verzog den Mund, hüstelte und sagte mit einer fremdartig kalten, leisen Stimme: „Schopenhauer lebte in seinem Pessimismus wie eine Made in einem Kadaver. Er hatte auch falsche Zähne . . .“ —

Eckenpenn sah hoch.

Die Wanduhr forderte zum Gehen auf . . . .

Der Hinkende hatte einen alten Alchymistenschmöker gekauft. — So war es gekommen . . . .

Die Näherin stand noch einen Augenblick vor Eckenpenn — mit umrandeten, ausgeblaßten Augen. Ihre Lippen bewegten sich in *seinen* Versen. — Dann ging der Buchtrödler. . . .

Es war schon hohe Zeit, wenn er den immerhin möglichen Zustrom der Nachmittagsstunden nützen wollte. Sättigung erzeugt Wohlwollen, eine größere Leichtigkeit zu Ausgaben und Geneigtheit zur Beschäftigung mit leichtem geistigen Nachtisch. —

Eckenpenn dachte wieder an seine Verse . . .

Sie deuchten ihm ein Gleichnis seines Schicksals zu sein und daher auf eine dem nur gewöhnlich Klugen geheimnisvolle und unverständliche Art mit seinem Lebensablauf verbunden. Als er sie vor einem Jahr etwa aus dem Nachlaß eines Erhängten erwarb, der sein Materialwarendasein sicher nicht mit den irrsinnigen Sprüngen der Valuta und vielleicht nicht mit seinen Träumen vereinbaren konnte, war ihm damals, als sei seine frühere Gestalt wie ein Abdruck in die jetzige gefallen. Seit einem Jahr hatte heute zum erstenmal ein Mensch nach dem blauen Heft gegriffen. Nun war es ihm, als müsse er mit der Neugier eines Dämonen zusehen, was geschehen würde, und in welche Hände dieses Heft weiterhin kommen würde. — —

An den Straßenbahnen hingen Trauben von Menschen. Es war, als hätte sich an jeden Wagen ein Schwarm wilder Bienen gesetzt.

Der Buchtrödler ging schnell. Er merkte nicht, daß er gegen den Strom lief. Zornige Blicke und quergestellte Ellenbogen suchten ihm bemerkbar zu machen, daß er rechts zu gehen habe und das von Tisch kommende Personal nicht stören dürfe!

Eckenpenn dachte im Gehen: „Damals, als ich glaubte, Verse machen zu müssen, weil ihr Rhythmus der noch unverstandene und unerkannte Gang der Welt sei, das neue Gesetz des Seins im Werden. — kam ich zu früh. Als meine Zeit kam, war sie schon vorüber. — Der Empörer von gestern war der Zurückgebliebene von heute! — Das war mein Los, nicht zur rechten Zeit gekommen zu sein. Ich, der Buchtrödler Eckenpenn!" —

Er lachte im Gehen, so daß alle überrascht aufsahen . . .

Der Buchtrödler schob den Wagen eilig wieder auf den alten Platz. —

Die blaue Stunde war ihm schon halb entschlüpft. Aber noch hing ihr zartes, erstes Verdunkeln in der Luft, ein Überreden des Lichts, daß es nicht weh täte, sich unter seine Schleier und Netze zu begeben. Und der große törichte König Licht tat es lächelnd, senkt sich in das warme, lösende Schattenbad und weiß nicht, daß der rote Mörderstahl der Nacht ihn erschlagen wird . . .

Es war noch so warm, daß sich der Buchtrödler auf die Wagendeichsel setzen konnte. Ein wunderlicher Februar, seit den letzten Tagen fast von der Weiche beginnenden Föhns erfüllt! — Er hatte das oft in der Stadt erlebt, daß sich die Jahreszeiten und in ihnen wieder die Monate umstülpten, zwei, drei Jahre im Jahr, ein Frühling im Winter, ein Herbst im Sommer — als sei auch dies ein Zeichen daß die große Stadt auch die Regel, die mild aus dem Wandel der Gestirne träuft, auf herrische Weise zerhackt und in ihren Rhythmus zwingt. —

Graue Schleierwolken senkten sich tiefer und ließen die Lilastunde früher kommen. Der Platz am Ende der stillen Querstraße schien sich um Stunden Weges entfernt zu haben, und seine Türme verschwanden im rötlichen Blau des Dunstes.

Eckenpenn saß wie in einem Wachtraum. Die allzu frühe Wärme schläferte ihn fast ein.

Es kamen noch hin und wieder Passanten heran und wühlten in den Büchern und Heften. Sie fragten nach dem Preis, legten hin, lasen ein Weilchen, kauften auch wohl. Eckenpenn lief auch einmal bei einem größeren Geldstück schnell zu dem Doppelstand von Bananen, Apfelsinen und Zigaretten, um zu wechseln. Hier war immer kleines Geld zu haben. — Aber alles tat er mechanisch, ohne klärendes Interesse, nur aus der Gewohnheit heraus, aus der die Uhren gehen, weil sie aufgezogen

sind, und die Zeit da ist, weil man sie mißt. — Und dann kommt eine Stunde, in der das korrekte Tun eines Lebens dem jähen, brechenden Handeln der unteren Natur weichen muß. — —

In dem Buchtrödler schwang den ganzen Nachmittag der Schritt und das Klingen seiner alten Verse, die niemand kannte, und die sich zu ihm als letzten Ort zurückgefunden hatten.

Die einzige Dämmerung kam sehr früh. Es wurde noch einmal auf kurze Zeit hell. Rote Wolken schwammen auf der Müdigkeit des fahlen, abgeblaßten Stahlhimmels. Dann kam ein grünes, unirdisches, apokalyptisches Licht — und dann ward es dunkel. —

Eckenpenn verschloß seinen Wagen.

Er war müde und hatte heute wenig Lust, durch die Lokale und Konditoreien zu traben, in denen man ihn schon kannte und duldete. Doch tat er drei sichere Werke in den Orkus, nämlich Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, das Leben der Königin Luise (für die sich ein ihm merkwürdiges Interesse neuerdings zeigte) — und Haeckels Welträtsel. Das Leben der Königin wurde sogar von einer zu Besuch ausgeführten Landfrau gekauft.

Der Buchtrödler ging sonst den langen Weg bis zu seiner Schlafstelle zu Fuß. Aber heute war er zu lufterschöpft und von einer weichen Schläfrigkeit befangen. Er lief also bis zum Untergrundbahnhof am großen Platz, auf dem die Scheinwerfer sich jagten und die Menschen wie geängstete Kreisel von Schutzinsel zu Schutzinsel sprangen. Mit müdem Blick sah er noch einen großen Lastwagen mit roten Fahnen, auf dem eine enggedrängte Schar von Mädchen und Knaben, scharf akzentuiert, die Internationale sangen. Da erinnerte er sich, daß im nächsten Monat wieder einmal Wahlen stattfinden würden . . . .

In der Untergrundbahn schlief er im Schaukeln des Wagens stehend ein, vom Wall der gepreßten, rauchenden Menschen gehalten.

Als Eckenpenn ausstieg, die Treppe hinauftaumelte und die Augen öffnete, überwältigte ihm plötzlich das Bild der schwarzblauen Nacht mit den im feuchten Nebel riesenhaft aufschießenden Steinblöcken und Türmen, mit dem warm spiegelnden Pflaster und den unzähligen in die Tiefe abfliehenden elektrischen Bogenlampen mit ihrem sternhaft rieselnden, weißen Traumlicht. In jäher, glücklicher Wachheit breitete er die Arme aus und rief: „Wie bist du schön, Stadt!"

Vor dem Gelächter zweier eleganter Paare senkte der Buchtrödler beschämt den Blick. Da sah er auf dem feuchten Pflaster eine fortgeworfene Primel. Wie in Reue nahm er sie auf. Das Bild der primelbedeckten Frühlingsbergwiesen kam aus den Nebeln der toten Zeit hoch und ließ die kaltgewordenen Augen schmelzen den gefrorenen Teichen des Gebirges gleich. Er fühlte sich, als sei er Rübezahl, der irr und machtlos gewordene Geist des Gebirges, der auf die elektrischen Felder ging, um Menschen wachsen zu sehen und zu zählen, Menschen, die ohne Erdsaft sind, in der Hast der Atemlosigkeit aufschießen, trocken und ohne Blüte und Frucht, — Rüben, die nach einem Zauberwort der grausamen Prinzessin Stadt Gesichter bekamen und eine Rolle spielten. — Was wollte er hier in seiner törichten Liebe zu ihr? — —

Kurz vor seiner letzten Querstraße, da, wo die Häuser anfingen, ärmlich zu werden und nach Haß, Schwatzhaftigkeit, Zusammendruck und Menschen zu riechen,

sah er zufällig in einem Kneipenfenster eine Flasche mit der Aufschrift: Enzianschnaps!

Eckenpenn ging hinein und trank zwei Gläser von dem scharfen Zeug, das den Namen der blauen Blume führte. Dann schlurfte er in seine Schlafstätte, leise, um seine Wirtsleute und ihr rabiates Gezänk nicht aufzuwecken. — —

Die moderne englische Literatur

Ein Uberblick

Von

R. Herdman Pender

(Schluß)

I

Ein historischer Überblick über die „Modernen" in England würde von verhältnismäßig geringem Interesse sein, weil er in der Hauptsache aus einer Liste mehr oder weniger unbekannter Schriftsteller bestehen würde, deren Werke in den wenigsten Fällen, wenn überhaupt, Beispiele wirklich großer Kunst sind. Die einzige Ausnahme macht Joyce. Die bloße Erwähnung dieses Namens wirft das Problem der Modernen auf: sind sie Künstler? Sind ihre Werke Kunst? Haben sie irgend etwas gemein mit dem gewöhnlich als Kunst Erkannten, und worin liegt dies Gemeinsame? Sind die neuen Formen notwendig und aus dem Stoff erwachsen, oder bloß intellektuelle Tricks, angewandt „pour épater le bourgeois"? Bevor diese Fragen nicht beantwortet sind, ist es zwecklos, gewisse Schriftsteller als „modern" zu beschreiben oder ihre Werke durch Applaus als schön zu kennzeichnen. — Dieser Artikel macht den Versuch, diese Fragen zu beantworten, soweit es sich um englische Schriftsteller handelt; er wird daher mehr theoretisch gehalten sein, und die Schriftsteller samt ihren Werken werden darin hauptsächlich als Beispiele erscheinen.

II

Die moderne Periode ist, nicht nur mit Bezug auf Kunst und Literatur, sondern ganz allgemein, Übergangsperiode: eine grundlegende Änderung in der Weltauffassung, sogar in der Denkbasis, vollzieht sich.

Um diese Entwicklung genau und vollständig zu charakterisieren, wäre eine neue Kulturgeschichte nötig. Hier muß man sich wieder mit ein paar dogmatisch klingenden Behauptungen begnügen.

Die Kunst unserer europäischen Kultur hat zwei große Perioden durchlaufen: eine, in der die Gruppe, die Gesamtkultur, die Gesamtseele dominiert, und eine (die jetzt zu Ende geht), in der individuelle Normen und Ziele maßgebend sind. In der ersten Periode ist die Gruppe eine lebendige Einheit, welche eine Realität, eine Wirklichkeit schafft: Gott in seiner vollkommenen Weisheit. In der Philosophie wird dies ausgedrückt durch den

Realismus der Scholastiker, nach welchem die Universalien, die Allgemeinbegriffe, wirklich sind, sogar vor den Dingen, und Einzeldinge nur insofern, als sie in den Universalien einbegriffen sind. Die eigentliche Kunstform dieser Epoche ist der gotische Dom, der nur als Ausdruck einer Gesamtseele Sinn hat.

Die Entwicklung des Individualismus läßt sich in der Kunst und in der Philosophie vom 10. Jahrhundert an bis zu seinem Triumph in der Renaissance hin verfolgen. Philosophisch wurden die Universalien zu bloßen Namen, während die Musik, Malerei und die anderen individuellen Künste als der künstlerische Ausdruck des Individualismus anzusehen sind. Die Realität dieser Epoche ist die Welt, wie sie das Individuum schafft. Die höchste, wirkliche Realität für einen Rembrandt oder einen Bach war seine Welt des Lichts bzw. des Tons. Alles, was nicht in den Lichtkreis des individuellen Bewußtseins eintrat, war Dunkelheit, Schweigen, Nichts. Die äußere Welt als solche konnte ruhig negiert werden, wie Berkeley und Hume es taten, und die Wirklichkeit wurde individualisiert bis zu dem Grad, daß jedes Individuum eine eigene Welt, eine eigene Wirklichkeit hatte. In dieser Hinsicht ist Einstein modern.

In dieser Periode entwickeln sich, als Zwischenformen, kleinere Gruppen (Staaten, Kirchen usw.) mit beschränktem Zugehörigkeitsgefühl, deren Hauptzweck nicht, wie zur Zeit der ungeteilten Kultureinheit, Weiterentwicklung der Weltanschauung der Gruppe (Vertiefung in die Weisheit Gottes) war, sondern Selbstbehauptung gegen andere Teilgruppen und Erweiterung des eigenen Machtbereiches und materiellen Besitzes. Andere, höhere Zwecke sind nicht dem Staat als solchem eigentümlich, sondern, wenn vorhanden, der durch den Staat verworfenen Gesamtkultur. Der Ausdruck des Geistes dieser Teilgruppen findet sich in den Schlössern der Barockzeit: Architektur ist die einzige Gruppenkunst.

Aber sich so über die äußere Welt hinwegzusetzen, erfordert große individuelle Kraft und Energie. Mit dem Erwachen des individuellen Bewußtseins und Selbstbewußtseins und der lähmenden Wirkung der Idee des Todes (welche erst mit dem Individualismus auftaucht und ein wichtiger Faktor wird — für die Gesamtseele existiert der Tod nicht) ließ die individuelle Energie nach, und die Macht der äußeren Welt wuchs. Heute wird die äußere Welt zeitgemäß als höchste Realität, als **die** Wirklichkeit empfunden.

Diese Wirklichkeit läßt sich philosophisch nicht ausdrücken. Philosophie in den beiden früheren Perioden war die Weltanschauung einer seelischen Einheit, sei es der Gruppe oder des Individuums. Die Außenwelt kann nicht als Auffassung einer seelischen Einheit angesehen werden, kann nur naturwissenschaftlich formuliert werden. In dieser Beziehung ist die Wissenschaft ein „gewerkschaftliches", kollektivistisches Produkt; sie ist eine Gruppenauffassung der Welt, eine Gruppenkosmogonie, welche, streng genommen, die alte Gruppentheologie stillschweigend voraussetzt, obwohl sie sozusagen kein Organ für Gott hat. Gott ist die in den Himmel entrückte Personifizierung der Kulturgruppe als Einheit, die Gestalt, durch welche sich die Gruppe ihrer Macht bewußt wird. Er (d. h. die Kultur) schafft die Welt nach gewissen Denkprinzipien oder Denkformen, die der betreffenden Kultur eigentümlich sind. Das von Gott (d. h. der Kultur) Gedachte ist Theologie und umfaßt eine Kosmogonie: Theologie ist Makrokosmosphilosophie. Ebenso schuf während der zweiten Periode das Individuum als Gott seine Welt: das von ihm Gedachte ist Kunst, Mikrokosmostheologie. Aber sie kann keine Kosmogonie umfassen. Wissenschaft nun ist Individuum-Kosmogonie. Die Denkprinzipien sind für das Individuum und die Gruppe dieselben, und sie sind die charakteristische Aktivität der Gruppe, d. h. Gottes. Daher das Gefühl, daß die Wissenschaft absolute Wahrheiten liefern kann. Der Glaube an die unendliche Perfektibilität des menschlichen Wissens und Könnens ist nichts anderes als der frühere Glaube an einen allwissenden und allmächtigen Gott, aus der Ewigkeit (dem Zeitlosen: die Gruppe kennt auch die Zeit nicht)

ins Zeitliche des Individuums gerückt. Die Wissenschaft aber entspringt nicht einer seelischen Einheit, sondern wird zusammengesetzt durch Übereinkommen zwischen Individuen. Eine wissenschaftliche Entdeckung wird nicht „Wahrheit“, bis sie von der Gruppe angenommen ist. Dies geschieht aber nur nach individuellen Nützlichkeits- und Selbsterhaltungsprinzipien. Deshalb war Nietzsches Furcht, die Wissenschaft, die Liebe zur Wahrheit könnte gefährlich oder schädlich werden, grundlos.

Heutige Philosophien einschließlich Ethik sind Überbleibsel älterer Perioden.

Genau wie es keine Philosophie gibt, so gibt es auch keine Moral für die dritte Periode. Es kann auch keine geben. Die Gruppe als Kultureinheit hat eine ihr eigentümliche Auffassung der Welt und ihrer Stellung darin, und setzt sich ein positives Ziel: nämlich die freie Entfaltung derjenigen Aktivitäten, die ihr den höchsten Ausdruck ihres Wesens bedeuten, und legt sich, d. h. ihren Mitgliedern, eine Moral auf, um dieses Ziel zu erreichen. Für die Mitglieder, die sich nur als Teil der unendlich-mächtigen Gesamtheit fühlen, besitzt diese Moral eine natürlich-absolute Macht, eine transzendentale Gültigkeit. Der Individualismus kennt die Moral in diesem Sinne nicht. Er kennt nur individuelle Ziele und Interessen, welche eine Disziplin erfordern, die genau dem Individuum angepaßt ist. Weder Ziel noch Disziplin haben eine genügende Gültigkeit für die anderen. Dasselbe gilt für die „gewerkschaftliche“ Gruppe. Die Wissenschaft ist ihre Auffassung der Welt und ist ebenso amoralisch wie die Kunst. Auf der Wissenschaft basierte Gesetze (wie z. B. der Glaube an Bazillen und das Spuckverbot) haben keine transzendentale Autorität und sind am Ende bloße Machtgebote.

Ein so negativer intellektueller Zustand kann nicht dauern. Vorläufig ist man zu beschäftigt mit der praktischen Überwindung der Außenwelt, um unter diesem Zustand zu leiden, und wenn diese Überwindung die Unterordnung aller anderen Kulturen unter unseren faustisch-unendlichen Machtwillen mit sich bringt, so kann man noch lange beschäftigt sein. Aber am Ende wird doch Zeit zum Denken kommen. Wie man das Problem dann lösen wird, ist ungewiß; aber eine Rückkehr zur katholischen Kirche als einer göttlichen Institution (im Sinne der Gruppe), die jedoch die wissenschaftliche Kosmogonie übernommen hat, ist ein möglicher Ausweg.

Was die Kunst betrifft, so werden die individualistischen Künste (die Kunst im gewöhnlichen Sinne) ebensosehr der Vergangenheit angehören, wie die gotische Architektur. Ihre Technik aber, besonders in den Anfangsstadien, wird zu anderen Zwecken übernommen werden: Malerei wird Bildreklame, Literatur und Theater Propagandamittel (Vgl. Shaw in dieser Beziehung). Schließlich wird vielleicht eine neue Kunst entstehen, welche das geistige Wesen der „gewerkschaftlichen“ Gruppe widerspiegeln wird. Was das für eine Kunst sein wird, läßt sich nicht voraussagen: die Städtebaukunst z. B. würde vielleicht allen Bedingungen entsprechen.

Es folgt hieraus, daß die moderne Literatur, insofern sie Kunst ist, nur die allerletzte Entwicklungsstufe des Individualismus, sowohl hinsichtlich des Inhalts wie hinsichtlich der Form, darstellt.

IMAGISTS AND RHYTHMISTS

Die Basis der neuen Form

Die oben so rasch skizzierte Entwicklung ließe sich in allen Ländern verfolgen. Sie hat sich noch nicht vollzogen: wie schon gesagt, sind wir jetzt erst im Übergang von der zweiten individualistischen zur dritten „gewerkschaftlichen“ Denkweise. Und natürlich haben die verschiedenen Länder nicht alle denselben Grad in der Entwicklung erreicht. Das kommt klar in der Literatur zum Ausdruck. Die moderne Literatur in England

z. B. ist vom Standpunkt des Stoffes aus fast rein individualistisch; in Deutschland dagegen viel mehr kollektivistisch.

Das Moderne in der englischen Literatur in diesem stofflichen Sinne fängt mit Hardy an. In ihm findet das tiefe Bewußtsein der Schwäche des Individuums eine Stimme. Die Möglichkeit einer gewerkschaftlichen Zusammenarbeit ist zum mindesten außer acht gelassen, und die Folge ist eine pessimistische Weltanschauung, worin der Mensch als Spielzeug der Götter aufgefaßt wird.

Die Reaktion gegen diesen pessimistischen Individualismus war, sowohl in der Wirklichkeit (Entwicklung des Imperium-Gedankens) als in der Literatur außerordentlich heftig, so heftig, daß seine weitere Entwicklung um rund 50 Jahre hinausgeschoben wurde. Erst kurz vor dem Kriege erhob der Individualismus schüchtern sein Haupt, und zwar äußerte er sich nicht auf stofflichem, sondern auf formalem Gebiete. In anderen Ländern war er schon viel weiter vorgeschritten. Amerika, verhältnismäßig traditionslos, hatte Whitman hervorgebracht, stark individualistisch in der Form und eine echte Übergangserscheinung in seiner Mischung von Egomanie und kollektivistischem Menschheitsgefühl. Sein Einfluß hatte sich schon längst in Frankreich fühlbar gemacht, natürlicherweise mehr mit Bezug auf die Form (Europa ist seiner Vergangenheit nach aristokratisch eingestellt, und hat bisher den demokratischen Gedanken nicht leben können) und die Entwicklung des „Vers libre“ jedenfalls beschleunigt. Von dort aus, über Vielé-Griffin, Mallarmé und die sogenannten „Symbolistes“ and „Fantaisistes“, die kurz vor dem Kriege Schule machten, kam die Bewegung nach England.

1914 erschien ein kleiner Band: „Des Imagistes, An Anthology“. Er enthielt ungefähr 30 Gedichte von Richard Aldington, F. S. Flint, Ezra Pound, Amy Lowell, James Joyce und einigen anderen, erregte spöttische Aufmerksamkeit wegen der Form und wurde dann von den meisten vergessen.

Dieser Band verkörperte, obwohl er keine programmatische Vorrede hatte, ein Programm, sowohl hinsichtlich des Inhalts als der Form.

Die inhaltliche Neuerung bestand in der Einführung einer kleineren psychologischen Einheit als Stoff eines Gedichtes.

Die Werke aller Dichter des 19. Jahrhunderts sind individualistisch in dem Sinn, daß sie sich nur mit persönlichen Erlebnissen und Stimmungen befassen. Die Einheit solcher Erlebnisse oder Stimmungen aber wurde dadurch bestimmt, daß man aus ihnen die ganze philosophische Richtung oder zumindest eine besondere Anschauung des Dichters schließen konnte.

Ein Gedicht enthielt daher nicht nur die physischen Eindrücke, sondern auch die begleitenden emotionellen Reaktionen (Handlungen oder Gedanken). Das war möglich, solange die bewußte Weltanschauung der Dichter optimistisch war. (Die unbewußte, auch bei solchen Optimisten wie Browning und Stevenson, war eher tragisch als pessimistisch: Pessimismus ist bloß perverser Optimismus.) Aber als der flotte Optimismus der späteren Viktorianer nicht mehr intellektuell befriedigen konnte, wie es Anfang dieses Jahrhunderts der Fall war, mußte eine Änderung kommen. Man wollte das verlogene Pathos des Pessimismus oder sogar der „tragischen“ Weltanschauung nicht wiederholen. Zu einem anderen Optimismus waren die Modernen nicht kräftig genug. Ihre Lösung dieses Dilemmas war, das Denken auszuschalten und unter dem Namen des Intellektualismus zu verpönen. Das Denken an und für sich war falsch und irreführend; noch mehr, es war zersetzend, vernichtete die Frische, die Fülle, die Intensität des Lebens. Plötzlich war die Hauptsache in Leben und Dichtung Intensität, und zwar im Sinne der einfachen physischen Heftigkeit der Reaktion. Das Denken, die Reflexion, sogar der Ausdruck von Gefühlen durch Gedanken sollte, müßte ausgeschaltet werden. Dies wurde erreicht durch Beschränkung des Themas auf die physischen Eindrücke, höchstens emotionell gefärbt; auf Reaktionen, bevor das Denken einsetzte; durch Betonung des

Momentanen. Sie fingen an, momentan zu leben und zu empfinden, das Momentan-Intensive (vielleicht waren sie eines längeren intensiven Erlebnisses nicht fähig) als Stoff zu verwenden.

Daraus ergab sich eine neue Schönheit. Als schön wurde das empfunden, was heftige „intensive“ Reaktionen auslöste. Sogar das, was früher als direkt ekelhaft empfunden wurde, galt jetzt als schön, wenn es intensiv wirkte. Dies ist viel besser in Deutschland zu beobachten; in den Gedichten von Gottfried Benn zum Beispiel, wo aber das früher als ekelhaft Empfundene gebraucht wird, um einen romantischen Angriff auf das Sinnlose, Häßliche des Lebens auszudrücken. In England aber, besonders vor dem Kriege, wurden Extreme vermieden, und man hat sich auf das Momentan-Intensive innerhalb der gesellschaftlichen Konventionen beschränkt. Deswegen fiel der neue Standpunkt in bezug auf den Inhalt nicht besonders auf.

Weit auffallender waren dagegen die sich ergebenden Formänderungen. Hier sind zwei theoretische Strömungen zu unterscheiden: Imagists and Rhythmists. Die „Imagists“ betonten das Bild als Ausdrucksmittel für das Momentane und versuchten, durch die bloße Aneinanderreihung von Bildern den erlebten intensiven Eindruck wiederzugeben. Es ist das Verfahren Theosophile Gautiers, nur vereinfacht. Die Bilder in der „Symphonie en Blanc Majeur“ sind intellektuelle Vergleiche, und zwar, in gewissen Fällen, weit hergeholt. Aber auch Vergleichen ist zu intellektualistisch für die Modernen. Sich fragen: „Weiß, wie . . . .?“ heißt, die Intensität des Eindrucks „weiß“ abschwächen, wenn nicht vernichten. Deswegen eine Vereinfachung der Eindrücke, die erinnert an die Vereinfachung der Eindrücke in der modernen Malerei, und eine Beschränkung auf die Wiedergabe der rein bildhaften physischen Eindrücke. Im allgemeinen ist es unmöglich, diese Theorie in ihrer strengsten Form in der Praxis zu verwirklichen, aber Ezra Pounds „Tsai Chi'h“ ist ein glückliches Beispiel:

> The petals fall in the fountain,
> the orange-coloured rose-leaves,
> their ochre clings to the stone.

Die psychologische Reihenfolge der Eindrücke ist hier richtig, und das dritte Bild (hauptsächlich durch das Wort „clings“) löst die emotionelle Wirkung aus. Gewöhnlich aber ist das Bildliche nicht ausschließliches, sondern nur vorherrschendes Ausdrucksmittel.

Grundprinzip der „Rhythmists“ andererseits ist, daß die emotionelle Färbung des intensiven Eindrucks durch den Rhythmus des Satzes ausgedrückt werden kann. Der physische Eindruck muß natürlich auch, als Ausgangspunkt, dargestellt werden; und hierzu verwenden die Rhythmists dieselbe Technik wie die Imagists; als noch wichtiger aber betonen sie das Gefühlsmoment im dichterischen Erlebnis und versuchen, es direkt durch den Rhythmus wiederzugeben und hervorzurufen. John Gould Fletcher, ein Amerikaner, der viel in England und Frankreich gelebt hat und mit der Imagist-Gruppe befreundet war, ist der Hauptvertreter dieser Richtung. Er schreibt „Symphonies“, bestehend aus einzelnen Gedichten in „vers libre“, und mit musikalischen Tempo- und Ausdrucksbezeichnungen versehen.

Das Gefühl für das tiefe Verhältnis zwischen Rhythmus und emotioneller Reaktion war richtig, und ist, vom Standpunkt der Theorie aus, wichtig, weil dies gerade die Entwicklung des „vers libre“ und die moderne Neigung zur Prosa erklärt. Praktisch hingegen war die Richtung von geringerer Bedeutung, hauptsächlich, weil bei dem jetzigen Niveau des literarischen Sinnes feine und immer wechselnde Unterschiede im Rhythmus kaum zu vernehmen sind und daher einen geringen Ausdruckswert haben.

Die charakteristischen Werke der beiden genannten Richtungen sind gering an Zahl und als Gedichte nicht von großer Bedeutung, wenn auch viel besser als die meisten der

konservativen Gruppe. (Auf diesem Gebiet haben die modernen Franzosen viel mehr geleistet, hauptsächlich auch in technischer Hinsicht.) Zum Teil ist dies dadurch zu erklären, daß der Krieg die Gruppe bald zerstreut hat. Als formtechnische Bewegung wurde sie im Keim erstickt. Sie ist trotzdem eingehend behandelt worden, weil sie die einzige Erscheinung dieser Art in England ist, welche die Grundlage der modernen Technik klar erkennen läßt, und weil hier in Deutschland wegen der Beschäftigung mit dem Stoff, diese formtechnischen Fragen nicht dasselbe Interesse erweckt haben.

III

Die unmittelbare Wirkung des Krieges war eine allgemeine Unterbindung aller individualistischen Triebe, Bewegungen und Institutionen, sogar der Wissenschaft im strengsten Sinne; ein gewaltiger Rückschlag zum Nationalismus, zum beschränkten Gruppengefühle, fand statt. Aber der Krieg war zu groß und dauerte zu lange; es nahmen zu viel gebildete und halbgebildete Menschen daran teil, die Zeit genug zum Nachdenken hatten. Wenn man kaltblütig tage- und wochenlang dem Tode gegenüberstehen muß, ist es unvermeidlich, daß man sich fragt: „Warum?" und individualistisch wird. „The Diary of a Dead Officer" (London, 1918), die nachgelassenen Papiere eines jungen Oxforder Studenten und Dichters, A. G. West, der sich als Freiwilliger meldete, aber allmählich zum extrem individualistischen Standpunkt überging, skizziert diese Entwicklung und ihre Ursachen in ergreifender Weise. Da kann man auch verfolgen, wie das Leben für die nachdenkenden Köpfe, für diejenigen, die versuchten eine eigene Meinung zu haben, sinnlos geworden ist, und wie sie von dem Gefühl der Schwäche, der vollkommenen Hilflosigkeit, gemartert, geradezu angeekelt werden. Und diese Gefühle bezogen sich nicht nur auf die Greuelszenen des Kriegsschauplatzes: für Augen, durch den Krieg hellsehend gemacht war die ganze Gesellschaft, die ganze Struktur des zivilisierten Lebens ebenso sinnlos, zwecklos wie der Krieg; das Individuum wurde vernichtet durch die Maschinen der Fabrik ebenso vollständig wie durch Granaten und Bomben.

Während des Krieges konnten solche Gefühle höchstens in Briefen oder Tagebüchern zum Ausdruck kommen; auch nach dem Krieg sind sie so viel wie möglich von der Gruppe (sei es dem Staat, der Gesellschaft, der öffentlichen Meinung usw.) unterdrückt worden. Nur in Deutschland, wo durch den Verlust des Krieges und die Revolution die älteren Herrschergruppen wenigstens vorübergehend die Macht verloren hatten, konnten sie konsequentere Form annehmen. Hier kann man alle Formen solcher Gefühle in der Literatur verfolgen: neben leidenschaftlichen lyrischen Ausbrüchen des Zorns oder der Verzweiflung, grimmige Angriffe gegen die Gesellschaft, beißende Satiren, und endlich die Sehnsucht nach einem Zustand, wo die Isoliertheit des Individuums und der ständige Kampf gegen andere aufhören würden, oder, wie sie es lieber ausdrücken, wo das Individuum in die Menschheit aufgeht.

In England ist alles viel ruhiger. Da wäre eine Sammlung Gedichte wie sie Kurt Pinthus in „Menschheitsdämmerung", besonders im ersten Abschnitt, „Sturm und Schrei", zusammengebracht hat, rein unmöglich. Da haben die Konservativen, die alten Herrscherklassen, die Macht behalten und bieten alles auf, um die modernen Richtungen in der Literatur (die individualistischen) und in der Politik (die kollektivistischen, kommunistischen) zu unterdrücken und die alte Ordnung aufrechtzuerhalten. Der gute Ton in England verbietet jeden Sturm und Schrei, alle lyrischen Ausbrüche, und kann immer noch schwere gesellschaftlichen Sanktionen mit ihrem Verbot verbinden. Ebenso wird die fast ausschließliche Beschäftigung mit den kleinsten persönlichen Stimmungen und Erlebnisse, vielleicht am besten durch Dorothy Richardson in ihrer „Miriam"-Romanfolge vertreten, als sonderbare, gesellschaftlich zweifelhafte Marotte behandelt, welche doch interessante oder schöne Einzelheiten gelegentlich hervorbringt. Bücher so unzweideutig

wie „The Diary of a Dead Officer“ wären einfach totgeschwiegen. Schriftsteller sogar, welche den individualistisch-kritischen Standpunkt in der mildesten, höflichsten Form, mit allen denkbaren Konzessionen zur öffentlichen Meinung vertreten, werden als Zyniker und Pessimisten angegriffen. So hat neulich Chesterton zum Beispiel sich in diesem Sinne über Rose Macauley und Aldous Huxley, zwei von den ernsteren Talenten, geäußert. Dieser ist auch von „The Times Literary Supplement“ — die Verkörperung des konservativen Geistes in der englischen Literatur, worin Stil und Rhythmus der Artikel noch immer heute genau dieselben sind als die der Leitartikel vorigen Jahrhunderts — wegen seines ersten Romans, „Mortal Coils“ (1922) angegriffen worden und hat die englische Kritik mit „Those Barren Leaves“ (1925) noch nicht zufriedengestellt, obwohl „The Times Literary Supplement“ eine Besserung, eine teilweise Einschwenkung in normalere Gleise mit Genugtuung feststellt. Und doch haben sie bloß ganz milde Satiren geschrieben (Rose Macaulays „Orphan Island“ ist besonders schwach), die in irgendeinem anderen Lande als Satiren vollkommen unbeachtet geblieben wären. Aber sie waren ehrlich und ernst gemeint, und waren in der Tat, wie die Hüter der englischen Tradition gleich gewittert haben, Untergräber, wenn auch nur schwache, der alten Auffassung der Gesellschaft, und folglich der augenblicklichen Ordnung.

IV

James Joyce.

Immerhin hat die englische Literatur einen Schriftsteller hervorgebracht, der sich nicht vor den herrschenden Mächten gebeugt hat und der in seiner Art ebenso radikal wie der extremste Deutsche ist. Es ist kennzeichnend in dieser Beziehung, daß Joyce kein Engländer, sondern Ire, und zwar katholischer Ire ist.

Die Modernität Joyces ist aber verschieden von der der modernen Deutschen. Menschheitsdämmerung hat zwei Bedeutungen: Morgenrot und Abendrot der Menschheit. Joyce repräsentiert das Ende einer Menschheit, der individualistischen Epoche, wie Werfel als Vorläufer der „gewerkschaftlichen“ Menschheit betrachtet werden kann. Dieser möchte die Schranken zwischen Individuum und Individuum aufheben, will sich mit anderen, mit allen anderen, eins fühlen. Jener will nie das Gefühl seiner Individualität verlieren, sondern betont sie auf alle möglichen Weisen. Er hat seine Lebensdevise selbst formuliert: „I will not serve that in which I no longer believe, whether it call itself my home, my fatherland or my church: and I will try to express myself in some mode of life or art as freely as I can and as wholly as I can, using for my defence the only weapons I allow myself, silence, exile and cunning.“ Das ist die Formel eines vollkommen Individualists, der sich aber seiner Schwäche sehr bewußt ist. Das Negative der Einstellung, das besonders durch die Wahl der Waffen, „Schweigen, Verbannung und List“, alle Abwehr-Waffen, unterstrichen wird, fällt auf. Rembrandt hätte gesagt, er würde sich voll gestalten, so weit das mit Pinsel und Farbe möglich war. Und dieses Gefühl der Schwäche entspringt keinem plötzlichen durch den Krieg verursachten Zusammenbruch von Idealen, sondern ist aus den dauernden Reibungen zwischen seinen Wünschen auf allen Gebieten (sozial, materiell, geistig) und der harten, siegreichen Wirklichkeit seit seiner frühesten Jugend langsam entstanden und hat fast philosophische Form erlangt. Joyce ist insofern direkter Nachfolger Hardys. Aber mit diesem Bewußtsein der Schwäche ist gepaart, auch durch die langsame Entwicklung gehärtet, ein fast grimmiger Wille, die Außenwelt zu beherrschen. Dadurch ist es ihm gelungen, die Schwäche dieser Periode doch monumental in „Ulysses“ zu gestalten.

In seinem früheren Roman, „The Portrait of the Artist as a Young Man“ (1916), hatte er seine ganze Entwicklung bis zum Bruch mit der Kirche und zu seinem

stolzen individualistischen Bekenntnis geschildert. Bis dahin hatte er sich immer gegen die Wirklichkeit, gegen seine Wirklichkeit, die Dubliner Außenwelt, behauptet. Dann aber hat er ihr doch weichen müssen; er wählte sich Verbannung. Und Schweigen. Von da ab hört die Geschichte seiner Entwicklung auf. Statt dessen haben wir in „Ulysses" einen großen Versuch, volle Herrschaft über die Wirklichkeit zu erlangen, und gerade über die Wirklichkeit, vor welcher er damals wich, und die noch immer mit außerordentlicher Intensität in seinem Gedächtnis lebte. Ob er nach seinem Vorsatz im wirklichem Leben gehandelt hat, kann nicht gesagt werden: aber sicherlich hat er ihn in „Ulysses" verwirklicht. Da lehnt er alles ab, da negiert er alles, was nicht als wertvoll vom individualistischen Standpunkt sich beweisen läßt. Und weil er schwach ist, erscheint ihm das Leben als ein großer, grauer, kleinlicher, geschäftiger, sinnloser Alltag, eine unendliche Anhäufung von kleinen Geschehnissen, die sämtlich ohne Wert sind. Hier ist keine starke Persönlichkeit, die dem Leben eine Schönheit gibt. Hier aber ist eine Persönlichkeit, die doch Kraft genug hat, um ein erschütterndes Bild der Welt zu geben, wie sie dem modernen, hyper-bewußten, schwachen Individualisten erscheint. Die zwei Hauptgestalten, Dedalus und Bloom, gehen förmlich unter in der Überfülle der Eindrücke, die auf sie einstürmen. Was ihnen fehlt, ist ein bestimmtes Ziel, wonach sie mit dem ganzen Körper, und unbewußt wie ein 100 Meter-Schnelläufer, streben, und welches alle Eindrücke ausschaltet, die nicht ihrem Hauptinteresse dienlich sind. Das Spielen mit der Philosophie, mit einem zu subtilen Denkvermögen des Dedalus, wie der müde, schwache, zur Gewohnheit gewordene geschlechtliche Trieb des Bloom, schaffen keine Werte, welche ihnen teuer sind. Ihr ganzer Wille geht dahin, sich nicht von der Außenwelt unterdrücken, vernichten zu lassen. Beide sind Individualisten, der eine instinktiv, der andere bewußt, die an nichts Höheres als an das Individuum, das Individuelle, glauben können, die folglich nicht dienen können, und die sich sehnen nach einem Rauschzustand, wo die Grenzen ihrer Persönlichkeit und damit das Gefühl ihrer Schwäche aufgehoben sein würde.

In der Technik des Buches kommen dieselben Tendenzen zum Ausdruck. Überall wird die Einheit verkleinert: früher wurde ein ganzes Leben, zuweilen das Leben mehrerer Generationen, im Roman behandelt, hier ein einziger Tag. Ebenso ist die psychologische Einheit des Lebens verkleinert, öfters auf fast rein physische Eindrücke beschränkt, und mit Hilfe der Imagist- und Rhythmist-Techniken wiedergegeben. Aber länger andauernde Stimmungen, der emotionelle Grundton eines Erlebnisses werden durch Anwendung eines besonderen Stils, (Stil früherer Perioden, des Journalismus, Parodien usw.) hervorgerufen. Gerade in dieser Hinsicht ist „Ulysses" eine der größten Leistungen der englischen Literatur. Und trotzdem fehlt dem Buch die stilistische Einheit, die einer starken Persönlichkeit entspringt. Das ist in der Tat die Tragik des späten, schwachen Individualisten und der Schlüssel zu seiner Kunst: er ist nicht schöpferisch wie seine großen Vorbilder und muß sich doch nach dem unbewußten Maßstab ihres Lebens und Könnens beurteilen. Er lehnt alle Autoritäten und Konventionen, im Leben wie in der Kunst, ab, hat aber nicht die Kraft, die seiner Persönlichkeit entsprechende Konvention zu gestalten und der Welt aufzuerlegen.

Dichtungswertung

Möglichkeiten und Aufgaben des deutschen Dramas in der Gegenwart

Von

Robert Petsch

Seit den Tagen des Naturalismus und des Impressionismus hat man das Drama und zumal das ernste Drama immer wieder totgesagt — und doch ist die Erzeugung von Bühnenwerken nie ins Stocken gekommen, die Teilnahme an ihnen nie erlahmt. Heute sucht man nicht mehr die Daseinsberechtigung der Bühnenkunst zu leugnen, will aber dem Drama eine mindere Rolle neben der in den letzten Jahrzehnten unter uns zu erstaunlicher Vielfarbigkeit aufgeblühten und immer stärker vergeistigten Erzählungskunst zuweisen. Und nicht bloß in dem Sinne, als ob ein Geschlecht sich in seinen letzten Bejahungen und Forderungen eben besser mit den epischen, wie ein anderes mit dramatischen Mitteln ausdrücken könnte, wobei eine unübersehbare Zahl von Faktoren zusammenwirken — nein, das Drama soll überhaupt als minderwertig gelten, als Überrest einer längst überlebten Kulturstufe, als notwendiges Zugeständnis an die minder reifen, für Oberflächenwirkungen leicht empfänglichen, mehr körperlich als geistig lebenden Zeitgenossen. Als ob irgendeine geistige Ausdrucksform, die für Menschen unseres Kulturkreises einmal mit Notwendigkeit sich ergab, die ihnen von Wert und Bedeutung war, jemals absterben oder ihren Sinn verlieren könnte. Wäre das Drama eine einmalige oder im Lauf der Geschichte wiederholt vorgenommene, willkürlich-mechanische Konstruktion, eine Summierung bereitliegender Ausdrucksmittel verschiedenster Art, in der Richtung auf unkünstlerische und unwesentliche Ziele, dann freilich wäre seine „Sendung" längst erfüllt, falls es jemals eine gehabt hat. Dagegen aber spricht schon die erstaunliche Einheitlichkeit der dramatischen „Idee" bei der ungeheuren Wandelbarkeit und Fülle ihrer Erscheinungen durch die Jahrhunderte hin und über den ganzen Bereich der westeuropäischen Kultur, wenn wir uns auch nur auf diesen Kreis beschränken wollen. Wenn irgendwo, dann finden wir hierin „Gestaltung, Umgestaltung: des ewigen Wesens ewige Unterhaltung". Da muß ein Urtrieb sich auswirken, der in und mit der Menschennatur bereits gegeben ist; und die Familienähnlichkeit der noch so verschiedenen westeuropäischen Dramaformen gegenüber denen des nahen und fernen Ostens läßt weiter auf einen nie ganz versandeten, wenn auch zeitweilig im Verborgenen laufenden Strom schließen, der durch diese Welt hindurchgeht und sicherlich auch heute noch nicht verrauscht ist. Nur scheinbar verschwindet er zuweilen (denn in den dramatischen Spielen des Volkes und in den Vorführungen der Mimen hatten sich primitive Formen der Gattung zu allen Zeiten lebendig erwiesen); aber in Zeiten ermattender dramatischer Zeugungskraft hält ein im lebendigen Bühnenerlebnis aufgewachsenes Geschlecht gern die ästhetischen Werte und Formen seiner Jugend fest und will sie den Nachfahren aufdrängen; aus und neben der blinden Vergötterung des Gewesenen, der historischen Formen, er-

wachsen dann bald erklügelte Theorien und lederne „Techniken" mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit usw. Kommt dann ein junges Geschlecht herauf, das von diesen Einschränkungen nichts wissen will, so verwirft es nur zu gern die Substanz mit ihren Akzidentien und beraubt sich damit einer Fülle unvergleichlicher Ausdrucksmittel; und das gerade, wenn ihre wesentlichen oder doch am kräftigsten hervortretenden Sehnsüchte und Überzeugungen unmittelbar nach andern, etwa lyrischen und epischen oder nach bildkünstlerischen oder musikalischen Ausdrucksformen verlangen. In solchen Zeiten stürzt sich alles auf die „nächstliegende Form"; wie einst die Stürmer und Dränger einseitig das Drama pflegten, so steht eben jetzt die Erzählung oben an und strebt in ganz ähnlicher Weise danach, alles neben sich zu ersticken. Darüber aber drohen jene auch heut unzweifelhaft lebendigen Züge und Triebe des Lebens zu verkümmern, die ihrem innersten Wesen nach dramatisch sind und die auch nur durch das Drama künstlerisch gesteigert und vollendet werden können. Darunter leidet dann nicht bloß die dramatische Dichtung, sondern die gesamte seelische Kultur des Zeitalters, zumal eines so chaotischen Zeitalters wie des unsrigen, das der Mithilfe der Kunst im allerweitesten Sinne bedarf, um sich zu sich selbst zu finden. Das Drama hat also in unsern Tagen ganz gewiß eine Aufgabe; sie darf aber auch heute nicht in etwas ihm Fremden, etwa Außerästhetischen, in einer Tendenz oder einer formalen Richtung gesucht werden, sondern nur in einer neuen urkräftigen Entfaltung seiner lebendigen Wesenheit im Dienste einer jungen nach Offenbarung und Klärung ihres Innersten drängenden Generation und mit Hilfe aller jener Mittel aus dem reichen Formenschatz der dramatischen Gattung, die bei unserem Geschlecht ihrer Wirkung vor allem sicher sind. Die „lebendige Wesenheit" des Dramas aber offenbart sich uns wie jede andere als eine kräftige Polarität, als ein unbeirrbares Fluten zwischen entgegengesetzten und doch in einer höheren Einheit zusammengehörigen, korrelativen Zielpunkten. Diese Polarität des Dramas enthüllt sich dem Schauenden in jedem dramatischen Erlebnis, sie bestimmt aber weiterhin den Entwicklungsgang der Gattung, die bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin sich verfestigen will, wie es bei jeder „Objektivation" geistigen, polar sich entfaltenden Lebens der Fall ist. Und selbst in jedem Dichter, in jedem seiner Werke, in jedem Zuschauer und wieder in jedem einzelnen Dramaerlebnis erneut sich der Kampf, indem die schaffende oder genießende Seele bald dem einen, bald dem andern Pole sich zugeneigt fühlt. Alles Dramatische, lehrt uns die Völkerkunde und die Geschichte des Dramas auf jeder Seite, beruht auf der Darstellung bewegter, fesselnder, spannender, aufreizender, erschütternder Begebnisse oder innerlicher Erregungen durch den bewegten Menschenleib mit allen ihm zur Verfügung stehenden, auch sprachlichen Mitteln innerhalb eines von der Alltagswelt abgegrenzten und irgendwie im Sinne der Hauptbewegung umgestalteten, mindestens von der Phantasie umgestalteten Raumes. In den primitivsten Formen des Dramatischen, in den Urformen des Mimus mag der bloße Trieb des Menschen zum Nachäffen alles auffällig sich Gebenden und Bewegenden vorwalten. Aber schon indem die eigentlich kennzeichnenden, die reizenden und spannenden, die lächerlichen oder mitleidwürdigen Züge aus der Erscheinung von Tieren und Menschen herausgesucht und in der Darstellung unterstrichen werden, spricht das gestaltende Ich sein erstes gewichtiges Wort: der Mimus sucht bereits ein persönliches, doch über das Individuum schon hinausgreifendes und an die Menge sich wendendes Erlebnis zu gestalten: „Seht her, so ist es eigentlich, hab' ich nicht recht gesehen?" Alsbald beginnt ein fruchtbarer Widerstreit zwischen Eindruck und Wiedergabe, zwischen Erlebnis und Ausdruck, und dieser Streit wird auf jeder höheren Kulturstufe nur heftiger und künstlerisch ergiebiger. Dann entwickelt sich stärker und stärker der mimische Trieb im Dienste besonderer Wertungen und Stimmungen, um die Welt der Erscheinungen, insbesondere die Menschenwelt im Lichte ihrer kennzeichnenden Bewegungen und ihrer in bestimmten körperlichen, auch sprachlichen „Gesten" sich rein entfaltenden Eigenart zu zeigen. Alles Lebendige ist irgendwie bewegt und offenbart wo nicht sein ganzes Wesen, so doch einen guten Teil seiner Wesentlichkeit in den von innen her bestimmten Bewegungen oder in charakteristischen Formen, mit denen es auf äußere Einwirkungen und Anstöße antwortet. Und mindestens so gut wie die äußeren Umrisse und Farben, wie die mit seinen Lebensäußerungen verbundenen Töne oder die seinen Begriff umreißenden Gedanken kann die Bewegungsform als Symbol des Ganzen dienen. Es wird immer wieder künstlerischschaffende und genießende Individuen, ja

ganze Stämme, Zeitalter, Strömungen geben, die gerade von hier aus am unmittelbarsten zum „Wesen“ der Welt, der Menschen und der Dinge vorzudringen glauben. Das sind dann die „Dramatischen“ oder, wie wir zunächst vorsichtig sagen wollen, die „Mimischen“. Wir fassen also den Mimus hier durchaus nicht als eine einmalige historische Erfindung, die auf dem Wege der geschichtlich-zufälligen Kulturübertragung von einem Volk zum andern weitergegeben werden mußte — ob solche Übertragungen vorgekommen sind, was zweifellos ist, kann uns hier ganz gleichgültig sein. Uns ist das Mimische eine mit der Menschennatur von Hause aus gegebene und sich immer aufs neue offenbarende, mit andern ihresgleichen verflechtende und sich wieder lösende, kräftigende und läuternde, sich immer stärker zu sich selbst entwickelnde Art und Weise, die Wirklichkeit anzuschauen und wiederzugeben — auch eine von den Ausdrucksformen, kraft deren der Mensch sein unmittelbares Bild von der Welt und damit seine Innerlichkeit andauernd steigert und vertieft. Die Entwicklungslinie dieser mimischen Kunst verläuft, von unserm europäischen Kulturbegriff aus gesehen, in der Richtung auf die Erfassung immer feinerer Schattierungen und tieferer Bewegungen des menschlichen Innern, die durch körperliche Bewegungssymbole angedeutet und in ihrer „reinsten“ Form „dargestellt“ werden. So ist die feinst ausgeschmiedete bühnenkünstlerische Persönlichkeit der Gegenwart, ist auch der ekstatische Künstler, der unter Ausschaltung des Individuellen möglichst die letzten Schwingungen der Menschenseele, ja des geistigen Kosmos überhaupt an unser Herz bringen und uns zur Schau des Wesentlichen aufflügeln will, ein unmittelbarer Verwandter des bescheidenen Mimen, der die Gier des fremden Kaufmannes oder die Prahlereien des großtuerischen Soldaten oder die Trauer des verlassenen Mädchens oder die Kampfpose des Helden satirisch oder sentimental, aufpeitschend oder heroisch begeisternd „vorführt“. Bald überwiegt, der Anlage und Begabung des Künstlers und den Neigungen und Fähigkeiten des Zuschauers entsprechend, die Freude an körperlicher Gewandtheit und an virtuoser Beherrschung aller darstellerischer Mittel, die kindliche Lust an der Übereinstimmung zwischen Urbild und Abbild, das wiehernde Jauchzen ob der Treffsicherheit und an der Verschrobenheit der Karikatur als solcher — bald öffnet sich die Seele den in der Darstellung sich offenbarenden, bisher verhüllten Abgründen des Lebens und der Menschenseele und sie genießt mit innigstem Behagen die von der Darstellung in ihr ausgelösten Schwingungen heiterer oder ernster Art, sie fühlt sich durch die Kunst dynamisch bereichert ohne den Preis einer realen Erfahrung, ohne Störung der reinen Hingabe durch irgendwelche Tatsächlichkeiten des Lebens. Nicht bloß das europäische, auch das östliche Drama strebt von vornherein nach solcher Vertiefung des eingefühlten Gehaltes und erfreut sich am bunten Wechsel der Stimmungen, die der Mimiker wie ein gewaltiger Magier in der Seele des Zuschauers erwecken kann. Was aber das westeuropäische „Drama“ im engeren Sinne des Wortes aus der Zahl der bloßen mimischen Reihendichtungen heraushebt, welche bewegte Szenen sehr verschiedener Färbung am lockeren Faden einer äußerlichen Scheinhandlung aufreihen, das ist die Erfassung der Welt im Ganzen unter dem Gesichtswinkel einer von innen her mächtig bewegten Wesensbestimmtheit, die nur in einer höchst bewegten und doch in sich wieder zur Einheit organisierten Fülle von körperlichen und sprachlichen Gebärden der Einzelnen und der Masse ausgedrückt und zum schauenden Erlebnis erhoben werden kann. In diesem Sinne haben die Griechen in einer Zeit stärkster religiöser und nationaler Erregung, Sehnsucht und Ratlosigkeit das Mimische unendlich vertieft; sie haben rhetorische und philosophische, lyrische und epische, bildnerische und tänzerische, gewiß auch dekorative Elemente aus der Kunstübung und der Wortbeherrschung ihrer Zeit herbeigerafft und ihrem neuen Drama dienstbar gemacht. Auf dieser Bahn hat sich das europäische Drama immer in irgendwelcher Berührung mit demjenigen der Alten seit den Tagen der Renaissance weiter entfaltet als willkommenstes Ausdrucksmittel des europäischen Menschen, der mit den aufwühlenden Rätseln des Daseins auf seine Weise fertig werden muß; der dem Ungeheuer „Leben“ in sein schrecken- und rätselvolles Antlitz geblickt hat, aber nicht von ihm versteinert worden ist, ihm auch nicht entfliehen, sich noch weniger über seine Furchtbarkeit belügen, sondern es geistig verarbeiten, es wenigstens im Abbild zu seinem eigenen Geschöpfe machen und damit seine Herrscherwürde erweisen will. Nur in einer Zeit, die sich auf das Ringen zwischen dem Ich und der Welt versteht und den Mut dazu aufbringt, kann das ernsthafte Drama

oder die große Tragödie gedeihen: Ich-lose, willen- oder geistlose, aber auch wirklichkeitsfremde Zeiten können alle, nur aus verschiedenen Gründen, mit dem Drama nicht viel anfangen.

In solchen Zeiten treten, wie bei uns im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dramatische Dichtung und Bühnenkunst auseinander. Gelehrte Schriftsteller zeigen ihr Wissen um die gewandte Führung eines geistig durchgereiften Dialogs und um den architektonischen Reiz einer durchsichtig aufgebauten Handlung; sie glauben, dem recht eigentlichen Dramatischen schon genug zu tun, wenn diese Handlung von starken Willensregungen getragen ist, die auch das Herz des Lesers in den Konflikt mit hineinreißen. Des Lesers! Denn dem Drama der lebendigen Bühne pflegt Derartiges fremd zu bleiben, wenn es auch zu einer gelegentlichen respektvollen Aufführung solches „Oberlehrerdramas" einmal kommen mag. Künstlerisch bleibt das „Lesedrama" oder „Buchstück" immer eine Totgeburt. Nicht, was erst bei stillem Lesen seine verborgensten und bedeutsamsten Tiefen enthüllt (es mag noch so poetisch empfunden sein!), sondern was auch dann noch eine Art von Phantasiebühne vor unserm geistigen Auge hervorzaubert; was uns zwingt, aus uns und unsern Geistigkeiten herauszufahren und mit dem Helden und seinen Leidenschaftlichkeiten die Person zu tauschen; was uns hinreißt, in Ekstase, in wirbelnde Bewegung der Seele versetzt — das erst ist d r a m a t i s c h. Wenn die hohe Literatur den Menschen das nicht mehr leistet, dann nimmt der Mime selbst die Sache wieder in die Hand: Schulter an Schulter mit dem leblosen, lendenlahmen Buchdrama entsteht der oberflächliche, keine Seelengründe mehr aufwühlende Theaterkitsch, der nicht einmal den ganzen Menschen in heiterer, weltüberwindender Fröhlichkeit auflösen kann, wie das von großen, immer noch lebendig wirkenden Überlieferungen zehrende Wiener Volksstück aus Raimunds Blütezeit. Immer noch behält aber der Mimus auch in Zeiten, die das große, lebendige, von innerer Bewegtheit her gestaltete und in mächtigen Linien sich ausschwingende Drama nicht wiedererwecken können, weil ihnen der dazu unentbehrliche Blick auf das bewegte Leben als Ganzes fehlt, eine wundervolle Aufgabe, die nur er erfüllen kann. Auch solche Zeiten brauchen ja nicht seelisch tot zu sein, wie die müde Verfallszeit nach 1871. Eine andere Zeit war schon diejenige unmittelbar vor dem Weltkriege. Was im tatsächlichen Leben die wenigsten sahen oder sehen wollten, worauf warnende Rufe der weiter außerhalb der Dinge stehenden Betrachter, besonders auslandsdeutscher Kreise vergeblich hinwiesen, das wühlte schon in den Seelen poetischer Vorahner wie Ernst Stadler und drängte nach einer Gestaltung, die irgendwie von dramatischem Geiste getragen war. Und vollends eine chaotische Zeit wie die unsere, wo die alten Lebensformen sich gelöst und neue noch nicht gebildet haben, wo Altes um seines Alters willen ebenso oft zäh festgehalten wie Neues aus Gier nach dem Neuen sinnlos gefordert und erprobt, verworfen und wiederum durch neueste Neuigkeiten verdrängt wird — eine solche Zeit ist überreich geschwängert mit dramatischen Elementen, die in Lyrik und Epik nur sehr teilweise und abgeschwächt zur Geltung kommen. Da bietet denn die mimische Kunst die szenischen Möglichkeiten dar.

Sie sucht nun nicht mehr die Sehnsucht und die Qualen des Einzelnen, die sich ins Unendliche, ins Formlose, erstrecken, in eine allseitig durchgeformte Darstellung ausklingen zu lassen. Und dabei muß es bleiben, bis dann wieder Zeiten kommen, die mit dem inzwischen vertieften Blick für die letzten kosmischen Zusammenhänge aufs neue dem Leben in seiner Gesamterscheinung gegenübertreten und ihm eine überschaubare „Gestaltung" abzuringen den Mut haben. Auch uns wird diese Zeit wieder kommen. Wir können sie nicht künstlich herbeiführen, wir sollen auch ihr Dasein nicht vortäuschen; wir sollen uns noch weniger mit der äußerlichen Nachahmung großer Vorbilder begnügen, die nicht aus einem unmittelbaren künstlerischen Triebe erwächst; und wir sollen vor allem nicht, was die Gegenwart der Bühne abzugewinnen sucht, an dem messen, was vergangene Zeiten an ewig bedeutsamen Kunstsymbolen hervorgebracht oder gar an dem, was sie als Theorie des Dramas aufgespeichert haben.

Es braucht nicht erst an Beispielen erwiesen zu werden, daß der junge Mensch der Gegenwart kein Drama im älteren, im „eigentlichen" Sinne haben k a n n; durch die Erschütterungen von Weltkrieg und Umsturz hindurchgegangen, fühlt sich diese Jugend immer noch auf allen Wegen vor letzte Entscheidungen gestellt, Tod und Ewigkeit im Auge; mit den alten Formen verwirft sie das ganze geistige Erbe, die Zucht und die Zielsetzungen der Väter; ohne den festen Halt

im Gegebenen, den nur echte, bewußte (aktive!) Bildung vermittelt, fordert sie ein „Neues", das sie nicht nennen und nicht umschreiben kann; mit ungeheurem, von Qual und Wollust durchschauerten Sehnen nach irgendwelchen nie genau zu bestimmenden Zielen vereinigt sie eine feine Witterung für übergreifende Wirkungszusammenhänge, die alles Gegebene durchzittern und alles Naheliegende umweben; mit einer bisher unerhörten Einstellung will ihre in heftigen Wirbeln sich entfaltende Seele um jeden deutlicher betonten Punkt der eigenen Lebenslinie alsbald eine ganze reiche bewegte Sphäre ausstrahlender und zurückwirkender Energien herumlegen und wiederum von jedem solchen Punkte aus ins Ungeheure vorstoßen: wo bleibt das Individuum mit seiner Erdgebundenheit, mit seinen ererbten Zügen und Anlagen und seinen sinnlich wahrnehmbaren Eigenheiten, mit seiner ganzen, der Psychologie von gestern zugänglichen seelischen Differenzierung? Der junge Mensch ahnt und fühlt, daß, was sein Sehnen und sein Wirken im Wesentlichen bestimmt, aus unerschöpflichen Gründen strömt und in jenen Äußerlichkeiten nimmermehr zu fassen ist; daß über der äußerlichen Summation aller jener „psychographisch" festzuhaltenden Eigenheiten das ungeheure Plus schwebt, aus dessen Tiefen er lebt und durch das er sich dem Weltgeist unmittelbar verwandt fühlt. Er ahnt nur nicht oder will nichts davon wissen, daß er auch am Kosmischen eben nur in der unentrinnbaren Weise seines Daimons, in seiner ewig geheimnisvollen und doch klar zutage liegenden „strukturellen" Bestimmtheit seiner Person teil hat und sich dadurch von jedem andern seinesgleichen wesentlich und nicht bloß der Erscheinung nach unterscheidet; daß er kraft dieser Daimonie auch wieder nur das Ganze in einer einzigartigen „Gestaltung" ergreifen kann, daß er sich aber auch mit dieser seiner Welt, mit seinem Kosmos schließlich auf Tod und Leben auseinandersetzen und abfinden muß. Einstweilen schwebt dem jungen Menschen von heute beim „Ich" immer nur die psychophysische Persönlichkeit einer für ihn abgelebten, naturwissenschaftlich bestimmten Erfahrungspsychologie vor und bei der „Welt" jene höchst komplexe „Erscheinung," die ihm Sinn und Erfahrung vermitteln und deren Wesentliches freilich immer wieder durch Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten verborgen wird. So reißt er zwischen dem unbedingten Begehren seiner Seele und den eben so uneingeschränkten letzten Wesenheiten eine ungeheure Kluft auf, in der die „Welt" mit all ihrem Reichtum an Farben und Formen, Lebendigkeiten und Problemen verschwindet — anscheinend auf Nimmerwiedersehen. Sie haben beide recht und unrecht, die Alten und die Jungen: diese Welt wird wieder auftauchen, aber nicht die Welt von gestern, sondern eine durchsichtigere, eine ungeheurere und doch keine chaotische, sondern von ganz „neuen" seelischen Organisierungskräften anscheinend neu „gestaltete" Welt; und sie wird wiederum das Ich zum Kampf herausfordern, zu einem Kampf Brust an Brust, auf Tod und Leben, einem gewaltigeren Kampf als je vorher. Dieser Welt wird, wenn der rechte Mann kommt, ein Drama von unerhörter Tiefe und Mächtigkeit sich entwinden. Aber so weit sind wir noch nicht. Gerade sie, die unter den quälenden Fragen und verzehrenden Nöten der Gegenwart am schwersten seufzen und denen ein Gott verliehen hat, zu sagen wie sie leiden, sie sind am wenigsten befähigt, sich über sich selbst und ihre Zeit zu stellen; den geistigen Strömungen der Zeit ihre verborgene Zielrichtung abzugewinnen und sie symbolisch anzudeuten; die gärende Totalität des gegenwärtigen Lebens in scharf gegensätzlich geartete Stimmen aufzulösen und diese in stahlharter Dialektik ihr Letztes und damit zugleich den tiefsten Grund der ganzen Zeit aussprechen zu lassen — kurz, ein wirklich und im eigentlichsten Sinne dramatisches Weltbild zu gestalten. So weit hat sich unsere junge Generation noch nicht geklärt und einstweilen müssen wir nehmen, was sie und gerade sie geben und zum allgemeinen Klärungsprozesse beitragen kann.

Noch ist die Zeit nicht reif für die neue Synthese, für die geistige Erfassung und künstlerische Darstellung der neuen „Immanenz" des Göttlichen, des Ewigen im Getriebe unserer Welt im Großen. Erst muß sich diese neue Begeistung und Beseelung „praktisch", in der Willensrichtung und der geistigen Gesamteinstellung führender und zukunftsfreudiger Menschen innerhalb der Arbeit des Tages anmelden und bewähren. Es wäre Utopie, da auf einen plötzlichen Wandel von heut auf morgen zu warten und zu hoffen, daß alle Ichsucht und alle Profitgier, alle Engstirnigkeit und politische Krähwinkelei, alles ethische Gehenlassen und alles ästhetische Getue der Welt von gestern mit einem Male einem neuen Leben aus einem Gusse weichen werde. Dies um so weniger, als ein

verlorener Krieg mit allen seinen politischen und sozialen, geschäftlichen und moralischen Folgeerscheinungen eine Fülle von Engherzigkeit, Rücksichtslosigkeit, Gewalttätigkeit und selbst Gemeinheit unter uns aufgewühlt hat, die uns schier überwältigen möchte. Aber lassen wir uns nicht täuschen: In einem Volk und zumal in einer Jugend wie der unsern wacht zu rechter Zeit eine heilige und mächtige Sehnsucht nach dem Besten auf, was aus den nicht geschichtlich-bedingten, psychologisch nicht abzuleitenden, aber tatsächlich vorhandenen und gleichsam vulkanisch tätigen Gründen der Seele immer wieder hervorbringt: sie sind in ihrer Unbedingtheit und unmittelbaren Gewißheit nur zu vergleichen mit jenen Gründen, in denen Kant seinen kategorischen Imperativ verankerte und aus denen Fichte die nationale Erneuerung hervorlockte. Aus solchen unergründlichen Tiefen wird immer wieder jenes heilige „Dennoch“ erschallen, das sich der Welt, wie sie ist, entgegenstellt. Das ist eine von Grund auf dramatische, freilich zunächst immer im Moment des „Durchbruchs“ geballte Einstellung. Sie wirkt in einzelnen stärker, in andern schwächer; sie führt die einen von der Welt fort in die Tiefe und in die Einsamkeit der Selbstversenkung, bei andern äußert sie sich als loderndes Feuer, das nach allem Zündstoff leckt, der in ihrer Nähe aufgespeichert ist. Einstweilen freilich kommt es nur zu kleineren Explosionen, zu gelegentlichen und doch symbolisch bedeutsamen Zusammenstößen zwischen der Welt von gestern oder besser der Welt des Immer-Alltäglichen und jener höheren, jener im betonten Sinne „ewigen“ Welt, die doch in den großen Seelen der Vorväter lebte genau so gut wie in den Herzen der heutigen Jugend (wovon diese freilich nicht immer weiß) und die sich nun zu einem Kampfe von ungeheurer Macht und grandioser Furchtbarkeit gegen den „alten bösen Feind“ wappnen muß. Aber auch solche Teilkämpfe, die keinem Ringenden unter „uns“ erspart bleiben, wollen innerlich wenigstens bis in die Tiefe erlebt und abrundend nach außen gestaltet sein; gerade sie eignen sich zur dramatischen Darstellung; tritt doch auf beiden Seiten ein Ungeheures in die Schranken, wenn sich das Neue und Unbedingte, was sich da in dem „jungen Menschen“ losringen will, auseinandersetzen muß mit einer kompakten Wirklichkeit, die so grotesk-scheußlich und unfaßbar ist wie Ibsens „Großer Krummer“. Es kommt auch vorderhand nicht auf die „Lösung“ letzter Fragen im Drama an, ja es wäre heute unmöglich, jene Kämpfe durch eine Reihe von Stationen und Wendepunkten hindurch einer sozusagen endgültigen, allgemeinen Entscheidung zuzuführen und gleichsam die große, mannigfach gewundene und gebrochene Linie der endgültigen Auseinandersetzung zwischen der Zivilisation von gestern und der durchseelten Kultur der Zukunft in einem gerundeten, gegliederten und durchsichtigen Abbild vorwegzunehmen. Wie gesagt, dafür scheint die Zeit noch nicht gekommen. Die Bühnendichtung der Gegenwart hält sich mit instinktiver Sicherheit an die einzelne Szene oder an die prägnante Situation, die sie nach Möglichkeit auszuschöpfen sucht. Und sie täte wohl daran, wenn sie nur nicht immer wieder in der Ausweitung des rein dynamischen Stoffes, in der brutalen, kreischenden Steigerung des Affekts, in der scharfen Überbetonung der Bewertungen stecken bliebe! Viel notwendiger wäre uns die Vertiefung, die Verinnerlichung, das Ausschwingen der feinsten, einmal angeschlagenen Noten. Da schlägt Hasenclever (um nur ein Beispiel zu nennen) in seinem „Sohn“ ein tragisches Weltmotiv an, das in jeder Übergangszeit brennend wird und in der Zeit des Weltkrieges ganz besonders quälend wurde, wo eine neue Jugend zunächst ohne Vater aufwuchs und sich dann plötzlich dem Willen der Heimgekehrten beugen sollte, die ihr nun nicht als Berater und Freunde, sondern als ungestüm fordernde und oft engherzige Befehlshaber, vor allem aber als Vertreter einer scheinbar versunkenen Welt von gestern entgegentraten. Da mußte es zu ungeheuren Auseinandersetzungen kommen; da harrte der Gestaltung ein dramatischer Vorwurf von wahrhaft beispielloser Ausgiebigkeit und Wandlungsfähigkeit, von dauernder Bedeutung und doch von prägnanter Wirkung im gegenwärtigen Augenblick. Man hätte erwarten sollen, daß immer ein jugendlicher Darsteller das Problem dem andern aus der Hand nahm, um ihm neue Seiten abzugewinnen und es weiter in die Tiefe zu führen. Statt dessen suchte einer den andern zu übertönen, ja nicht selten zu überschreien, wie die ersten Vordermänner sich schon selbst überschrieen hatten. Denn was anderes bedeuten die Szenen, die Hasenclever nun in lockerer Folge aneinanderreiht und die nur zu stark an die kinomäßige Hast von Kaisers Spiel „Von morgens bis Mitternachts“ erinnern? Der eben genannte Dichter hatte immerhin in seinen „Bürgern von Ca-

lais" noch eine anerkennenswerte, nur leider durch Tiftelei und durch Überschätzung von Nebensächlichem versandete Darstellung des Gedankens der Werkgesinnung (im Kampf mit dem Motiv der nationalen Ehre) unternommen und diesen Grundgedanken, der doch auch unserer Zeit „auf die Nägel brennt", von Szene zu Szene, sozusagen in spiralisch geordneten Teilvorgängen, in die Tiefe zu führen versucht; er hatte sich auch bemüht, wenigstens nebenher dem Hauptmotiv des Gegners gerecht zu werden, wenn auch mehr davon geredet, als das Ethos des Kriegers eigentlich gestaltet wurde. Aber wie ärmlich nimmt sich neben diesem noch reichlich „erdnahen" Drama die eigentliche Oh-Mensch-Dichtung der „Jungen" von gestern aus! Wahrlich, diese Söhne, und der „Held" von Hasenclevers Drama voran, wühlen keine neuen Weltgründe auf. Ihnen geht es nicht um Sein und Werden, sondern um Haben und Genießen, auch um Mitleid und Rache, sie schreien von dem Neuen, von der Freiheit und von der Macht der Innerlichkeit, aber sie begnügen sich nachher mit einem törichten, von Instinkten beherrschten Ausrasen, das höchstens zeigen könnte, wie notwendig es war, solche Burschen in Zucht zu nehmen. Weil es den Dichtern selbst an gediegenem geistigen Gehalt fehlt, so werden uns ihre Geschöpfe **nicht** zu Symbolen des jungen Menschen, der da kommen soll. Dazu wäre zweierlei nötig gewesen: einmal eine unter Kämpfen erwachsende und sich unablässig steigernde Veredlung und Verwesentlichung der aufgestellten Forderung; auf der andern Seite eine Erfassung der Gegenpartei als der Vertretung eines im Gefüge der „Welt" unbezweifelbaren, erdgebundenen Wertes, der aber sich selbst absolut setzt und durch neue unaufhaltbare Strömungen in seiner Allgemeingültigkeit erschüttert wird. Was uns die jungen Dichter geben, das ist zumeist nicht einmal dramatisch geschaut, sondern journalistisch, leitartikelmäßig oder im Sinne der politischen Brandrede gedacht und gemacht; da versteht es sich von selbst, daß die Welt von gestern, die doch nun auf der Bühne in tragfähigen Symbolen dargestellt werden soll, von Grund auf sinnlos, albern, dumm, gemein, brutal war und der junge Mensch eben darum, weil er dreißig Jahre jünger ist, schon das Ewige und Wesentliche verkörpert; schlimmer noch: daß er das Göttliche, was er mit seiner tiefsten seelischen Inbrunst umfaßt, womöglich schon mit seinem Triebleben offenbaren kann — denn das Triebleben spielt doch bei all diesen dramatischen Vorgängen eine sehr verhängnisvolle Rolle. Das Problem, das den Dichter quält, ist aber viel schwieriger. Alles, was sich heute als neu und wesentlich durchringen will, wurzelt nun einmal (so unbequem dieses Zugeständnis an die „Geschichte" unseren Gegenwärtigen sein mag) in dem, was die Väter erhofft und im stillen ersehnt, aber wohl auch hier und da versucht haben. Knüpft doch die neue Dramatik bei Büchner und bei den Stürmern und Drängern an, um von andern Berührungen zu schweigen. Sie will aber nicht sehen, daß in den (freilich von der Schule lange genug mißhandelten und mißdeuteten) weltanschaulich und künstlerisch gleich problematischen Werken der „Klassiker" noch viel **mehr** von ihrem eigenen Leben und ihren letzten Forderungen widerhallt. Neben allem Unzulänglichen, was sich in der Welt von gestern an ihrer Oberfläche so peinlich breit machte, lebten doch eben jene Sehnsüchte fort. Und in allen Wertungen auch religiöser, sittlicher und politischer Art, mochte ihre „Objektivierung" noch so schief und konventionell und selbst verlogen sein, glomm als belebender Funke etwas von dem Hoffen, das seit Jahrhunderten durch unser Volk ging und das nur eben in unsern Tagen zur mächtigen Flamme aufgeschlagen zu sein scheint. Aber dieser „Vater", dieser Vertreter des Alten in Hasenclevers Drama (und nicht in dem seinen allein) ist eben **nur** Scheusal, Dummkopf und brutaler Gewaltmensch zugleich. Er mag im „Umgang" vielleicht „gar nicht so übel sein", aber diese „netten Züge" bedeuten für das Drama gar nichts — und **sollen und können** nichts bedeuten! An Stelle der unwürdigen Karikatur, die da auf den Brettern vor uns tobt und uns symbolisch gar nichts sagen kann, sollte der Mensch mit seinen wie immer verhärteten oder verflachten, aber im Kampf doch erwachenden und sich verfestigenden tieferen Triebkräften und Wertungen auferstehen; der Mann von gestern, aber doch in der gestrigen Form eines Menschlich-Wesentlichen, eines **Unsterblichen**. Man wird einwenden, daß ja keine objektive Darstellung beabsichtigt sei, daß der Vater wie die andern Mitspieler nach der sattsam bekannten Lehre unserer Jüngsten eben nur die Ausstrahlungen des Wirklichen in die Seele des Jungen darstellen, der mit diesen Gespenstern zu kämpfen hat. Das ist an sich schon sehr schwer vom künstlerischen Standpunkt aus zu begreifen: die Bühne verleiht nun mal jeder Gestalt,

die sie betritt, ein Scheinleben und eine „Körperlichkeit“, die mit der eigentümlichen Doppelnatur des „Sprachleibes“ in der Dichtung überhaupt verglichen werden mag und die sich in der szenischen Schau nicht einfach „auflösen“ läßt, wenn wir uns nicht mit einem Schattenspiel begnügen wollen, wie in Hofmannsthals „Der Tor und der Tod“. Aber geben wir einmal die These der „Expressionisten“ zu. Dann ist es erst recht traurig, daß sich in der Seele des Sohnes gerade nun dieses Bild seines Erzeugers und Erziehers abgedrückt hat und keine Brechung erfährt. Und Tatsache ist, daß, was im ersten Augenblick aufgeregte Gemüter wie eine politische Hetzrede entflammen mochte, heute recht dürftig wirkt als die traurig-einseitige Verkörperung eines zufälligen Ereignisses: jener tyrannische, unbedingt seelenlose und „unwesentliche“ Vater ist eben ein Grenzfall, eine Ausnahme, eine Einzelerscheinung und, darstellerisch gesprochen, eine Karikatur. Mit Karikaturen aber ficht man keine tragischen Kämpfe aus. Über sie springt man hinweg, indem man sie betrügt, belügt, brüskiert, vielleicht auch niederknallt oder dem Fluche der Lächerlichkeit übergibt. Der Kampf mit ihnen rührt keine Welttiefen der Seele auf!

Ein einziger unter den jüngeren Dichtern hat es gewagt, und bis zu einem gewissen Grade vermocht, dem Vater- und Sohnproblem eine wirkliche künstlerisch-tragische Lebensoffenbarung abzugewinnen: es war Joachim von der Goltz mit seinem Jung-Friedrich-Drama. Es war ja wohl kein Wunder, daß Dichter von so verschiedener dichterischer Herkunft und Grundeinstellung wie er, Burte, Emil Ludwig, Paul Ernst und Böttticher nach diesem Thema griffen, an dem sozusagen wie an einem Goethischen „Urphänomen“ der „ewige“ Gegensatz zwischen dem „Nicht mehr“ und dem „Noch nicht“ vom Genius der Geschichte selbst dargestellt worden ist, prachtvoll symbolisiert an dem gleichzeitig mitschwingenden Gegensatz des praktischen Menschen, des Staatsdieners und des ästhetischen Jünglings. V. d. Goltz hat auch den Versuch gemacht, das Urphänomen wirklich mit Goethes Augen in seiner Tiefe zu erfassen im Sinne einer „korrelativen Polarität“. Vater und Sohn stehen ja nur darum so feindselig einander gegenüber, weil sie „verschieden“ und doch von Ewigkeit her auf einander angewiesen sind, weil ihre Seelen sich suchen. Doch hat auch v. d. Goltz sein Drama nicht innerlich zu Ende führen können: sein Schluß wirkt nicht unmittelbar überzeugend; ihn stützen die historischen Tatsachen. Das ist nicht der Fehler des Dichters, es liegt in der Zeit. Wir können keine historischen Dramen brauchen, weil wir keinen Abschluß jenes ewigen Kampfes in der geschichtlichen Diesseitigkeit glauben können; es erscheine denn ein Genie, das uns im Sturm mitreißt und aus letzten Tiefen das Ungeheure vollbringt. Einstweilen muß es bei der Darstellung des Konflikts in seiner dynamischen Gewalt und allenfalls bei der Ahnung einer Lösung bleiben.

An die Stelle der problematischen Gestalten, in denen verschiedene Weltschichten Wirklichkeit werden wollen, setzt also die Jugend, allzu rasch und allzu genügsam Kosmos und Alltäglichkeit einander gegenüberstellend, wahre Karikaturen des alten und Idealbilder des jungen Menschen mit großen Worten, aber ohne Ewigkeitsgehalt. Und an Stelle der konzentrischen, immer weiter in die Tiefe dringenden Ringe, zu denen sich die einzelnen Szenen formen könnten, setzt sie ein plattes Nacheinander, eine öde Wiederholung in jener sattsam bekannten Revuetechnik; Szenenketten, aus denen wir nach Belieben das eine oder das andere Glied herausbrechen, die wir auch beliebig erweitern könnten, ohne den Organismus des Ganzen zu verletzen. Da wechselt der bunte äußere Inhalt, da steigern sich vielleicht die Schreie, da werden die Mahnreden eindringlicher, aber man spürt nicht, daß man wesentlich in die Tiefe geführt würde. Das gilt auch von einem Werke wie Tollers „Wandlung“.

Wir kehren von dem Beispiel zur allgemeinen Lage des Dramas zurück. Was die Gattung geben kann und demgemäß geben muß, das sind Szenen oder sich zusehends vertiefende Szenenfolgen, welche die Problematik des neuen Menschen selbst enthüllen. Auch ohne daß er in tatsächliche äußere Konflikte hineingerissen würde und damit gleichsam aus seiner Wesenheit heraustreten müßte, wird er symbolisch erleben können und müssen, wie stark alles Werdende und Wesentliche mit dem Gewordenen, Bestehenden und Dauernden, mit ererbten Wertungen, nicht bloß Tatsächlichkeiten verknotet ist; er wird aus diesem ihn nicht bloß sensationell beängstigenden, sondern wahrhaft tragisch beklemmenden Gewirre und Gedränge seinen Weg in die Höhe suchen müssen. Das Aufleuchten des letzten Zieles, sein scheinbares Verschwinden und seine endgültige Bejahung (oder sein endgültiges Entschwinden, je nach

dem Erlebnis des Dichters), das alles zunächst rein als eine Innenhandlung gesehen (da wir eben eine große dramatische, das Ideal innerhalb der Wirklichkeit gestaltende Außenhandlung heute kaum erwarten dürfen): das ist schon eine dramatische Möglichkeit, die des Schweißes der Edlen wert ist. Man wird uns einwenden, ob damit etwas von Grund auf Neues gegenüber der Dramatik älterer Zeiten zu erreichen sei? Nein, soweit es sich um wahrhaft geniale Taten auf dem Gebiete der dramatischen Kunst handelt; die Gestalten der vom heiligen Geiste der Kunst selbst Geweihten „sind ewig, denn sie sind". Und doch gilt es etwas Neues, denn die Anschauung des Ewigen, des Wesentlichen hat in unsern Tagen eine andere Färbung, eine neue Note bekommen; sie hat sich stark gelöst von der religiösen oder besser konfessionellen, von der philosophisch-metaphysischen, von der moralischen Gebundenheit jener Tage und sie ragt dennoch ins Religiöse hinein, ja sie ist ganz und gar von religiösen Schauern umweht — auch darin (meist ahnungsloserweise) den geschichtlichen Religionen und der Gedankenarbeit der Vorzeit aufs stärkste verpflichtet, aber doch eben nicht einfach aus der Vorzeit und ihren Lehr- und Lebensformen zu „erklären", so wenig wie irgendein anderes wahrhaft Lebendiges aus seinen geschichtlichen und biologischen „Voraussetzungen" restlos „verstanden" werden kann. In der Höhe und Mächtigkeit, in der Heiligkeit und Herrlichkeit der neuen Zielsetzungen, um die gerungen wird, mag sich das spezifisch Neue des heutigen Dramas offenbaren; ihm gegenüber möge denn wirklich die Tatsächlichkeit des Lebens sich stärker verflüchtigen, mögen alle äußerlich-kausalen, alle psychologischen Zusammenhänge, auf welche die Kunst von gestern so viel Wert legte, unwesentlich zurücktreten. Nur darf dabei nicht übersehen werden, daß auch die Welt von gestern ihre „transzendenten", ihre aus dem bloßen kausalen Gefüge des „Lebens" nicht erklärbaren Werte und Lebendigkeiten hatte, aus deren Zusammenprall mit dem „Neuen" im Leben und in der Seele des jugendlichen Stürmers eben die wirklich dramatischen Konflikte als nicht bloß psychologische, sondern als menschliche und weiterhin kosmische Tatsachen erwuchsen.

Im einzelnen wird das „neue Drama" seine Eigenart zunächst durch die Auswahl der Darstellungselemente zu bewähren haben. Denn so ins Blaue hinein kann nun eben keine Bühnendichtung gebaut werden, daß sie eines gemäßen „Stoffes" ganz entraten könnte. Sonst bekommen wir eine von den Brettern her in irgendwelcher Kostümierung gesprochene, vielleicht auch gebrüllte Lyrik, aber kein Drama. Dramatiker, die den Stoff so stark „auflösen" und vom Gegebenen in jedem Moment wieder zum Unmittelbaren hinaufeilen, wie Fr. v. Unruh in seiner (bis heute nicht vollendeten!) Trilogie, können eine Zeitlang eine Anzahl von Menschen suggestiv mitreißen, aber nicht dauernd Menschenherzen erschüttern und ihr Erleben in die vom Dichter gewollte Richtung zwingen. Die Zerspellung der Wirklichkeit in ihre letzten Elemente ging hier mit derjenigen der Sprache Hand in Hand, die bei so vielen „Expressionisten" allen schöpferischen Gewalten des Sprachlebens ins Gesicht schlug und sich denn auch auf die Dauer nicht halten konnte. Die neue Dichtersprache, etwa in der Erzählkunst der letzten Jahre, hat die von den Expressionisten gebrachte Lockerung gewisser, in der Geschichte mehr zufällig festgelegter Wortgebilde und Satzfügungen dankbar aufgenommen und die neu eroberten Ausdruckswerte der Laute und Formen mit benutzt, ist aber zu den aus dem Wesen der deutschen Sprache entstammenden und für jede Gefühls- und Schauvermittlung, nicht bloß für „Verständigung" notwendigen „Formen" zurückgekehrt; so oder ähnlich wird es mit den Elementen unseres äußeren Weltbildes, mit den Strukturformen alles Lebendigen und mit ihrer künstlerisch-symbolischen Verwendung, besonders im Drama, gehen müssen. Die „Wirklichkeit" ist doch keine bloße Anhäufung gleichwertiger und voneinander unabhängiger Grundbestandteile, deren jeder für sich symbolische Kraft hätte, weil er unmittelbar in letzten Tiefen der Welt verwurzelt wäre. Zu solcher Würde gelangt jedes Einzelne immer nur im Verein mit vielem andern und tatsächlich haben wir das „Leben" nur im Zusammenhange seiner meist höchst verwickelten Komplexe und Strukturzusammenhänge, nicht in der Zusammenzählung seiner letzten, atomistischen Bestandteile. Erst innerhalb der erlebten Gruppen entfaltet jedes Einzelne seinen eigentlichen Wert, gewinnt es seine künstlerische Ausdruckskraft. Nur der Aberglaube, daß die Welt von gestern in allen ihren Erscheinungen, in allen Strebungen der Menschen und in allen ihren Kulturerrungenschaften und Einrichtungen durchaus läppisch, sinnlos, brutal, zufällig, wesen- und wertlos sei, konnte jene Zerfaserung der Wirklichkeit und jene ganz will-

türliche Umwertung der gerade herausgegriffenen Einzelzüge begünstigen, die uns heute bereits wunderlich und fast verstaubt erscheint. Wir werden also größere Zusammenhänge in ihrer inneren Problematik darstellen müssen, indem wir alles unter unseren jeweiligen Gesichtspunkten „Unwesentliche" ausscheiden, und das für den von uns erschauten Lebenszusammenhang Kennzeichnende unterstreichen, auch dann, wenn es sich unserer Forderung widersetzt. Und nach dem oben Gesagten werden diese Gegenmächte nicht einfach karikiert, sondern in den ungeheuren Höhenzug aller Geistigkeit und Werthaftigkeit hineingezogen werden müssen im Sinne einer ungeheuren „Introzeption".

Das neue Drama ist denn auch bereits auf dem Wege, größere Ausschnitte mit ihren charakteristischen Erscheinungen und Zusammenhängen, Variationen, Abstufungen herauszugreifen und in ihrer inneren Lebendigkeit, Gegensätzlichkeit und Explosionskraft zu gestalten. Daß dabei gewisse Lebensgebiete bevorzugt werden, liegt auf der Hand. Und es hängt wiederum mit dem Wesen aller Kunst zusammen, daß nicht diejenigen Lebenssphären, die uns in der zeitlich bestimmten Wirklichkeit am allernächsten sind, ihre symbolische Bedeutung für den zum „Wesen" strebenden Menschen überhaupt am leichtesten und stärksten offenbaren. Die meisten eigentlichen Kriegs- und Revolutionsdramen sind sehr rasch für uns versunken und die neue Jugend scheint keine Neigung zu haben sie wiederaufleben zu lassen oder zu sehen. Wie kärglich ist der geistig-künstlerische Ertrag eines mit unverkennbarer technischer Virtuosität geschriebenen Bühnenstückes wie B. Brechts „Trommeln in der Nacht"! Auf der einen Seite die bis zum Ekel karikierte Welt der Schieber und Kriegsprofitler, die ach! so stark nach dem alten Naturalismus duftet und deren Übersteigerung ins Gemeine (etwa in der Verhöhnung eines Chorals) sich deutlich als eine Überschreitung des Kunstbereiches, als ein Pfiff ins Publikum hinein enthüllt, wie so vieles in der in- und ausländischen Dramatik der Gegenwart. Von irgendwelchem Werte dieser ganzen Sphäre des Lebens, mit denen der neue Mensch wurzelhaft verbunden wäre und die er in sich selbst zu überwinden hätte, ist keine Rede. Dazu Gestalten wie die des tugendhaften Kellners, der hier den Helden im idealen Sinne zurückdrängt — Gestalten, die man sich einmal als geistreichen Einfall gefallen läßt, die aber so rasch lächerlich wirken wie der zu oft wiederholte Ruf „Oh Mensch", den heute niemand mehr ohne Ironie hören kann. Das alles aber möchte hingehen, wenn wir nur in dem heimgekehrten Krieger, dessen Elend und innere Vereinsamung uns wirklich ans Herz greift, tatsächlich so etwas wie einen Durchbruch des Wesentlichen, des neuen Menschen wahrnähmen. Fast scheint es, als wäre ein Ansatz dazu vorhanden, als suchte der Soldat zunächst sein Heil bei der „Partei", um dann im nächtigen Treiben des Berliner Zeitungssturmes der inneren Hohlheit des Ganzen gewahr zu werden und sich in eine höhere Stufe hinaufzuflügeln. Aber weit gefehlt! Was er für seine politischen Ideale eintauscht, ist nur „ein Mädel und ein Bett". Kläglicher kann der Bankerott einer sich überschreienden, scheinsehnsüchtigen Impotenz kaum ausgedrückt werden. Brechts „Baal" bedeutet denn auch wie manche andere Modeberühmtheit von heute (oder schon wieder von gestern?) einen deutlichen Schritt in der Richtung, welche die erste russische Revolution im „Ssaninismus" nahm; nicht die Problematik des Geschlechtlichen kommt zur dramatischen Darstellung, sondern eine große „mimische Szenenkette", die mit allen möglichen Sexualitäten und Perversitäten angefüllt ist; derlei pflegt gerade der zum Wesentlichen hineilende Mensch als Hemmungen zu empfinden, hier aber werden neue Fragwürdigkeiten mit der kühnen Geste des „Neuwerters" als Höhepunkte proklamiert; auch eine Verabsolutierung des Ewig-Unzulänglichen.

(Schluß folgt.)

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

XI

Gegen Anfang Mai hatten die Italiener die stattliche Masse von 850 000 Mann an der österreichischen Grenze versammelt. Beim Kriegsbeginn hatte der Ausfall der für den linken deutschen Heeresflügel im Oberelsaß zugesagten drei Armeekorps mit zwei Kavallerie-Divisionen bedenklich auf die Verwendung der deutschen Kräfte gewirkt, als aber jetzt, während die große Durchbruchsschlacht gegen die Russen bei Gorlice-Tarnow noch im Laufen war, die Italiener ihrem Treubruch durch Anschluß an die Entente die Krone aufsetzten, konnte dies von schwerwiegendem Einfluß auf die weiteren Operationen an der russischen Front sein. Jeder gewonnene Tag, bevor Italien in den Krieg eintrat, war ein großer Vorteil für die Mittelmächte, und es scheint fast, als ob der ehemalige Reichskanzler Fürst Bülow dabei mitgewirkt hat, diese Verzögerung zu erreichen. Andere Beurteiler meinen aber, daß Italien nicht früher seine Operationen beginnen konnte, weil die Armee in den Friedensjahren stark vernachlässigt, noch nicht kampfbereit war und der berechtigte Wunsch bestand, den Feldzug mit einem großen erfolgreichen Schlag zu eröffnen. Der Entschluß, den verbündeten Mittelmächten auf keinen Fall die Treue zu halten, hat schon seit 1902 festgestanden. Um so eigenartiger berührte das Verhalten des italienischen Königs, der noch kurz vor dem Kriege dem deutschen Kronprinzen versicherte, Italien stände treu zu seinem gegebenen Wort. — Falkenhayn meint in seinen Erinnerungen, es hätte einiger Zeit bedurft, um dem Lande den Beitritt zur Entente einigermaßen schmackhaft zu machen. Wie dem auch sei, mit dem Eintritt Italiens in den Krieg erwuchs den Mittelmächten ein neuer starker Feind, der die an sich schon schwierige Lage weiter erheblich verschärfte.

Deutschland hat die Kriegserklärung an Österreich nicht mit einer gleichen an Italien beantwortet, aber keinen Zweifel darüber gelassen, daß deutsche Truppen Schulter an Schulter mit den Österreichern stehen würden, ein etwas eigentümlicher staatsrechtlicher Zustand. Es ist Falkenhayn gewesen, der dieses Verhältnis aus den verschiedensten Gründen gewünscht hat, vor allem weil es von Wert sein mußte den Weg über Italien nach dem neutralen Auslande für Nachrichten nicht zu sperren. Hinzu kam, daß wir keinen Anlaß hatten, auch in diesem Falle vor der Welt als Angreifer hingestellt zu werden, dies war um so wichtiger, als bei einem Angriff Deutschlands auf Italien für Rumänien wahrscheinlich der Bündnisfall zugunsten Italiens vorgelegen hätte. Das deutsche Alpenkorps, es war aber nur eine Division, wurde in Tirol bereitgestellt.

So schwerwiegend der Eintritt Italiens in den Krieg war, die öffentliche Meinung hat sich weder in Österreich noch in Deutschland sonderlich darüber erregt. Dies hatte seinen Grund vor allem in der geringen Meinung von der Kampfkraft des italienischen Heeres. Hinzu kam, daß die allgemeine Lage bei der unerschütterlichen Festigkeit der Westfront und dem glänzenden Siege von Gorlice-Tarnow im großen Publikum als keineswegs ungünstig betrachtet wurde. Und doch war der neue Gegner schon durch seine Masse nicht zu unterschätzen, mochten die Österreicher auch von den „Katzelmachern“ gering denken.

Während an der Tiroler Grenze kleinere Ablenkungskämpfe eingeleitet wurden, begannen die Italiener die Hauptoperation mit

dem Versuch, die österreichische Front am Isonzo von West nach Ost zu durchstoßen. Sie hofften bei ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit auf einen vollen Sieg, um dann in das Becken von Laibach-Klagenfurt hinabzusteigen und sich den Weg nach Wien zu bahnen. Wäre es gelungen, so hätten sie die Monarchie an der Wurzel gepackt und vielleicht zum bedingungslosen Frieden gezwungen. Allerdings konnten sie nicht ihre ganze Kraft zu diesem Zweck einsetzen, denn die Tirolergrenze lag in ihrer Flanke und in ihrem Rücken. Waren die Möglichkeiten, aus Tirol von Bozen im Tal der Etsch und im Suganertal von Nord nach Süd mit starken Kräften vorzudringen auch nicht eben groß, die Paßstraßen über das Gebirge schwierig, teilweise durch Befestigungen gesperrt, so hat die von Norden drohende Gefahr doch wohl mitgewirkt, daß nicht die ganze italienische Kraft zur Überwältigung der österreichischen Isonzofront eingesetzt worden ist. Auch war die Ausrüstung mit Material zur Bezwingung einer von Natur starken Stellung nicht ausreichend. Nach einigen einleitenden hartnäckigen Kämpfen begann am 23. Juni die erste Isonzoschlacht, sie dauerte bis zum 8. Juli, ohne daß es den Italienern gelang, trotz ihrer sehr starken Überlegenheit an Zahl, irgendwo große Erfolge zu erzielen. Der erste Ansturm war von den Österreichern siegreich abgewehrt, die nötigen von der Ostfront und aus Serbien herangeführten Verstärkungen hatten noch rechtzeitig, da wo die Schlacht schwankte, eingesetzt werden können.

Nachdem die Ententemächte unter Führung des Lord Hamilton Ende April ihre Landung auf Gallipoli glücklich ausgeführt und mit etwa 60 000 Mann dort festen Fuß gefaßt hatten, scheinen sie geglaubt zu haben, die Hauptarbeit sei getan, um die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen. Die großen inneren Schwächen des türkischen Heeres sind wohl bekannt gewesen und daraus ist gefolgert, daß es ein Leichtes sein müsse, die Besatzung der Halbinsel gründlich zu schlagen, vor allem weil der Entente in ihrer riesigen Schiffsartillerie eine mächtige Feuerunterstützung zur Verfügung stand. Das war eine schwere Täuschung, denn der Türke wehrte sich tapfer seiner Haut, und in den Monaten Juni und Juli hatten die Ententetruppen keine anderen Erfolge, als daß sie sich mühsam auf einem schmalen Küstenstreifen der Halbinsel festsetzen konnten. Deutsche Offiziere und Mannschaften, wichtige Unterstützung durch Kriegsmaterial, vor allem Munition, während die deutsche Westfront mit jeder Granate geizen mußte, haben dabei eine entscheidende Rolle gespielt. Deutschland hat mehr getan, als es kleinlicher Egoismus für richtig halten würde. Der General Liman v. Sanders, türkischer Marschall, leitete mit großer Tatkraft und Ausdauer fünf Kilometer hinter der Kampffront in einem Zeltlager die Kämpfe. — Erschwert war die Heranbringung der Munition durch Rumänien. Je nach der Kriegslage im Großen wurden Schwierigkeiten für den Durchtransport gemacht. Einem Unterseeboote gelang es, Ende Mai die großen Kampfschiffe „Triumph“ und „Majestic“ zu torpedieren.

In England wurde durch Einbringung eines Munitionsgesetzes die Sicherheit für sehr bedeutende Beschaffung von Kriegsmaterial jeder Art bewirkt. Die Regierung scheute auch nicht davor zurück, die persönlichen Rechte der Arbeiter stark zu beschneiden.

Am 10. Juni erging die zweite Lusitania-Note Wilsons an Deutschland, in der gefordert wurde, daß durch den U-Bootskrieg das Leben amerikanischer Bürger nicht gefährdet werden dürfe. Wie das bewerkstelligt werden könnte, wenn Amerikaner Schiffe der Entente benutzten, war nicht abzusehen. Der amerikanische Staatssekretär Bryan, mit dieser Politik Wilsons nicht einverstanden, trat zurück und wurde durch den gefügigeren Lansing ersetzt.

General v. Zwehl.

Die Deutsche Akademie

Am 5. Mai ist in München die „Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. Deutsche Akademie" gegründet und damit der Grundstein gelegt worden eines Planes, der für die Entwicklung des gesamtdeutschen Volkes von entscheidender Bedeutung werden kann. Durch die jahrelange weitschauende und zähe Arbeit eines kleinen Kreises hervorragender Männer, der Professoren Pfeilschiffter, Haushofer und Oncken in München ist es gelungen, einen Gedanken, den Leopold von Ranke dem König Maximilian II. von Bayern, freilich nicht in diesen Ausmaßen, nahe gebracht hatte, in der Stadt, wo er mehr Verständnis gefunden hat als in Deutschlands Hauptstadt, zu verwirklichen. In der Stadt, in der zu gleicher Zeit das gewaltige Denkmal deutscher Kraft, Oskar von Millers „Deutsches Museum", seine Pforten öffnete.

Ohne auf die Satzungen und Richtlinien im einzelnen jetzt schon eingehen zu wollen, soll versucht werden, den tieferen Gedanken aufzuzeigen, dessen Träger die Akademie sein wird.

Für andere Völker haben weitschauende, zielbewußte Fürsten und Kardinäle in früheren Jahrhunderten einen Mittelpunkt geschaffen, der alle Kräfte dieser Völker zusammenfaßte und aufs stärkste dazu beigetragen hat, die Völker zu Nationen zu schmieden und die werbenden Kräfte ihres Volkes, nachdem das eigne Land erobert war, in die Welt hinauszutragen. Es bedarf nur eines Hinweises: Academie Française.

Für das deutsche Volk ist das, wie so vieles andere, in Zeiten der Blüte versäumt worden. Daß die Zeit der Not Männer fand, welche die Akademie schufen, soll uns als Zeichen der unzerstörbaren Kraft unseres Volkes gelten.

Es handelt sich für die Deutsche Akademie nicht darum, Arbeiten zu übernehmen, die großen und angesehenen deutschen wissenschaftlichen Akademien vielleicht mit größerem Rechte obliegen, sondern darum, alle Arbeiten, die unsere Erkenntnis vom deutschen Sein vertiefen können, mit dem Geiste zu durchdringen, der allein eine lebendige Wirkung auf unser Gesamtvolk gewährleistet.

Wenn es gelingt, ohne Abirrungen und Konzessionen, den großen Gedanken durchzuführen — und dafür bürgen uns die leitenden Männer — kann endlich der unselige Riß im deutschen Volke überbrückt werden, der darauf beruht, daß die unio mystica zwischen wahrem Nationalgefühl und echter Geistigkeit in Deutschland bisher nicht vollzogen war.

Weiter erscheint es von höchster Bedeutung, daß sich auf der Plattform gemeinsamer Arbeit für das gesamtdeutsche Volk unter Einbeziehung aller Schichten erneut die beiden großen Konfessionen zusammengefunden haben, die in den Niederungen politischen Kampfes sich immer noch befeinden.

Deutsch sein muß für die Kreise, die in der Akademie sich zusammengeschlossen haben, frei sein von jedem kleinlichen Eigenwillen und „Interesse", denn für uns lebt in diesem Begriff ein gewaltiges religiöses Moment.

Die Deutsche Akademie wird im Innern wie nach außen werben für die Anerkennung und ewige Geltung deutschen Seins und deutschen Geistes.

Darum darf niemand fehlen, in dem auch nur noch ein Funke von Verantwortungsgefühl gegenüber seinem eigenen Volk lebt.

Der erste Widerhall ist ein starker gewesen, vor allem bei den Auslanddeutschen. Überall haben sich Orts- und Landesgruppen gebildet, aus denen ein engmaschiges Netz entstehen muß, das alle Deutschen im Reiche und in der gesamten Welt mit geistigen Banden umfaßt.

Wer mitarbeiten will — und schon ein kleiner Betrag ermöglicht die aktive Mitarbeit

an den Zielen der Akademie — kann vom Generalsekretariat der „Deutschen Akademie", München, Odeonsplatz 4, alle erforderlichen Unterlagen erhalten.

Wir werden bald und häufig auf die Arbeiten und die Ziele der Deutschen Akademie zurückkommen. D. R.

Zum 100. Jubiläum des Börsenvereins der deutschen Buchhändler

Es ist eine angenehme Pflicht, in diesen Blättern der Einrichtung zu gedenken, deren Arbeit ja auch der „Deutschen Rundschau" seit ihrem Bestehen zugute gekommen ist, deren Bedeutung aber weit über die einer reinen Berufsorganisation hinausgeht und das gesamte deutsche Geistesleben entscheidend beeinflußt hat:

Der Börsenverein der deutschen Buchhändler, der vor nunmehr 100 Jahren ins Leben gerufen wurde, ursprünglich als eine Berufsgenossenschaft gedacht, um die etwas verworrenen Verhältnisse im buchhändlerischen Abrechnungsverkehr zu regeln, verdient es, daß auch die breite Öffentlichkeit sich mit ihm beschäftige, vor allem wegen seines Einsetzens für die Pressefreiheit und wegen der Bekämpfung des Nachdruckrechtes.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Presse- und Verlagsverhältnisse vor dem Anfang des 19. Jahrhunderts: Seit dem Jahre 1569, in dem eine „Kaiserliche Bücherkommission" in Frankfurt a. M. — dem ehemaligen Hauptplatz des frühesten Buchhandels — sich zu einem rücksichtslosen Zensor entwickelte, war die Knebelung der Presse und des Buchhandels (mehr oder weniger offen) Allgemeingut aller Regierungsbehörden ohne nennenswerte Ausnahme. Auch das hoffnungsvoll begrüßte 19. Jahrhundert brachte nur schwerste Enttäuschungen durch die Karlsbader Beschlüsse von 1824. Unerträglich wurden die Zustände für den Buchhandel besonders dadurch, daß fast jeder deutsche Staat seine Zensorpflichten anders verstand und daß nun der neue Sammelplatz des Buchhandels, Leipzig, die besondere, unerfreuliche Aufmerksamkeit aller fanatischer Zensoren auf sich zog. Nachdem alle Bemühungen des im Jahre 1825 durch Friedrich Campe, Horvath und Voigt gegründeten Börsenvereins ohne jeden Erfolg geblieben waren, brachte im Jahre 1841 ein besonderer Ausschuß des Börsenverein die Denkschrift heraus: „Über Zensur und Preßfreiheit in Deutschland" und im Jahre 1845 folgte eine zweite Schrift: „Über die Organisation des Buchhandels und die demselben drohenden Gefahren". Freilich war die Wirkung dieser Schriften verhältnismäßig gering, und erst das Jahr 1848 brachte eine Wendung zum Bessern, allerdings ohne langen Bestand. Dem Börsenverein, der erklärlicherweise später auch noch gegen die „Lex Heinze" entscheidend Stellung nehmen mußte, wird auch von seinen Gegnern zuerkannt werden müssen, daß er trotz seiner entschiedenen Stellungnahme für die Preßfreiheit selbst mit allem Nachdruck für die Reinhaltung und gegen die Verwahrlosung und Entartung in der deutschen Literatur sich eingesetzt hat.

Die Durchführung eines allgemeinen Nachdruckverbotes ist eines der Hauptverdienste des Börsenvereins. Es ist ja leicht ersichtlich, wie wichtig ein solches Verbot nicht nur für einen geordneten Buchhandel, sondern auch für die Autoren ist, und wie hemmend die kostspielige Privilegienwirtschaft für den deutschen Buchhandel war, ließe sich jetzt, unter geordneten Verlagsrechtsverhältnissen, kaum mehr erahnen, wenn wir nicht wieder an den sowjetrussischen Verhältnissen, unter denen jede Schrift von vornherein vogelfrei ist, ein lebendiges Beispiel hätten. Im Jahre 1829 stellte der Börsenverein beim Bundestage den Antrag, das Nachdrucksverbot auf alle deutschen Staaten auszudehnen. Württemberg freilich ließ sich auch dadurch nicht stören, so daß jedes Buch, das ein Geschäft versprach, in diesem Lande eine zweite Auferstehung erlebte. Erst im Jahre 1835 gelang es dem Börsenverein, beim Bundestag am 2. April das allgemeine Nachdrucksverbot durchzusetzen.

Doch das war nur der Anfang zu dem Ausbau eines wirklichen literarischen Rechtsschutzes. Ungewöhnliche Schwierigkeiten stellten sich noch der Durchführung eines allgemein deutschen und mehr noch des internationalen Urheberrechtes entgegen. Dem unermüdlichen Arbeiten des deutschen Buchhändler-Börsenvereins ist zu einem großen Teil die endgültige Anerkennung dieser Schutzbestimmungen zu verdanken.

Die außerordentlich schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit stellten erklärlicherweise an den Börsenverein höchste Anforderungen. Die alten Abrechnungsverfahren wurden in der bewegten Inflationszeit unmöglich, und das heftige Trommelfeuer der Meinungen und den erbitterten Kampf zwischen Verlag, Kommissionär und Sortiment hat der Börsenverein recht gut überstanden, freilich nicht zuletzt dank seiner allzu großen Zurückhaltung in seinem „Großen Hauptquartier" in Leipzig. Auch von den Freuden und Leiden der Parteiungen blieb er nicht ganz verschont. Denn Verlag und Sortiment haben ihre Rechts- und Linksbolschewisten eigener Art — doch das scheinen heutzutage unvermeidliche Übel und Interna, welche die Öffentlichkeit kaum interessieren werden.

In diesen Zeiten der großen wirtschaftlichen Krisen stehen dem Börsenverein noch schwerste Aufgaben bevor. Seiner glücklichen Tradition gemäß wird er — freilich nur unter Aufgabe noch so manches „Traditionellen" — zum Wohle des deutschen Buchhandels, dem anerkannten Vertreter des deutschen Geistes, auch diese Schwierigkeiten überwinden. D. R.

Literarische Rundschau

Pankraz der Hirtenbub[1])

Hans Brandenburg, der die kritische Würdigung von Thomas Manns Schaffen in diesem Hefte geschrieben hat, ist den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Unbekannter. Denn gerade von dem hier angezeigten Werke konnten wir einen wesentlichen Teil unsern Lesern im Oktoberhefte 1922 der „Deutschen Rundschau" bescheren. Nun liegt in vorbildlicher Ausstattung die ganze Erzählung vor, von dem Verlage Haessel mit größter Liebe und Sorgfalt betreut, einem Verlage, der unter den vielen deutschen Verlegern einer der wenigen ist, der die hohe Verpflichtung gegenüber ein em Dichter opferwillig in die Tat umsetzt. Das stattliche Format und der schöne klare Druck erfahren verstärkte Wirkung durch die von tiefer Einfühlung getragenen Zeichnungen der dem Dichter nahe verbundenen Künstlerin. Das Werk selber gibt die Geschichte des armen kleinen Pankraz, der, fast ein Ausgestoßener infolge der Belastung durch den übel beleumundeten Vater, durch sein kleines tapferes Herz und eine eiserne Pflichttreue, unterstützt von nur wenigen Wohlmeinenden, sich die Achtung und Liebe seiner ganzen Umgebung erwirbt. Die Irrungen und Wirrungen dieses kleinen Lebens sind der Inhalt des Idylls, wie Brandenburg es nennt, dem jedoch starke dramatische Spannungen nicht mangeln. Trotzdem liegt etwas Stilles über dem Ganzen, jedoch eine Stille, die geboren ist aus Ringen und Not und nicht nur das Leben des Hirtenbuben, sondern auch das Schaffen seines geistigen Vaters krönt. Es steckt viel Arbeit in dem Buche, jedoch ohne daß man die Mühe und die Schwielen der Arbeit spürt. Eine unendlich fein abgewogene Dosierung in Personen und Motiven gibt dem Ganzen den Eindruck einer Vollendung, die man als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Viel Gemüt im besten Sinn ohne jegliche Sentimentalität, dramatische Spannungen ohne Effekthascherei, tiefe Naturverbundenheit ohne vage Schwärmerei: das alles ist nur möglich, weil in Hans Brandenburg ein starker seelischer Reichtum und höchstes Verantwortungsgefühl bis in die Wahl des letzten Wortes hinein lebendig sind. Man sollte hoffen, daß dort, wo noch Bedürfnis nach Echtheit und lebendigem Sein bestehen, Hans Brandenburg bald zu Hause sein dürfte. R. P.

1) Ein Idyll für jung und alt. Von Hans Brandenburg. Mit Zeichnungen von Dora Brandenburg-Polster. Leipzig, H. Haessel.



Berliner Theater

Bronnen im Schauspielhaus

Rheinische Rebellen, der Titel. Man erschrickt. Hier also ist einer, dem die letzten schmerzlichen Ereignisse des vergangenen Jahres schon „Geschichte“ geworden sind — nein, darüber hinaus gesteigerte Wirklichkeit, entzeitlichtes Geschehen, so daß er zu dramatischer Gestaltung befugt ist. Wo man nur ein chaotisches Gewirr von entstellten Leidenschaften, dunkelm Ehrgeiz, kleinliche Gewinnsucht, ohne seelischen Inhalt erkennt, scheint nun einer schon gereift, alle die verworrenen Hintergründe in einer Person Gestalt werden zu lassen, Form und Inhalt.

Doch bald bemerken wir: der Titel ist zu hoch gegriffen, die Verallgemeinerung unstatthaft. Nicht „Rheinische Rebellen“ dürfte es heißen, höchstens ein rheinischer Rebell, und später sehen wir nicht einmal die örtliche Einordnung „rheinisch“ berechtigt (wenn man nicht die willkürliche Nennung rheinischer Städte und Vorgänge als zureichende örtliche Bindung ansehen will).

Bleibt also ein Rebell? Auch das nicht ganz, denn das Rebellentum dieses Menschen beruht auf eigenem Irrtum, ist verbogener, verrannter männlicher Sexus. Wenn wir uns also mit dem stummen Haupttitel „ein Mann“ zufrieden geben würden und dabei keine unerhört neue Formung dieses uralten Vorwurfs erwarten — dann wird man sicher nicht ganz enttäuscht nach Hause gehen.

Der Mann also heißt Occc, ist aber garnicht so problematisch wie sein Name: ein dicknackiges, brutales Tier, dem Weibe aber gerade durch seine Gebundenheit an den Leib hemmungslos ausgeliefert. Seine überschüssige männliche Kraft biegt er, wie schon erwähnt — in Ermangelung eines besseren —, in (für ihn) anormale Bahnen. So treibt er mit der Politik Unzucht und wird der Separatistenführer — bis „Sie“ kommt, das Weib. Eine andere ist freilich schon um ihn, ein Vollweib, das nur den einen Fehler begeht, sich an ihn so hemmungslos zu verlieren, daß er nur sich in ihr fühlt, also nicht sie selbst mehr empfindet. Doch nun kommt sie, das Mädchen, das vielleicht aus dunkelm Selbsterhaltungstrieb sich ihm entgegenstellt, mit unfraulichen Mitteln. Erst bei dem Zusammentreffen mit diesen ungebundenen, gewalttätigen männlichen Energien scheint dieses Mädchen das „Vaterland“ in sich zu entdecken, und sie rettet sich in nationalpolitische Gefühlssphären. Hier liegt die Wurzel ihres fast unfreiwilligen Heldentums, und dadurch scheint die an diesem Stück vielgeschmähte Verquickung von Politik und Erotik doch einigermaßen gerechtfertigt. Daß der Mann der hinter patriotischer Empfindung geschützten Frau mit seinem unklaren politischen Wollen und dann auch mit seinem ganzen dumpfen Menschentum unterliegen muß, ist leicht vorauszuahnen.

So weit der Grundzug der Handlung.

Was die sprachliche Formung betrifft, so muß Bronnen im Rückblick auf seine „Anarchie in Sillian“ oder gar seinen „Vatermord“ der Wille zu strengerer Prägung, gedrängterem Ausdruck und Vereinfachung zuerkannt werden, wenn er auch noch immer nicht die hohle Geste, das literarische Gerede ganz vermeiden kann. Eine unzweifelhafte Begabung verleugnet sich nicht; manches Mal sitzt ein Wort, daß man erregt aufhorcht — freilich nur manches Mal.

Das Erlebnis dieses Abends aber war die schauspielerische Leistung. Sie verdient es, daß wir uns näher damit beschäftigen:

Es ist im ersten Akt, der sich durchaus „Köln“ nennen soll: Der „Rebell“ Occc, Albert Steinrück, hat die verschlossene Tasche in der Hand, in der sich die von ihm ungestüm verlangten Papiere des preußischen Kommissars befinden — Fräulein Gien hat sie liegen lassen. Wittert er den verborgenen Inhalt? — Der die Aktenmappe zurückfordernden Gien setzt er die ganze tierische Wucht und dumpfe Geschlossenheit seines gewalttätigen Ich ent-

gegen. Den Körper fest auf die etwas gespreizten Beine gewuchtet, den Kopf angezogen und stierhaft gesenkt, stößt er kurze, heisere Laute aus. Doch darüber hin gehen einige Wellen der Unsicherheit und Verlegenheit, die sich mit dem Nähertreten des Weibes mehren. Noch immer ist der Blick unter dumpfem Abwehrwillen gesenkt. Da, beim Aufblicken in die Augen des Weibes, ereignet sich ein hemmungsloses Ausströmen aller seiner geballten Energien, eine Aufgabe seines Ich; der Körper wird schlaff, kleiner; mechanisch bewegt sich der Arm vor und händigt die Tasche aus — nein, mehr noch, den ganzen Menschen, alles. Dieser eine Augenblick unerhörter schauspielerischer Steigerung gibt den ganzen Ablauf der Handlung im voraus. Damit ist alles bereits ausgesprochen, was in vier weiteren Akten noch zerredet wird.

Der zweite Akt, sie nennen ihn „Mainz", führt in eine politische Versammlung. Decc redet: frech, hohl, geschwollen. Einmal faßt er beinahe die Hörer. Da tritt Gien auf, nein, sie wird gezogen von unsichtbarer, noch unbestimmter Macht. Agnes Straub ist es, hell, schlank, sehr jung, schleppt sich auf die Rednerbühne, schwankend in Scham und triebhaftem Zwang. Zuerst ist sie ganz mädchenhaft klein und hilfsbedürftig, und das ist dem Manne und der Masse gegenüber ihre Stärke. Wie sie dann in ihrem Redenmüssen an dem plumpen Widerstande wächst, wie aus dunklem Gefühl klare Worte erstehen und durch Einfalt überzeugen, Worte, die aber nebensächlich werden der eindringlichen Sprache ihres Körpers gegenüber, der klug genug nie seine weiche Weiblichkeit ganz vergißt und damit immer an Mitleid und Masseninstinkt appelliert, bis er endlich erschöpft seinen Dienst versagt unter dem Leiden des erzwungenen Heldentums: Diese gewaltige Kurve des Ausdrucks jenseits alles üblichen „Heroinentums" gab dem Stücke Inhalte, die der Dichter nicht zu geben vermochte.

Und dann muß noch ein Augenblick erwähnt werden, im letzten Akt auf den Dächern Aachens, als die große Liebende, die leidenschaftliche Helferin des Rebellen, Pola, ihren letzten Kampf kämpft um den Mann, der sie schon lange verraten hat.

Gerda Müller gab diese Pola mit stärkstem Können.

Die in unerschütterlichem Glauben in Nacht und Regen Ausharrende, in ihrer Liebeswut und -demut, mit ihrem Betteln um ein einziges armes Zeichen der Liebe, ließ mit furchtbarer Spannung den Augenblick erahnen, in dem die letzte Erkenntnis schonungslos über sie hereinbrach. Sie zerschellte an ihr in einem unerhörten Schweigen und einem Verlorensein, das alles noch Folgende, wie die prophetischen Worte der Gien, mit denen sie die deutsche Fahne über dem deutschen Lande wieder aufgehen läßt, hohl und dürftig nachklingen läßt.

Man sieht, der Dichter hat seinen Schauspielern viel zu verdanken, fast scheint es alles. Und doch, zieht man zum Schluß die künstlerische Veredelung durch die darstellerische Leistung ab, so verbleiben immer noch positive Werte: dramatische Formbegabung (aber ohne Kraft zum Ganzen), bühnentechnisches Geschick (doch nicht frei von Effekthascherei), tüchtige Handhabung des Wortes (aber mit rhetorischen Schnörkeln). So wurde also diese Aufführung ein immerhin freundlicher Abschluß des verworrenen Spielplans am Schauspielhaus. W. F.

Aus dem Berliner Musikleben

Atta Troll und das Russische Ballett

„Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung tragend" . . . — so besingt Heine den Atta Troll. Was würde der Dichter wohl sagen, wenn er auf einem Rundgang durch das tanzende Berlin seine schmerzlich geliebten Deutschen heute studieren könnte? Spräche nicht alles, was er sähe, gegen seinen beherzigenswerten Ausspruch: Die „Diele" mit den obligaten Tanzvorführungen (letzter Trumpf ist eine gekünstelte Karikatur birmasischen Kopf- und Armeschleuderns —), die Tanzabende und Matinéen junger sowie jüngster Bubenköpfe (deren rhythmisierte Sprung- und Stoßkraft von überwiegend weiblichen Zuschauern mit frenetisch taktiertem Jubel bewundert wird). Die terpistisch-modernisierten Ballette der Staatsoper, die tanzwütige Nachkriegsgesellschaft,

die zu den abgehackten, hartnäckig wiederkehrenden Rhythmen aus Lautsprecher oder Grammophon gleitet und wackelt. Die verschiedenen „Schulen", welche „Wege zu Kraft und Schönheit" weisen (von denen jede einzelne die alleinseligmachende sein will, genau wie jeder Gesangslehrer das Geheimnis der richtigen Methode mitteilt). Oder gar — ein nächtliches Kabarett, darin man Anita Berbers reizvolle Betätigung allen Ernstes als „größte Kunst" schlechthin proklamiert — wer zu opponieren wagt, gewärtigt Prügel —, andere Zeiten, andere Lieder und im Grunde dennoch die gleiche Melodie: „Von Natur kein Tänzer."

Ertüchtigung des Knaben, des maskulinisierten Mädchens heißt die Losung. Halbe Notwendigkeit führte zu ganzer Mode, und Mode ist Sport um jeden Preis, gleichviel welche Nachteile und Schädigungen zu hoch geschraubte Ansprüche sowie Übertreibungen zeitigen. Dieser gymnastische Sport, dessen relative Vorzüge nicht geleugnet werden sollen, wurde instinktive Zuflucht eines besiegten, zusammengedrängten, daher um so expansionsbedürftigeren Volkes. Von diesem Standpunkt aus gesehen hat er Sinn und Berechtigung, nicht aber darf er durch allzubetonte Entwicklung des Physischen der ohnehin an Umfang und Gründlichkeit erheblich reduzierten Geistesbildung übergeordnet werden, keinesfalls kann die neudeutsche rhythmische Gymnastik das Recht sich anmaßen, die „Tanzkunst" als solche zu repäsentieren, und deren beschwingteste und schönste Verkörperung durch das russische Ballett zu leugnen. „Mary Wigmann" werden hier viele rufen und die zeitgemäßen Schlagworte „Dynamik", „Motiv", „Ablauf", „Komplex", „Kontrapunktik" usw. abfeuern.

Aber Ausnahmen bestätigen die Regel und die starken mimischen Ausdrucksmöglichkeiten und Bewegungsfähigkeiten der Wigmann sind nicht nur mit den Begriffen Tanz und Ballett zu identifizieren. — Wir unterscheiden sakrale und profane Tänze. Beide Arten sowie ihre Varianten werden durch klimatische Eigentümlichkeiten, geographische Beschaffenheit, durch Besonderheiten der Abstammung, Entwicklung und Religionsart eines Volkes, einer Rasse bedingt. Von allen diesen Faktoren ist das ursprüngliche Tanztalent durchaus abhängig; in engstem Zusammenhang mit ihnen entfalteten sich auf höherer Stufe die Nationaltänze der für Rhythmus und Bewegung prädestinierten Russen, Polen, Ungarn, Böhmen, Zigeuner, Spanier u. a. Der faszinierende Reiz aller Volkstänze, ihre unmittelbar wirkende Natürlichkeit erklären sich aus obigen Voraussetzungen.

Deutschland, durch Lage, Klima, Zusammensetzung, politische Vergangenheit, intellektuelle Entwicklung und seit jeher „faustisch" gerichtete Geistigkeit zum Einsammeln, Verarbeiten und Bewahren europäisierten Weltbürgertums im Humboldtschen Sinne bestimmt, ist naturgemäß solcher steigerungsfähigen Tanzelemente beraubt, Grund genug, sich trotz aller inzwischen erworbenen Eigenschaften auf Atta Troll zu besinnen und nicht länger die Gemüter zu verwirren mit der heiligsprechenden Überschätzung einer rhythmischen Gymnastik, die, wie manche andere Nebenkunst zum Selbstzweck nur erhoben werden konnte, weil im revolutionären Chaos nach 1918 Unfähigkeit, mangelndes Können, Größenwahnsinn der Jungen auf jedem Gebiet sich erdreisteten.

Die bildenden Künste lenkten zuerst ein, Literatur und Musik folgen langsam, überall tauchen aus dem Dämmer die vertrauten Umrisse einer „Jungen Klassizität" — nur Terpsichore zögert . . . möge sie sich sputen, möge sie, bereichert an Rhythmus, an Beweglichkeit sich bescheiden und lernen — von Fokin.

Nicht umsonst hat Michail Fokin, der bereits als neunjähriger Knabe in die Kais. Theaterschule zu Petersburg eintrat, auf den verschiedensten Kulturgebieten sorgfältige Bildung genossen. Neben ausgesprochener Begabung für Tanz und Mimik zeigte er schon im Kindesalter starkes Musik- sowie Zeichentalent. Eifriges Studium der Antike, jahrelanges, fachmännisch geschultes Kopieren von Meisterwerken der Petersburger Galerien ließen den schnell reifenden jungen Künstler die Notwendigkeit einer Erneuerung des konservativen Balletts mit seinen verstaubten Formen früh erkennen. Sogleich nach Beendigung seiner Lehrjahre wurde Fokin für erste Rollen der Kais. Balletttruppe verpflichtet, und bald darauf legte er der Direktion des Theaters den Entwurf seines 1. Balletts „Daphne und Chloë" zur Prüfung vor, ohne jedoch Verständnis für seine kühnen Reformen zu finden. Um so begeisterter nahm eine Gruppe von Künstlern seine Pläne auf, und schon 1909 erlebte Paris ihre teilweise Verwirklichung durch das Djaghilewsche Ballett.

Seit diesem ersten großen Erfolg bereiste Fokin sämtliche Hauptstädte Europas.

Gleichzeitig übte er in mehreren Städten das verantwortungsvolle Amt des ersten Ballettmeisters aus, inszenierte ungefähr 70 choreographische Aufführungen, spielte in vielen Balletten die Hauptrolle und bildete eine Menge junger Begabungen zu selbständigen Künstlern aus — Anna Pawlowna, die Unvergleichliche; die schöne, das Weib in allen Phasen deutende Vera Fokina, das Schwedische Ballett, die anmutige Karsavina, deren geschmeidiger Partner Wladimiroff bedauern läßt, daß sie nicht nur die „Verführerin", sondern auch die „Führerin" ist — — u. a. m. Viele Tanzschöpfungen Fokins (z. B. Le spectre de la rose, Sylphiden, Sterbender Schwan, Polowetzer Tänze) sind so allgemein populär geworden, daß man des Autors vergaß.

Die stets meisterliche Gestaltung Fokins beruht auf zwei Dingen: Einmal begnügt er sich nicht mit unermüdlichem Trainieren, maßvoll betriebener täglicher Gymnastik, sondern er lehrt und verkörpert selbst bewußt gesehene, nachempfundene Bewegung hoher Vorbilder der Malerei und Plastik. Die technische Beherrschung erreicht eine scheinbar improvisierte Schönheit und Natürlichkeit.

Sodann kennt er die Grenzen des Tanzes; er wählt in weiser Beherrschung nur solche Themen, die ohne große Tifteleien dem Auge faßbar und verständlich sind. Mit unerreichtem Einfühlungsvermögen verschmilzt er Schau und Musik zu eindrucksvollem Ganzen.

Seit 1919 lebt Fokin in New-York, von dort aus seine europäischen Tourneen unternehmend, überall mit Freude, mit Bewunderung empfangen. Nur Berlin zeigte sich keineswegs würdig, einen Künstler von solchem Range zu beherbergen. Nicht „Abschied von Fokin" darf es heißen, sondern „zurück zu den Meistern des Russischen Balletts".

Klangorgiendämmerung

Wenn die Staatsoper, am Ende der Saison, mit allen erreichbaren Mitteln unter virtuoser Führung Kleibers eine überraschend gute Aufführung von Schrekers „Der ferne Klang" herausbringt, so ist dies in erster Linie wohl als eine Reverenz vor der Person des Direktors der Musikhochschule aufzufassen. Ersprießlicher wäre es zweifelsohne gewesen, besagte Arbeit, Sorgfalt und Münze an einen Mozart-Zyklus zu wenden — zu welchem sich die Staatsoper bisher noch nie ermannte.

Der Titel „ferner Klang" erweckt gewisse musikalische Vorstellungen, er stimmt erwartungsvoll und freudig. Die Enttäuschung ist um so größer, als von dieser Jugendoper das Gerücht ging, sie sei bedeutend besser als die folgenden. Es mutet peinlich an, daß alle Versprechungen, die der Komponist unerfüllt ließ, sich nicht einmal in dieser ersten Partitur vorfinden.

Sie ist anspruchsvoll genug. Ein dichtbesetztes Orchester muß tätig sein, um hochaufrauschende Tonwogen zu produzieren, denen raffinierte Klangkombinationen (die vor 20 Jahren allerdings wenig gebräuchlich waren, heute jedoch von jedem „Modernisten" gemischt werden können) Originalität und Farbe zu verleihen bemüht sind.

Der erste Akt ist der relativ beste. Etwas wie gelungene Kleinbürgeratmosphäre à la Louise Charpentier weht auf der Szene. Im zweiten Akt, vor dessen Schwierigkeiten Regisseure und Kapellmeister beben, wetteifern zwei Bühnenkapellen, vielstimmige Chöre, Serenaden, Rufe, klavierbegleitete Gesangsvorträge mit dem Hauptorchester, so daß der Dirigent für diese undurchsichtige Schein-Polyphonie nicht genug Augen und Hände haben kann.

„Der letzte Akt ist verfehlt" — heißt es von der Oper „Die Harfe", welche Herr Tauber, der unglückselige Held, komponiert hat. Dasselbe muß leider über den dritten Akt des „fernen Klang" gesagt werden — trotz des großen Orchesterzwischenspiels, „Nachtstück" betitelt, das die nächtlichen Seelenqualen des sich verzehrenden Künstlers Fritz malen will.

Das von Schreker selbst verfaßte Textbuch, dies „Drama des Werdenden", das „ich aus mir selbst heraus, aus meinem jungen eigenen Leben komponierte", enthält im wesentlichen Folgendes: Fritz, ein junger Komponist, den der „ferne Klang" (ein Zwitterding von Ruhmsucht und nebelhafter „hoher Pflicht") in die Weite lockt, verläßt seine Grete, die ihn trotz aller Liebe nicht zu halten vermag. Das hübsche junge Wesen flieht ebenfalls in die Welt, da der eigene Vater sie beim Kegeln an einen üblen Kneipenwirt verspielte, dem er, der Trinker, Geld

schuldet. Lieber den Tod als diese Schande! Doch am Ufer des Waldsees sprechen alle Wonnen der zauberhaften Sommernacht zu Gretes Blut und die schicksalhaft auftauchende Kupplerin hat es leicht, die Lebenshungerige zu überreden.

Die romantische Sehnsucht des Mitteleuropäers nach dem Süden kann sich erotische Verwicklungen ohne italienische Liebesnacht schwer vorstellen. Darum ist die „Casa di maschere", das verrufene „Hetärenparadies", d. h. Tanzetablissement auf einem Eiland im Golf zu Venedig gelegen, und der farbenfrohe Bühnenbildner Pirchan sorgt für dementsprechende Staffage: reich gestirnter Himmel, bunte Lampions, schwellende Polster, üppig gewundene Riesensäulen und natürlich — Konfetti, viel Konfetti. Schöne, begehrte Herrscherin dieses Bacchanals ist Grete, die einigen Bewerbern die Aufgabe stellt, ein Preissingen zu veranstalten; demjenigen, der am stärksten die leichtfertige Versammlung zu rühren weiß, will sie sich schenken. Der Graf macht Eindruck mit der „Ballade von der glühenden Krone", der Chevalier trifft den allgemeinen Geschmack in seinem zynischen Kouplet, „Das Blumenmädchen von Sorrent" (!) — als dritter erscheint ein Fremder auf dem Kampfplatz. Wer anders ist's als Fritz, der, getrieben von uneingestandenem Verlangen nach seiner Grete, belogen durch die launische und grausame Glücksgöttin, zermürbt auf der Insel landet. Das beglückende Wiedersehen, die Lust sich gegenseitig zu halten, dauert nur kurz. Fritz erkennt plötzlich (jedoch erst nachdem er lange gesungen hat), an welchem zweifelhaften Ort er sich befindet, verächtlich stößt er die „Dirne" zurück und enteilt. Grete steht erstarrt, nur im wildesten Taumel kann sie diesen neuen Schmerz vergessen, also taumelt sie mit dem Grafen von dannen.

Fritz ist, man weiß nicht recht warum, dem Tode geweiht. Durch einen Zufall hört Grete, die inzwischen immer tiefer gesunken ist, Fritzens Oper „Die Harfe" (s. oben). In aufblitzender Erkenntnis wird ihr bewußt, wie unstillbar seine Sehnsucht nach ihr, wie sündig ihre Vergangenheit. Die Vereinigung der Liebenden müßte ein neues schuldloses Leben erwirken. Sie findet auch den Weg zu dem Jugendgeliebten — doch zu spät!

Das Phantom, der „ferne Klang", hat Fritzens Dasein zerstört, Grete „zu Grunde gerichtet". Trügerisch flackert die Lebensflamme noch einmal auf; die Seligkeit, die Geliebte nun ganz für sich haben zu können, gibt ihm sogar den Mut, den „verfehlten" Akt neu zu komponieren, das „absolute Glück" (!) zu besingen — vergebens, er erlischt und Grete ist wieder allein.

Kann dies Kolportage-Sujet wirkliche Musik inspirieren? Sind diese verschwommene Symbolik, diese wenig schmeichelhafte Rolle, welche der Kunst zugeteilt wird, eines Künstlers würdig?

Strauß brachte den Ehezank auf die Bühne, Schreker illustrierte 20 Jahre vor ihm die Nöte des Liebespaares und vertonte mit Flöten und Zymbeln, Guitarre, Celesta und Mandoline „wildeste Sinnenlust" — unanfechtbar, mit einem kleinen wollüstigen Schauder im Nacken, genießt das ehrsame Publikum die Freuden des Bacchanals und nimmt die Klangorgien als dazugehörig mit in den Kauf.

Bel-Canto

Fügt es der Zufall, daß man aus dieser Oper kommend etwa in „Martha" gerät, so glaubt man zu träumen: eine einfache, reinliche Atmosphäre trägt einfache, liebenswerte Handlung in guten Reimen charakterisiert. Melodien tönen an unser Ohr, es wird nicht geschrieen, es wird gesungen. Und wie gesungen! Benjamino Gigli gibt den Lionel, jugendfrisch und anmutig geprägt, von einer Wärme und Natürlichkeit, die Flotows zu Herzen gehende Weisen in schönstem Glanze strahlen lassen. Die außerordentlichen Fortschritte, die Gigli seit seinem letzten Besuch in Berlin gemacht hat, geben Hoffnung, daß er noch Großes erreichen wird. Die Stimme ist in der Mittellage bedeutend voller, in der Tiefe sonorer geworden, der köstliche Wohllaut, die kluge Beherrschung der Mittel, die nie einen Ton forziert und die Grenzen des melodisch Schönen stets wahrt, alles eint sich um den sonst meist gepeinigten Hörer zu entzücken.

Könnte sich übrigens Kleiber nicht der mit Fug und Recht so populären „Martha" annehmen und uns eine sorgsame Neueinstudierung schenken? Wenn auch Riemann „die schlichte, leichtfaßliche Melodik, die pikante, graziöse Rhythmik" Flotows, seine

„mehr französische als deutsche Musik" tadelnd rügt, so ist doch dieser Sohn eines mecklenburgischen Gutsherren, der in Paris bei dem trefflichen Mozartschüler Reicha vorzüglichste Ausbildung erhielt, eine glückliche Begabung, die sich die humorvoll-heitere Leichtigkeit der französischen Spieloper wohl zu eigen machte und „immerhin" der erste war, der in Deutschland die komische Oper vom gesprochenen Dialog befreite und die einzelnen Nummern zu einem fließenden Musik-Ganzen zusammenschloß. Gigli hat ein erlauchtes Vorbild edelsten Belkantos in seinem großen Landsmann Battistini. Selbst in der akustisch so ungünstigen Philharmonie tönt diese unvergeßliche Baritonstimme bis in den fernsten Winkel.

Wie unnachahmlich jubelt er Carissimis „Vittoria, Vittoria", welcher Schmelz in der Höhe, wie bilden Phrasierung, Aussprache, Tempo und Gestaltung ein unteilbares an Schönheit, beseelt von letzter Reife und Einfachheit. Möge sich Gigli ein Beispiel nehmen, möge er seine Kräfte konzentrieren, sie nicht verschleudern — vor allem eins: er singe keine modernen Opern.

Leonhard Thurneiser.

Randbemerkungen zur englischen Politik

London, den 10. Mai 1925.

Die Guckfenster der englischen Presse sind aus weiß, rot, blauem Glase hergestellt. Durch sie betrachtet bot der Präsidentschaftswahlkampf in Deutschland ein recht kurioses Bild. Zunächst war die Bereitwilligkeit des sogenannten Volksblocks, sich der englischen geistigen Führung unterzuordnen, für den deutschen Beobachter überraschend. So groß war diese Liebedienerei, daß die englische Presse nur zuzugreifen brauchte, um, ohne sich selbst festzulegen, ohne irgendeine auch nur freundschaftliche Geste zu machen, einfach auf das in der Presse der drei im Volksblock vereinigten deutschen Parteien enthaltene Material zurückzugreifen brauchte, um die dem englischen politischen Interesse dienlichen Argumente zu finden, welche nach Deutschland zurückgekabelt der deutschen Leserschaft als englische Meinung aufgetischt wurden. In Wahrheit war die englische Presse während des Wahlkampfes ein Organ der deutschen politischen Linken, sofern man sie als Deutscher betrachtete, gleichzeitig aber, und diese Erkenntnis ist wichtig, in jeder Zeile eine geschickte Vertretung englischen Machtwillens, dessen Organ die politische Linke in Deutschland war.

Jedes Stichwort der englischen Presse gegen Hindenburg war in Berlin, Frankfurt und Köln ausgebrütet worden.

Für jeden, der es sehen wollte, war es deutlich, daß die Stimmungsmache gegen Hindenburg oder den Kandidaten des Reichsblocks eine geschickt gestellte Kulisse, aber keine Stellungnahme war. Das wäre unpolitisch gewesen.

So ist denn die Umstellung auf Hindenburg mühelos vor sich gegangen. Nichts widerlegt die während des Wahlkampfes veröffentlichten Behauptungen eines Teiles der deutschen Presse schlagender als die Geschwindigkeit, mit welcher die englische Presse nach der Wahl auf Richtung Hindenburg umgesteuert worden ist.

Indessen ist durch die Wahl Hindenburgs der Inhalt der englischen Politik nicht verändert worden. Der europäische Aspekt der Sorgen um den Bestand des englischen Reiches wird von Sicherheitsproblem, Kölner Räumung, Entwaffnungsfrage, interalliierte Schulden, Wirtschaftskrisis umschlossen. Es sind Sektoren eines circulus vitiosus, den man in Abschnitte zerlegt hat, um wenn möglich eine gerade Linie herzustellen.

Vor einem Jahre verglichen wir an dieser Stelle die Lage der europäischen Politik dem Stellungskriege. Einen Augenblick schien es im Sommer des vergangenen Jahres, als wäre es der englischen Politik geglückt, mit Hilfe des Dawesberichtes den politischen Bewegungskrieg oder richtiger die Freiheit des Entschlusses wiederzugewinnen. Es zeigte sich aber, daß der Erfolg MacDonalds nur ein Scheinerfolg war. Er hatte die entscheidenden Dinge zurückgestellt und erlebte

in Genf eine vernichtende Niederlage, von welcher sich die englische Politik noch nicht erholt hat.

Das deutsche Sicherheitsangebot (Verewigung der Westgrenze) erlöste die englische Politik aus ihrer peinlichen Lage. Chamberlain hat sich Ende März darauf festgelegt. Seither ist jedoch nichts geschehen. Die Präsidentschaftswahlen in Deutschland, der Sturz Herriots in Frankreich, die politische Krisis in Belgien, die im übrigen ein Produkt des Proportionalwahlsystems ist, verhinderten die Fortsetzung der Besprechungen. Sie kommen gegenwärtig wieder in Gang. Briand hat endlich den Entwurf der französischen Antwort auf den deutschen Vorschlag ausgearbeitet. Der Entwaffnungsbericht ist beinahe fertiggestellt. Für die Nichträumung Kölns ist eine neue Formel gefunden worden.

Zurzeit ist darüber folgende Meinung verbreitet. Die französische Note wird präziser und vielleicht etwas schärfer sein als der von Herriot ausgearbeitete Entwurf. Dabei ist es allerdings zweifelhaft, welcher Entwurf Herriots gemeint ist. Herriot hatte kurz vor seiner Demission schon die Absicht, die ursprünglich an Deutschland zu richtenden Fragen in Bedingungen umzuwandeln. Es ist wahrscheinlich, daß sich wegen dieses scheinbaren Stellungswechsels der französischen Politik in der deutschen Öffentlichkeit ein erbitterter Meinungsstreit erheben wird. Deswegen muß festgehalten werden, daß der französische Stimmungswechsel schon vor der Wahl Hindenburgs erfolgt ist. Die Ostfrage soll, wie berichtet wird, dadurch aus der Welt geschafft werden, daß man sagt, daß keine Bestimmung des Sicherheitspaktes eine Schwächung irgendeiner anderen Bestimmung des Friedensvertrages enthalten dürfe.

Frankreich folgert daraus die Unantastbarkeit der territorialen Bestimmungen des Friedensvertrages hinsichtlich der Ostgrenze, Deutschland dürfte daraus die Unantastbarkeit der Bestimmungen des Völkerbundpaktes verstehen, welche von der Revisionsmöglichkeit der Vertragsbestimmungen handeln. Wie alle wirklich politischen Formeln wäre also auch diese weiter nichts als die Begriffsbestimmung eines Kriegsgrundes, oder die Umschreibung eines machtpolitischen Verhältnisses. Immerhin scheint Hoffnung zu bestehen, auf diesem Wege die englisch-französische Meinungsverschiedenheit zu beseitigen, obwohl das marokkanische Problem als dunkle Wolke über der Straße von Gibraltar diese Hoffnung zu überschatten droht.

In der Entwaffnungsfrage wird ängstliches Stillschweigen beobachtet. Man betont in London, daß die an Deutschland zu richtende Note nur erfüllbare Forderungen enthalten wird, obschon es deutlich ist, daß die französische Politik alles daran setzt, unerfüllbare Forderungen zu stellen. Der erbitterte Kampf um das Entwaffnungsproblem der hinter den Kulissen ausgefochten wird, ist noch lange nicht zu Ende. Den englischen Standpunkt könnte man etwa wie folgt umschreiben. Man sagt, diese oder jene militärische Einrichtung Deutschlands mehr oder weniger kann an dem tatsächlichen Kräfteverhältnis in Europa nichts ändern. Die außenpolitische Schwäche Deutschlands ist eine Folge innerlicher Zerrissenheit, schwächlicher Regierung, parteipolitischer Zerklüftung weit mehr als etwa eine solche seiner militärischen Unterlegenheit. Jede außenpolitische Aktion Deutschlands kann von innen heraus erledigt werden. Da Deutschland bisher keine politische Front hat herstellen können, ist es völlig außerstande eine militärische zu schaffen. Weshalb also der Lärm? Der Vertrag, der unterschrieben wurde, ist klar und eindeutig, warum ihn also nicht erfüllen, zumal man dafür das Rheinland wiedergewinnt. Über das, was hinterher geschieht, kann man sich immer noch unterhalten. Anders ausgedrückt, man ist der Meinung, daß man für die Erfüllung der Entwaffnungsforderungen auch heute noch in Deutschland eine parlamentarische Mehrheit erzielen könnte. Dementsprechend werden die Widerstandsmöglichkeiten Deutschlands eingeschätzt. Die Wahl Hindenburgs spielt hierbei gar keine Rolle, denn selbst Hindenburg hat keine absolute Mehrheit.

Wenn ihr aber erfüllt, sagt man weiter, dann ergeben sich allerlei politische Möglichkeiten, ganz abgesehen von der dann sofort fällig werdenden Räumung Kölns. Sie lassen sich vielleicht so formulieren: Eine deutsche nationale Regierung würde den Anschluß an die Weltpolitik bekommen, und dies wäre in der Tat ein entscheidend wichtiger Faktor. Denn es muß gesagt werden, daß das Deutschtum im Auslande offiziell und inoffiziell häufig von Leuten vertreten worden ist, welche sich fürchteten, den deutschen Standpunkt zu vertreten, weil sie glaubten, damit Mißfallen zu erregen. Man brauchte bisher vielen Deutschen nur

ein pazifistisch-demokratisches Lied vorzusingen, und sie stimmten begeistert ein und opferten jedes Quentchen eigener Überzeugung. Die deutsche Agitation in der englischen Presse gegen Hindenburg beweist schlüssig, daß für viele Deutsche ein Sieg des Reichsblocks eine höchst unerwünschte Sache, ja eine Gefahr war, denn nicht nur im Rheinlande gibt es Separatisten.

Unter diesen Umständen muß man sich die Frage vorlegen, ob eine Erfüllung der Entwaffnungsforderungen, sofern sie dem englischen Standpunkte entsprechen, nicht politisch klug wäre. Von London aus betrachtet ist diese Frage zu bejahen! Solange von einer allgemeinen deutschen Bereitschaft zur Landesverteidigung keine Rede sein kann, wird das weltpolitische Gewicht Deutschlands nicht der Erwähnung wert sein. Sofern aber die innerpolitische Zerrissenheit überwunden wird, ist die politische Macht Deutschlands größer als vordem.

Bislang ist die deutsche Erniedrigung eine parteipolitische Frage gewesen. Die deutsche nationale Bewegung konnte mit Recht sagen, daß sie ihre Pflicht bis zum letzten erfüllt habe und die Verantwortung für die Revolution der Drückeberger ablehnen mußte. Somit war das nationale Unglück ein ständiger Vorwurf für die sogenannten schwarz-rot-goldenen Parteien, die sich eigensinnig auf die recht zweifelhafte Weisheit ihrer weltpolitischen Strategie beriefen. Aber andererseits bewirkte die Ausschaltung der Rechten eine parteipolitische Färbung der nationalen Aktivität. Das Ausland brauchte die deutschen Republikaner nur zu streicheln, und sie besänftigten sich mit wenig eindrucksvoller Bereitwilligkeit.

Die Wahl Hindenburgs bedeutet die politische Mitverantwortlichkeit des nationalen Deutschland. Dies neue Deutschland befindet sich in einer Zwangslage. Gelingt ihm heute der Nachweis, daß es der politischen Selbstüberwindung fähig ist, im Dienste eines großen Zieles, dann hat es innenpolitisch das gewonnen, was die republikanischen Parteien nicht vermocht haben, die Einigung der Nation, hat aber vor allem außenpolitisch in den Augen wenigstens der angelsächsischen Welt einen weltpolitischen Befähigungsnachweis vollbracht, der nicht sogleich vergessen werden dürfte. Die Parteien der deutschen Linken haben für ihre Politik der Selbstentmannung deswegen keinen Dank geerntet, weil sie schließlich nur ihre parteipolitischen Ziele verfolgten. Kein Engländer rechnet einem deutschen Sozialdemokraten oder Vertreter der Demokratie oder des linken Zentrums die Erfüllungspolitik zum Verdienste an. Wenn ein Musiker bei sich zu Hause Musik macht, darf er kein Honorar verlangen. Wenn aber die deutsche Rechte, die nunmehr zur Macht gelangt ist, im Interesse ihres Landes zunächst eine Politik der Selbstverleugnung treibt, dann, das weiß man in London, darf sie nicht nur, sondern muß sie auf entsprechenden Gegenleistungen bestehen. Werden sie nicht gewährt, dann entsteht ernste politische Gefahr. Es hieße der deutschen nationalen Bewegung ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn man so kleinmütig ist, zu glauben, daß ihre verantwortliche Übernahme einer unverantwortlich schlechten politischen Erbschaft ihr nicht die Kraft geben wird, die Erneuerung der deutschen weltpolitischen Geltung dennoch und trotz alledem zu leisten.

Die kolonialen, industriellen, wirtschaftlichen, finanziellen Nöte Englands haben sich unterdes nicht vermindert. Churchill hat ein viel umstrittenes Budget eingebracht, welches die Gegner sein finanzielles Gallipoli nennen. Sie haben sich aber in ihren Angriffen so übernommen, haben so sehr übertrieben, daß Churchill allen seinen Gegnern zum Trotz die besten Aussichten hat, seine Vorschläge im wesentlichen unverändert durchzubringen. Außenpolitisch interessant ist außer der Rückkehr Englands zum Goldstandard vor allem die Einführung der Seidenzölle. Obwohl das natürlich heftig bestritten wird, ist die Spitze auf Frankreich unverkennbar. Die Benachteiligung der englischen Textilindustrie wird sich beseitigen lassen, nicht aber eine geradezu ungeheuerliche Erschwerung der Einfuhr französischer Seidenfabrikate. Zwar wird zunächst der englische Steuerzahler die Kosten zu tragen haben, aber auf die Dauer verfügt die englische Regierung nunmehr über eine Waffe, mit welcher die französische Seidenindustrie sehr schwer getroffen werden kann. Obwohl überraschenderweise die Schweiz bei der Einfuhr von Seidenfabrikaten statistisch an der Spitze steht, beherrscht die französische Konfektion mit Damenkleidern den englischen Markt. Auch die Wiedereinführung der Mackennazölle richtet sich mehr gegen Frankreich als gegen Deutschland. Der Ausbau der Schutzzölle ist auf alle Fälle die mächtigste Waffe gegen die französischen, auf Beherrschung der kontinentalen Industrie gerichteten Bestrebungen.

Die englische Politik ist mit ihren Vorbereitungen für eine größere Aktion, wie sich zeigt, noch immer nicht fertig. Vor einigen Monaten wurde in einer englischen Zeitschrift der mißglückte Versuch gemacht, ein englisches „Sicherheitsproblem" aufzuzeigen. Der Gedanke hat sich nicht bis zum Schlagwort entwickeln lassen. Aber es ist augenscheinlich, daß auch England eine sehr klare Vorstellung von seinem eigenen „Sicherheitsproblem" besitzt, so daß die englische „Sicherheit" das Leitmotiv für alle Handlungen der englischen Politik ist. Zurzeit bietet der Friedensvertrag eine gewisse Scheinsicherheit. Solange das der Fall ist, wird England an ihm festhalten. Aber man erkennt immer mehr die Gefahren des Friedensvertrages. Der Friedensvertrag ist der Versuch einer grundlegenden Neuordnung Europas. Diese Neuordnung bringt nur für Frankreich Vorteile, für England nur insofern, als es sich der französischen Führung unterordnet. Das Bestreben der englischen Politik geht dahin, den Friedensvertrag in eine Reihe von Einzelfragen aufzulösen, diese lokal zu behandeln, um auf diese Weise aus den Fesseln des Vertrages frei zu werden, der in England allgemach wie ein Albdruck empfunden wird. Alle im vergangenen Jahre unternommenen Versuche sind trotz Annahme des Dawesberichtes fehlgeschlagen. Auch heute wird London formal von Paris aus beherrscht. Trotz monatelanger Verhandlungen waren alle Ergebnisse negativ. In den nächsten Wochen wird das Schwergewicht politischer Verantwortung nach Berlin verlegt werden. Es ist nicht zu erwarten, daß unsere gegenwärtige Funktion anders als passiver Natur sein wird. Die englische Politik beruht auf einer sehr optimistischen Einschätzung der deutschen Druckwiderstandsfähigkeit. Daraus folgt aber, daß die Befreiung Europas nur von Deutschland aus erfolgen kann, eine Aufgabe, die Zeit, und wiederum Zeit und noch einmal Zeit erfordert.

Wilhelm von Kries.

Politische Rundschau

Die Frist, die der französische Ministerwechsel uns in der Außenpolitik verschaffte, ist von Frankreich unmittelbar und durch Benesch ebenso zur Verstärkung seiner Stellung im Ringen um den Sicherheitsvertrag ausgenutzt worden, wie von uns. Das deutsche Volk hat seinen Feldmarschall zum Reichspräsidenten gemacht. Die Stetigkeit in der Rechtsentwicklung ist damit wohl endgültig erwiesen. Die Wahlen vom 4. Mai und 7. Dezember 1924 und vom 26. April 1925 zeigen dieselbe Linie auf. Wieder und wieder muß der Fortschritt in der Wiedergesundung und Wiederbesinnung der Nation als das wesentliche der Wahlergebnisse bezeichnet werden. Würden nicht erhebliche Teile der deutschen Katholiken immer noch vom Zentrum unter konfessionellem Druck gehalten, so würde noch wirksamer deutlich werden, daß es sich nicht um ein Hin- und Herfluten unbeständiger Massen von einer Partei zur anderen handelt, sondern um eine Rückkehr der seelischen Haltung unseres Volkes in die Gleichgewichtslage, um die Überwindung der Unruhe und der Verirrungen, denen wir nicht erst im Kriege, sondern schon seit 1890 verfallen waren. Damit festigt sich für eine Politik auf lange Sicht unsere Weltstellung wieder beträchtlich. Der moralische Eindruck des Vorganges macht sich aber auch schon in den gegenwärtigen Verhandlungen bemerkbar. Fraglich bleibt nur nach wie vor, ob unsere eigene Regierung das rechte Gefühl, den richtigen Blick dafür hat und ob sie den Eindruck zu unseren Gunsten sofort auszunutzen bereit und fähig ist. Die Reden, die vom 18. bis zum 20. Mai im Reichstag zur auswärtigen Politik gehalten wurden, ließen noch nicht erkennen, daß der deutsche Sinn für „Imponderabilien" wieder lebhafter wird und der Geist bismarckscher Staatsführung in uns auflebt. Immer jedoch bleibt die Bedeutung der Wahl Hindenburgs an sich.

Die Franzosen haben inzwischen ihre Hauptanstrengungen auf Ostmitteleuropa gerichtet und entschieden dort mit Erfolg gearbeitet. Benesch, dessen Reisefieber der

öffentlichen Meinung der Welt längst sehr viel begründeten Anlaß zur Spöttelei gibt als Kaiser Wilhelm, hat nach allen Seiten hin die Hand ausgestreckt und Österreich gegenüber zum Schluß sogar mit dem Zurückziehen der schon ausgestreckten Hand etwas zu erreichen gesucht. Die unvorsichtig primitive Formulierung des deutschen Standpunktes dahin, daß wir bereit seien, die von uns im Kriege verlorenen Gebiete im Westen abzuschreiben, wenn die Grenzen im Osten wieder zu unseren Gunsten verbessert würden ebnete der französisch-tschechischen Politik Wege, die in den letzten Jahren beinahe ungangbar für sie waren.

Man muß der tschechischen Außenpolitik einräumen, daß sie sich alle die Jahre hindurch seit 1919 die Mühe und den Ärger des Werbens um Polen nicht verdrießen ließ. Wie klein auch die Schritte waren, mit denen sie ihrem Ziel der Verständigung zwischen Prag und Warschau näherkam, sie kam allmählich vorwärts. Nunmehr hat sie den ihr von Deutschland gelieferten Vorwand benutzt, um das Widerstreben Polens gegen die Annäherung wenn nicht geradezu zu überwinden, so doch wesentlich zu mildern. Nicht nur einen Schiedsvertrag unterzeichneten die beiden Außenminister Ende April in Warschau, sondern auch ein Abkommen zum gegenseitigen Schutze des Korridors, Danzigs und Schlesiens hüben, Österreichs drüben. Als sich die Regierungen des Kleinen Verbandes gegen Mitte Mai zu einer ihrer gewohnten Konferenzen in Bukarest trafen, konnte ernsthaft über den Eintritt Polens in den Kleinen Verband gesprochen werden. Es ist nicht erfolgt. Aber er erscheint auch nicht mehr unmöglich. Es wäre verhängnisvoll, wenn wir die Augen dagegen verschlössen und die Möglichkeit einer Prag—Warschauer Verständigung gegen uns etwa ähnlich für ausgeschlossen erklärten, wie vor einem Vierteljahrhundert Holstein nicht an ein englisch-russisches Zusammengehen glauben wollte.

Wie die Kreise einer durch Steinwurf entstandenen Welle verhalten sich der Besuch Beneschs in Warschau und die geheimen Verhandlungen der Generalstäbe der Randstaaten Polens und Rumäniens in Riga zueinander. Französische Offiziere wirkten bei ihnen und erleichterten die bisher von Paris vergeblich angestrebte Fühlungnahme sämtlicher Randstaaten untereinander zum Zwecke gemeinsamer Abwehr unserer angeblichen Angriffsabsichten. Die Vereinsamung Polens, die unserem Außenministerium den Mut einflößte, die Berichtigung unserer Ostgrenze als Preis für den Verzicht auf Elsaß-Lothringen ins Auge zu fassen, hat mit einem Schlage aufgehört. Polen wird von Riga wie von Prag aus gestützt. Die Angelsachsen können ruhig sein; ihre gelegentliche Versicherung, daß die Weltmeinung einer Änderung unserer Ostgrenze nicht mehr unbedingt wiederstrebe, wird schwerlich noch zur Folge haben, daß wir von ihnen Taten statt Worte verlangen werden.

Aber Paris ist nach dem ersten Streich, der Polen wieder Halt verschaffte, auch der zweite gelungen, die Tschechoslowakei und Italien gegen uns zu einhelligem Widerspruch wider jede Aufrollung der Grenzfrage im Osten zu vereinigen. Mussolini hat am 20. Mai im Parlament die Anerkennung der Brenner Grenze von uns verlangt und Österreich aufgefordert, ernstlich darüber nachzudenken, daß Italien niemals einen Anschluß an Deutschland zugeben werden. Der bedeutsamen Erklärung Mussolinis ging stärkster Druck Beneschs auf Österreich voran. Er kündigte einen zweimaligen Besuch in Wien an, einen kürzeren Aufenthalt vor und einen längeren auf der Rückkehr von Bukarest und nahm danach die Zusage plötzlich wieder zurück. Zwischenein half er in Bukarest dazu, daß der kleine Verband einmütig Österreich geradezu als widerspenstig und erpresserisch beschimpfte. Auch Ungarn bekam sein Teil ab. Die Not, die unsere österreichischen Volksgenossen nach dem Zusammenbruch des Seipelschen Sanierungswerkes aufs neue unbarmherzig schüttelt, hat in der Bevölkerung des Anschlußgedanken wieder geweckt, weil die Massen von ihrem Lebensinstinkt auf uns hingewiesen werden. Gewisse Wirtschafts- und politische Kreise drängen aber ebenso entschieden von uns weg in der eitlen Hoffnung, daß der unbedingte und offene Verzicht auf den Anschluß die Feinde endlich rühren und zu wirksamer Hilfe bewegen werde. Sie leitet dieselbe Auffassung, die die deutsche Regierung zum Angebot des Verzichts auf Elsaß-Lothringen getrieben hat. Seipel selbst ist sich offenbar nicht darüber im Unklaren, daß das österreichische Staatswesen damit wieder in die Lage zurückgleitet, aus deren Gefahren er vor genau drei Jahren es hinaussteuerte. Er erhob, ohne Gehör zu finden, seine warnende Stimme gegenüber dem hemmungslos gewordenen Herantreiben der leitenden Kreise an die Westmächte und bewies dadurch ein neues Mal, daß er der einzige, obwohl mehr intellektuell

begabte als willensmäßige Staatsmann ist, den das deutsche Volkstum in den letzten Jahren herauszustellen vermocht hat. Aber schon reichten sich Benesch und Mussolini wieder die Hände über Seipel hinweg. Ein Teil der deutschen öffentlichen Meinung hatte sich einige Tage lang vorgeredet, daß Benesch bei den Vorbereitungen, die er für die politische Beschlagnahme Österreichs auf dem Wege über seine wirtschaftliche Stützung trifft, den siegreichen Widerstand von Kramarsch erfahren habe. Es muß hier dahingestellt bleiben, ob der Vorstoß von Kramarsch Benesch in diesem Augenblicke nicht sogar willkommen war, weil er ihm erlaubte, sein Fernbleiben von Wien höflicher zu begründen. Aufgehalten wurde er durch den Vorstoß auf seinem Wege sicherlich nicht.

Als vor drei Monaten die allgemeine Erörterung des Sicherheitsvertrages in Fluß kam, äußerte Benesch seine Zustimmung, weil er im Anschlusse regionaler Sicherheitsverträge eine günstige Aussicht auch für die Tschechoslowakei zu erkennen meinte. Gleich darauf schwieg er davon wieder. Heute müssen wir damit rechnen, daß er nichts unterlassen hat, um die Bedingungen für einen ostmitteleuropäischen Sicherheitsvertrag günstiger zu gestalten, als sie damals waren. Die schwache Stelle seines Gedankens im ersten Augenblicke war, daß Deutschland logischerweise beanspruchen durfte, an einem östlichen Sicherheitsvertrag ebenso beteiligt zu werden, wie es sich selbst zu dem westlichen erbot. Rasches Zugreifen unserer Regierung, sobald als sich Benesch grundsätzlich für einen östlichen Sicherheitsvertrag aussprach, hätte ihn vermutlich in arge Verlegenheit gebracht. Zu seinem Glücke hielt unsere Regierung an ihrem unglücklichen Einfalle fest, daß wir die Bewegungsfreiheit im Osten gegen die Bindung im Westen eintauschen können, und ermöglichte dem rührigen Tschechen dadurch, daß er die Kulissen im Osten verstellen konnte, bis das Bühnenbild dort seinen politischen Absichten entsprach. Es wird uns außerordentlich schwer fallen, daran noch etwas zu ändern, wenn nicht die der tschechischen Führung in Ostmitteleuropa an Ort und Stelle nach wie vor widerstrebenden Kräfte wieder aufbegehren. Die bescheidenen, aber nicht verächtlichen Früchte, die uns aus dem Sichregen unserer Minderheit im Osten und aus der Entwicklung der Dinge in Österreich reiften, drohen uns durch den Verlauf der Dinge seit dem berüchtigten deutschen Aide-mémoire wieder weit weggezogen zu werden. Wir haben uns eher darauf gefaßt zu machen, daß der Westen Europas durch einen Sicherheitsvertrag unter unserer Mitverpflichtung Frankreich und England dauernd ausgeliefert und der Osten unter Einschluß Österreichs durch einen Bürgschaftsvertrag gegen uns organisiert wird.

Wir müssen indessen die Spuren der französischen Politik in ihrer Verbindung mit der tschechischen Politik während der vergangenen Wochen noch weiter verfolgen. Das neue Ministerium Painlevé-Briand-Caillaux hat den Senator de Monzie aus dem Kabinett Herriot, in das er in letzter Stunde eingetreten war, übernommen. Der Vorkämpfer für die Verständigung seines Landes mit Rußland, auch wenn dieses bolschewistisch regiert ist, darf vielleicht schon einen wichtigen Erfolg buchen, die Entlastung der jugoslawischen Politik von der Gegnerschaft des alten Raditsch. Die dauernde schwere Krisis, in der sich Jugoslawien befand, schwächte den französischen Einfluß im südöstlichen Mitteleuropa England gegenüber empfindlich. Daß Moskau, zum mindesten einstweilen, den Kroaten seinen Beistand versagte, trieb diese Pasitsch in die Arme. Der Waffenstillstand der politischen Parteien, der in Belgrad geschlossen wurde, soll sich zunächst in einer wirtschaftspolitischen Annäherung Griechenlands an Jugoslawien auswirken. Man beabsichtigte wohl auch Bulgarien in sie einzubeziehen. Den Anlauf, den Serbien alsbald nach dem kommunistischen Putsche in Sofia machte, Bulgarien zu demütigen und dadurch in seine politische Hörigkeit zu bringen, wurde durch Italien eben noch aufgehalten. Mehr erreichte Italien nicht. Es fehlt nicht an Mutmaßungen, daß Franzosen vielleicht tätiger als Russen an dem Putsch beteiligt waren. Verhaftungen französischer Staatsbürger sind in Sofia erfolgt. Wenn sich die bulgarische Regierung Zankow bisher auf England stützte, so dürfte sie nach dem Attentate bereiter geworden sein, französischem Drucke sich zu fügen. Der Umschwung aber in Südosteuropa zuungunsten Englands, von dem auch Italien mitberührt wird, ist kaum zu erklären, wenn nicht aus einer Entspannung zwischen Paris und Moskau. Sie liegt zudem in der Linie der Vereinbarungen unter den asiatischen Mächten. Japan und Rußland müssen ihr Bündnis durch Frankreich zu ergänzen versuchen. Die Reden, die von den Wortführern der Sowjets Mitte des Monats auf der Rätetagung gehalten wurden, scheinen nichts

enthalten zu haben, was der Verbindung mit Frankreich Hindernisse in den Weg legen könnte. Stalin betonte, daß zwar Rußland und seine asiatischen Verbündeten einerseits, die Angelsachsen andererseits die die Weltpolitik regelnden Kräfte darstellten, daß das Übergewicht aber vorerst bei den Angelsachsen sei, die über das Weltkapital verfügten. Vielleicht zielte diese Erklärung geradezu auf Frankreich ab, um dort beruhigend zu wirken. Im gleichen Atemzuge legten die Russen freilich Verwahrung dagegen ein, daß wir in den Völkerbund hineingingen; sie geben vor, daß sie darin eine feindliche Handlung sehen müßten. Würden wir jedoch daraus heraushören, daß sie einem Bündnis mit uns den Vorzug vor einem Bündnis mit Frankreich geben, so würden wir gewiß fehlgreifen. Wie die Weltlage heute ist, wehren sie sich nur dagegen, daß wir Vorfeld der angelsächsischen Politik im Kampfe wider sie werden. Unser Eintritt in den Völkerbund droht uns dazu zu machen. Den andern Völkern gebricht es an dem Glauben daran, daß wir nur in den Völkerbund hineingehen, wenn der Artikel 16 auf uns keine Anwendung findet. Die Russen wollen uns wenigstens den Rücken stärken, solange wir uns noch gegen den Artikel 16 sträuben.

Trachten Rußland und Japan nach dem Bündnisse der Franzosen, so hat Frankreich abweichend davon einstweilen nur ein Interesse daran, die Angelsachsen seinen Übertritt in das asiatische Lager fürchten zu lassen. Halb schon zur afrikanischen und farbigen Macht geworden, empfindet es in seinem Blute schwerlich mehr eine Auflehnung gegen die Teilnahme am Kriege der Asiaten gegen die Rasse, die gegenwärtig auf der weißen Seite allein noch kampffähig ist. Stärker dagegen dürfte ihm wirtschaftliche Überlegung von dieser Teilnahme abraten.

Die Angelsachsen sind daran, mehr und mehr ihre wirtschaftlichen Interessen zu verflechten, damit die politischen Reibungsflächen, die ihren Beziehungen gefährlich werden könnten, entladen werden. Churchill hat in seiner großen Rede über den englischen Staatshaushalt am 28. April feststellen können, daß die Aufnahme der Zinszahlungen durch England für seine amerikanische Schuld schon ihre währungspolitischen Früchte für England trägt. Der Kampf, zu dem es vor zwei Jahren zwischen dem Dollar und dem Pfund kam, ist beendigt. Die amerikanische Finanzwelt hilft selber durch ein Darlehen dazu mit, daß England wieder zur Goldwährung übergehen kann. Pfund und Dollar haben wieder den gleichen Wert. Noch nicht so einig sind sich die beiden angelsächsischen Völker in der Frage geworden, ob sie auch die Herrschaft über die Ölerzeugung der Welt zu gleichen Teilen ausüben wollen. Aber vielleicht ist es richtig, daß wir auch damit für die Zukunft rechnen. In dem Maße, wie sie sich untereinander über eine einheitliche Wirtschaftspolitik verständigen, fällt auch die Entscheidung über die Herstellung einer deutsch-französischen Industriegemeinschaft immer mehr ihnen zu. Die Frage dürfte erlaubt sein, ob das französisch-deutsche Kaliabkommen nicht deshalb fertig geworden ist, weil Amerika der Hauptabnehmer der elsässischen wie der mitteldeutschen Kalierzeugung ist und das amerikanische Kapital das Abkommen wollte.

Die Amerikaner haben auf ihre Art die Franzosen neuerdings verschiedentlich die Macht fühlen lassen, die sie der Einigung des angelsächsischen Kapital zu danken haben. Der neue amerikanische Botschafter in London, der vordem in Berlin gewesene Houghton, forderte am 4. Mai in der ersten größeren Ansprache, die er in seiner neuen Stellung hielt, mit wenig rücksichtsvollen Worten, daß der Friede endlich beständigen Charakter annehmen müsse. Wie eine Drohung klang es aus seinem Munde nach Paris hinüber. Caillaux und Briand sind zu unterrichtete und ruhige Politiker, als daß sie sich nicht bei der Bildung ihres Ministeriums darüber klar geworden wären, daß Frankreich seinem Gläubigerstaate über dem Meere mindestens eine Geste schulde. Caillaux hat deshalb in seinem Plan für die französische Finanzreform die Aufnahme von Zahlungen an die Vereinigten Staaten zur Schuldentilgung vorgesehen. Eine Wirkung seiner Ankündigung ist freilich in den Vereinigten Staaten noch nicht wahrzunehmen. Sie bleiben im großen und ganzen in der Reserve und überlassen es den Engländern, mit den Franzosen sich abwechselnd zu schlagen und zu vertragen.

In England ist aus dem niemals sehr zahlreich gewesenen Kreise der Staatsmänner aus der Vorkriegszeit, die sich ihre weltpolitischen An- und Absichten im Gebiet des Indischen Ozeans gebildet hatten, Lord Milner Curzon nach wenigen Wochen in den Tod gefolgt. Das Ringen um die Richtung der englischen Außenpolitik wird zur Zeit von dem Kolonialminister Amery und Austen Chamberlain bestritten. Chamber-

lain dürfte seit dem März eher wieder nachdrücklicher seinen Standpunkt möglichst engen Einvernehmens mit Frankreich zu vertreten. Es laufen Gerüchte um, daß die französische und englische Generalität ihre gemeinsame Vorarbeit für den Kriegsfall schon wieder im selben Ausmaße wie vor 1914 aufgenommen haben. Eine der dringlichsten Forderungen Poincarés aus dem Jahre 1922 wäre damit Briand von Chamberlain zugestanden worden. Amery hat auf seiner Mehrmonatsreise im Orient überall den französischen Druck auf die Stellung zu England in der Weltpolitik zu spüren bekommen. In Ägypten hat Lord Allenby seinen Abschied nehmen müssen. In Indien hat Das auf dem Kongreß seiner Partei zwar eine Mehrheit dafür bekommen, daß sein Wille zur Zusammenarbeit mit den Engländern um den Preis der allmählichen Überleitung Indiens in die Rechtsstellung eines Dominions auch weiterhin der Politik der Partei die Richtlinien weist. Aber der Widerspruch aus seinen Reihen ist stärker geworden. Die Mossulfrage ist nach wie vor unerledigt. Die französischen Quertreibereien von Syrien aus in Angora und Konstantinopel dauern an. Dazu kommt die Verringerung des englischen Ansehens in Südosteuropa, von der schon soeben die Rede war, und die langsame, jedoch sicher fortschreitende Wiederverselbständigung der Buren in Südafrika, gegen die sich die Engländer in Ostafrika ein Gegengewicht durch den Ausbau Kanias zum Staate zu schaffen suchen. Die im vorigen Jahre in Südafrika zur Regierung gelangten Männer wollten England nicht einmal mehr die Meistbegünstigung bei wirtschaftlichen Verhandlungen zugestehen, geschweige denn daß sie bereit waren, ihm Verzugszölle und dergleichen zugute kommen zu lassen. Die Opposition unter Smuts hat schließlich die Meistbegünstigung durchgesetzt. Gleichzeitig wurde das Deutsche wieder als Gebrauchssprache in Südafrika zugelassen. Die Nervosität des englischen Kolonialministers hat also ihre Gründe.

Was bezwecken die Franzosen mit ihrem Feldzug in Marokko? Die Engländer sind überzeugt, daß sie sich die von den Spaniern geräumte Zone aneignen wollen. Man streitet nur darum, ob sie aus eigenem Antrieb handeln und glauben, die englische Zustimmung durch Zugeständnisse an England in der Mossulfrage erkaufen zu können, oder ob sie den Wünschen des amerikanischen Großkapitals nachgeben, das sich in der geräumten Zone engagiert hat und die Franzosen für seine Interessen vorschickt, nachdem die Spanier versagt haben. Die Engländer muß auch beunruhigen, daß Caillaux und Briand Malvy nach Madrid geschickt haben; er soll versuchen, ob die Spanier für ein gemeinsames Vorgehen mit den Franzosen in der geräumten Zone zu gewinnen sind. Als er vor einigen Monaten nach Frankreich zurückkehren durfte, sang er das hohe Lied der Freundschaft, die König Alfons für Frankreich empfinde; nichts sei unrichtiger, so behauptete er, als die Legende, daß der König etwas für Deutschland übrig habe. Man hat vielleicht bei uns den Angaben Malvys zu wenig Beachtung geschenkt. Bei dem König waren wohl immer dynastische Einflüsse schwarzgelben Ursprungs mit in Rechnung zu setzen; sie haben sich seit Kriegsende gegen uns gekehrt. Die spanisch-deutschen Beziehungen sind immer davon bedingt gewesen, daß auch die Österreicher ihren Vorteil darin erkannten. Dazu kommt im Augenblicke, daß das Ansehen der spanischen Regierung eine ernstliche Erschütterung zu befürchten hat, wenn der Handelsvertrag mit uns im deutschen Reichstag abgelehnt werden sollte.

Trotz Liautey und Franklin Bouillon, die ihr Vaterland orientalische Politik um ihrer selbst willen treiben sehen möchten, ist es immer noch so, daß die amtliche französische Politik zu jedem Verzicht im Orient bereit ist, wenn sie sich dafür am Rhein bezahlt machen kann. Unser Außenminister sagte in seiner Reichstagsrede am 18. Mai, daß es die wichtigste Aufgabe der deutschen Politik sei, dem „labilen“ Zustande unserer Westgrenzen ein Ende zu bereiten. Er verspricht sich von der Unterstützung der Engländer, daß sich Frankreich wieder wie im 18. Jahrhundert bei einer Grenze beruhigen wird, für die die Franzosen damals den Namen der Kompromißgrenze geprägt haben und die im großen und ganzen der französischen Grenze von 1792 entsprechen würde. Als sich die Franzosen ein erstes Mal damit abfanden, sich den ganzen Rheinstrom nicht durch Schwertgewalt anzueignen, sondern den noch nicht eroberten Rest nur nach und nach friedlich zu durchdringen, waren sie von den Leiden einer 80 jährigen Kriegführung erschöpft und geschlagen. Heute sind sie Sieger. Von der Fortsetzung ihrer Anschläge auf den Besitz des ganzen Rheins mag sie nur abmahnen, daß sich ihre Bevölkerung ebenso stetig nach links zurückentwickelt, wie die unsere nach rechts.

Dreimal haben die Parteien der Weimarer Koalition uns schon verheißen, daß Rechtswahlen in Deutschland Rechtswahlen in Frankreich zur Folge haben müßten. Aber wie im vorigen Mai der Sieg der Rechten bei uns unmittelbar den Sturz Poincarés nach sich zog, so sind auf die Wahl Hindenburgs drüben Gemeinderatswahlen gefolgt, durch die sich die Stellung der Linksparteien weiter festigte. Die Stimmung im eigenen Volke ist vielleicht der einzige politische Faktor, der den französischen Staatsmännern ernstlich Mäßigung anempfiehlt. Aber diese Stimmung, die in ihnen vermutlich die Überlegung eines Streites mit den Engländern orientalischer Fragen wegen gar nicht mehr aufkommen läßt, hemmt sie noch nicht in ihrer Rheinpolitik. Im Gegenteil, je friedfertiger der französische Kleinbürger und Bauer wieder wird, desto dringender verlangt er danach, daß der Rhein militärisch oder unter dem Vorwande einer Völkerbundsaufsicht in den Händen der französischen Truppen bleibt. Vorläufig hoffen die französischen Minister offensichtlich noch, der Dazwischenkunft des Völkerbundes nicht zu bedürfen und sich selber am Rhein halten zu können. Sie haben deshalb wieder die Abrüstungs- und Räumungsfragen in den Vordergrund geschoben und die Frage der Sicherheit zurückgedrängt. England hat ihnen unter der Verantwortung Chamberlains nachgegeben, daß auch vom 15. August als Tag der Räumung Kölns nicht mehr geredet wird und die Engländer mit den Franzosen und Belgiern nunmehr auf ganz unbestimmt lange Zeit am Rheine bleiben werden.

In der außenpolitischen Debatte des Reichstags verglich der Kommunist Rosenberg, der ja seines Zeichens mehr als ein gewöhnlicher Parteiagitator ist und die Bildung des geschulten Historikers in das Parlament mitbringt, die augenblickliche Lage Mitteleuropas mit seiner Lage während des Krimkrieges. Rußland und die Westmächte standen sich damals feindlich gegenüber. Beide rangen um die Entscheidung Mitteleuropas für sich. Österreich neigte mehr und mehr zu den Westmächten hinüber. Bismarck bot seine ganze Leidenschaft auf, um von Frankfurt aus, wo er Gesandter beim Bundestage war, Preußen zu Rußland hinüberzudrängen. Er erreichte zwar sein Ziel nicht, der von ihm entwickelte Gegendruck verhütete aber, daß die Prinzessin Auguste und ihr Kreis auch Preußen zu den Westmächten hinüberzogen. Die deutsche Nation bot ein klägliches Schauspiel der Ohnmacht und Unentschiedenheit. Der Vergleich trifft ins Schwarze. Er muß uns zum Nachdenken zwingen. Dieses Nachdenken wird uns weiterführen auch zu den Jahren hin, wo Bismarck nicht nur Berater der preußischen Regierung war, sondern sie selbst leitete. Er kam in das Amt des preußischen Ministerpräsidenten, noch ganz befangen in altpreußischen Gedankengängen. Sein Ziel war die Verstärkung der preußischen Stellung bis zu gesicherter Großmachtgeltung. Er dachte ausschließlich und rein in staatlichen Grenzen. Über der Durchführung seiner Absichten erkannte er, daß er umdenken mußte. Er konnte kein Großpreußen in Norddeutschland schaffen, ohne dem deutschen Volkstum in seiner heißesten Sehnsucht, dem Verlangen nach der Erneuerung des Reiches, Befriedigung und Erfüllung zu verschaffen. Er dachte um, und wurde daraufhin der Meister der gesamten europäischen Politik. Wo sind die Anzeichen dafür, daß unser Auswärtiges Amt und sein aus der nationalliberalen Partei hervorgegangenen Außenminister in Bismarckscher Art im Umdenken begriffen sind? Die Linienführung der Politik, die im Angebot des Sicherheitsvertrages ihre erste Formulierung gefunden hat, bleibt völlig im Bereich des staatlichen Denkens der vergangenen Jahrzehnte und verrät noch in nichts die Erschütterung durch den Ausgang des Krieges. Großdeutsches Volkstum und Mitteleuropa sind ihr tote Begriffe geblieben und werden wahrscheinlich von ihr verachtet. Nur von ihnen aus läßt sich wieder ein Ausblick in die Zukunft gewinnen.

Pertinacior.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Wakinshaw. — The Solution of Nuemployment or the Postulates and Implications of the Social Credit Theorem of Major C. H. Douglas, M. S. M. E. by W. H. Wakinshaw M. A. 289 S, Newcastle-Upon-Tyne 1924. Andrew Reid and Company, Limited.

Walser. — Die Rose von Robert Walser. Erzählungen. 176 S. Berlin, Ernst Rowohlt.

Walther. — Bau und Bildung der Erde von Johannes Walther. 459 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Weber. — Die Krise des modernen Staatsgedankens in Europa von Alfred Weber. 172 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wehde. — Seit ich die Heimat verließ (Abenteuer und Schicksale eines Deutschen in der Fremde) von Albert Wehde. 298 S. Berlin, R. Hobbing.

Weltzien. — Der Rosenjäger. Ein Löns-Buch von Otto Weltzien. 163 S. Berlin 1925, Deutsche Landbuchhandlung. (3,50 M.)

Werner. — Wo lag die alte Römerfeste Aliso? — Wo war die Hermannschlacht? 2 Vorträge) von San. Rat. Dr. med. et phil. Werner. 93 S. Leipzig, Xenien-Verlag.

Wesselski. — Märchen des Mittelalters von Albert Wesselski. 283 S. Berlin 1925, Stubenrauch.

Wienert. — Weiße Erde von Oskar Franz Wienert. 91 S. Trier, Friedr. Linz.

Wiesebach. — Das böse Weib von Wilhelm Wiesebach. 50 S, Frankfurt-Main 1925, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Wilde. — Epistola von Oscar Wilde. Deutsch von Otto Meyerfeld. 183 S. Berlin 1925, S. Fischer. (Geh. 7,50 M., geb. 10,— M.)

Wolf. — Geschichte der Musik in allgemeinverständlicher Form von Dr. Joh. Wolf. 159 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Wünsch. — Religion und Wirtschaft von Georg Wünsch. 96 S. Tübingen 1925, J. C. B. Mohr.

Wunderlich. — Der deutsche Satzbau von Hermann Wunderlich u. Hans Reis. 531 S. Stuttgart, J. G. Cotta.

Zapp. — Revanche für Versailles von Arthur Zapp. 160 S. Berlin, Fritz Kater.

Ziegler. — Das heilige Reich der Deutschen. Drei Bücher in 2 Bänden von Leopold Ziegler. I. Bd. 476 S., II. Bd. 462 S. Darmstadt 1925, Reichl.

—. — Dienst an der Welt. 230 S. Darmstadt 1925, Reichl.

Zulliger. — Unbewußtes Seelenleben von Hans Zulliger. 88 S. Stuttgart, Franckh.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Professor Dr Aubin, Bonn. — Professor Dr Freiherr von der Goltz, Greifswald. — Josef Friedrich Perkonig, Klagenfurt. — Wirkl. Geh. Rat Otto v. Glasenapp, Berlin. — Hans Brandenburg, München. — Oberpostrat Schwellenbach, Berlin. — Paul Gurk, Berlin. — R. Herdman Pender, Berlin. — Professor Dr Petsch, Hamburg. — Dr Wilhelm v. Kries, London.

Nachtrag zum Verzeichnis der Mitarbeiter des Maiheftes:

Dr Kurt v. Raumer, München.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)





Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

